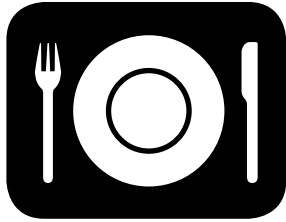


Otto-Friedrich-Universität Bamberg  
Fakultät für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften

# Die Aufmerksamkeit für Lebensmittel

Otto-Friedrich-Universität Bamberg  
Fakultät für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften



# Die Aufmerksamkeit für Lebensmittel

Eine zeitgeschichtliche Rekonstruktion  
kollektiver Orientierungsmuster  
(1975-2005)

## **Dissertation**

zur Erlangung des akademischen Grades  
Doctor rerum politicarum (Dr. rer. pol.)  
vorgelegt von

**Britta Wagner**

Erstgutachter: Prof. Dr. Gerhard Schulze  
Zweitgutachter: Prof. Dr. Richard Münch

Tag der mündlichen Prüfung: 26. April 2010

## Inhaltsverzeichnis kurz

Inhaltsverzeichnis kurz	3
Inhaltsverzeichnis ausführlich	6
<b>Vorwort</b>	<b>12</b>
<b>Einleitung</b>	<b>14</b>
<b>1 Vier dimensionale Orientierungsmuster</b>	<b>20</b>
1.1 Vier Dimensionen	20
1.2 Physisch-instrumentell: An apple a day keeps the doctor away	21
1.3 Konsumpolitisch: Rettet den Regenwald: Esst mehr Gemüse	26
1.4 Symbolisch-ästhetisch: Der Mensch ist, was er isst	30
1.5 Metaphysisch: Wer's isst, wird selig	33
1.6 Zusammenspiel und Widerspruch	37
<b>2 Forschungsdesign</b>	<b>40</b>
2.1 Analysegrundlagen: Orientierungsmuster und theoretisch gewonnene Dimensionen	42
2.1.1 Deutungsmuster als Begriffsbasis der Orientierungsmuster	42
2.1.2 Dimensionale Struktur	45
2.2 Schwerpunktsetzung auf Physisch-Instrumentelles und Konsumpolitisches	53
2.3 Deutschland seit 1975	67
2.4 Datenquelle und Auswertung	71
<b>3 Dimensionsgeschichte: Das Orientierungsmuster des Physisch-Instrumentellen</b>	<b>87</b>
3.1 Von der Körperfeindschaft zum Körperkult: Eine kurze Geschichte der Körperlichkeit und des Natürlichen	88

## Inhalt

3.1.1	Der Versuch der Lebensreform, die natürliche Lebensweise zu retten	91
3.1.2	Heroisierung und Volkskörper im Nationalsozialismus	97
3.1.3	Hungerjahre, Fresswelle und die moderne Angst vor dem Essen: Der Körper als Aushängeschild	100
3.1.4	Ökolandbau, Biolebensmittel und das Vermächtnis der Lebensreform	103
3.1.5	Zusammenfassung	104
<b>3.2</b>	<b>Die Elemente des Physisch-Instrumentellen im praktischen Syllogismus</b>	<b>106</b>
3.2.1	Das Orientierungsmuster im Rahmen des praktischen Syllogismus	106
3.2.2	Der thematische Aufbau der Pfadrekonstruktion	111
<b>3.3</b>	<b>Bedrohung und Erhalt der Gesundheit durch „unschuldige“ Lebensmittel</b>	<b>115</b>
3.3.1	Wissenskomponente: Aufdecken von Zusammenhängen zwischen Krankheiten und Lebensmitteln	115
3.3.2	Handlungskomponente: Gesunde Ernährung	131
3.3.3	Kristallisationspfad: Fettleibigkeit	140
<b>3.4</b>	<b>Bedrohung der Gesundheit durch verunreinigte Lebensmittel</b>	<b>146</b>
3.4.1	Verursacher und Vermeider	151
3.4.2	Umweltverschmutzung	154
3.4.3	Neue Zusammenhänge	157
3.4.4	Kristallisationspfad: Die Rinderseuche BSE	159
<b>3.5</b>	<b>Zusammenfassung</b>	<b>168</b>
<b>4</b>	<b>Dimensionsgeschichte: Das Orientierungsmuster des Konsumpolitischen</b>	<b>173</b>
4.1	Der neue Konsumerismus	175
4.2	„Politischer Konsum“ – ein junger Forschungsgegenstand	184
4.3	Ausgewählte Themen zur Darstellung des konsumpolitischen Orientierungsmusters	190

<b>4.4</b>	<b>Moral nach innen: Fingerabdruckdenken und Verbraucherschutz</b>	<b>192</b>
4.4.1	Hintergrund	193
4.4.2	Preis-Leistungs-Verhältnis	213
4.4.3	Aktivitäten des institutionalisierten Verbraucherschutzes	216
4.4.4	Innovationen	220
4.4.5	Der Entwicklungspfad des Fingerabdruckdenkens. Vom Opfer zum Täter, vom Anbietermarkt zum Nachfragermarkt	229
<b>4.5</b>	<b>Moral nach außen: Fußabdruckdenken oder Das Leben der Anderen</b>	<b>234</b>
4.5.1	Die Moralisierung der Märkte	234
4.5.2	Ökologische und kulturelle Aspekte	236
4.5.3	Ökonomische und politische Bedingungen	286
4.5.4	Der Entwicklungspfad des Fußabdruckdenkens	314
<b>4.6</b>	<b>iBuy und MyEconomy - Die Macht der Konsumenten</b>	<b>321</b>
<b>5</b>	<b>Die Gesellschaft setzt sich zu Tisch</b>	<b>325</b>
5.1	„Die beste aller Welten“ <i>in a nutshell</i>	326
5.2	Genuss und Reue	344
	<b>Schluss. Das Sein ruft zum Diktat</b>	<b>354</b>
	<b>Ein Dank</b>	<b>357</b>
	Abbildungsverzeichnis	359
	Literatur	362

## Inhaltsverzeichnis ausführlich

Inhaltsverzeichnis kurz	3
Inhaltsverzeichnis ausführlich	6
<b>Vorwort</b>	<b>12</b>
<b>Einleitung</b>	<b>14</b>
<i>„Echt Bio“ / Erziehungsziel und Mission / Tischlein, deckt euch / Emotion und Heil / Fragestellung und Aufbau der Arbeit</i>	
<b>1 Vier dimensionale Orientierungsmuster</b>	<b>20</b>
<b>1.1 Vier Dimensionen</b>	<b>20</b>
<b>1.2 Physisch-instrumentell: An apple a day keeps the doctor away</b>	<b>21</b>
<i>Kausalwissen 1 / Kausalwissen 2 / Physiologischer und pragmatischer Werkzeugcharakter / Innen- und Außenorientierung</i>	
<b>1.3 Konsumpolitisch: Rettet den Regenwald: Esst mehr Gemüse</b>	<b>26</b>
<i>Außenorientierung und Kontextwissen / Innenorientierung und Produktwissen</i>	
<b>1.4 Symbolisch-ästhetisch: Der Mensch ist, was er isst</b>	<b>30</b>
<i>Innenorientierung und Selbstwissen / Außenorientierung und Codewissen</i>	
<b>1.5 Metaphysisch: Wer's isst, wird selig</b>	<b>33</b>
<i>Beziehung, Hingabe und Außenorientierung / Selbsterlösung und Innenorientierung</i>	
<b>1.6 Zusammenspiel und Widerspruch</b>	<b>37</b>
<b>2 Forschungsdesign</b>	<b>40</b>
<b>2.1 Analysegrundlagen: Orientierungsmuster und theoretisch gewonnene Dimensionen</b>	<b>42</b>
2.1.1 Deutungsmuster als Begriffsbasis der Orientierungsmuster	42
2.1.2 Dimensionale Struktur	45
<i>Merkmalsträger Kollektiv statt Individuum – Die Sinnbezüge des imaginären Gesamtkunden / Prozessorientierung: Vergleichsebene Zeit statt</i>	

	<i>Teilkollektiv / Zwischen empirischer Sozialforschung und historischer Soziologie / Begriffsverwendung: Dimension und Orientierungsmuster</i>	
<b>2.2</b>	<b>Schwerpunktsetzung auf Physisch-Instrumentelles und Konsumpolitisches</b>	<b>53</b>
	<i>Indikatoren für den Wandel der Dimension physisch-instrumentell / Indikatoren für den Wandel der Dimension konsumpolitisch / Indikatoren für den Wandel der Dimension symbolisch-ästhetisch / Indikatoren für den Wandel der Dimension metaphysisch / Auswahl der Dimensionen physisch-instrumentell und konsumpolitisch / Das Physisch-Instrumentelle: praktische Relevanz / Das Physisch-Instrumentelle: theoretische Relevanz / Das Konsumpolitische: praktische Relevanz / Das Konsumpolitische: theoretische Relevanz</i>	
<b>2.3</b>	<b>Deutschland seit 1975</b>	<b>67</b>
<b>2.4</b>	<b>Datenquelle und Auswertung</b>	<b>71</b>
	<i>Daten und Quellen: Zwei Seiten einer Medaille / Der Spiegel 1975-2005 / Über die Eignung des Spiegel als Datenquelle / Die Bedeutung des Magazins Der Spiegel / Stichprobe, Erhebungsmethode und Auswertungssystematik</i>	
<b>3</b>	<b>Dimensionsgeschichte: Das Orientierungsmuster des Physisch-Instrumentellen</b>	<b>87</b>
<b>3.1</b>	<b>Von der Körperfeindschaft zum Körperkult: Eine kurze Geschichte der Körperlichkeit und des Natürlichen</b>	<b>88</b>
3.1.1	Der Versuch der Lebensreform, die natürliche Lebensweise zu retten	91
	<i>Erneuerung der gesamten Lebensweise / Die Industrialisierung der Ernährung / Die Ernährungsreform / Der Vegetarismus zum Ende des 19. Jahrhunderts</i>	
3.1.2	Heroisierung und Volkskörper im Nationalsozialismus	97
	<i>Heroismus und Körperlichkeit als Erbe der Kaiserzeit / „Reinhaltung“ und Förderung des Volkskörpers in der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik</i>	
3.1.3	Hungerjahre, Fresswelle und die moderne Angst vor dem Essen: Der Körper als Aushängeschild	100
3.1.4	Ökolandbau und Biolebensmittel und das Vermächtnis der Lebensreform	103
3.1.5	Zusammenfassung	104

<b>3.2</b>	<b>Die Elemente des Physisch-Instrumentellen im praktischen Syllogismus</b>	<b>106</b>
3.2.1	Das Orientierungsmuster im Rahmen des praktischen Syllogismus	106
3.2.2	Der thematische Aufbau der Pfadrekonstruktion	111
<b>3.3</b>	<b>Bedrohung und Erhalt der Gesundheit durch „unschuldige“ Lebensmittel</b>	<b>115</b>
3.3.1	Wissenskomponente: Aufdecken von Zusammenhängen zwischen Krankheiten und Lebensmitteln	115
3.3.1.1	Krebs	115
3.3.1.2	Herz-Kreislauf-Erkrankungen <i>Gutes Cholesterin – böses Cholesterin (1978-1986) / Der Kunde ist König (1986-1993) / Good News (1993-1995) / Leben mit Herz-Kreislauf-Erkrankungen (1996-2005)</i>	121
3.3.1.3	Sonstige Erkrankungen und Symptome <i>Schwermetallvergiftungen und Pestizidrückstände / Infektionen / Allergien und Gentechnikfolgen / Vergiftungserscheinungen und heterogene Folgeschäden</i>	125
3.3.1.4	Ernährungsphysiologische Aufklärung und Empfehlungen <i>Ausbreitung der modernen Naturkostbewegung / Leben mit Bioprodukten / Länger leben im 21. Jahrhundert / Ernährungsphysiologisches Kuriositätenkabinett</i>	129
3.3.2	Handlungskomponente: Gesunde Ernährung <i>Strebsamkeit und Reuetat: Functional Food, Fitness und Wellness</i>	131
3.3.2.1	Functional Food <i>Die Siebziger und Achtziger: Entzauberung der Nahrungsergänzungspräparate / Die Jahrtausendwende: Functional Food im engeren Sinne</i>	133
3.3.2.2	Fitness und Wellness <i>Einseitige zufuhrorientierte Fitness (1975-1988) / Ganzheitliche zufuhr- und verwertungsorientierte Fitness (1988-2005)</i>	137
3.3.3	Kristallisationspfad: Fettleibigkeit <i>Die Suche nach dem richtigen Maß / Die fette Gesellschaft / Folgen des Übergewichts: Von der Moral nach innen zur Moral nach außen / Wachsender Kultivierungspessimismus</i>	140
<b>3.4</b>	<b>Bedrohung der Gesundheit durch verunreinigte Lebensmittel</b> <i>Überblick</i>	<b>146</b>



3.4.1	Verursacher und Vermeider <i>Akute Berichterstattung (1981-1990) / Imageverlust von Fleisch und anderen Nahrungsmitteln (1993-2005)</i>	151
3.4.2	Umweltverschmutzung <i>Unschuldige siebziger Jahre / Alarmierende achtziger Jahre / Abgeklärt ins 21. Jahrhundert</i>	154
3.4.3	Neue Zusammenhänge	157
3.4.4	Kristallisationspfad: Die Rinderseuche BSE <i>Die Problempfeiler sind gesetzt (1990-1991) / Entdeckung, Angst und Verunsicherung (1992-1994) / Aktionismus I, Streit um Maßnahmen (1994-1995) / Aktionismus II, Suche nach Verantwortlichen, Schuldzuweisungen, Vertrauensverlust, Erschütterung zweier Säulen der Moderne (1996-1997) / Leben mit der Seuche vor den Toren (1998-1999) / BSE erreicht Deutschland: Systemimmanenz erkannt und Agrarwende im Gespräch (2000-2001) / Der Ausklang der Krise. Aus den Augen, aus dem Sinn. (2002-2005)</i>	159
<b>3.5</b>	<b>Zusammenfassung</b> <i>Entzauberung / Steigende Verantwortung und Vertrauen in die Selbstwirksamkeit / Transformation von Kausalwissen 1 in Kausalwissen 2 und Festigungsprozesse / Ganzheitlichkeit und Individualisierung der Ernährungswissenschaft / Leben mit Zivilisationsrisiken</i>	<b>168</b>
<b>4</b>	<b>Dimensionsgeschichte: Das Orientierungsmuster des Konsumpolitischen</b> <i>Fußabdruckdenken / Fingerabdruckdenken</i>	<b>173</b>
<b>4.1</b>	<b>Der neue Konsumerismus</b> <i>Boycott – vom Mittel großer Handelsakteure zum Konsumenteninstrument durch Industrialisierung / Tun und Lassen / Moral nach innen: Konsumerismus und die Entstehung moderner Verbraucherschutzinitiativen und Verbraucherbewusstsein / Moral nach außen: Entstehung des politischen Konsums im engeren Sinne / Der moralische Fußabdruck als Qualitätsmerkmal / LOHAS – Mehr als neue Ökos: Distinktion durch Inkommensurabilität / Die Anbieter reagieren auf die Moralisierung der Nachfrage</i>	<b>175</b>
<b>4.2</b>	<b>„Politischer Konsum“ – ein junger Forschungsgegenstand</b> <i>Zum Begriff „politischer Konsum“ / Formen politischen Konsums und empirische Hinweise / Bedingungen für die Entstehung des politischen Konsums im Sinne des Fußabdruckdenkens / Soziale Bewegungen und politischer Konsum</i>	<b>184</b>

<b>4.3</b>	<b>Ausgewählte Themen zur Darstellung des konsumpolitischen Orientierungsmusters</b>	<b>190</b>
	<i>Vorstellung der Codes</i>	
<b>4.4</b>	<b>Moral nach innen: Fingerabdruckdenken und Verbraucherschutz</b>	<b>192</b>
4.4.1	Hintergrund	193
	<i>Die Säkularisierung des Weines und andere knappe Güter im Fokus (1975-1977) / Weinsynkretismus – obsoleter Qualitätskontrollen (1979-1982) / Wo liegt die Wahrheit? (1984-1989) / Vertrauensbildende Maßnahmen: regulierte Deregulierung (1991-1997) / Siegeldämmerung (1999-2005)</i>	
4.4.2	Preis-Leistungs-Verhältnis	213
4.4.3	Aktivitäten des institutionalisierten Verbraucherschutzes	216
4.4.4	Innovationen	220
	<i>Moden / Produktneheiten / Verpackungsinnovationen / Neues Verkaufsetting / Neue Herstellungs-/Konservierungsverfahren</i>	
4.4.5	Der Entwicklungspfad des Fingerabdruckdenkens. Vom Opfer zum Täter, vom Anbietermarkt zum Nachfragermarkt	229
	<i>Demokratisierung des Fingerabdruckdenkens / Stufenweiser Vertrauensverlust in Hersteller und Kontrollinstanzen / Regulierende Deregulierung / Entstehung von Verbraucherverantwortung durch neue Verbrauchermacht</i>	
<b>4.5</b>	<b>Moral nach außen: Fußabdruckdenken oder Das Leben der Anderen</b>	<b>234</b>
4.5.1	Die Moralisierung der Märkte	234
4.5.2	Ökologische und kulturelle Aspekte	236
4.5.2.1	Landwirtschaft und ihre Formen	238
4.5.2.1.1	Im Hinterhof der industriellen Landwirtschaft	239
4.5.2.1.2	Landwirtschaft und Ökologie	242
	<i>Ökologische Innovationen / Bioproduktion / Raubbau / Agrarwende</i>	
4.5.2.2	Tier- und Artenschutz	249
	<i>Raubbau allgemein / Fischfang und Fischzucht / Artenschutz / Tierschutz</i>	
4.5.2.3	Gentechnik in der Landwirtschaft und Lebensmittelproduktion	264
	<i>Erster Aktionismus (1975-1981) / Rube vor dem Sturm (1982-1986) / Kassandrarufe (1987-1991) / Generalprobe mit verteilten Rollen (1992-1996) / Ankunft in neuer Realität (1997-2005)</i>	
4.5.2.4	Regionalität	278

## Inhalt

4.5.2.5	Projekte in der Gesellschaft	281
4.5.3	Ökonomische und politische Bedingungen	286
4.5.3.1	Einzelhandel	288
4.5.3.2	Fairtrade	291
4.5.3.3	Weltmarkt und politische Verflechtungen	294
	<i>Politische Bewegungen</i>	
4.5.3.4	Welternährung	302
	<i>Nationaler und regionaler Mangel / Globale Ernährungssituation</i>	
4.5.4	Der Entwicklungspfad des Fußabdruckdenkens	314
	<i>Politisierung der Mikroökonomie / Mikroökonomisierung politischer Konflikte / Problem erkannt – Gefahr gebannt. Zurück zur Natur dank neuer Technologie</i>	
<b>4.6</b>	<b>iBuy und MyEconomy - Die Macht der Konsumenten</b>	<b>321</b>
<b>5</b>	<b>Die Gesellschaft setzt sich zu Tisch</b>	<b>325</b>
<b>5.1</b>	<b>„Die beste aller Welten“ <i>in a nutshell</i></b>	<b>326</b>
	<i>Die Modernisierung der Moderne oder „Der Wandel des Wandels“ / Das Steigerungsspiel / Die Stabilität des Steigerungsspiels / Die Selbstgefährdung des Steigerungsspiel / Das Hervortreten des Paradigmas des Seins / Die beiden Paradigmen / Was die Gesellschaft lernen muss</i>	
<b>5.2</b>	<b>Genuss und Reue</b>	<b>344</b>
	<i>Die bisherigen Ergebnisse in aller Kürze / Das Absurde im Steigerungsspiel der Lebensmittel / Das Gefühl des Absurden überwinden / Das Lebensmittelsteigerungsspiel im Umbruch</i>	
	<b>Schluss. Das Sein ruft zum Diktat</b>	<b>354</b>
	<b>Ein Dank</b>	<b>357</b>
	Abbildungsverzeichnis	359
	Literatur	362

## Vorwort

von Gerhard Schulze

Der Mensch ist was er isst – dieses Bonmot von Ludwig Feuerbach hat Britta Wagner ins Soziologische gewendet: Die Gesellschaft ist, was sie isst. Was wir täglich zu uns nehmen, birgt Inhaltsstoffe, die auf keiner Packung vermerkt sind, Ingredienzien, die nicht von den Nahrungsmittelproduzenten hergestellt werden, sondern von den Konsumenten selbst.

Max Weber hat in diesem Zusammenhang von „Kulturbedeutungen“ gesprochen: Sinnzuweisungen, die jedem, der sich ihrer bedient, höchst privat erscheinen und die doch kollektiv erarbeitet und geprägt sind. Vier Dimensionen solcher Kulturbedeutungen unterscheidet Britta Wagner in ihrer Studie, vier Hauptquellen von Gefühlen, Gedanken, Plänen und Wertvorstellungen, die einem durch den Kopf gehen können, wenn man auch nur einen Liter Milch aus dem Kühlregal im Supermarkt nimmt oder sich einen Kaffee zubereitet. Sie nennt sie die physisch-instrumentelle, die konsumpolitische, die symbolisch-ästhetische und die metaphysische Dimension.

Dass sie in ihrem empirischen Vorgehen die beiden erstgenannten Dimensionen in den Fokus rückt, ist eine Forschungsentscheidung, in der gleichzeitig ein Stück Zeitdiagnose steckt. Mehr und mehr, so Britta Wagners Hintergrundtheorie, hat sich in den letzten Jahrzehnten die Wahrnehmung von Nahrungsmitteln als Substanzen eines persönlichen Gesundheitsmanagements einerseits und als Ausdrucksformen politischen Handelns andererseits in den Vordergrund geschoben.

Mit einer überwältigenden Fülle von Material belegt und differenziert Britta Wagner diese These – und was aus ihr folgt: sowohl in der täglichen Praxis des Essens und Einkaufens wie in den Strategien der Lebensmittelwerbung, der Lebensmittelproduktion und des Lebensmittelhandels. Für ihr empirisches Vorgehen wählt sie einen so noch nicht beschrittenen Weg: Sie folgt den Pfaden der Kulturbedeutungen anhand von hunderten Presseartikeln zu Lebensmitteln im SPIEGEL und rekonstruiert auf diese Weise die jüngere Historie der beiden kollektiven Orientierungsmuster, für die sie sich entschieden hat.

Den Spagat zwischen dem prallen Leben und soziologischer Abstraktion bewältigt Britta Wagner mit eingängiger Sprache und übersichtlichen Systematisierungen. Das Essen, so wird im Lauf der Analyse immer deutlicher, ist Kristallisationskern für etwas Allgemeines, es ist nicht bloß Nahrungsaufnahme, sondern kulturelle Selbstvergewisserung der Moderne auf ihrem Weg durch die Zeit.

Konsequenterweise endet die Studie mit einer allgemeinen Standortbestimmung. Die Moderne, so Britta Wagners Fazit, erreicht allmählich jenes Zielgebiet, das modernes Denken von Anfang an implizit bestimmte. Neben die Idee der Steigerung tritt immer deutlicher die Idee der Ankunft und des Aufenthalts. Es geht nicht mehr nur um das Können und Haben, es geht immer expliziter auch um das Sein – und all dies drückt sich in der Aufmerksamkeit für Lebensmittel aus.

In der ernährungssoziologischen Literatur ist diese bahnbrechende Arbeit ohne Beispiel.

## Einleitung

Wir sehen einen gut gekleideten Herren: grauer Anzug, schwarze Schuhe, in der rechten Hand eine Aktentasche. Er steht in einer schmutzigen Straßenecke, neben ihm ein versiffter Gullideckel. Der Mann beugt sich nach vorne und steckt den Kopf bis zu den Schultern in einen blechernen Müllkübel. Diese Szene ist nicht etwa der zynische Kommentar eines Filmemachers zur Debatte über die „Kunst des stilvollen Verarmens“. Sie war 2005 abgebildet auf dem Werbeplakat eines Verbunds von Naturkostgroßhändlern und versehen mit den Worten „Bitte hören Sie auf, jeden Müll zu essen.“ Man meint noch den Nachklang der Diskussion mit den Werbetexten zu hören, ob es nicht besser „fressen“ heißen müsste, denn darum ginge es schließlich: gedankenloses Insichhineinstopfen von industriell hergestellten Lebensmitteln, verseucht mit Pestiziden, Konservierungsstoffen und manipulierter Erbsubstanz. Fleischimitate, aus Sägemehl gewonnene Aromastoffe und andere Verbrechen am Verbraucher, an seiner Gesundheit und an seiner Seele. Ob der moralische Vorschlaghammer eine wirksame Marketingstrategie ist, sei dahingestellt. Aus soziologischer Perspektive jedoch ist diese Kampagne hochinteressant. Sie erzählt uns davon und fragt zugleich danach, welche Ziele wir als Gesellschaft mit unseren Lebensmitteln verfolgen, außer einfach nur satt zu werden. Sie lässt außerdem in subtilerer Weise aufscheinen, welche technische Entwicklung wir im Lebensmittelbereich vollzogen haben und weiter vollziehen. Das eine ist ohne das andere nicht zu denken, und beides ist Gegenstand dieser Untersuchung. Ihr gedanklicher Rahmen lässt sich ausgezeichnet anhand der eben beschriebenen Reklame und der Biobranche aufspannen.

### „Echt Bio“

Die bereits kurz angesprochene Anklage des gewissenlosen Essers verurteilt zugleich die sogenannte *konventionelle* Lebensmittelindustrie. Sie produziere Müll. „Müll“ weckt Assoziationen: Dieses Zeug ist keinem zumutbar, es macht krank. Davon leben zu *müssen*, ist entwürdigend. Und sich gar *freiwillig* dafür zu entscheiden, grenzt in einer Gesellschaft moderner, wohlhabender und aufgeklärter Menschen an geistige Umnachtung.

„Echt Bio“ sei die Alternative der Stunde, so die Naturkosthändler. Und dahinter steckt mehr als das Anpreisen eines besonderen Produktes. Beworben wird ein ganzer alternativer Wirtschaftszweig, der sich parallel zum Mainstream herausgebildet hat. Eine Kopie des Lebensmittelmarktes mit eigener Infrastruktur, Markendiversität, Verwaltungsorganen. Wir erleben eine Verdoppelung des Möglichkeitsraums anstelle seiner gewohnten Erweiterung (vgl. Schulze 2003). Nicht der gedeckte Tisch wird voller und größer – in seiner Nachbarschaft wird ein weiterer hergerichtet. Zunächst etwas unbeholfen und provisorisch, aber mit der Zeit immer weniger vom anderen Angebot zu unterscheiden. Aus dieser Sicht ist der Unterschied zur

gewöhnlichen Produktwerbung deutlich: Es geht nicht darum, zum „richtigen“ Teller zu führen, sondern zum „richtigen“ Tisch. Die Branche wurzelt in einer politischen Bewegung und bringt von dort, unterstützt von Institutionen zur Sicherung der Volksgesundheit, zwei wesentliche Dinge mit: ein Erziehungsziel (hierauf liegt der Schwerpunkt der beschriebenen Kampagne) und eine Mission (sie bildet die historische Grundlage der gesamten Branche).

### *Erziehungsziel und Mission*

Das *Erziehungsziel* ist die Emanzipation – Ausgang aus der selbstverschuldeten Lebensmittelunmündigkeit. Kaum hinterfragte gesellschaftliche Oberziele sind Gesundheit und Fitness, oder im politischen Maßstab: public health und nachhaltiges Wirtschaften. Das Sortiment an Erziehungsmethoden reicht vom Appell an die eigene Vernunft<sup>1</sup> sowie Aufrütteln und Betroffenmachen durch investigativen Journalismus bis hin zu nüchternen Aufklärungsseiten im Internet<sup>2</sup>. Man nehme beispielsweise zwei österreichische Produktionen, beide aus dem Jahr 2005: Erwin Wagenhofers „We feed the world – Essen global“ und „Unser täglich Brot“ von Nikolaus Geyrhalter. Aus Großbritannien kommt die Dokumentation über Kaffeeproduktion und Kaffeehandel „Black Gold“ aus dem Jahr 2006 von Marc und Nick Francis. Dass diese Dokumentarfilme über das Kino und Jedermannsmedium DVD eine Breitenwirkung erzielen konnten, ist Teil der neuen Aufmerksamkeit für Lebensmittel in den westlichen Ländern, die seit 2005 zu beobachten ist. Die Zahl der populärwissenschaftlichen Publikationen ist seitdem ebenfalls explodiert. Oft brauchen die Autoren gar keine „Machenschaften“ aufzudecken, um das Publikum betroffen zu machen, wie in Wagenhofers Film. Häufig genügt es, Bilder aus der Industrie und dem Alltag der Lebensmittelproduktion und Landwirtschaft mit den alltäglich verzehrten Speisen zusammenzubringen. Mit dieser Konfrontation arbeitet – still und leise, fast meditativ – „Unser täglich Brot“. Der unterstellte Mechanismus lautet: Umschauen – Umdenken – Umstellen. Wichtig ist die eigene Erkenntnis: *Bioprodukte sind vernünftig.*

Während das Erziehungsziel die Ratio anvisiert, zielt die *Mission* auf das moralische Empfinden. Dieses zu beeinflussen ist weit komplexer als die Rationalisierung von direkten Ziel-Mittel-Konstellationen. Ohne empirische Argumente kommt man hier zwar nicht aus, mit ihnen aber nicht weit. In diesem Spannungsfeld bewegen sich auch die eben genannten Dokumentarfilme. Es geht um Bewertungen und Grenzziehungen, über die man in einen normativen Diskurs treten muss und für die es keine letzten Begründungen geben kann: In welchem Maß dürfen wir in die Natur eingreifen, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen? Bis zu welchem Ausmaß der Schädigung durch Nebenfolgen darf eine Technik eingesetzt werden? Wird es uns künftig gelingen, ungewollte Nebenfolgen durch den Einsatz neuer Technologien zu vermeiden? Wie

---

<sup>1</sup> „Bitte hören Sie auf, jeden Müll zu essen“

<sup>2</sup> [www.was-wir-essen.de](http://www.was-wir-essen.de) (letzter Zugriff: 02.09.2009)

wollen wir (in Zukunft) leben? Woraus leiten wir das Prinzip der Nachhaltigkeit ab? Wie sieht nachhaltiges Wirtschaften aus? Was ist besser: natürlich oder künstlich? Kann man diese Frage überhaupt so stellen? Und das ist nur eine kleine Auswahl von Themen, die das Feld aufspannen soll. Die in der Kampagne mit dem „Müllfresser“ nahegelegte Überzeugung lautet: *Bioprodukte sind richtig (gut?)*. Das enthaltene missionarische Moment lautet: Begreifen – Bekennen – Bekehren.

Erziehungsziel und Mission genügen aber nicht, um den bescheidenen, dennoch nicht zu übersehenden Erfolg der Biobranche in den vergangenen Jahrzehnten<sup>3</sup> zu verstehen. Im Gegenteil: Die Ernährungsberatung kann ein Lied davon singen, wie schwierig es ist, vermitteltes Wissen in Verhaltensänderung zu überführen. *Ernährung* ist eine Sache, und zwar eine kognitiv-objektive; *Essen* eine ganz andere, emotional-subjektive<sup>4</sup>.

#### *Tischlein, deckt euch*

Kehren wir zurück zum Bild der beiden gedeckten Tische. In den achtziger Jahren ähnelte der zunächst funktional und aufs Wesentliche beschränkte Bio-Tisch dem einer ärmlichen bäuerlichen Großfamilie in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Decker der konventionellen Tafel hatten sich derweil längst zum Cateringservice entwickelt: Für jeden Geschmack etwas dabei; keine saisonalen Schwankungen; ein und dasselbe Produkt in zahllosen Frischegraden, Darreichungsformen und Preissegmenten; ansprechende, unterhaltsame und informative Verpackungen; Bekanntes und Exotisches; Nüchternes und Geheimnisvolles; Schlichtes und Luxuriöses. Und natürlich: Produkte, mit denen man sich sehen lassen kann!

Aus branchenpolitischer und betriebswirtschaftlicher Sicht war und ist es notwendig, sich zumindest im Erscheinungsbild dem konventionellen Tisch anzunähern<sup>5</sup>. Mittlerweile wenden

---

<sup>3</sup> Die Zahl der ökologisch produzierenden Landwirtschaftsbetriebe hat sich in Deutschland seit 1985 gut verzehnfacht, die Anbaufläche gut verdreifacht (Zentrale Markt- und Preisberichtsstelle GmbH 2006). Im Jahr 2007 wuchs der deutsche Markt für Bio-Lebensmittel um 14,8 Prozent (Zentrale Markt- und Preisberichtsstelle GmbH 2008), ein ähnliches Ergebnis wird aus dem Vorjahr gemeldet. Die ZMP weist allerdings darauf hin, dass im Gegensatz zu den vergangenen fünf Jahren die Umsatzsteigerung 2007 zu großen Teilen auf allgemeine Preissteigerungen zurückzuführen ist. Der Mengenzuwachs mit 10,3 Prozent für 2007 liegt unter dem Ergebnis von 2006. Bereits 94 Prozent der Konsumenten, so ergaben GfK-Analysen, kaufen bereits – wenn auch oft nur sporadisch – Bioprodukte. Die mit Bio-Siegel versehenen Produkte haben einen Anteil am Lebensmittelmarkt von fast 60 Prozent bei Babykost, gut 20 Prozent bei Gemüsesäften, gut 15 Prozent bei Müsli und 11,3 Prozent bei Frischmilch (ebd.).

<sup>4</sup> Die Unterscheidung von Ernährung und Essen durch kognitive und emotionale Assoziationen entnimmt Pudiel (2003:124) einer Repräsentativ-Studie aus dem Jahr 1990 zu Einstellungen der deutschen Bevölkerung zum Essen (Westenhöfer/Pudiel 1990). Die Erweiterung zu „kognitiv-objektiv“ und „emotional-subjektiv“ erscheinen mir aus sinnverstehender Sicht hilfreich.

<sup>5</sup> Claudia Empacher (2000:6) nahm im Kontext allgemeinen ökologischen Konsumentenverhaltens einen Trend wahr, der diese Entwicklung begünstigte, wenn nicht sogar begründet: „Im Gegensatz [des] zum



Vermarkter von Biolebensmittel die Gestaltungsprinzipien des Nachbartisches so konsequent an, dass sie selbst Trends setzen. Der bahnbrechende Erfolg der *Bionade* als alkoholfreies Szenetränk ist nur ein Beispiel dafür.<sup>6</sup> Das Biosiegel dient dabei als zusätzliches Qualitätsmerkmal und beschwört den Nimbus des Natürlichen.

### *Emotion und Heil*

Die Stichworte „Szene“ und „Nimbus des Natürlichen“ führen uns vorbei an den von außen begründeten Zielen Erziehung und Mission zu zwei weiteren, die indes stark auf subjektive Prozesse ausgerichtet sind: Emotion und Heil. Lebensmittel sind nicht nur dazu da, satt zu machen und unseren Körper zu erhalten. Und es ist eher eine Minderheit, die ihren Nahrungsmittelkonsum darauf ausrichtet, sich mit moderatem oder aufopfernd großem Alltagsaufwand um den Erhalt unserer Umwelt zu bemühen.

Das *emotionale* Unternehmen dieses „Mehr“ firmiert unter dem Namen Erlebnisgesellschaft (vgl. Schulze 2000a, 2000b) und kennt zwei Facetten. Auf eine Facette der Erlebnisrationalität bezieht sich der Begriff „Essen“: Genuss, Wohlbefinden, Geschmackserlebnis, Geselligkeit. Die andere ist eher symbolischer und damit kommunikativer Natur: Selbstoffenbarung, Abgrenzung, Dazugehören, Prestige. Beide Aspekte aktivieren Bedeutungszuweisungen zu Lebensmitteln, die einerseits eine höchst subjektive Angelegenheit sind (wie der Geschmack als Sinneseindruck oder

---

Ende der 80er Jahre aufgekommenen Bild des Yuppie, der sich von allen sozialen Verpflichtungen gelöst zu haben schien und der beruflich als skrupellos galt, fühlt sich der moderne Trend-Setter-Typ durchaus gewissen sozialen Werten verpflichtet. Auch die Bedeutung ökologischer Probleme erkennt er an, allerdings grenzt er sich als liberal denkender Mensch deutlich zur ‚Öko-Ideologie‘ ab. Ökologische Produktangebote findet er grundsätzlich begrüßenswert, jedoch gefallen ihm weder Design noch Ästhetik, ökologische Verhaltensangebote sind ihm zu langsam und umständlich und der Service nicht schnell und professionell genug. Mit anderen Worten: ‚Öko‘ ist ihm nicht modern genug.“ (Siehe auch Empacher 2003.) Die Strömung der Vertreter des „Lohas“ (Lifestyle of Health and Sustainability) und ihr Pendant als Marketing-Konstrukt, von der in einem späteren Kapitel noch ausführlicher die Rede sein wird, hat schließlich in den Folgejahren von Empachers Beobachtungen einen Weg gefunden, die Werte Ästhetik und Ökologie zu vereinen und als wachsende Konsumentengruppe der „Verdoppelung der Tische“ Schubkraft zu verleihen.

<sup>6</sup> Das Ganze erinnert an zwei andere Parallelwelten. Kaum einem Computeranwender und Zeitungsleser blieb die Entwicklung der beiden wichtigsten Betriebssysteme und Nutzeroberflächen für Computer verborgen. Apple und Microsoft: ein Kampf zwischen Gut und Böse, David und Goliath. Auch Apple fährt „Switch“-Kampagnen. Auch Apple und seine Anhänger (nicht: User!) fühlten sich als vom Monopolisten unterdrückte Minderheit moralisch überlegen. Und wie die Bioläden in den letzten Jahren ihr Jutetaschenimage erfolgreich abstreiften und Namen wie „Kornblume“ und „Speisekammer“ gegen „Basic“ und „Green Food Natural“ tauschen, so setzt Apple seit 1998 auf extravagante Designideen und Coolness. Beide umgibt der Charme des Andersseins, beide haben das Anderssein zur lukrativen Branche ausgebaut, beide werben erfolgreich mit einer politisch-moralischen Komponente. Und beide stehen in der Gefahr, dass ihnen der Erfolg zu Kopf steigt und sie bald selbst ihren einstigen Prinzipien nicht mehr genügen.

seine Verknüpfung mit Erinnerungen) und andererseits kollektiv internalisierte Eigenheiten der Kultur.

*Heil* verweist auf das Eingebundensein des Menschen und seiner Umwelt in einen höheren, metaphysischen Zusammenhang. Nahrungsmittel spielen in allen Religionen eine Rolle und sind meist verbunden mit Vorschriften, was, wann und wie gegessen werden soll. Verschiebungen in der gesellschaftlichen Bedeutung von Religion und Brauchtum wirken sich natürlich auf die religiösen Implikationen des Essens aus. Am Nimbus des Natürlichen zeigt sich sehr schön, wie empfänglich auch eine moderne, säkulare Gesellschaft für religiöse oder quasi-religiöse Inhalte ist.<sup>7</sup> An dieser Stelle genügt es, ein paar Eigenschaften zu nennen, die aus einer romantischen und neoromantischen Perspektive mit Naturbelassenheit assoziiert sind: Reinheit, Paradies, Unschuld, Wildnis, Ideal, Überlegenheit, Vollkommenheit. Die Wahl des Begriffes Nimbus betont die metaphysisch erzeugte und in allen Zeiten mehr und weniger empfundene Ehrfurcht vor der Natur.

#### *Fragestellung und Aufbau der Arbeit*

Die objektiven Kategorien Erziehung und Mission sowie die subjektiven Kategorien Emotion und Heil eignen sich, um Entstehung und Durchsetzungsvermögen der Biolebensmittel verstehend zu beschreiben. Sie stehen für vier Analysedimensionen: Das Physisch-Instrumentelle, das Konsumpolitische, das Symbolisch-Ästhetische und das Metaphysische. Die hier vorgenommene, sehr knappe und exemplarische Betrachtung ist bereits eine holzschnittartige Anwendung des theoretischen Rahmens dieser Forschungsarbeit.

Die Arbeit verfolgt zwei Ziele. Zum einen möchte ich anhand der beiden ausgewählten Dimensionen des Physisch-Instrumentellen und des Konsumpolitischen den Bedeutungswandel von Lebensmitteln in der Kollektivperspektive rekonstruieren und ihre Entwicklungslogik verstehen. Zu zeigen, dass diese Entwicklungen für eine Modernisierung der Moderne sprechen, wie sie Gerhard Schulze (2003) in „Die beste aller Welten“ vorgestellt hat, ist das zweite Ziel meiner Untersuchung. Der Schwerpunkt dieser Studie liegt auf den Jahren 1975 bis 2005 und – aufgrund der Datenlage und geschichtlichen Singularität – auf der Bundesrepublik Deutschland (für die Jahre 1975-1990 auf den alten Bundesländern).

Ein Verständnis dafür, wie und nach welcher Logik sich der Bedeutungswandel im Verein mit technologischem und politischem Wandel bezüglich unserer Lebensmittel vollzogen hat, versetzt uns erst in den Stand, systematisch drängende Fragen anzugehen: Warum ist unser Umgang mit Lebensmitteln so von Widersprüchen geprägt? Was sind neben technischen und ökonomischen Faktoren die kulturellen Herausforderungen, mit denen die Gesellschaft diesbezüglich

---

<sup>7</sup> Die Interviewprotokolle in Jean-Claude Kaufmanns sehr anschaulichem Buch „Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen“ (2006) stellen dies in verschiedenen Facetten dar.

konfrontiert ist, und welche kollektiven Lernprozesse sind nötig, um sie meistern zu können? Welche Rolle kann und muss die Soziologie in diesem Prozess übernehmen?

Diese Arbeit möchte eine deskriptive Grundlage schaffen, die zum Diskurs über die aufgefächerten Fragen einlädt und erste Deutungsangebote macht. Das Vorhaben gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil gehe ich näher auf den Forschungsansatz ein. Dazu gehört zum einen die Entwicklung von vier theoretisch gewonnen Dimensionen, die nach meinen Beobachtungen die zentralen Orientierungsmuster in der Sphäre der Lebensmittel sind (Kapitel 1): (1) physiologisch-instrumentell (*Erziehungsziel*), (2) konsumpolitisch (*Mission*), (3) symbolisch-ästhetisch (*Emotion*), (4) metaphysisch (*Heil*). Dieses Quadrupel eignet sich, gemäß dem Ziel jeder wissenschaftlichen Theorie, möglichst viel vom „[d]ramatische[n] Reichtum der konkreten Welt“, wie Helmut Pape (2002) seine Geschichte des Pragmatismus überschreibt, in einem möglichst einfachen Modell abbilden zu können. Im zweiten Kapitel begründe ich meine Schwerpunktsetzung auf die beiden Dimensionen des *Physisch-Instrumentellen* und des *Konsumpolitischen* sowie die Wahl des Erhebungszeitraums 1975 bis 2005. Eine Charakterisierung der Hauptdatenquelle *Der Spiegel* sowie der Auswertungsstrategie darf in diesem Kapitel ebenfalls nicht fehlen (Kapitel 2).

Der zweite Teil ist den morphologischen Beschreibungen der beiden ausgewählten Entwicklungspfade gewidmet: der Dimensionsgeschichte des physisch-instrumentellen und des konsumpolitischen Orientierungsmusters. Die Geschichte des physisch-instrumentellen Orientierungsmusters (Kapitel 3) schärft den Blick auf die Bedeutung der Kategorie Gesundheit als Schlüssel im praktischen Syllogismus kollektiven Ernährungshandelns und auf die Rolle von Kausalwissen verschiedenster Verankerungsstufen. Auch das Thema Risikowahrnehmung findet in diesem Kapitel seinen Platz. Das vierte Kapitel steht im Zeichen des konsumpolitischen Orientierungsmusters. Es beschreibt, wie sich die Ausbildung eines neuen Konsumerismus im Bereich der Lebensmittel vollzogen hat. Dies geschieht anhand von zwei Kernthemen: dem Wandel im Verbraucherbewusstsein, welches ich als *Fingerabdruckdenken* bezeichne, und einer zu beobachtenden Moralisierung von Produkten und Märkten, dem *Fußabdruckdenken* (Kapitel 4).

Der dritte Teil (Kapitel 5) ist ein Antwortversuch auf die weiter oben genannten Fragen nach den Widersprüchen, kulturellen Herausforderungen und Lernprozessen. Er soll nicht der Versuch einer Grand Theory des modernen Umgangs mit Lebensmitteln sein. Vielmehr geht es darum, die in den Pfadbeschreibungen der Orientierungsmuster aufscheinenden Entwicklungslogiken zu bündeln und miteinander in Beziehung zu setzen. Dies leistet in besonderem Maße die Theorie von Gerhard Schulze, die er in seinem Buch „Die beste aller Welten“ aus dem Jahr 2003 darlegt. Mit ihrer Hilfe gelingt es, die im empirischen Teil beobachteten Entwicklungspfade in einen erklärenden Zusammenhang des Wandels der Moderne zu stellen.

# 1 Vier dimensionale Orientierungsmuster

## 1.1 Vier Dimensionen

Im Einleitungskapitel habe ich die vier Dimensionen, denen ich die Rolle von kollektiven Orientierungsmustern innerhalb der Sphäre der Lebensmittel zuschreibe, bereits anhand der Entwicklung des Biomarktes grob skizziert. Die Stichworte Erziehung und Mission habe ich den beiden Bedeutungsrahmen<sup>8</sup> zugeordnet, die mit objektiven Maßstäben operieren und sich an die instrumentelle Vernunft wenden. Das sind die *physisch-instrumentelle (I)* und die *konsumpolitische (II)* Dimension, sie repräsentieren den Bereich Ernährung. Das zweite Paar von Orientierungsmustern habe ich mit den Zielvorstellungen Emotion und Heil verknüpft: *symbolisch-ästhetisch (III)* und *metaphysisch (IV)*. Sie sind dem Bereich Essen zuzurechnen und setzen subjektive Kategorien ein.

Quer zu den vier moralischen Dimensionen der Ernährung verläuft eine Unterscheidung, die man getrost als moralische Grundkategorie betrachten kann und die selbst eine interessante Begriffs- und Deutungsgeschichte vorweisen kann: Die Trennung von dem „Nächsten“ und sich „selbst“ (Levitikus 19,18), von *altruistischen und egoistischen* Motiven (vgl. u.a. Durkheim 1999[1897], Simmel 1989[1892]), von *öffentlichen und privaten Tugendhaltungen* (vgl. Micheletti 2003:18ff), von Gemeinwohl und Eigeninteresse (Smith 1999[1776]) von *Moral nach außen und nach innen* (vgl. Schulze 2006: 232f); um nur einige Konzepte zu nennen. Die Deutung als eine nach innen oder außen gerichtete Moral scheint am besten geeignet, die symbolisch-ästhetische Dimension mit zu erfassen. Schulze führt diese Unterscheidung an anderer Stelle (vgl. Schulze 2007) weiter und benennt Gefühl und Kalkül als die beiden Beine, auf denen die Moderne geht. Auch sie lassen sich innerhalb der Deutungsmuster wieder finden.

---

<sup>8</sup> Die Begriffe Orientierungsmuster und Bedeutungsrahmen verwende ich synonym. Dimension bezeichnet die Operationalisierung der Orientierungsmuster als besondere Art von Variablen, die sich nicht auf konkrete Ausprägungen eingrenzen lassen, sondern immer einen Kosmos an Bedeutungen beinhalten.

<i>Ernährung</i> objektive Kategorien, instrumentelle Vernunft				<i>Essen</i> subjektive Kategorien			
Erziehung		Mission		Emotion		Heil	
I		II		III		IV	
<b>physisch-instrumentell</b>		<b>konsumpolitisch</b>		<b>symbolisch-ästhetisch</b>		<b>metaphysisch</b>	
innen	außen	innen	außen	innen	außen	innen	außen
Gefühl	Kalkül	Gefühl	Kalkül	Gefühl	Kalkül	Gefühl	Kalkül

Abbildung 1.1-1: Übersicht über die vier Orientierungsmuster und ihre Modi

Es versteht sich von selbst, dass es sich bei diesen Bedeutungsrahmen und ihren Modi um Idealtypen gesellschaftlicher und individueller Sinnkonstruktionen handelt, die nicht eindeutig abgrenzbar sind oder gar unverbunden nebeneinander stehen. Sie sind unscharf, interagieren und müssen in jeder Akteurs- bzw. Objektebene immer wieder gegeneinander priorisiert werden. Die Gewichtung der Orientierungsmuster und ihre Anteile an Moral nach innen und außen schwanken allerdings auch empirisch bezüglich der Zeit (sozialer Wandel), gesellschaftlicher Gruppen (Sozialstruktur, Kultur) und Einzelpersonen (Persönlichkeit, physische Disposition). Im Rahmen dieser Arbeit konzentriere ich mich auf die erstgenannte Perspektive.

## 1.2 Physisch-instrumentell: An apple a day keeps the doctor away

Was haben eine Tiefkühlpizza, *Slimfast*, ein knackig-frischer Apfel und eine Flasche Mineralwasser gemeinsam? Sie stecken nicht nur voller Wissen, sie sind auch fester Bestandteil von Jedermannswissen über Ernährung. Und sie sind Repräsentanten für eine in vielerlei Hinsicht bedeutende Perspektive, in der die Gesellschaft Lebensmittel sieht, interpretiert und bewertet. Ich nenne diese erste von vier Perspektiven *physisch-instrumentell*.

Zwar ist es allen der hier vorgestellten vier Orientierungsmuster gemein, dass sie Lebensmittel als Mittel zum Zweck interpretieren. In den später vorzustellenden Sichtweisen werden über Nahrungsmittel politische, symbolische oder eher religiöse Ziele verfolgt, die Einflussnahme ist allerdings eine indirekte. Im Rahmen der physisch-instrumentellen Dimension jedoch ist der Mitteleinsatz ein direkter und materieller. Das heißt, dahinter steht das Wissen über (Natur-) Gesetzmäßigkeiten. Dieses Kausalwissen besteht zum einen in wissenschaftlichen Erkenntnissen (im Folgenden Kausalwissen 1) aus Forschung und Entwicklung in der Agrar- und Lebensmitteltechnologie, Physiologie und Medizin, Psychologie und Neurologie. Zum

anderen gründet der Einsatz von Lebensmittel als direktes Werkzeug auf nichtwissenschaftliches Wissen (im Folgenden Kausalwissen 2), nämlich Erfahrungswissen von Konsumenten und Überlieferungswissen.

### *Kausalwissen 1*

Kausalwissen 1 bezieht sich auf die nachweisliche Wirkung chemischer Nahrungsbestandteile auf physiologische Vorgänge, die dem Körper mit diesem oder jenem Lebensmittel zugeführt oder vorenthalten werden. Im Sinne eines kritisch-rationalistischen Wissenschaftsverständnisses, wie es in den modernen Naturwissenschaften vorherrscht, ist jedes Wissen so lange als gültig zu betrachten, so lange es trotz systematischer Falsifikationsversuche nicht zu Fall gebracht werden konnte (Popper 1994[1934]). So kommt es zu „wissenschaftlich abgesicherten“ Empfehlungen für eine gesunde Ernährung in Medien und Beratungen, deren Halbwertszeit mal kürzer und mal länger ist. Je stärker sich eine Empfehlung über Aufklärung und Überlieferung ins Jedermannswissen eingebrannt hat, desto stärker erschüttert es das Vertrauen in solche Ernährungsratschläge, wenn ein bisher als gesichert geltender Zusammenhang revidiert werden muss. Lebensmittelchemiker Udo Pollmer und die Biologin Susanne Warmuth (2000) reihen in einem eigenen Band im derzeit beliebten Genre der Lexika der populären Irrtümer solche Revisionen aneinander.<sup>9</sup> Dabei ist es nur eine Frage der Zeit, bis jemand eine Sammlung von *populären Irrtumsaufklärungsirrtümern* herausgibt. Pollmer und Warmuth setzen zur Entlarvung eben dasselbe Mittel ein wie jene, deren Ergebnisse sie ins rechte Licht rücken möchten: naturwissenschaftliche Forschung.

Sie schreiben von einem der berühmtesten Beispiele der Entzauberung von Kausalwissen 1: Dass Spinat über Jahrzehnte als *der* Eisenlieferant schlechthin und damit als besonders gesund galt, ist einem Missverständnis zu verdanken: Der Schweizer Physiologe Gustav Bunge hat Ende des 19. Jahrhunderts den Eisengehalt von Spinat gemessen. Bei der ersten Abschrift seiner ermittelten Zahlen wurde allerdings übersehen, dass Bunge getrockneten Spinat für seine Analysen verwendet hatte. Spinat hat einen Wasseranteil von 90 Prozent, so ist in Wahrheit der Eisengehalt von Spinat im Vergleich zu anderen Gemüsesorten als eher gering einzustufen (vgl. ebd.:277f). Ebenfalls Anlass zynischer Betrachtungen bot die viel jüngere Meldung: Die Wissenschaft hat festgestellt, dass Kaffee doch zur täglichen Flüssigkeitsaufnahme gezählt werden darf und nicht etwa davon abzuziehen sei oder sogar

---

<sup>9</sup> Vgl. Krämer/Trenkler/Krämer (2006): „Das neue Lexikon der populären Irrtümer“, Maxeiner/Miersch (2002): „Lexikon der Ökoirrtümer. Fakten statt Umweltmythen“, Liessmann (2009): „Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft“, Pollmer/Frank/Warmuth (2006): „Lexikon der Fitneß-Irrtümer. Mißverständnisse, Fehlinterpretationen und Halbwahrheiten von Aerobic bis Zerrung“, Bartens (2008): „Das neue Lexikon der Medizin-Irrtümer“, Kämmer (2006): „Kleines Lexikon der Wein-Irrtümer“, Fischer (2009): „Kleines Lexikon der Küchenirrtümer“.

„entwässere“ (vgl. Deutsche Gesellschaft für Ernährung nach *Süddeutsche Zeitung* vom 4.2.2005 „Verflüssigtes Dogma“).

Diese ambivalente Bedeutung von Kausalwissen 1, die zwischen Ratsuche und Skepsis changiert, drückt der Refrain eines kulturironischen Liedes aus, das jedes Kind kennt: „Die Wissenschaft hat festgestellt, festgestellt, festgestellt ...“ Das komische Prinzip, auf dem der Liedtext aufbaut, lautet: Nach neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen enthält Lebensmittel XY Inhaltstoffe, denen eine gesundheitsschädliche Wirkung zugeschrieben wird. Im fröhlichen, demonstrativen Ungehorsam verkünden die Sänger, dass sie *gerade deshalb* auf jeder Reise „Marmelade eimerweise“, „Knackwurst meterweise“ und „Margarine säckeweise“ zu sich nähmen.

Nichtsdestoweniger stammt der Großteil des kollektiven Wissens über gesunde Ernährung aus Berichten in den Medien, aus Ratgebern und Aufklärungsbroschüren sowie aus Beratungsgesprächen, die sich auf Forschungsergebnisse beziehen. Immer stärker setzen einschlägige Informationsangebote auch ein Grundverständnis chemischer und physikalischer Prozesse voraus. Auf einer Ratgeber-Seite des Internetangebots des ZDF erfährt man beispielsweise nicht nur, *dass*, sondern auch *warum* Fisch gesund ist: Wertvoll seien die Omega-3-Fettsäuren und die Omega-6-Fettsäuren, die er enthalte und die vom Körper nicht selbst hergestellt werden könnten. Der Ratgeber erklärt noch weiter: „Sie sind wichtiger Bestandteil der Zellmembranen und bilden den Ausgangsstoff für eine Reihe von **Gewebshormonen**, die so genannten **Eicosanoide**. Zu ihnen gehören hochwirksame Substanzen wie die Prostaglandine, Thromboxane und Leukotriene“ (Bode 2006). Solche Informationsangebote richten sich an bildungsnahen Schichten, die sich aktiv darum bemühen und das geforderte Grundverständnis aufbringen bzw. sich nicht von endokrinologischen Details einschüchtern lassen. Die sogenannten bildungsfernen Schichten hoffen die Anwälte der Volksgesundheit über Kindergärten und Schulen zu erreichen.

### *Kausalwissen 2*

Der Anteil nichtwissenschaftlichen Wissens, des Kausalwissens 2, stammt unter anderem aus der *kollektiven Erfahrung*. Wie im Fall der häufig erlebten und beschworenen tröstenden Wirkung von Schokolade, rufen solche Beobachtungen die Wissenschaftler oft erst auf den Plan. Ist das wirklich so? Und wenn ja, warum? Dafür müsse es doch eine molekulare Ursache geben (vgl. Pudel 1996:64). Andere Erfahrungen können *intrapersonale Gesetzmäßigkeiten* sein, die mit individuellen Besonderheiten in genetischer Ausstattung, Sozialisation und Persönlichkeitsstruktur zu erklären sind (z. B. Allergien, aber auch Lusterfahrung). Eine dritte Form des nichtwissenschaftlichen Wissens kommt aus der *Überlieferung*. Dazu zählen Ratschläge, wie man sie von der Großmutter bekommen hat: Nach dem Verzehr von Kirschen dürfe man nichts trinken, sonst bekomme man Bauchschmerzen.

Aber auch *populäre Irrtümer* sind überraschend robust in der Überlieferung. Solches Kollektivwissen greifen Pollmer und Warmuth (2000) ebenfalls in ihrem Lexikon auf.

*Physiologischer und pragmatischer Werkzeugcharakter*

Bisher haben wir Lebensmittel als unmittelbares Werkzeug für physiologische Zwecke betrachtet: Die Ziele sind Gesundheit, Fitness, körperliches Wohlbefinden (*Wellness*). Die nötige Verbindung, die plausibel macht, dass die Ursache die beobachtete Wirkung hervorbringt, ist hier eine molekulare. In diesem Sinne ist eine Einordnung der oben genannten Referenzprodukte klar: *Slimfast* steht pars pro toto für das Segment des sog. *Functional Food*: Lebensmittel, die dafür konzipiert und komponiert sind, bestimmte Körperfunktionen anzusteuern und dort eine gesundheitsfördernde Wirkung hervorzurufen. In diesem Fall: den Körper mit allen notwendigen Mineralstoffen und Vitaminen zu versorgen und das bei minimalem Kaloriengehalt, damit er eigene Fettreserven zur Energiegewinnung einsetzt (vgl. Allpharm Vertriebs GmbH 2006). *Slimfast* ist in Herstellung, Vermarktung und Anwendung durchdrungen von Kausalwissen 1. Der knackig-frische Apfel steht für beide Arten von Kausalwissen. Dass Wissenschaft und Überlieferung oft sehr eng zusammengehören, drückt das Sprichwort aus dem angelsächsischen Raum sehr schön aus: „An apple a day keeps the doctor away.“ Mineralwasser ist laut Verband Deutscher Mineralbrunnen e.V. (vgl. 2006) mit einem Pro-Kopf-Verbrauch von über 125 Litern im Jahr 2006 das beliebteste Getränk der Deutschen. 2008 lag der Verbrauch noch höher, bei 181 Litern pro Kopf (vgl. Verband Deutscher Mineralbrunnen e.V. 2009). Seine kulturgeschichtlichen Wurzeln liegen in der flächendenkenden Kur- und Bäderbewegung des 19. Jahrhunderts.<sup>10</sup>

Nur die eingangs erwähnte Tiefkühlpizza will sich noch nicht so recht in die beschriebenen Facetten der Dimension *physisch-instrumentell* einordnen lassen. Sie verweist auf eine auf den ersten Blick ganz andere Art und Weise, Lebensmittel als direktes Werkzeug einzusetzen: Auf ihre Einbindung ins Alltagshandeln mit dem Ziel, Aktivitäten effizienter zu gestalten bzw. gar erst zu ermöglichen. Während bisher der *physiologisch-instrumentelle* Einsatz von Nahrungsmitteln im Fokus stand, kommt mit der Tiefkühlpizza vertretend für die gesamte Palette von Convenience-Produkten ein *pragmatisch-instrumenteller* Aspekt dazu. Als *physisch* bezeichne ich deshalb beide, weil jeweils die tatsächlichen materiellen Eigenschaften für den Mitteleinsatz ausschlaggebend sind.

Kausalwissen ist auch die Grundlage dafür, Lebensmittel pragmatisch zu beurteilen. Kausalwissen 1 ist hier weniger bedeutend als Kausalwissen 2. Eine wissenschaftlich oder

---

<sup>10</sup> Bereits im 17. Jahrhundert beginnt eine Entwicklung, die Kleinspehn (1995) als „Medizinisierung“ des Essens bezeichnet. Zum Mineralwasser vgl. auch Neumann (2001:27f).



zumindest experimentell angelegte Studie, die die durchschnittliche Zeit ermitteln soll, die der Otto-Normal-Verbraucher braucht, um eine bestimmte Backmischung in einen duftenden und lockeren Kuchen zu verwandeln, dient allenfalls der Produktdiversifikation. Zwar gibt häufig die Verpackung oder gar der Name eines Fertiggerichts Auskunft darüber, wie lange die Zubereitung dauert („Fünf-Minuten-Terrine“, „Minuto“). Auf die Minute kommt es indes nicht an; wichtiger ist die mit vermeintlichen Fakten untermauerte Versicherung, das Produkt erleichtere dem Verbraucher das Leben. Im Grunde kommt es auf *Überlieferung* an, nicht auf wissenschaftliches Wissen. Zum Verkauf steht nicht nur das Lebensmittel, sondern vor allem die darin vorgehaltene Serviceleistung. Man kauft vor allem Zeit.

Am wichtigsten scheint die in *Gewohnheit* gemeißelte Erfahrung zu sein. Wer einmal in mühsamer Heimarbeit einen Fischfond oder kandierte Früchte aus Rohzutaten hergestellt hat, weiß, wie viel Zeit und Energie vorgefertigte Äquivalente einsparen können. Und wer hin und wieder die Erfahrung gemacht hat, dass ihm ein Fertigprodukt genauso gut oder gar noch besser schmeckt als das selbstzubereitete Gericht, wird künftig häufiger zur einfacheren, pragmatischeren Lösung greifen. Den Erlebniswert, der dem einsamen oder gemeinschaftlichen Kochen zufällt, möchte ich hier gar nicht leugnen. Doch der zählt zu einer anderen Logik der Orientierung, der *symbolisch-ästhetischen* (Abschnitt 1.5). Wie auch im Feld der physisch-instrumentellen Beurteilung geistern Mythen um die Zeitersparnis durch Fertiggerichte umher. Wer nicht weiß, was er in die grundlegende Zubereitung einer Mahlzeit investieren müsste, kann auch nicht beurteilen, wie groß die Ressourceneinsparung ist, wenn er „nur“ eine Tüte aufreißt. Unbekannte Alternativen können in die Abschätzung der Opportunitätskosten nicht einfließen.

#### *Innen- und Außenorientierung*

Wie alle vier kollektiven Orientierungsmuster, tritt das physisch-instrumentelle in zwei Modi auf. Je nachdem, ob das verfolgte Ziel sich auf den Akteur hin oder von ihm weg richtet, spreche ich von Innenorientierung oder Außenorientierung.

Als *innenorientiert* bezeichne ich bezüglich der physisch-instrumentellen Dimension Ziele wie: Herstellung und Erhalt der eigenen Gesundheit, des eigenen körperlichen Wohlbefindens und der Fitness, aber auch Entlastung und Gewinn von Zeit zur eigenen Gestaltung. Aus Sicht von Herstellern und Vermarktern muss an dieser Stelle natürlich der wirtschaftliche Erfolg durch die beschriebenen Mechanismen stehen. *Außenorientiert* sind beispielsweise die Motive: Herstellung und Erhalt der Gesundheit derer, die ich zu versorgen habe; die Volksernährung und die Entlastung des Gesundheitssystems (public health).

Egal, ob innenorientiert oder außenorientiert; egal, ob auf wissenschaftlichem oder nichtwissenschaftlichem Kausalwissen beruhend; zumindest der Konsument benötigt Daten über ein Produkt, um es bezüglich der physisch-instrumentellen Logik beurteilen und bewerten zu können. Das sind Informationen über die Inhaltsstoffe und die Haltbarkeit.

Daten über den Herstellungs- und Verarbeitungsprozess sind nur insofern interessant, als sie die Zusammensetzung des Endprodukts beeinflussen. Am Produkt manifestieren sie sich in Form von Zutatenlisten, die gesetzlichen Bestimmungen unterliegen, Haltbarkeitsdaten und besonderer Deklaration mit positiver Konnotation wie „frei von Konservierungsstoffen“ oder „gentechnikfrei“. Eine besondere Bedeutung kommt den Gütesiegeln zu. Sie stehen für ein ganzes Bündel an qualitativen Aussagen über Herstellung, Behandlung und Verarbeitung eines Lebensmittelprodukts und seiner Zutaten. Hervorzuheben sind bezüglich der materiellen Eigenschaften sog. Labels oder Gütesiegel wie „QS“ oder „DLG-prämiert“, sämtliche Biosiegel, gentechnikfrei etc. (vgl. Die Verbraucherinitiative e.V. 2006).

### **1.3 Konsumpolitisch: Rettet den Regenwald: Esst mehr Gemüse**

Was bitte hat das Gemüse auf meinem Teller mit dem Regenwald zu tun? Sollten da nicht ganz andere zur Rechenschaft gezogen werden? Elefanten zum Beispiel. Ein einziger davon verdrückt immerhin am Tag 200 bis 300 Kilogramm Tropenflora. Nein, die Kausalkette ist viel komplizierter, und das macht die *konsumpolitische* zweite Dimension der Sphäre Lebensmittel soziologisch interessant. Jeremy Rifkin beschreibt in der Frankfurter Allgemeinen vom 11. Juni 2002: „Unsere Weltgesellschaft hat in den letzten 50 Jahren weltweit eine künstliche Proteinleiter geschaffen, an deren Spitze die mit Getreide aufgezogenen Fleischlieferanten und insbesondere die Rinder stehen.“ Er führt erstaunliche Zahlen an: Mehr als 70 Prozent des Getreides, das in den USA produziert wurde, ernähren nicht Menschen, sondern Tiere – insbesondere Rinder. Rinder sind besonders schlechte Energieverwerter: 157 Millionen Tonnen (für den Menschen geeignete) Pflanzennahrung erzeugen 28 Tonnen tierischer Proteine für den menschlichen Verbrauch, das heißt für die Herstellung eines Kilogramms Fleisch benötigt man fünfeinhalb Kilogramm pflanzlicher Nahrung, größtenteils Soja. Im Zuge der weltweiten Arbeitsteilung hat sich Brasilien vor den USA zum weltgrößten Soja-Exporteur entwickelt; dafür haben große und kleine Unternehmer in Goldgräberstimmung seit 2003 etwa 70.000 Quadratkilometer Regenwald gerodet (vgl. u. a. „Sojabohne versus Regenwald“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 05. September 2006).

Die Kausalkette zwischen einem europäischen Einkaufswagen und dem Regenwald am Amazonas lässt sich also – mit ein wenig Rechercheaufwand – lückenlos nachvollziehen. Würde also weltweit weniger Fleisch verzehrt, käme dies den Aktivisten zufolge dem Regenwald zu Gute und, um das Ganze auf die Spitze zu treiben, letztlich dem globalen Klima und damit allem, was da krecht und fleucht.

In diesem willkürlich herausgegriffenen Beispiel zahlloser Referenzzusammenhänge stecken wesentliche Elemente des *konsumpolitischen* Orientierungsmusters. In seinem Licht erscheinen Lebensmittel als Produkte, die unter spezifischen Bedingungen von konkreten gesellschaftlichen Akteuren hergestellt, verarbeitet und vertrieben werden. Am Ende trifft ein individueller Konsument eine Kaufentscheidung für oder gegen dieses Produkt. Angenommen, wir befinden uns im Zustand der vollständigen Information, wie es eine perfekte Marktsituation voraussetzt. Dann entscheidet der Konsument beim Einkauf nicht nur darüber, was in seinem Kühlschrank landet, sondern auch, in welche der Bedingungen und Akteure in Produktion und Vertrieb er sein sauer verdientes Geld investiert. Aus dieser Perspektive ist jede Kaufhandlung komplexes *ethisches* und mit der Einbindung in den institutionellen Kontext *politisches* Handeln. Unterstütze ich mit dem Kauf dieses Produktes Akteure, die die Wirklichkeit in meinem Sinne gestalten, oder torpedieren die ökonomischen Nutznießer am Ende sogar meine Bemühungen um das Wünschenswerte? Dieser Gedanke ist wahrlich nicht neu. Die Macht der Konsumenten machen sich seit jeher Interessensgruppen durch Boykott- beziehungsweise Buykott-Aufrufe zunutze. Man denke nur an die Appelle von Islamisten während des Karikaturenstreits 2005, dänische Produkte zu meiden. Oder Gandhis Aufforderung, Waren der Kolonialmacht Großbritannien zu verschmähen. Ganz zu schweigen vom Ruf „Deutsche, kauft nicht bei Juden“ im Dritten Reich.

Verhältnismäßig neu sind allerdings das Ausmaß der globalen wirtschaftlichen Vernetzung und die damit einhergehende Komplexität der Kausalketten sowie eine soziale Bewegung, die sich *nachhaltiges Wirtschaften* auf die Fahnen geschrieben hat und diesen ganzheitlichen Maßstab im Sinne einer „Globalisierungskritik“ einsetzt.

In der konsumpolitischen Perspektive haften einem Lebensmittelprodukt also Eigenschaften an, die über seine materielle Zusammensetzung hinausgehen. Entweder sie verbindet verwendungsbezogene materielle bzw. funktionale Merkmale mit letztlich sozial definierten Bewertungskriterien wie Qualität oder Preis oder sie überträgt die Attribute seines gesamten „biografischen“ Kontextes auf das Produkt und stigmatisiert es im positiven oder negativen Sinne. An manchem Lebensmittel klebt also metaphorisches Blut. In beiden Fällen benötigt der Konsument eine bestimmte Art von Wissen. Ich nenne diese beiden Wissensarten Produktwissen und Kontextwissen. Die Anwendung von Produktwissen ist im *innenorientierten* Modus tendenziell zentraler, die *außenorientierte* Variante des politischen Konsums kommt dagegen nicht ohne Kontextwissen aus. Die Gewichtung changiert aber über die konkreten Ausformungen und die Zeit hinweg.

#### *Außenorientierung und Kontextwissen*

Unser Regenwaldbeispiel ist mittlerweile ein Klassiker außenorientierten politischen Konsums. Inhalt der Mission ist es, die Umstände zu verbessern. Nutznießer der Bemühungen können sein: Umwelt, Tiere, Bevölkerungen in Entwicklungsländern,

benachteiligte gesellschaftliche Gruppen, Nationalstaaten etc. Maßstäbe sind u. a. soziale Gerechtigkeit, soziale Sicherheit, Frieden, Menschenrechte, Nachhaltigkeit, Patriotismus, Gleichberechtigung. Der Inhalt tut in unserer momentan noch begriffsbildenden Perspektive nichts zur Sache. Auch weniger „politisch korrekte“, z. B. rassistische, Motive sind hier einzuordnen.

Nachdem die Beschaffungskosten des Kontextwissens für den individuellen Käufer in Industrie und Weltmarkt unmöglich aufzubringen sind, haben sich Wissensagenturen herausgebildet, die Aufklärungsarbeit betreiben. Sie kann die Form des investigativen Journalismus annehmen bzw. im Rahmen regulärer wissenschaftlicher Forschung geschehen. Zunehmend bedeutend sind aber Non-Profit-Organisationen und Nichtregierungsorganisationen (wie Kirchen, Wohlfahrtsverbände, die Vereinten Nationen, *Greenpeace* oder *Adbusters*), deren Organisationsziele sich potenziell durch politischen Konsum verwirklichen lassen. Sie greifen teilweise zu aktivistischen Boykott- und Buykott-Aufrufen, flankiert durch mehr oder weniger fundierte Aufklärungskampagnen. Man erinnere sich zum Beispiel an den weltweiten Greenpeace-Appell von 1995, Produkte von Shell zu meiden; Ziel war es, den Konzern zu zwingen, von der Versenkung der Bohrinsel Brent Spar abzusehen. Der Effekt war durchschlagend: Shell büßte 50 Prozent seines Umsatzes ein, beugte sich dem Druck und entsorgte die Ölplattform an Land. Gleichwohl stellte sich im Nachhinein heraus, dass Greenpeace die Giftmenge an Bord etwa um das Fünffachfache überschätzt hatte. Andere Projekte finden eine derart breite Akzeptanz, dass sich so genannte Labels etablieren konnten. Im Nonfood-Bereich ist der *Umweltengel* bereits eine Institution. Sehr populär ist auch das Teppich-Siegel *Rugmark*, das eine Herstellung ohne Kinderarbeit garantieren soll. Im Bereich der Lebensmittel begegnen vor allem das EU-Bio-Siegel für Produkte aus ökologischem Anbau und die Kennzeichnung *Transfair* als Zeichen sozialverträglicher Handelsabkommen mit kleineren Produzenten in Entwicklungs- und Schwellenländern.

Die besondere Bedeutung der Labels liegt im Vertrauensvorschuss. Der Konsument muss nicht für jedes Produkt oder jede Marke neu Informationen beschaffen und prüfen, ob die so ermittelten Kontexteigenschaften den eigenen Wertmaßstäben entsprechen; er erhält aber theoretisch die Möglichkeit dazu. Auch die Bewertung verlagert er in die Kontrollinstanzen, die ein Produkt zertifizieren und ihm das Label verleihen. Nötig ist lediglich ein Abgleich der eigenen politischen Interessen mit den Kriterien der Prüfinstanz. Für die erbrachte Dienstleistung bezahlen in der Regel die Vermarkter, die die Kosten an den Verbraucher weitergeben.

#### *Innenorientierung und Produktwissen*

Der politische Charakter des Konsums gibt sich bezüglich innenorientierter Ziele weniger deutlich zu erkennen als bei außenorientierten. Hier zielt die Mission darauf ab, durch Veränderung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen selbst bessere *Produkte* zu erhalten.

Innenorientiert nenne ich diese Ausprägung der konsumpolitischen Dimension, weil die politischen Akteure zugleich Nutznießer ihrer Bemühungen sind. Verbraucher verstehen sich selbst als Konsumentenschaft, die bestimmte Rechte einfordert und sich ihrer Macht mehr oder weniger bewusst ist.

Solche Bemühungen haben verschiedene Kontrollinstanzen hervorgebracht. Je nach Produktgruppe und Gewichtung erwarteter Qualitätseigenschaften binden sie die Selbstverantwortung des Konsumenten mehr oder weniger ein. Im Falle einer Beanstandung ist man entweder selbst schuld, weil man unabhängige, veröffentlichte Testberichte nicht gelesen hat, oder man befindet sich im Zuständigkeitsbereich von Zivilrecht oder gar Staatsanwaltschaft. Den nebulösen Bereich dazwischen bedienen zahlreiche Verbraucherschutzorganisationen. Kriterien sind objektive Qualität (bezogen auf erwartete oder versprochene Funktionen), Preis-Leistungs-Verhältnis und Sicherheit. Oft hängen diese Aspekte untereinander eng zusammen wie im Gammelfleischskandal vom September 2006.

Die Produktionskosten qualitativ hochwertiger Produkte zu senken, stößt schnell an Grenzen. Das ist eine Binsenweisheit: Qualität hat ihren Preis. Trifft im Marktgeschehen ein solches ökonomisches Gesetz auf eine Verbrauchermentalität, die maximale Qualität zu minimalen Preisen fordert, oder auf eine Produzentenmentalität, die auf Ausreizung der Gewinnmargen fixiert ist, muss der „weichere“ der beiden Faktoren nachgeben: die Qualität. Letztere kann der Konsument schwerlich selbst umfassend kontrollieren, den Preis hingegen ganz problemlos. Dies ist das Einfallstor für illegitime Intransparenz und illegale Etikettenfälschung. Bei Lebensmitteln, die nicht halten, was sie versprechen, geht es nicht nur um Vertrauensverlust, sondern schnell um Schädigung von Leib und Leben.

Die Überwachung der Lebensmittelsicherheit hat sich der Staat bereits Ende des 18. Jahrhunderts zur Aufgabe gemacht. Mit der Auflösung der Zünfte fiel jene Kontrollinstanz weg, die die Bevölkerung vor Betrügern und Scharlatanen bewahrt hat, was eine mitunter lebensrettende Leistung war.

Auch eine Konsumententscheidung bezüglich der materiellen bzw. funktionellen Produkteigenschaften kann eine politische Entscheidung sein. Solange es eine Nachfrage für Fleisch zu Dumping-Preisen gibt, verkaufen Supermärkte wässriges „Schummelfleisch“, betreiben Flugentenhändler Etikettenschwindel und sind Großhändler verleitet, Haltbarkeitsangaben zu fälschen. Und auch hier braucht der politisch sensible Konsument Informationen, diesmal eher Produktwissen denn Kontextwissen. Beide Wissensformen überschneiden sich freilich in manchen Bereichen, zum Beispiel im Bereich des „Gammelfleischs“ oder des *Novelfoods*. Wer gentechnisch verändertes Gemüse ablehnt, tut dies vielleicht, weil er einen irreparablen Eingriff des Menschen in die göttliche Schöpfung ablehnt (außenorientiert). Oder vielleicht, weil er die Verabreichung seines Erachtens schlecht erforschten „Genfraßes“ weder sich noch anderen zumuten will (innenorientiert). Letzteres betrifft die Lebensmittelsicherheit. Bestimmte Lebensmittel zurückzuweisen, lediglich aus

Angst vor den Auswirkungen auf den Organismus, wäre dem physisch-instrumentellen Orientierungsmuster zuzuordnen. Erst ein „Das darf nicht sein!“, ein Gemeinschaftsbewusstsein und ein gewisser missionarischer Eifer bringen das politische Element ins Spiel. Hier zeichnet sich bereits ab, dass die vier Dimensionen miteinander in Verbindung stehen und unter Umständen Konfliktpotenzial bergen.

Genauso wie es für den Otto-Normal-Verbraucher alleine schier unmöglich wäre, sich ausreichend Kontextwissen über ein Produkt zu beschaffen, übernehmen auch hier spezielle Wissensagenturen die Kontrollarbeit – diesmal bezüglich der konkreten Produkteigenschaften. Neben der staatlichen Lebensmittelaufsicht und der staatlich beauftragten, aber unabhängigen Stiftung Warentest, ist ein Markt von Testagenturen für sämtliche Produktbereiche entstanden. Auch bezüglich der Produktqualität haben sich Labels etabliert, etwa die Testnoten von Stiftung Warentest und Ökotest oder das etwas neuere, von einem Zusammenschluss mehrerer Branchenverbände verliehene QS-Siegel (Qualität und Sicherheit). Den konsumpolitischen Aspekt betont hierzulande am stärksten die verhältnismäßig junge Verbraucherorganisation *foodwatch*. Ihre Mission besteht darin, sich „für das Recht der Bürger auf saubere und unverfälschte Lebensmittel“ einzusetzen (Foodwatch e.V. [Hg.] 2009).

#### **1.4 Symbolisch-ästhetisch: Der Mensch ist, was er isst**

Einst von Ludwig Feuerbach geprägt, bringt der Satz „Der Mensch ist, was er isst“ (vgl. Feuerbach 1982) den symbolisch-ästhetischen Sinnzusammenhang von Lebensmitteln besonders treffend auf den Punkt. Er zielt einerseits auf die inneren Erlebnisse ab, die Lebensmittel auszulösen im Stande sind. Damit verbunden ist die Selbst- und Fremdentifikation einer Person mit speziellen Nahrungsmittelprodukten und ihren Eigenschaften. Sich mit einem Objekt zu identifizieren, nimmt den Umweg über die Bedeutung, mit der ein Produkt gesellschaftlich, gruppenintern oder individuell aufgeladen ist.

Das symbolisch-ästhetische Orientierungsmuster möchte ich anhand eines Selbstbekenntnisses beschreiben. Den Charakter einer Beichte verleiht ihm die Konsumkritik, die in der Soziologie traditionell herrscht und erst langsam zurückweicht, um Inseln der ideologiefreien Analyse freizugeben. Ich habe Wasser gekauft. Nicht irgendein Wasser. Es ist ein Quellwasser aus Südnorwegen. 800 Milliliter kosten soviel wie die fünfzehnfache Menge eines durchschnittlichen Markenwassers oder die fast fünfzigfache Menge eines Discountwassers. Als ich der Flasche zum ersten Mal begegnet bin, hatten sämtliche rationalen und moralischen Überlegungen, die kurz aufgeblitzt waren, sehr schnell denkbar schlechte Karten. Da stand er: Ein schlanker Glaszylinder, das Verhältnis von Höhe zu Durchmesser perfekt. Der Deckel durchbricht die Form nicht, sondern führt, aus silbernem Kunststoff gefertigt, den schlichten Gedanken fort. Nimm mich in die Hand, fass mich an,

spüre wie die Kühle des Glases, die Reinheit des Wassers und die Gestalt des Gefäßes eins sind. Es war Liebe auf den ersten Blick. Und wie es bei Frischverliebten ist, versuchte ich zunächst mehr über dieses unglaubliche Wasser herauszufinden. Ich war begeistert. Der Designer stammt aus dem Kader von Calvin Klein. Die Webseite greift die Ästhetik der Flasche auf wunderbare Weise auf. Erhältlich ist das exklusive Produkt nur in Top-Hotels und Edelrestaurants von Welt. Weinkenner sollen es besonders schätzen, weil es den Weingenuss abrunde. Spätestens da war es um mich und meine Vernunft geschehen. Bei der nächsten Gelegenheit nannte ich das Objekt meiner Begierde mein Eigen, und bei der übernächsten seine kleine Schwester, 375 Milliliter – für unterwegs.

„Das Design bestimmt das Bewusstsein“ (Grimm 2006:44). Was interessieren mich da noch die ökologischen Kosten für den Transport von Norwegen nach Deutschland? Was interessiert mich die Gewinnspanne, die mit diesem Luxusgut erzielt wird? Was interessiert mich, ob der Hersteller vielleicht in Waffengeschäfte verwickelt ist? Ich weiß ja nicht einmal, ob der Verschluss in der Tasche dichthält. Alles, was mich interessiert, ist: Ich will aus dieser Flasche trinken, und ich möchte dabei gesehen werden. Ich möchte gefragt werden, was ich Besonderes trinke und woher dieses nie gesehene Gefäß kommt. Ich will die Geschichte dieses Wassers erzählen, von den Umständen berichten, wie es zu unserer Begegnung kam und davon, wie wir uns kennen gelernt haben. Von den moralischen Skrupeln, die ich anfangs hatte, von meinem Zögern und davon, wie ich schließlich kapitulieren musste vor dieser Perfektion. Wie bitte? Ja, selbstverständlich fülle ich nun Leitungswasser ein. Bin doch nicht blöd: Drei Euro für 375 Milliliter, das mache ich nicht noch einmal. So besonders schmeckt das Norwegische auch nicht. Obwohl. Irgendwie war es weicher, ein wenig süßlich ...

Dieser eher phänomenologische Zugang zur symbolisch-ästhetischen Dimension zeigt die emotionale Beteiligung an der Sinnkonstruktion und lässt sich nach nun schon vertrauter Systematik analysieren. Zwei Modi der Orientierung und jeweils damit verbundene zwei Formen des benötigten Wissens kristallisieren sich heraus.

#### *Innenorientierung und Selbstwissen*

Die Innenwirkung von Konsumprodukten nährt ganze Wirtschaftszweige. Marketingstrategen, Werbefachleute, Produktentwickler und Fooddesigner aller Welt reißen sich Beine aus, um Nahrungsmittel zu erfinden, die den Konsum in ein möglichst umfassendes Erlebnis verwandeln<sup>11</sup>. Um Ernährung geht es hier längst nicht mehr. Das Projekt des schönen Lebens steht im Vordergrund, die ganze Glückssuche, für den Moment verdichtet in einem beispielhaften Schluck Wasser. Die Erlebnisse bestehen im Genuss, in der Hingabe, in der Sehnsucht und häufig auch in der Überschreitung von Grenzen. Eigentlich

---

<sup>11</sup> Zur Gefahr, den Begriff Lebensstil mit jener empirisch vorfindbaren „kulturindustriellen Standardisierung“ gleichzusetzen, vgl. Oevermann (2001:49ff).

zu teuer, eigentlich zu fett, eigentlich ökologisch nicht zu verantworten. Die Freiheit, hehre Ziele über Bord zu werfen, ist in unserer Kultur Teil des individuellen Glücks<sup>12</sup>.

Lebensmittel gezielt einsetzen, um sich ein Stückchen Glück zu verschaffen, kann nur, wer seine *Vorlieben und Aversionen* kennt. Wer weiß, was ihm schmeckt und was in ihm Brechreiz auslöst. Welche Verpackung er ansprechend findet und welche Farbkombination widerlich. Nicht so unmittelbar erfahrbar, aber dafür umso wichtiger ist das Wissen um das eigene *Selbstbild*. Welche Eigenschaften schreibe ich mir selbst zu, sind Wunsch und Wirklichkeit einigermaßen kongruent? Wie möchte ich nach außen wirken? Zum Selbstwissen gehört aber auch das Wissen um die *Zugehörigkeit*. Wo sehe ich meine gesellschaftliche Position? Als Teil welcher Gruppen von Menschen möchte ich mich zu erkennen geben? Gemeinhin fallen diese Kriterien dem Vorwurf zum Opfer, die ich die „Kleiner-Prinz“-Kritik nenne: Das ist doch alles Oberfläche. Man sieht nur mit dem Herzen gut. Aber die Überlegenheit der Erlebnisästhetik gegenüber den rationalen Argumenten, wie sie im Physisch-Instrumentellen und im Konsumpolitischen begründet sind, zeigt, dass hier zutiefst innere Prozesse ablaufen. Viele Kriterien der Lust und Unlust sind in sozialen Kontexten erlernt, folgen Moden und Trends, andere sind dagegen höchstindividuell und im Fall von Allergien auch physisch bedingt. Das in unserem Kontext wohl wichtigste Kriterium ist Zugehörigkeit. Die Angst vor der Einsamkeit ist alles andere als „oberflächlich“.

#### *Außenorientierung und Codewissen*

Die Vergewisserung der Zugehörigkeit nach innen ist nur die eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite steht ein nach außen gerichtetes soziales Handeln, das hier exakt im Sinne Webers gemeint ist: „(...) welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“ (Weber 2002[1922]:1) Zugleich ist es symbolisches Handeln (vgl. Mead 2000[1934]), das Zugehörigkeitswünsche signalisiert und in dem Symbole und Codes rekursiv getauscht werden. Um in diesem Sinne Lebensmittel symbolisch wirksam einsetzen zu können, braucht es Codewissen: Wie sind Produkte und ihre Verwendung *konnotiert* und durch wen? Welche *Bewertung* wird den Konnotationen in der Wunschgruppe zuteil? Und wie laufen *Bedeutungsinnovationen* ab, so dass ich mit meinen Bemühungen am Ball bleiben kann?

Wer über ausreichendes Codewissen verfügt, kann mit zielsicherer Genauigkeit jene Lebensmittel auswählen, die ihn im richtigen Kontext zum Insider, Kenner, Experten, Trendsetter, Genießer machen. Einem Fehlgriff oder einer Fehlinformation folgt dagegen die sofortige Blamage.

---

<sup>12</sup> Plastische Beschreibungen und präzise Analysen der Bedeutung von Normübertretungen für die individuelle Glückssuche sind Gerhard Schulze (2006a) in „Die Sünde. Das schöne Leben und seine Feinde“ gelungen.



## 1.5 Metaphysisch: Wer's isst, wird selig

Essen ist von religiösen Motiven nicht nur *auch*, sondern sogar in hohem Maße betroffen. Köhler (1995:34) meint gar, Essen sei hauptsächlich religiös determiniert. Trotzdem erschließen sich die metaphysischen Facetten der Lebensmittel weniger phänomenologisch als die vorherigen Sinndimensionen. Die Neigung zur Verborgenheit rührt daher, dass ihnen in der Regel komplexe theologische und philosophische Gedankensysteme zugrunde liegen. Außerdem geht es um Offenbarung von Wahrheit, eine vom Wesen her singuläre geistige Erfahrung. Auch wenn sich moderne Menschen ihren Glauben und ihre Religiosität immer häufiger aus Versatzstücken der verschiedensten Religionen und geistigen Strömungen „zusammenbasteln“, bleiben diese Systeme und die in ihnen gemachten Erfahrungen hochkomplex. Der individuelle Synkretismus erschwert es indes zusätzlich, Anschlussfähigkeit herzustellen. Die Glaubenslehren sind so speziell und ihr Einfluss auf den Alltag und die Ernährung häufig verschattet, dass sie für Außenstehende schwer zu identifizieren sind. Kenner der metaphysischen Orientierung in der Sphäre Lebensmittel wird man daher entweder durch Sozialisation oder durch systematische Beschäftigung mit verschiedenen Lehren. Religiöse Gruppen sind also jeweils Experten für *ihre* religiösen Aspekte des Essens. Sie wissen Bescheid über Nahrungsgebote und Nahrungsverbote, halten sich bewusst oder unbewusst daran oder befolgen die Vorschriften nicht, obwohl sie sie kennen.

Metaphysische Orientierungsmuster beinhalten alle eine Vorstellung von *Heil* und wie dieses zu erlangen ist. Heil verstehe ich sehr weit gefasst und religionsphilosophisch als die transzendente Seite der Glückseligkeit. Wie dieses Heil im Einzelnen inhaltlich gefüllt ist – das *Heilswissen* –, unterscheidet sich in den Religionen, Kulturen und religiösen Strömungen. Oft sind es sehr diesseitige Praktiken, die die Glaubenden auf dem Weg dorthin voranbringen sollen und in Form von Verhaltensvorschriften überliefert sind. So entstanden unter anderem auch sehr differenzierte Nahrungstabus oder Zubereitungsvorschriften.

Innerhalb des Symbolisch-Ästhetischen ist es gerade wichtig, auch die Symbole der „anderen“ zu kennen, sonst funktioniert die Moral nach außen, die Distinktion, nicht. Im Bereich des Metaphysischen sind einem die Regeln der anderen nur dann geläufig, wenn man mehr als nur flüchtigen Kontakt zu ihnen hat. Und es liegt auf der Hand, dass, je größer die Gruppe der Gläubigen ist, das gruppenübergreifende Wissen und Verständnis um deren religiöse Vorschriften umso umfangreicher ist. Je nach Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft ist die zu erwartende Allgemeinbildung anders beschaffen. So gehört zur mehrheitlich christlich geprägten Allgemeinbildung, dass – ausgehend von ihren Lehren – Muslime kein Schweinefleisch essen und einen Fastenmonat halten, den Hindus Rinder heilig sind und sie oft sogar vegetarisch leben und dass Juden koscher zubereitete Mahlzeiten zu sich nehmen.

Würde man in einer Straßenbefragung nach den Gründen für diese Regeln fragen, kämen die meisten Leute ins Schleudern.

Es wäre zu erwarten, dass das Wissen der meisten Passanten über Essen im Christentum etwas tiefer reicht, zumindest noch. In den christlichen Konfessionen finden sich abgesehen von Fastenzeiten im Kirchenjahr kaum alltagspraktische Nahrungsvorschriften. Trotzdem ist – dank der kulturellen Nähe – die theologische Bedeutung von Nahrung vermutlich eher bekannt als bei den östlichen Religionen. Essen spielt auch im Christlichen eine symbolische bzw. rituelle Rolle: im Abendmahl, der Fastenzeit und beim Sündenfall. Es gibt noch weitere Bezüge im Neuen Testament, aber da wird es elaboriert. Im Abendmahl verdichtet sich die gesamte christliche Heilslehre: Menschwerdung, Opfer, Erlösung und Gemeinschaft. Den Anfang der Heilsgeschichte macht die verbotene Frucht vom Baum der Erkenntnis im Garten Eden. Schon ein weit verbreitetes Bonmot, das Lord Byron zugeschrieben wird, sagt, es hänge sehr viel vom Essen ab, seit Eva den Apfel gegessen hat. Auch wenn die Bibel die Ernährung nicht explizit regelt, so wirkt die Theologie des Christentums doch auf die Einstellung zum Essen. Die westeuropäischen Katholiken und Protestanten, Vorreiter in der Fairtrade- und Weltladenbewegung (seit 1970 in Deutschland), haben eine gewisse Nähe zum Konzept der Nachhaltigkeit<sup>13</sup>. Dieser Begriff fasst zusammen, was der ökumenisch getragene *konziliare Prozess* seit 1981 mit den Werten „Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ beschreibt. Darin liegt die biblisch begründete politische Weltverantwortung der Christen. Dieser Aspekt christlicher Bedeutungszuschreibung ist allerdings eine neuere Entwicklung, die bei allen theologischen Wurzeln im konsumpolitischen Orientierungsmuster analytisch besser aufgehoben ist. Eine weitere, seit Weber populäre Verbindung von christlicher Religion und Essen liegt in der Frage von Genuss und Askese. Inwieweit die theoretische Analyse Max Webers Anfang des 20. Jahrhunderts ein empirisches Korrelat hat und Protestanten tendenziell genussfeindlich eingestellt sind, bliebe zu überprüfen.

Neben (1) Ernährungsvorschriften, die sich mit den zugehörigen Religionen verbreitet haben, gibt es drei weitere Quellen metaphysischer Orientierungsmuster in der Sphäre Lebensmittel. So findet sich in der Gesellschaft eine Reihe von *Ernährungslehren, die zwar einem religiösen oder philosophischen System entspringen sind, aber mehr oder weniger ein davon abgekoppeltes Dasein führen* (2). Gemeint sind z. B. anthroposophische Lehren, die dem Daoismus entlehnte Makrobiotik und Fünf-Elemente-Lehre oder der mit dem Hinduismus verbundene und teilweise von der Transzendentalen Meditation vereinnahmte Ayurveda.

---

<sup>13</sup> 1713 tauchte der Begriff der Nachhaltigkeit zum ersten Mal auf, und zwar in der Forstwirtschaft. Das Prinzip, nicht von der Substanz zu leben, sondern von den Erträgen der Substanz, hat sich bis zum aktuellen Verständnis erhalten. Den letzten Schritt der Bedeutungsausweitung über die Bewahrung der Umwelt hinaus zur Herstellung sozialer Gerechtigkeit und Gewährleistung von politischer Partizipation erfuhr das Nachhaltigkeitskonzept durch die Brundtland-Kommission (UN-Kommission für Umwelt und Entwicklung) im Jahr 1983 (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2006:14ff).

Eine dritte Quelle sind jene *Ernährungslehren, die sich auf vermeintliche oder umstrittene wissenschaftliche Theorien stützen* (3). Auch hier ist eine gehörige Portion Glaube nötig. Vertreter sind beispielsweise die Hay'sche Trennkost oder ihre Adaption mit dem Namen LOGI. Letztere liegt nahe bei der sogenannten Steinzeitdiät.

Darüber hinaus kennen wir *Auffassungen, die einen viel diffuseren transzendenten Kern haben* (4). Sie haben Kultcharakter und beschwören einen gewissen *Nimbus des Natürlichen*, betonen die Verbindung mit der Natur und dem Ursprünglichen, Unberührten. Heil liegt hier nahe bei Unschuld, Paradiesvorstellungen und Perfektion. Rutschky (2005) betitelt diesen Zeitgeist sehr treffend mit dem Kult der „guten Natur“, in der alles „Naturbelassene“ sakrosankt ist. Zentral ist die Idee ebenfalls in der Lebensreformbewegung, deren Ursprung am Ende des 19. Jahrhunderts liegt. Die Sehnsucht, sich mit der Natur zu verbinden, ihre Weisheit zu preisen, ist romantisch und in der aktuellen Fassung neoromantisch. Ihre Sympathisanten sind en gros keine „Freaks“, die Vollwertkost predigen, oder Frutarier, die nur essen, was die Natur freiwillig hergibt. Sie bilden nur gemeinsam mit Vertretern mancher Formen der Rohkost (Instincto bzw. Urkost) das obere Ende der Skala. Darunter ist viel Platz für den Zeitgeist und den Common Sense.

#### *Beziehung, Hingabe und Außenorientierung*

Die kurz angesprochenen religiösen Traditionen (1) verbindet unter anderem, dass in ihnen der Umgang mit Nahrungsmitteln ein Ausdruck von Beziehungshandeln im weitesten Sinn ist und diese Beziehung wiederum konstitutiv für die Erlangung von Heil ist. Daher rechne ich diese religiösen Orientierungen in der Typologie von Moral nach innen und Moral nach außen der *Außenorientierung* zu. Beziehungsnehmer sind einerseits der personal aufgefasste Gott, Heilige und andererseits die Gemeinschaft der Gläubigen sowie „der Nächste“ welcher Gesinnung auch immer.

Auch der Kult der guten Natur (4) sucht die Erfüllung und die Offenbarung außerhalb der eigenen Person. Die Distanz zur nahezu heiligen Wildnis ist aber nicht immer zu überbrücken, eher im Gegenteil: Jeder Eingriff, jede Gestaltung kann das Wesen der Natur zerstören. Die Hoffnung ist, wenn man sich in ihren Einzugsbereich begibt, sich passiv verhält und einfügt, dann erfährt man Läuterung und wird selbst *natürlich*.

#### *Selbsterlösung und Innenorientierung*

Die wachsende Bedeutung des Körperkults beschreibt Köhler (1995:31) mit den Worten: „Das Bewusstsein vom Essen als Beziehung, als Verhältnis zum außer-mir-Seienden, zum Vegetativen, zur Natur ist weg.“ Die enge gedankliche Verbindung zwischen Nahrungsaufnahme und Wohlbefinden, fokussiert den Esser auf sein Inneres. Das beschreibt den innenorientierten Modus des metaphysischen Orientierungsmusters.

Der Körperkult hatte bereits in der physisch-instrumentellen Dimension seinen Auftritt, was nicht heißt, dass er nicht auch metaphysische Aspekte beinhaltet. Genau genommen bewegen wir uns in einem Unschärfbereich: Verfechter von wissenschaftlich nicht anerkannten Theorien über den Zusammenhang von Organismus und Nahrungszufuhr akzeptieren die Autorität „der Wissenschaft“ nicht. Aus ihrer Perspektive sind sie im Besitz wahren Wissens über den menschlichen Körper und seine Gesetzmäßigkeiten, auf welchem Wege sie auch immer dazu gelangt sein mögen. Das bedeutet, dass ihre Anhänger *Kausalwissen 1* einsetzen, um ihr Wohlbefinden gezielt zu beeinflussen. So gesehen fällt die LOGI-Diät genauso wie die Hay'sche Trennkost in die physisch-instrumentelle Dimension. Aus der Sicht der Schulmedizin, die andere Qualitätsstandards an Wissen anlegt, entbehren diese Theorien der nötigen empirischen Basis und sie gehören in die Sphäre des Glaubens. Dass ich LOGI und Co. der metaphysischen Dimension zuteile, ist somit ein Statement meiner eigenen Perspektivität.

Sowohl die populären Ernährungslehren mit verblässigem philosophischem und religiösem Überbau (2) als auch jene, die eben angesprochen wurden und sich auf vermeintliche physiologische Gesetzmäßigkeiten berufen (3), stellen den Organismus ins Zentrum. Meist laufen Sie darauf hinaus, dass eine Balance hergestellt werden muss: Yin und Yang ins Gleichgewicht bringen (Makrobiotik, Fünf-Elemente), die Lebensenergien Vata, Pitta und Kapha ausbalancieren (Ayurveda) oder das Säure-Basen-Verhältnis regulieren (Hay'sche Trennkost). Ein „Außen“ binden diese Lehren nicht ein. Die Energien fließen *im* Körper, jeder hat seine eigene Grundkonstitution und auch das Säure-Basen-Gleichgewicht ist eine Sache des nach außen hin abgeschlossenen Organismus.

Den Religionen oder Weltanschauungen, denen die im Westen populär gewordenen Ernährungslehren entstammen, wird man freilich nicht gerecht, wenn man ihnen einen Platz in einem Dimensionensystem zuweist, das gedanklich Instrumentelles von Politischem, Symbolisches von Metaphysischem trennt und zudem noch einen innengerichteten und einen außengerichteten Modus kennt. Wir haben es mit einem klaren Fall von Inkommensurabilität zu tun: Eine Beschreibung der Phänomene unserer Kultur braucht eigene Denkmuster und eine kognitive Karte mit spezifischen Landmarken. In der buddhistischen Lehre (Dharma) beispielsweise gibt es die uns sehr vertraute Unterscheidung von innen und außen gar nicht. Ernährungslehren wie die dem Ayurveda entlehnten können allerdings in der westlichen Kultur nur einen Platz einnehmen, wo der Westen dafür Raum schafft. Daher büßen fernöstliche Lehren über ihre Rezeption große Teile ihrer metaphysischen Implikationen ein. Rutschkys (2005:418f) geht noch weiter: „Dabei geht den traditionellen Verfahren jeder religiöse Gehalt verloren. Sie werden aufgereiht wie die Waren im Supermarktregal; jeder darf sich nehmen, was ihn anspricht. Glücklicherweise geht es bloß um Konsumverhalten; statt um eine religiöse Bekehrung, die zu einer neuen, unbedingten Entschlossenheit führt.“ Die Auffassung Rutschkys teile ich nur bedingt, da die doch verbleibende Transzendenz diese

Lehren für den mehr und mehr kirchenfernen, aber sinnsuchenden Westen überhaupt erst reizvoll machen.

## 1.6 Zusammenspiel und Widerspruch

Die im Abschnitt 1.1 skizzierte Systematik hat sich nach diesem Streifzug mit Inhalt gefüllt. Untenstehende Tabelle führt die wesentlichen Stichworte noch einmal vor Augen. Da sich später zeigen wird, dass die Einteilung von Ernährung und Essen in objektive und subjektive Kategorien empirisch nicht haltbar ist, verzichte ich in der tabellarischen Übersicht darauf. Auch die Unterscheidung der Moral nach innen und außen erweist sich in der abschließend gewählten Interpretationsperspektive als nicht so ertragreich, doch für den vorbereitenden theoretischen Auftakt hilft diese Differenzierung sehr wohl, das Feld zu strukturieren und systematisch aufzubrechen und zu beschreiben.

<b>Ernährung</b>			
I Erziehungsziel		II Mission	
<b>Physisch-instrumentell</b>		<b>Konsumpolitisch</b>	
Innen	Außen	Innen	Außen
Kausalwissen I		Produktwissen	Kontextwissen
Kausalwissen II		Produktqualität Lebensmittelsicherheit	Prozess: Produktion, Vertrieb, Handel, Akteure
<b>Essen</b>			
III Emotion		IV Heil	
<b>Symbolisch-ästhetisch</b>		<b>Metaphysisch</b>	
Innen	Außen	Innen	Außen
Selbstwissen	Codewissen	Heilswissen	
Vorlieben/Aversionen Selbstbild Zugehörigkeit	Konnotation Bewertung Bedeutungs- innovation	Beziehung zu sich (Körper, Einssein, Ganzheit)	Beziehung zu anderen (Göttliches Wesen, Gemeinschaft, Nächster)

Abbildung 1.6-1: Zusammenschau der vier Dimensionen

Die Vorstellung der Orientierungsmuster als an sich unabhängige Dimensionen ist insofern treffend, als kaum ein Phänomen des Nahrungszusammenhangs voll und ganz in einer

Bedeutungssparte aufgeht. Ein Produkt in seinem Kontext, die Einstellung einer Konsumentin vor der Obsttheke, ein Skandalbericht über verunreinigte Lebensmittel; sie alle haben einen spezifischen „Ausschlag“ auf jeder der vier Dimensionen. Sie können außerdem innerhalb der Dimension jeweils unterschiedliche Ausprägung bezüglich der Innenorientierung und der Außenorientierung haben.

Wenn die Dimensionen an sich unabhängig voneinander sind, kann es zu Widersprüchen kommen, die sich im Falle von Orientierungsdimensionen zu Wertekonflikte auswachsen. Die konsumpolitische Einstellung, fairen Handel zu unterstützen, kollidiert unter Umständen mit der physisch-instrumentellen Disposition, wenig Zeit zu haben und nur einen Discounter in nächster Nähe. Nachhaltigkeit und Bequemlichkeit sind schwer zu vereinbaren, und sie stehen auch für den ewigen Kampf zwischen Egoismus und Altruismus, also Moral nach innen und Moral nach außen. Zu ihm gesellen sich Vernunft und Emotion, die in der Moderne gewohnheitsmäßig als Kontrahenten gefürchtet sind, und zwar auf sämtlichen Kollektivebenen.

Andererseits ist denkbar, dass es Konstellationen gibt, in denen die Dimensionen sehr wohl positiv korrelieren. Konsumpolitisches Denken kann metaphysische Gründe haben: die Bewahrung der Schöpfung zum Beispiel. Möglicherweise kann nur eine säkulare Gesellschaft Techniken wie die Gentechnik entwickeln. Eine metaphysische Sicht auf Lebensmittel ist in bestimmtem Maße ein Modetrend und damit eng verbunden mit symbolisch-ästhetischer Orientierung, ohne die Authentizität des transzendenten Erlebnisses in Abrede stellen zu wollen.

Die Orientierungsmuster bilden zugleich keinen abgeschlossenen Kosmos. Sie sind genauso Anschlüsse für weitere Systeme, zum Beispiel das politische. Lebensmittelskandale, die vor allem das Physisch-Instrumentelle und das Konsumpolitische berühren, haben immer wieder personelle Konsequenzen in der Exekutive und aktionistische in der Legislative. Die Judikative muss sich immer wieder mit religiösen Praktiken der Lebensmittelbereitung auseinandersetzen, man denke an das Schächten, das in Deutschland an sich verboten ist, obwohl Religionsfreiheit herrscht.

Bleiben wir aber innerhalb des Quadrupels aus an sich unabhängigen Bedeutungszusammenhängen. Es wäre also denkbar, für jedes Nahrungsmittelfänomen ein Orientierungsprofil zu zeichnen. Wichtig ist dabei, vorher zu klären, aus welcher Perspektive und aufgrund welcher Rahmenbedingungen dies geschieht. Ein Bio-Apfel hat unzählig mögliche Orientierungsprofile. Aus der Sicht eines links-alternativen Vaters stecken in dem Obst qualitativ andere Bedeutungen als aus der Sicht einer 23-jährigen Designstudentin, die gerade für einen Marathon trainiert.

## Zusammenspiel und Widerspruch

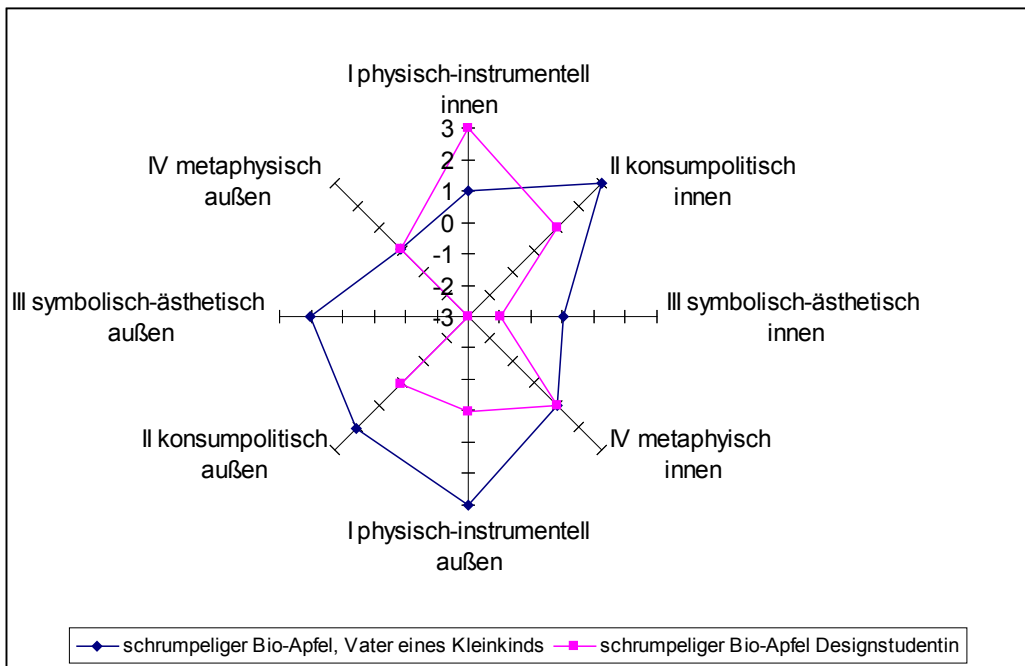


Abbildung 1.6-2: Grafische Darstellung zweier hypothetischer Orientierungsprofile

Ebenso erhält man verschiedene Profile, wenn man die Handlungsmuster einer Person mit verschiedenen Lebensmitteln in Verbindung bringt. Und wiederum werden sich die Diagramme unterscheiden, hält man Person und Produkt konstant und verändert die Situation. Soziologisch interessant sind die Vermutungen, dass jeweils *ceteris paribus* a) es Konsumentengruppen gibt, die ähnliche Profile erzeugen (Sozialstruktur), b) in der Sphäre Lebensmittel gesellschaftliche Institutionen existieren, deren Funktionen sich aus bestimmten Profilen ableiten, und c) die Profile sich in der Zeit wandeln.

Im Folgenden soll der Schwerpunkt darauf liegen, welche zeitliche Entwicklung die Sinnhorizonte der Dimensionen erfahren haben. Wie haben sich die Orientierungsmuster herausgebildet? Wie changierte die öffentliche Aufmerksamkeit darauf über die Jahre? Gab es mittlerweile versandete Seitenlinien? Gibt es Entwicklungen, die erwartbar gewesen wären, aber dennoch nicht eingetreten sind? Wo liegen Widersprüche und wie werden diese sozial überbrückt?

## 2 Forschungsdesign

Die Sphäre Lebensmittel ist umfassend und komplex. Um das Ganze soziologisch in den Griff zu bekommen bzw. auf den Begriff zu bringen, braucht es eine Systematisierung, die hilft, zu wissen, wo man anfangen soll. Es ist ein bisschen wie beim Zerteilen einer geschlachteten Kuh: Jahrhunderte des traditionellen, professionellen und schließlich industriellen Zerteilens von Rindern haben Regeln hervorgebracht. Die Kuh als solche besteht im Auge eines Metzgers aus Kamm, Filet, Bauch, Tafelspitz, Waldschinken etc. Das Schnittmuster hat sich bewährt. Denn: (a) Es trennt ähnliches Fleisch von verschiedenem und teures von billigem, (b) es orientiert sich dabei an der natürlichen Organstruktur, was das Erkennen und Zerteilen einfacher macht, und (c) es entsteht möglichst wenig unverwertbarer Abfall. Die gedachte Zerteilungsschablone variiert kulturell, denn eine effiziente Ressourcennutzung ist nur ein Prinzip, nach dem man ein Schlachtvieh zerlegen kann – wenn auch ein nahe liegendes – und es lässt sich auf verschiedene Weise erfüllen.

Der Metzgerblick auf die Kuh ist zugleich ein Metzgerkundenblick. Hier hat sich über Arbeitsteilung und Industrialisierung in ökonomischen und kulinarischen Zusammenhängen ein relativ einheitliches „Analysesystem“ überliefert, das für die Kunden anschlussfähig ist. Sie haben gelernt, was eine Rinderhüfte und welche Art von Zubereitung dafür angemessen ist.

Manchmal wünscht man sich, es wäre mit dem soziologischen Blick ähnlich einfach. Aber der Gegenstand, soziale Tatsachen, verlangt in seiner Komplexität und Variabilität gerade nach einer Vielfalt von Schnittmustern. Ja, es ist oft nicht einmal eindeutig zu sagen, was hier noch *zur Kuh* gehört und was nicht.

Im vorangegangenen Kapitel sind die vier Dimensionen der Orientierungsmuster systematisch in der Abgrenzung, aber möglichst plastisch in der Beschreibung entstanden: Zum einen das *Physisch-Instrumentelle*, das den eher technologischen, molekularen Zugang zum gesellschaftlichen Umgang mit Lebensmitteln erfasst. Das zweite Orientierungsmuster ist das *Konsumpolitische*, welches für jene Phänomene steht, die Lebensmitteln als Produkt im Marktgeschehen als Mittel einsetzen, Ziele zu erreichen, die nicht das Produkt selbst betreffen, sondern Zusammenhänge seiner Produktion und Allokation. Die beiden Muster bedienen sich eher objektiver Rationalität. Das dritte Orientierungsmuster, das *Symbolisch-Ästhetische*, und das vierte, das *Metaphysische*, hingegen speisen sich aus subjektiver Rationalität. Beim Symbolisch-Ästhetischen schöpft sich die Orientierung aus emotionalen Zielen und Motiven. Seien es der sehr individuell erlebbare Genuss und Ekel oder die sozial begründeten Abgrenzungs- und Zusammengehörigkeitsgefühle. Das Metaphysische ist in seiner Orientierungsfunktion auf das Erlangen von Heil gerichtet und involviert damit im weitesten



Sinne religiöse Gefühle und eine metaphysische Beziehung zu sich und anderen. Quer dazu liegen zwei Modi innerhalb jedes Orientierungsmusters: die Moral nach innen und die Moral nach außen, die ich in Anlehnung an Gerhard Schulze (vgl. 2006a:232f) auf die soziale Sphäre der Lebensmittel anwende.

In diesem Kapitel möchte ich zunächst erläutern, welches Verständnis von Orientierungsmuster und ihrer dimensional Struktur ich meinem Ansatz zugrunde lege (Abschnitt 2.1). Es wäre nun naheliegend, den Wandel aller vier Orientierungsmuster in den vergangenen Jahrzehnten im Rahmen nachzuzeichnen, um ein umfassendes Bild der Entwicklung kollektiver Rationalität im Umgang mit Lebensmitteln zu erhalten und daraus Deutungsangebote zu entwickeln.

Doch den Untersuchungsgegenstand zu definieren und zu strukturieren ist eine Sache, ihn für die empirische Analyse zu operationalisieren eine ganz andere. Wie so oft ist dies der Punkt, wo die so schön geschlossene kognitive Gestalt eines theoretischen Ansatzes die grausame Axt der Forschungsökonomie zu spüren bekommt. Die Axthiebe lauten in diesem Fall: Alle vier Dimensionen in ihrer Historie nachzuzeichnen ist viel zu umfangreich für diese Arbeit. Und weiter: Es ist unmöglich, die gesamte Kulturgeschichte diesbezüglich zu rekonstruieren. Die Themen sind so vielfältig; eine Gesamtbetrachtung ist utopisch. Und: Man muss sich mit zugänglichen Quellen zufriedengeben, die auf ihre eigene Weise den Gegenstand beschneiden.

So werde ich bei meinen Analysen in dieser Arbeit den Schwerpunkt auf die zwei Dimensionen des Physisch-Instrumentellen und des Konsumpolitischen setzen (Abschnitt 2.2) und mich auf einen klar abgegrenzten Untersuchungszeitraum von dreißig Jahren, nämlich 1975 bis 2005 beschränken (Abschnitt 2.3). Eine weitere Konzentration des Gegenstands entsteht durch die Wahl der Datenquelle: Durch die induktive Vorgehensweise der empirischen Analyse übernimmt das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* ex ante bereits eine Themenauswahl (Abschnitt 2.4). Daher werden nicht alle im ersten Kapitel angesprochenen thematischen Facetten der Dimensionen im Folgenden aufgegriffen. Die vorgenommenen Eingrenzungen geschehen nicht willkürlich, wie ich in den folgenden Abschnitten erläutern möchte. Im Anschluss stelle ich das Datenmaterial, die Stichprobenziehung und Auswertungsstrategie dar (Abschnitt 2.5).

## 2.1 Analysegrundlagen: Orientierungsmuster und theoretisch gewonnene Dimensionen

Den Gegenstand dieser Untersuchung bilden dimensional strukturierte Orientierungsmuster in Prozessperspektive, bezogen auf den mehr oder weniger klar umgrenzten Inhaltsbereich der Lebensmittel bzw. Ernährung. Dieser Abschnitt soll zum einen erläutern, auf welchem Verständnis von *Orientierungsmustern* und von *dimensionaler Struktur* die weiteren Ausführungen aufbauen. Zum anderen wird dargelegt, in welchem Verhältnis von Daten und Theorie die im Kapitel 1 bereits vorgenommene inhaltliche Füllung dieser Orientierungsmuster steht.

### 2.1.1 Deutungsmuster als Begriffsbasis der Orientierungsmuster

Orientierungsmuster möchte ich im Folgenden als eine Erweiterung von Deutungsmustern verstehen. Versuche, einen Überblick über die Verwendung von Deutungsmustern in verschiedenen Forschungsarbeiten herzustellen, beginnen in der Regel mit Anklagen wie die von Plaß/Schetsche (2001:511). Sie stellen fest, dass „der kategoriale Status des Begriffs in den meisten empirischen Untersuchungen unbestimmt bleibt“.<sup>14</sup> Dabei berufen sie sich auf selbst durchgeführte Vergleiche von soziologischen Monografien und Zeitschriftenartikeln, die „Deutungsmuster“ im Titel oder Untertitel führen, und Befunde von Lüdemann (1992:120, zit. n. ebd.), der Literatur der achtziger Jahre dahingehend durchforstet hat.

Christine Plaß und Michael Schetsche (vgl. ebd.:512) führen die Unterreflektiertheit nicht darauf zurück, dass das Konzept der Deutungsmuster in der Soziologie so selbstverständlich ist, dass es keiner weiteren Erklärung bedarf. Vielmehr unterstellen sie „Unsicherheit“ über die theoretische Bestimmung von Deutungsmustern und die reflektierte Anwendung des Begriffs auf den konkreten Forschungsgegenstand. Dass es zu dieser Unsicherheit kommt, liegt meines Erachtens im Gegenstand selbst, der hier auf den Begriff gebracht werden soll. Es ist klar, dass es kein einheitliches Verständnis von Deutungsmustern geben kann<sup>15</sup>.

Denn es sind unzählige Varianten davon denkbar, (1) *wer* (2) *welche Abstraktionsstufe und welchen Ausschnitt des Weltbildes* (3) *wie benutzt* deutet und (4) *wie neu oder etabliert* und (5) *wie stabil* diese Deutungen sind.

---

<sup>14</sup> Vgl. auch Oevermann 2001.

<sup>15</sup> Auch Lüdgers (1991:379) stellt fest, dass „das, was jeweils unter Deutungsmustern verstanden wird, in hohem Maße von der Fragestellung, dem Gegenstand der Analyse und dem verfügbaren Material abhängt.“ Er geht noch weiter und verweist auf Soeffners Diktum (1985:109, zit. n. ebd.:404): „Über Methoden und Methodologien sollte man eigentlich nichts Theoretisches schreiben. Ihre Praktikabilität und theoretische Legitimation ergeben sich vielmehr daraus, daß man sie in ihrem praktischen Verwendungszusammenhang, in der praktischen Forschungsarbeit explizit beschreibt und am Material begründet.“

Die Elemente (1) bis (3) sind auch in der Begriffsbeschreibung von Plaß/Schetsche (2001) konstituierend:

- (1) Gesellschaftsmitglieder, die jenes Wissen/jene Deutungen teilen (im Folgenden *Deutungseigner*, BW),
- (2) Art des impliziten Wissens,
- (3) Grad der Impliziertheit des Wissens<sup>16</sup> (oder *Bewusstseinstiefe*, BW).

Die Elemente (4) und (5) sind gerade für den prozessanalytischen Zugang von Bedeutung und sowohl bei Oevermann als auch bei den Rezipienten Plaß/Schetsche (2001) kaum als eigenständiges Merkmal im Blick<sup>17</sup>:

- (4) *Alter bzw. Entwicklungsstand* des Wissens/der Deutungen,
- (5) Stabilität der Deutungen.

*Muster* können sich dabei auf zwei verschiedenen Ebenen ausbilden: Das Deutungsmuster selbst generiert sich aus der ganz spezifischen Kombination der Ausprägungen seiner Merkmale: Deutungseigner, Bewusstseinstiefe, Wirklichkeitsausschnitte, Alter und Stabilität. Dies ist die gängige, wenn auch selten explizit gemachte Lesart des zweiten Teils des Begriffs „Deutungsmuster“. Darüber lassen sich unter Umständen über Deutungsmuster hinweg Typen erkennen, die sich bezüglich der Ausprägungs*kombinationen* ähneln.

Der Gegenstand dieser Arbeit sind jedoch nicht Deutungsmuster, sondern *Orientierungsmuster*. Der Begriff der Orientierungsmuster ist in der Literatur noch weit unbestimmter als der der

---

<sup>16</sup> Dieser hängt, so Plaß/Schetsche, laut Oevermann (1973:10, zit. n. Plaß/Schetsche 2001) von historisch-zeitlicher Geltung von Deutungsmustern sowie von ihrer Verbreitung ab: „Je länger ein Deutungsmuster schon gilt und je mehr Gesellschaftsmitglieder es teilen, desto fragloser tritt es in Erscheinung und desto höher sind Grad und Komplexität des impliziten Wissens“ (ebd.).

<sup>17</sup> Plaß/Schetsche (vgl. 2001:518) ziehen lediglich den Schluss, dass es mehr austrägt, ‚neue‘ Deutungsmuster zu analysieren, während etablierte, kulturell hegemoniale Deutungsmuster zu analysieren „nicht zu unterschätzende“ methodische Probleme bereiten. Sie schließen sich daher Lüders/Meuser (1997:73) an, die empfehlen, Deutungsmuster in Umbruchszeiten zu analysieren, da hier die alten mit den neuen im Aushandlungsprozess ständen und expliziert werden müssten. Sie fügen allerdings an, „daß mit der zunehmenden Geschwindigkeit der Kommunikationsprozesse im zwanzigsten Jahrhundert die Entstehung, Verbreitung, Durchsetzung und Ablösung von Deutungsmustern insgesamt signifikant beschleunigt wird.“ Es kann also – bei aller Vorsicht – davon ausgegangen werden, dass man bezogen auf ein Deutungsmuster – oder auch, wie wir später sehen werden – ein Orientierungsmuster über einen längeren Zeitraum ständig Aushandlungsprozesse stattfinden. In der Analyse dieser Aushandlungsprozesse zeigen sich also die dort zur Debatte stehenden Orientierungsmuster und ermöglichen so, ihren Wandel zu rekonstruieren. Willems (vgl.1997:270ff) sagt hierzu, dass man dem medialen Transfer mehr Aufmerksamkeit schenken müsse. Dies ist auch meine Einschätzung.

Deutungsmuster (vgl. Bohnsack 1992). Ich möchte Orientierungsmuster als eine Erweiterung des Konzepts der Deutungsmuster verstehen, in dem ich Deutungen als *einen* Aspekt innerhalb der Orientierungsmuster verstehe. Dies wird deutlich, bestimmt man die inhaltlichen Freiheitsgrade des Begriffs Orientierungsmuster nach dem ähnlichen Schema wie oben:

(1) *Wer* orientiert sich gemeinsam auf (2) *welche Art von Ziel* hin (3) *wie bewusst*; und (4) *was* dient dabei *als Leitlinie*, (5) *seit wann* und (6) *wie ausdauernd*. Muster bilden können auch hier die einzelnen konstituierenden Elemente: Die Akteure, die Bewusstseinstiefe, die Zielarten und die Leitlinien; oder wiederum die Kombination aus allen konstituierenden Elementen.

- (1) Das Kollektiv, das das Orientierungsmuster teilt, im Folgenden *Orientierungsmustereigner*
- (2) *Zielart* (Qualität und Hierarchie)
- (3) Grad der Impliziertheit des *Wollens und Wissens*
- (4) *Art der Leitlinie* (Kausalwissen, Symbolwissen, Kontextwissen, Selbstwissen ...)
- (5) *Alter bzw. Entwicklungsstand* der Orientierungen
- (6) *Stabilität* des Orientierungen

Deutungsmuster fallen vor allem unter den Aspekt *Art der Leitlinie*, schwingen aber auch im Grad des Bewusstseins, im Alter und der Stabilität der Orientierungen mit. Insgesamt verleihen Orientierungsmuster den Deutungen eine Richtung und schaffen Handlungsdruck.

Unter einem Orientierungsmuster verstehe ich die Ausrichtung von signifikanten kollektiven Wissensbeständen auf einen bestimmten kollektiv geteilten Wertezusammenhang mit dem Ziel, im Sinne des praktischen Syllogismus hieraus Hinweise über „richtiges“ Handeln abzuleiten.

- a) Die Wissensbestände lassen sich je nach Orientierungsmuster in verschiedene spezifische Wissenstypen zusammenfassen.
- b) Kollektive Wissensbestände lassen sich mit dem Begriff Deutungsmuster gut erfassen, wie ihn Plaß/Schetsche (vgl. 2001:522) begreifen: Sie definieren Deutungsmuster als „spezifisch strukturierte kollektive Wissensbestände, die sich anhand von sozialen Interaktionsprozessen, in denen Wissen transferiert wird, empirisch untersuchen lassen“. Sie sind weiter „sozial geltende, mit Anleitung zum Handeln verbundene Interpretationen der äußeren Welt und der inneren Zustände“, ihre Kollektivität wird durch die Weitergabe und den Austausch zwischen den Einzelnen begründet. Außerdem erhalten neue Deutungsmuster „soziale Gültigkeit primär durch ihre mediale Verbreitung“.
- c) Orientierungsmuster beinhalten moralische Vorgaben für den Einzelnen und legitime Erwartungen des Einzelnen an das Kollektiv.

- d) Orientierungsmuster lassen sich nicht nur nach unterschiedlichen Arten der Wissensbestände unterscheiden, sondern auch nach Orientierungsmustereignern, nach der Art der Ziele, nach dem Grad der Impliziertheit des Wissens und Wollens, nach dem Alter bzw. dem Entwicklungsstand und der Stabilität der Orientierung.

### 2.1.2 Dimensionale Struktur

Eine Dimension ist eine Art Hintergrundvariable, in der sich Dispositionen manifestieren können. Dispositionen versteht Schulze (vgl. 2006b:21) als situationsübergreifende Reaktionstendenz. Dieses Konzept wird am häufigsten auf Individuen angewandt und betrifft dann zum Beispiel Einstellungen, Fähigkeiten, Persönlichkeitseigenschaften, Kenntnisse oder Handlungsmuster. Man kommt ihnen in der Regel empirisch über multivariate Analyse standardisiert gewonnener Daten auf die Spur. Hierbei versucht man, beispielsweise mittels Faktorenanalyse, aus einer Vielzahl von Items, die einem zuvor abgegrenzten inhaltlichen Kosmos angehören, wenige Hintergrundvariablen zu identifizieren, für die die vorliegenden Items als kleinteilige Indikatoren fungieren. Sie bilden verschiedenste Facetten der Dimension ab und repräsentieren Auswirken von verschieden stark ausgeprägten Abstrakta in ganz konkreten und unterschiedlichen Handlungssituationen ab. Aus der Summe der abgestuften Bewertungen dieser Items ergibt sich ein Summenwert, der anzeigt, ob die Dimension beim Merkmalsträger eher gering oder eher stark ausgeprägt ist.

Was würde es heißen, die Orientierungsmuster auf die eben vorgestellte, individuenzentrierte Art und Weise zu untersuchen? Das sähe zum Beispiel so aus: Es würde ein Fragebogen erstellt zur empirischen Überprüfung der oben ausgeführten Dimension. Man wählte für die vorgestellte Dimension *metaphysisch* vielleicht folgende Items, für die der Proband mittels einer fünfstufigen Skala<sup>18</sup> angeben soll, wie stark die Aussage auf ihn zutrifft. Sie ständen im Fragebogen vermischt zwischen Items, die für Ausformungen der anderen vorgestellten Dimensionen stehen:

- Ich versuche, mich an die Fastenzeiten meiner Konfession zu halten.
- Biologisch erzeugte Lebensmittel sind irgendwie „natürlicher“.
- Was aus der Natur kommt, kann nicht schlecht sein.
- Der Mensch sollte mehr auf die Natur hören.
- Wenn meine Religion ein Nahrungsmittel verbietet oder eine bestimmte Zubereitungsweise vorschreibt, halte ich mich daran.
- Wie man sich richtig ernährt, kann die Medizin nur unzureichend sagen.

---

<sup>18</sup> Die Codierung reicht beispielsweise gleichabständig von 1 bis 5. Über die hier unterstellte Möglichkeit, Ordinalskalen als intervallskaliert zu behandeln, siehe u.a. Schulze (2008), Baur (2008).

- Aus fernöstlichen Ernährungslehren wie Ayurveda, Makrobiotik oder die Fünf-Elemente-Lehre können wir im Westen viel lernen.
- Es ist schon was dran, wenn manche sagen, dass man sich wohler fühlt, wenn man darauf achtet, manche Lebensmittel nicht zusammen zu verzehren oder bestimmte Kombinationen einzuhalten.
- Usw.

Sofern die Ergebnisse einer Reliabilitätsanalyse (Berechnung von Cronbachs Alpha) den inneren Zusammenhang dieser Items widerspiegeln, ließe sich anhand der Summe der vergebenen Antwortcodes einer Person sagen, ob für sie im Vergleich zu anderen Personen metaphysische Begründungen eine eher große oder eher geringe Rolle bei der Wahl und dem Verzehr von Lebensmittel spielen.

Hier gilt nun ein weit darüber hinaus reichender Grundsatz: Erst im Vergleich verschiedener Einheiten der Stichprobe (in diesem Fall Menschen, und zwar Einzelpersonen) wird die Beschreibung von Eigenschaften bzw. eines Zustands soziologisch interessant. Denn nun kann man die Frage stellen: Wie kommt es zu Unterschieden? Was ist der Grund dafür, dass – wie in diesem Beispiel – Metaphysik für die einen viel stärker handlungsleitend ist als für die anderen?

*Merkmalsträger Kollektiv statt Individuum – Die Sinnbezüge des imaginären Gesamtkunden*

In der vorgelegten Arbeit löse ich mich allerdings vom Individuum als Untersuchungseinheit. Hier interessiert das Kollektiv, das sich durch gemeinsame Wissensbestände konstituiert.<sup>19</sup> Dieses Kollektivwissen umfasst wissenschaftlich und nichtwissenschaftlich erlangte Erkenntnisse über gesetzmäßige und idiografische (z.B. historische, von singulären Konstellationen bestimmte) Zusammenhänge (vgl. Kapitel 1: Kausalwissen 1 und Kausalwissen 2), symbolisches Wissen, Normwissen, Kontextwissen und Heilswissen.

Gemeinsam mit Wertvorstellungen bilden diese Formen des Wissens jene Orientierungsmuster, deren Qualität und Bedeutungsintensität analysiert werden sollen. Erst diese kollektive Sichtweise ermöglicht es, eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung zu beschreiben und zu erklären. Die Verdichtung einer Vielzahl von individuellen Einstellungen

---

<sup>19</sup> Die meisten Untersuchungen im Bereich der Ernährungssoziologie oder Soziologie des Essens arbeiten mit dem methodologischen Individualismus. Ihr Ziel, Typologien von „Essern“ zu extrahieren (eigentlich handelt es sich um Typologien von Konsumenten, und es wird vor allem Marktforschung betrieben), erreichen sie dabei zwar. Anknüpfungspunkte für soziologische Erklärungen bleibt dieser Ansatz allerdings schuldig. Die praktische Relevanz liegt eher darin, wirksame Zugänge für ernährungsphysiologische oder umweltpädagogische Erziehungsarbeit zu erschließen. Nur wenige folgen einem Ansatz, der kollektive Zustände in den Blick nimmt.

und Entscheidungsmotiven nicht nur zu großgruppenweise vorherrschenden Handlungstendenzen, sondern gar zur Beschreibung „des Kollektivs“ bedeutet eine systematische Informationsreduktion. Diese Reduktion kann in verschiedener Hinsicht geschehen:

Verzichtet wird zum einen auf die Betrachtung von *individuellen* Mustern wie Befindlichkeiten, biografische Situation sowie Persönlichkeitseigenschaften.

Zum anderen sollen aber auch „typisch soziologische“ Unterschiede, die sich auf *soziale Ungleichheit* stützen, ausgeblendet werden. Das bedeutet, es geht nicht darum, bezüglich festgesetzter Kriterien in sich homogene und zueinander heterogene Gruppen ausfindig zu machen und für jedes dieser Teilkollektive ein „Dimensionenprofil“ zu erstellen. Erstaunlich ist, dass dies nach Gesichtspunkten der Kommensurabilität sogar möglich wäre, da sich die Verteilung gesellschaftlicher Gruppen offenbar in den vergangenen 15 bis 20 Jahren weniger verändert hat, als man vermuten könnte. Die Beschreibungsansätze zwischen 1985 und 1999 gehen zum Großteil von einer Gliederung nach Lebensstilen aus. Die Zahl und Charakterisierung der Lebensstile ist über die verschiedenen Modelle hinweg erstaunlich stabil. Wenn also die Lebensstile doch so deutlich hervortreten und wenn nicht nur nach Bourdieu (vgl. 2003, zit. n. Risel 2006:207) der Konsum zur „sozialen Positionierung“ beiträgt, warum bleiben in dieser Arbeit die Lebensstile bei der Beschreibung und Erklärung der Geschichte von Orientierungsmustern außer Acht?<sup>20</sup>

Der Verzicht auf diese Differenzierung ist notwendig, um eine Entwicklung im Zeitverlauf überhaupt sichtbar machen zu können. Im Falle einer aktuellen Querschnittsanalyse wären Vergleiche bezüglich der Lebensstilvertreter denkbar und sinnvoll. Ziel der Arbeit ist es aber, eine *Entwicklung* und keine Struktur zu beschreiben und zu erklären. Wollte man soziale Ungleichheit in der Prozessperspektive berücksichtigen, wäre das Vorhaben ungleich komplexer: Es ginge nicht nur darum, Veränderungen in Bedeutung und Qualität der vier verschiedenen Dimensionen nachzuzeichnen, sondern auch wie diese Charakteristiken durch die Lebensstile diffundierten. Die Morphologie der Lebensstilgruppen soll hier demnach ein zunächst nicht berücksichtigter externer Faktor bleiben, der in weiteren Untersuchungen durchaus die Funktion einer unabhängigen Variable bezogen auf die Veränderungen der Orientierungsmuster haben könnte.<sup>21</sup>

---

<sup>20</sup> Zur Stabilität der Lebensstillandschaft zwischen 1985 und 1999 siehe unter anderem: Risel 2006, Ulrich Beck 1983, 2007[1986], Bourdieu 1983, 2006, Geißler 1990, 1994, Mayer/Blossfeld 1990, Schulze 2000b, Spellerberg 1996, Wahl 2003, Georg 1998, Hartmann 1999.

<sup>21</sup> Einen weiteren Grund, hierauf zu verzichten, liefern Plaß/Schetsche (2001:519): Sie kritisieren an Oeverman, dass er in seiner Konzeption milieu- und lebensweltübergreifendes Wissen ausklammert. Denn so „entgeht der Analyse von Deutungsmustern die komplexe Verknüpfung von massenmedialen und spezifisch subkulturellem Wissen, von kulturindustriellen Emblemen und ihrer (eben auch)

Ich betrachte die Orientierungsmuster also weder auf Individualebene, noch aus der Perspektive von Großgruppen oder Lebensstilvertretern, sondern mit noch größerer Auflösung: auf Kollektivebene. Diese Perspektive ist bei weitem nicht ungewöhnlich. Sämtliche Ansätze, *die* Gesellschaft auf einen begrifflichen Nenner zu bringen<sup>22</sup>, verwenden einen Auflösungsgrad, der erst dann wieder Informationspotenzial hervorbringt, wenn man mehr oder weniger weit auseinanderliegende Momentaufnahmen miteinander vergleicht. Sehr nah an meiner Auffassung des Merkmalsträgers für diese Studie ist die Vorstellung vom „Wissensstand des imaginären ‚Gesamtkunden‘“, wie Nico Stehr (2007) sie von C. Christian von Weizäcker (2005, zit. n. ebd.) übernimmt. Stehr fügt dem hinzu: „Das dezentralisierte, ‚imaginäre‘, kumulative Wissen von Marktakteuren sollte aber nicht (...) einfach als Summe der isolierten, individuellen Wissen der Marktteilnehmer verstanden werden“ (ebd.:55). Die Begriffe aus der Marktbetrachtung sind insofern treffend, als sich Bedeutung von Lebensmitteln in der Art und Weise der Konsumententscheidungen letztlich manifestieren und gesellschaftlich praktisch und politisch relevant werden.<sup>23</sup> Das Konzept von Weizäckers möchte ich leicht abwandeln zu *wissensbasierten Sinnbezügen des imaginären Gesamtkunden*. Sie sind das theoretisch relevante Ereignis<sup>24</sup> in meiner Untersuchung. Kunde trifft hier in doppelter Weise zu: Ernährung ist prozessual gesehen im ersten Schritt eine Marktaktivität. Die dabei aktiven Orientierungsmuster sind mehr und mehr medial vermittelt (vgl. Plaß/Schetsche 2001:524), das Verhalten der Massenmedien orientiert sich aber wiederum an der Aufmerksamkeit des Publikums – ihrer Kunden.

---

ironisch modifizierten Verwendung, von musikindustriell verbreiteten Verhaltensschemata und ihren in sozialen Interaktionen modifizierten Handlungsweisen (wie wir sie beispielsweise innerhalb der Rap-Jugendkulturen finden). Eine Konzeption, die dieses Wissen zugunsten eines idealisierten, von massenkulturellen Einflüssen unberührten Deutungsmusterbegriffs ausklammert, geht an der Realität moderner Gesellschaften vorbei.“

<sup>22</sup> Alle Gesellschaftsbeschreibungen, die den Wandel betonen, fallen hierunter: Individualisierung, Demokratisierung, Flexibilisierung, Ökonomisierung etc., aber auch scheinbar statische Momentaufnahmen wie Erlebnisgesellschaft, Wissensgesellschaft, Multioptionsgesellschaft, Risikogesellschaft etc. liefern Erkenntnisse über die Gesellschaft nur über Abgrenzung zu den einst gewesenen Zuständen. Sie konzentrieren sich in der Regel auf *eine* wie hier theoretisch gewonnene Dimension von Orientierungsmustern. Zu ergründen, wie koexistierende Dimensionen von Orientierungsmustern aufeinander einwirken, ist dann die Aufgabe der Rezipienten. Erschwert werden solche Bemühungen aber dadurch, dass die Geltungsbereiche sich häufig zu wenig überschneiden. Die Chance des vorliegenden Untersuchungsdesigns liegt darin, verschiedene parallel gültige und aufeinander bezogene Dimensionen von Orientierungsmustern bezüglich ein- und derselben gesellschaftlichen Sphäre zu analysieren.

<sup>23</sup> Zum Produktcharakter von Lebensmitteln vgl. Abschnitt 2.5.

<sup>24</sup> Vgl. die Stufen der Konstruktion von Elementarsätzen von Schulze (2006b:50ff): 1. Erkenntnisinteresse, 2. theoretisch relevante Tatsache, 3. Indikatortatsache, 4. Manifestation, 5. Protokollsatz, 6. Elementarsatz.



*Prozessorientierung: Vergleichsebene Zeit statt Teilkollektiv*

Zu Beginn des Abschnitts habe ich darauf hingewiesen, dass erst im Vergleich verschiedener Einheiten der Stichprobe die Beschreibung von Eigenschaften bzw. eines Zustands soziologisch interessant wird. Diese Feststellung gilt auch, wenn die Merkmalsträger nicht Individuen sind, sondern Kollektive. Aus methodischer Sicht macht es außerdem keinen Unterschied, ob nach Unterschieden mehrerer Merkmalsträger zur gleichen Zeit gesucht wird oder man ein- und denselben Merkmalsträger zu verschiedenen Zeitpunkten betrachtet. Der Pool an möglichen Erklärungen füllt sich dann mit Existenzbedingungen oder Kontextbedingungen, die den jeweiligen historischen Moment charakterisieren.

	<b>Methodologischer Individualismus</b>	<b>Zeitlich ausgedehnte Kollektivbetrachtung</b>
Merkmalsträger	Individuum	Kollektiv, der imaginäre Gesamtkunde
Fall/Untersuchungsgegenstand	Individuelle Sinnbezüge	Themenspezifisch kollektiv hergestellte Sinnbezüge → Der Wissensstand/die Sinnbezüge des imaginären Gesamtkunden
Vergleichsebene, um erklärende Variablen zu identifizieren	Sinnbezüge von Gruppen von Individuen, die sich bezüglich als relevant betrachteter, möglicher unabhängiger Merkmale voneinander unterscheiden	Das Wissen/die Sinnbezüge desselben Kollektivs zu verschiedenen Zeitpunkten; erklärende Variablen liegen im zeitspezifischen Kontext
Abstrahieren vom Einzelfall	Abstrahieren vom Individuum zu überindividuellen Deutungsmustern	Abstrahieren von der Entwicklung der <i>thematischen</i> Sinnbezüge zu <i>themenübergreifenden</i> Orientierungsmustern
Typisierung/ Dimensionsbildung	Erkennen von überzufällig häufigen Ausprägungskombinationen, Bilden einer Typologie (Zusammenhänge zwischen den Typen, Erklärungsansätze)	Erkennen der dimensional Struktur (der inneren Zusammenhänge, Erklärungsansätze)

Abbildung 2.1-1: Methodologischer Individualismus und zeitlich ausgedehnte Kollektivbetrachtung im methodischen Vergleich

*Zwischen empirischer Sozialforschung und historischer Soziologie*

Mit meinem Forschungsansatz bewege ich mich zwischen empirischer Sozialforschung und historischer Soziologie. Die Elemente der empirischen Sozialforschung mit nichtstandardisierter Methodik sind offensichtlich und brauchen hier nicht näher herausgestellt zu werden. Hinweisen möchte ich jedoch auf die Nähe zur historischen Soziologie, ohne zu versuchen, einen Überblick über ihre Geschichte, Strömungen und Kontroversen zusammenzustellen. Dies übernehmen beispielsweise in hervorragender Weise Schützeichel (2004), Bühl (2003) und Kruse (1994:187ff und 1998).

Akzeptiert man Max Weber als Gründungsvater der Soziologie, wird deutlich, dass das, was die historische Soziologie als ihre Aufgabe betrachtet, einst die Grundlage der Wissenschaft war: „Die Sozialwissenschaft, die wir treiben wollen, ist eine Wirklichkeitswissenschaft. Wir wollen die uns umgebende Wirklichkeit des Lebens, in welches wir hineingestellt sind, in ihrer Eigenart verstehen – den Zusammenhang und die Kulturbedeutung ihrer einzelnen Erscheinungen in ihrer heutigen Gestaltung einerseits, die Gründe ihres geschichtlichen So- und nicht-anders-Gewordenseins andererseits.“ (Max Weber, zit. n. Schützeichel 2004:5). Doch die historische Soziologie in ihrer nach Max Weber zweiten Hochform (vgl. ebd.:26), der Weimarer Historischen Soziologie, verlor mit der Naziherrschaft abrupt an Bedeutung und konnte sie im deutschsprachigen Raum nie wieder erlangen. Wie es dazu kam und welche Folgen sich daraus ergaben, beschreiben beispielsweise Kruse (1994) und Schützeichel (2004). Auch über das Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft und die möglicherweise integrierende Funktion der historischen Soziologie ist dort zu lesen (vgl. auch Bühl 2003).

An dieser Stelle möchte ich nur kurz auf ein paar Besonderheiten der historischen Soziologie eingehen, die die Bemühungen rechtfertigen, die Lücke wieder zu schließen, die diese Disziplin nach dem Zweiten Weltkrieg hinterlassen hat – und die die seit dem boomende quantitativ ausgerichtete empirische Sozialforschung nicht zu füllen vermochte und vermag (vgl. Kruse 1994:203ff).

Zum einen geht sie – anders als die Modernisierungstheorien – nicht von einem progressiv-linearen geschichtlichen Prozess aus, der von Subprozessen gleicher Zielrichtung begleitet wird. Diese Prozesse können zudem zwar scheinbar einem evolutionären Gesetz folgen, aber dann doch mit einem Mal in eine andere Richtung umschlagen. Geschichte wird verstanden als ein offener Prozess, und die historische Soziologie hat ein indeterministisches Geschichtsverständnis (vgl. zu all diesen Punkten Kruse 1994:190f). Gerade für die Charakterisierung einer Epoche, in der die Grenzen des Wachstums erkannt wurden und in der die Gesellschaft vor der kulturellen Herausforderung steht, das Ergebnis verschiedener Steigerungspfade wieder in Einklang zu bringen (vgl. auch Schulze 2003), ist es wichtig, die Leistung der Deskription der Morphologie des Sozialen anzuerkennen.

Die historische Soziologie vereint verschiedene Auffassungen darüber, was ihre Aufgabe ist. Schützeichel (vgl. 2004:12) trägt die folgenden zusammen und zeigt damit, wie heterogen die Landschaft der historischen Soziologie ist: Gegenwartsdiagnose, Strukturanalyse, Prozessanalyse, Mikroanalyse, Makroanalyse, idiographische Analyse und nomothetische Analyse.

Meinen Ansatz verbindet mit der historischen Soziologie zum einen die Zielsetzung der Gegenwartsdiagnose, die Schützeichel (ebd.) als „Diagnose und Erklärung gegenwärtiger Verhältnisse durch die Rekonstruktion ihrer historischen Genese“ beschreibt. In der Klassifizierung von Braudel (vgl. Schützeichel 2004:18) bewege ich mich damit in zwar in der *histoire événementielle*, der kurzen Dauer. Er unterscheidet weiter die mittlere Dauer, die *histoire conjoncturelle*, die wesentliche soziale und wirtschaftliche Strukturveränderungen erfasst, sowie die *histoire structurelle*, die lange Dauer, die evolutionäre Entwicklungen in den Blick bekommt.

Kruse (1994:206) streicht die Gegenwartsauffassung der historischen Soziologie im Vergleich zur Geschichtswissenschaft heraus: „[H]istorische Soziologie dagegen sieht ‚Zeit‘ idealtypisch abgestuft in Epochen mit eigenen Bewegungsprinzipien. Entsprechend ist für den historischen Soziologen ‚Gegenwart‘ eine (unterschiedlich periodisierte) Epoche mit eigenen Prinzipien und Regelmäßigkeiten.“ Für den Geschichtswissenschaftler, so zitiert Kruse (vgl. ebd.) Wehler, habe die Gegenwart allenfalls die Breite eines Rasiermessers, dessen Klinge unaufhörlich Teilstücke der Zukunft abschneide und der Vergangenheit zuweise. Kruse sieht die Geschichte daher als Vergangenheitswissenschaft und die historische Soziologie als Gegenwartswissenschaft.

Diese Gegenwartsdiagnose kann – unabhängig von ihrer eigenständigen Leistung – wiederum als Explanandum für die mittlere Dauer dienen, etwa für Fragestellungen wie: Wie konnte es in Deutschland zu dieser Erfolgsgeschichte des Biomarktes kommen, die in den meisten anderen Ländern/Kulturen ausblieb?

Ein weiterer Ansatz der historischen Soziologie, der sich mit dieser Arbeit deckt, ist die Beschreibung und Erklärung von historischen Prozessen – auch in der hier gewählten Form der idiographischen Analyse (vgl. auch Schützeichel (2004:61f) über Theorien mittlerer Reichweite und die Analyse sozialhistorischer Prozesse).

Mein Vorgehen, nicht sekundärempirisch mit Dokumenten der Geschichtswissenschaft zu arbeiten, sondern Primärquellen auszuwerten, macht zum einen deutlich, dass die neuere Geschichte für den hier gewählten Untersuchungsgegenstand nicht die passende Auswahl an Arbeiten zur Verfügung stellt, gerade für die letzten Jahrzehnte. Das heißt aber nicht, dass es keine Geschichtsschreibung zum Umgang mit Lebensmitteln in der ersten und zweiten Hälfte

des zwanzigsten Jahrhunderts gäbe.<sup>25</sup> Zum anderen wird deutlich, wie fließend die Disziplingrenzen bei der wissenschaftlichen Analyse chronologischer Daten sind.

*Begriffsverwendung: Dimension und Orientierungsmuster*

Bisher habe ich immer von der dimensional Struktur der Orientierungsmuster gesprochen. Der Ausdruck macht deutlich, dass sich unzählig viele „kleine“ Orientierungsmuster bezüglich der Sphäre der Lebensmittel in wenige Gruppen zusammenfassen lassen, die jeweils abstrakte Gemeinsamkeiten aufweisen. Damit ist nichts anderes gesagt, als dass Muster 1. Ordnung sich zu Mustern 2. Ordnung formieren. Die Muster der ersten Ordnung interessieren im Weiteren nicht. Es ist daher ebenso korrekt wie dem Lesefluss dienlich, wenn ich von nun an *Dimension* und *Orientierungsmuster* synonym verwende und damit die jeweils analytisch einer bestimmten Dimension zugeordneten Aspekte aus der Vielzahl der Orientierungsmuster meine (Bsp.: physisch-instrumentelles Orientierungsmuster und physisch-instrumentelle Dimension).

---

<sup>25</sup> Um nur eine Auswahl an Veröffentlichungen zur Ernährungs- und Lebensmittelgeschichte bzw. Konsumgeschichte zu nennen: Reinhardt/Spiekermann et al. 1993, Spiekermann 1993, Spiekermann/Stockhaus 1993, Teuteberg 1995 und 1998, Andersen 1997, Blimlinger 1998, Böcher 1999, Brewer 1997, Ellerbrock 1987, Escher 2003, Hirschfelder 2001, Kaelble 1997, Kothe 1998, Mollenhauer 1988, Popitz 1989, Schivelbusch 2005[1980], Siegrist/Kaelble et al. 1997, Pelzer/Reith 2001, Münstermann 1988, Schlegel-Matthies 1987, Papastefanou/Grund 2005, Mennell 1996, Breuss 2005, Hirschfelder 2001.

## 2.2 Schwerpunktsetzung auf Physisch-Instrumentelles und Konsumpolitisches

Der detaillierten empirischen Rekonstruktion der hier definierten Orientierungsmuster sind forschungsökonomische Grenzen gesetzt. Alle vier Dimensionen in ihrem Entwicklungsprozess zu beschreiben und mehr als die offensichtlichen Trends aufzuspüren, ist im Rahmen dieser Arbeit leider nicht möglich, denn alle vier Dimensionen manifestieren sich in verschiedenen Datenquellen. Um einen Zeitraum von dreißig Jahren zu überblicken – und erst ab einem solch längeren Zeitraum sind Entwicklungen zu identifizieren – müsste man eine enorme Datenfülle erheben und aufgrund der Beschaffenheit des Materials nichtstandardisiert auswerten.

Meine Analysen konzentriere ich deshalb auf die beiden Dimensionen *physisch-instrumentell* und *konsumpolitisch*. Da eine spätere Erfassung der Dimensionen symbolisch-ästhetisch und metaphysisch nicht auszuschließen ist, möchte ich einige Überlegungen zur Wahl und Beschaffung von Indikatoren für alle vier Dimensionen anstellen.

### *Indikatoren für den Wandel der Dimension physisch-instrumentell*

Für die erste Dimension, das physisch-instrumentelle Orientierungsmuster, sind Artikel des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* geeignete Indikatoren. Es gehört zum Wesen dieses Orientierungsmusters, dass ein Wandel seiner Wissensbestände Nachrichtenwert hat. Der Fund krebserregender Substanzen im Trinkwasser beispielsweise. Zudem erlangen, wie Plaß/Schetsche (vgl. 2001: 522) feststellen, neue Deutungsmuster soziale Gültigkeit primär durch mediale Vermittlung. Mit dem *Spiegel* liegt ein sorgfältig archiviertes Medium vor, das sich neben parteipolitischen Schwerpunkten immer auch Wirtschafts-, Forschungs- und Gesellschaftsthemen gewidmet hat. Einer erfolgreichen Wochenzeitung ist ein Gespür dafür zu unterstellen, was die breite Leserschaft über das Tagesgeschäft hinaus bewegt und für welche Lancierungen sie offen ist. *Der Spiegel* greift frei flottierende Themen auf, „spiegelt“ sie (wenn auch notwendigerweise gefärbt) einem breiteren Publikum zurück und ist aber auch in der Lage, wirkungsvoll Agenda-Setting zu betreiben. Letzteres bleibt schließlich nicht ohne Wirkung auf die kollektiv geteilten Orientierungsmuster. Aus diesen und weiteren Gründen fiel die Wahl der Hauptdatenquelle auf dieses Medium. Eine ausführliche Begründung und Beurteilung des *Spiegels* als Datenquelle nehme ich in Abschnitt 2.5 vor.

### *Indikatoren für den Wandel der Dimension konsumpolitisch*

Vieles, was die Artikel des Magazins *Der Spiegel* für die Rekonstruktion der Dimension physisch-instrumentell leisten, kommt auch der Analyse des Konsumpolitischen zugute. Die für das Orientierungsmuster relevanten Wissensbestände haben hier aber weniger per se Nachrichtencharakter, weil sie bei weitem nicht so vielen Interessen dienen. Diese

Informationen haben immer politischen und aufklärerischen Charakter und sind auf Lobbyarbeit angewiesen, um zur Nachricht werden zu können. Erst wenn Ziele bzw. die Bewertung von Umständen unhinterfragt verbreitet sind (wie der Wert der Gesundheit im Physisch-Instrumentellen), werden damit verbundene neue Informationen *von selbst* zu Nachrichten. Beim Klimawandel ist dieser Effekt gerade zu beobachten: Seit politisch die Bedeutung des Kampfes gegen eine Klimaerwärmung Konsens ist, suchen die Medien *von selbst* nach Beiträgen und Zusammenhängen, werden also in gewisser Weise zum Teil der Lobby. Das gilt auch für den Verbraucherschutz; seine Notwendigkeit ist allgemeiner Konsens und politisch unhinterfragt – zumindest als Lippenbekenntnis. Eben weil aber der Lobbycharakter so viel Raum einnimmt bei dieser Dimension, wäre ein Rückgriff interessant auf Forschungsliteratur, Informationsmaterial der Lobbyakteure, Marktberichte und Interviews mit Experten, die den Zeitraum überblicken können. So wären auch die medial zunächst nicht beachteten Wurzeln jenes Orientierungsmusters zu beschreiben, das derzeit wohl die umfassendste und schnellste Entwicklung erfährt. Doch auch die Beschränkung auf die Datenquelle *Der Spiegel* – wie hier geschehen – hat ihre Berechtigung und ihren Reiz: Damit ist zentraler Gegenstand der Untersuchung, wie sich die kollektive Aufmerksamkeit in ihrer Breite dieser Themen angenommen hat, die zu einem großen Teil erst im Untersuchungszeitraum aufgekommen sind.

*Indikatoren für den Wandel der Dimension symbolisch-ästhetisch*

Dem Orientierungsmuster des Symbolisch-Ästhetischen ist durch die Analyse von Nachrichtenmaterial nicht auf die Spur zu kommen. Rohmaterial bieten Werbung und Verpackungen, Marketingdaten. Material zweiter Ordnung wären Interpretationen über die Zeit hinweg, wie in Feuilletons und anderen Kulturbeschreibungen zu finden. Um dieser Dimension empirisch gerecht werden zu können, müsste man die sich über den Zeitraum hinweg verändernden symbolisch abgegrenzten Gruppen abbilden und auf ihre Kommunikation über das Lebensmittel hin untersuchen. Ebenso bräuchte man detaillierte Konsumdaten, die getrennt nach symbolisch relevanten Gruppen verglichen werden können. Die immensen sozialen Unterschiede, die im Wesen dieses Orientierungsmusters liegen, sind zugleich Störfeuer für eine kollektive Betrachtung, deren Stärke es ist, eben diese Gruppen außer Acht zu lassen. Dies ist bei den beiden ersten Dimensionen weit einfacher. Es ist außerdem nicht klar, ob die hierfür benötigten Daten überhaupt beschafft werden können. Erste hartnäckige Versuche, über große Lebensmittelkonzerne oder Handelsketten, die seit 30 Jahren bestehen, an Sortimentslisten zu gelangen, sind kläglich an mangelnder Kooperationsbereitschaft seitens der Konzerne gescheitert – ganz zu schweigen von den Bemühungen, archiviertes Material über Produktverpackungen zu erhalten.

*Indikatoren für den Wandel der Dimension metaphysisch*

Für das Ausmaß, die Beschaffenheit und gar den Wandel metaphysischer Orientierungsmuster lassen sich äußerst schwierig aufgezeichnete bzw. aufzeichnenbare Manifestationen finden.

In der Querschnittsbetrachtung könnte man mit dem Einsatz von nichtstandardisierten Interviews zu einem Verständnis der religiösen Motivlage beim Lebensmittelkonsum gelangen. Die methodischen Schwierigkeiten liegen hierbei aber im Untersuchungsgegenstand selbst. Das lässt sich unter anderem aus den Merkmalen der sog. *neuen Religiosität* schließen, die Christian Friesl und Regina Polak (2002) in ihrer empirischen Studie herausarbeiten. Die größte methodische Hürde stellt der Aspekt dar: „Religiosität ist allem voran ein inneres Geschehen, das man fühlen und (daher) nicht wirklich benennen kann, auch gar nicht soll. Daraus können, müssen sich aber nicht zwangsläufig bestimmte praktische Konsequenzen ergeben“ (ebd.:100ff). Das bedeutet nicht, dass empirische Studien zur individuellen Religiosität von vornherein zum Scheitern verurteilt wären oder gewonnene Daten niemals valide sein können. Doch stellt die Beschaffenheit des Gegenstands enorme Herausforderungen an ein kreatives und subtiles Forschungsdesign.

Über die Methode der nichtstandardisierten oder standardisierten Befragung zu einer Beschreibung des Wandels zu gelangen, ist indes wohl kaum möglich. Die Anforderungen an das Erinnerungsvermögen des Einzelnen wären hier enorm und würden nicht in ausreichendem Maße erfüllt.

Ein möglicherweise verlässlicher Indikator für den Entwicklungsprozess metaphysisch orientierter Lebensmittelbetrachtung wären Titellisten großer Kochbuchverlage und Ratgeberverlage oder Programmübersichten von Volkshochschulen und Erwachsenenbildungseinrichtungen der vergangenen Jahrzehnte. Hierbei ist aber immer zu berücksichtigen, dass der Wandel der Informationsbeschaffung parallel zum Wandel der Orientierungsmuster verläuft und deshalb die Eignung dieser Tatsachen als Indikatorereignisse über die vergangenen dreißig Jahre hinweg variiert. Gräfe und Unzer beispielsweise, seit den siebziger Jahren einer der größten Kochbuch- und Ratgeberverlage in Deutschland, bieten Einblick ins Archiv zu Forschungszwecken an, führen aber selbst keine Titellisten. Das Deutsche Institut für Erwachsenenbildung (DIE) in Bonn pflegt ein nahezu vollständiges Archiv der gedruckten Volkshochschulprogramme, das die Jahre 1946 bis 2003/3004 umfasst (vgl. Deutsches Institut für Erwachsenenbildung [Hg.] 2007)

Sekundärdaten aus Untersuchungen zum Wandel der Religiosität in Deutschland eignen sich kaum, den Gegenstand zu beleuchten, da von den Ergebnissen nicht unmittelbar auf eine metaphysisch geprägte Sicht auf Lebensmittel zu schließen ist. Dazu kommt, dass die Datenlage nicht überzeugt: Mindestens bis zum Jahr 1995 bilden, dem Theologen und Soziologen Karl-Fritz Daiber (vgl. 1995:25) zufolge, Statistiken und Studien von Kirchen,

Meinungsforschungsinstituten sowie die ALLBUS-Erhebungen vor allem das Verhältnis der Bevölkerung zu *verfassten*, in der Regel *christlichen* Kirchen/Religionsgemeinschaften ab. Des Weiteren stellt er fest: „Auch die Übergangsphänomene zwischen Religion und allgemeiner Sinnsuche sind empirisch bislang kaum zureichend erforscht“ (ebd.).

*Auswahl der Dimensionen physisch-instrumentell und konsumpolitisch*

Bei der Wahl der Dimensionen des Physisch-Instrumentellen und des Konsumpolitischen waren vier Kriterien ausschlaggebend: die Bewertung der praktischen und der theoretischen Relevanz, die Solidität der Datenbasis und die Machbarkeit der Auswertung.

Die Datenlage für alle vier Orientierungsmuster habe ich oben bereits ausführlich vor Augen geführt. Sie ist unangefochten für die beiden erstgenannten Dimensionen am besten und hat zudem den Vorteil, dass zwei Dimensionen mit derselben Datenbasis, nämlich den Artikeln des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* bearbeitet werden können. Auch lässt es sich gut mit diesen Daten operieren. Die Artikel des Magazins werden in Bibliotheken über diesen Zeitraum in gebundenen Sammelbänden archiviert und sind zugänglich. Seit Februar 2008 stellt das Magazin alle Printausgaben seit 1947 im Volltext online zur Verfügung.

Über die Indikatorenlage für die Dimension des Metaphysischen ist bereits alles gesagt; und zwar ließen sich für die Dimension des Symbolisch-Ästhetischen geeignete Indikatoren finden, doch ist hier die Datenbasis über den Untersuchungszeitraum hinweg nicht zufriedenstellend. Werbearchive wie zum Beispiel die „Adzyklopädie“, die die AdVision digital GmbH in Zusammenarbeit mit dem Gesamtverband der Kommunikaitonsagenturen und anderen Partnern pflegt, sind selektiv und unvollständig.<sup>26</sup> Man hat es an anderer Stelle mit fehlenden Konsumdaten<sup>27</sup>, mangelnder Kooperation durch Unternehmen und Geheimwissen zu tun. Selbst die Verwendung von Marktdaten ist nicht möglich, da marktdatenerhebende Stellen wie die *Zentrale Markt- und Preisberichtsstelle* eher zukunftsorientiert arbeiten und keine zeitreihenfähigen Marktdaten über den Untersuchungszeitraum hinweg zur Verfügung stellen können. Die unbefriedigende Datenlage zum konsumpolitischen Orientierungsmuster ist einerseits schade, böte doch gerade dieses Muster viele Ansatzpunkte

---

<sup>26</sup> Jia Wenijan (1990) hat für eine Analyse von Anzeigenwerbung den *Spiegel* als Quelle gewählt. Für den Bereich der Lebensmittel wäre die Konzentration auf ein Medium allerdings zu dürftig.

<sup>27</sup> Die Einkommens- und Verbrauchsstichprobe hilft hier auch nicht unmittelbar weiter. Zwar liegen hier detaillierte Verbrauchsdaten aus den Erhebungswellen 1969, 1973, 1978, 1983, 1988, 1993, 1998, 2003 und 2008 vor. Die Daten wurden erst nach und nach als scientific use files aufbereitet und digital zur Verfügung gestellt. Doch die Arbeiten der GESIS (Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften) daran, die Variablen so aufzubereiten, dass Zeitreihen möglich wären, sind noch nicht abgeschlossen. Es gibt zahlreiche Strukturbrüche und Veränderungen, die dies zu einem extrem schwierigen Unterfangen machen. Die Anstrengungen zur Harmonisierung der Variablen durch GESIS haben erst begonnen, als die Weichenstellungen für diese Arbeit bereits geschehen waren.



für die Erklärung von widersprüchlichen Entwicklungen. Denn gerade in einer Gesellschaft der Zweigleisigkeit (vgl. Schulze 2003 und Kapitel 5 dieser Arbeit) ist die Erlebnis- und Genussorientierung wohl der wichtigste Gegenspieler zur gesundheitsorientierten und politischen Einstellung im Umgang mit Lebensmitteln. Doch ist dieses Feld auch ein klassisches Thema der Soziologie und auch durch eine Flut von jüngeren Arbeiten nahezu überforscht. Unter Berücksichtigung des abnehmenden Grenznutzens ist es daher forschungsökonomisch interessanter, sich zunächst den anderen Mustern zu widmen.

*Das Physisch-Instrumentelle: praktische Relevanz*

Was die praktische Relevanz der physisch-instrumentellen Dimension betrifft, so genügt es im Grunde, einige Zahlen anzuführen.

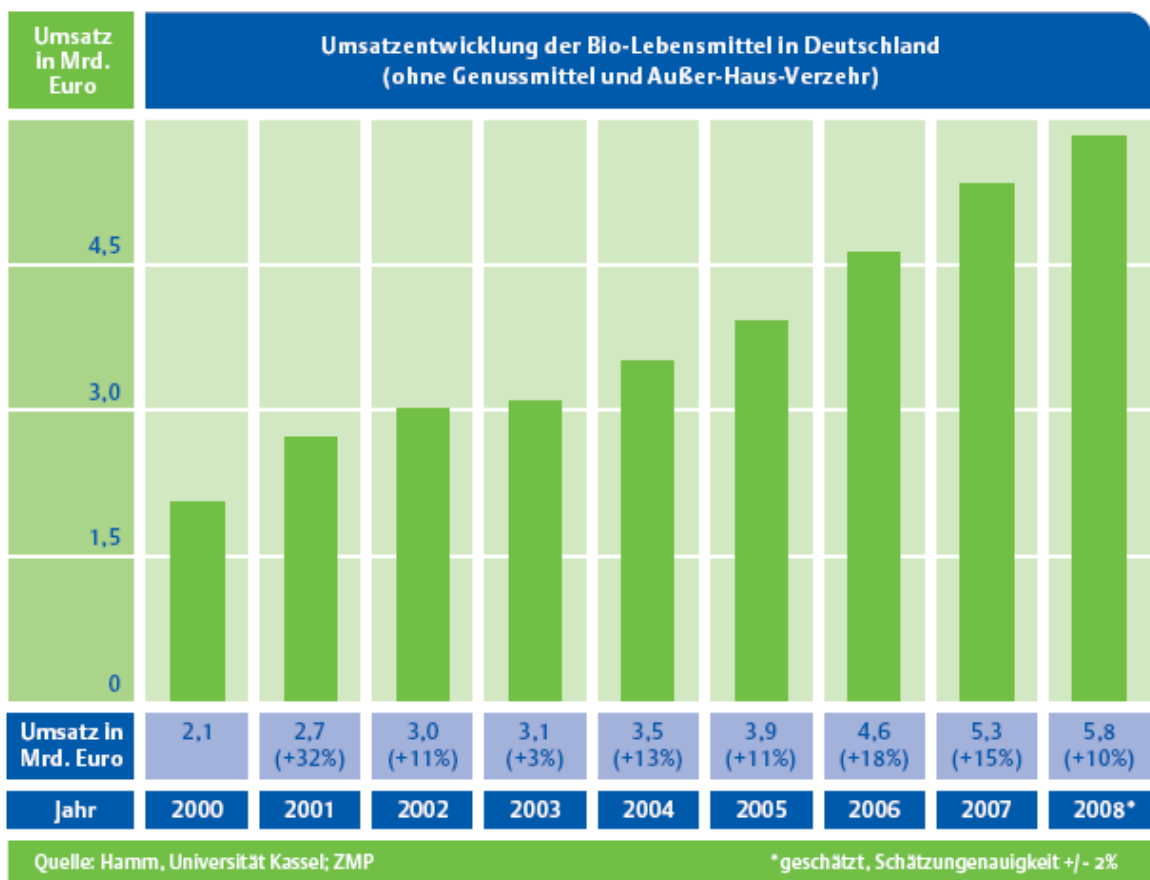


Abbildung 2.2-1: „Umsatzentwicklung der Bio-Lebensmittel in Deutschland (ohne Genussmittel und Außer-Haus-Verzehr)“; Grafik entnommen aus Bund ökologische Lebensmittelwirtschaft e.V. (2009:17); Abdruck mit freundlicher Genehmigung

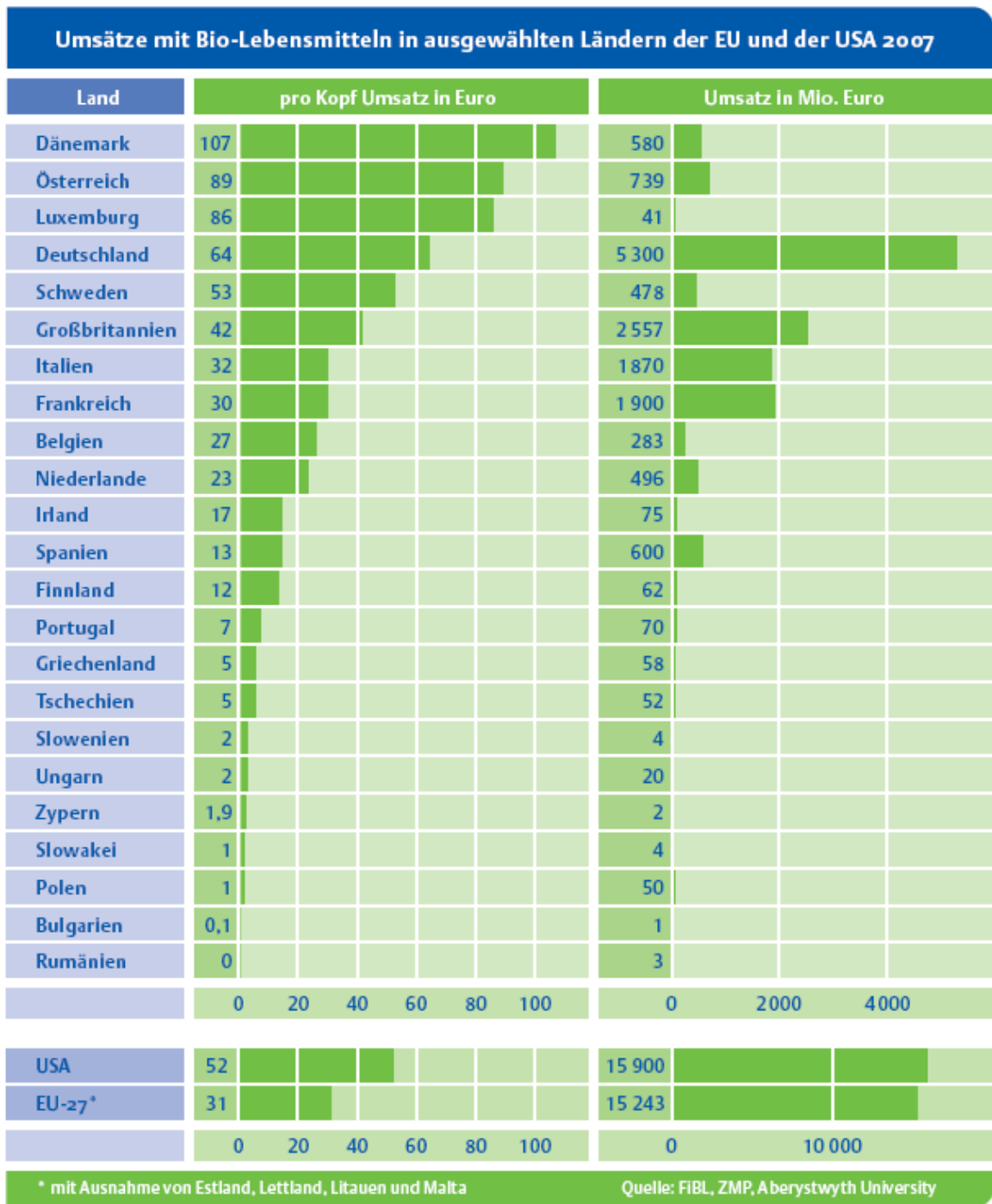


Abbildung 2.2-2: „Umsätze mit Bio-Lebensmitteln in ausgewählten Ländern der EU und der USA 2007“; Grafik entnommen aus Bund ökologische Lebensmittelwirtschaft e.V. (2009:21); Abdruck mit freundlicher Genehmigung

Diese Zahlen sind ein Zeichen für die große Bedeutung, die der gesunden Ernährung politisch und ökonomisch zukommt. Die Lebensmittelsicherheit ist eines der demokratischsten Themen unserer Gesellschaft, und dies umso mehr, je länger und verschachtelter die Produktions- und Vertriebswege sind und je mehr sich die Essgewohnheiten und Einkaufsgewohnheiten verschiedener sozialer Gruppen angleichen. Ernährung, Bewegung und Stress nennt der aktuellste Gesundheitsbericht der Bundesregierung (vgl. Robert-Koch-Institut 2006:131) als häufigste Themen von Präventionskursen der Krankenkassen.

*Das Physisch-Instrumentelle: theoretische Relevanz*

Zur theoretischen Relevanz der hier gewählten Herangehensweise an die Frage, wie sich in der jüngeren Geschichte der gesellschaftliche Umgang mit Lebensmitteln in Bezug auf die Gesundheit verändert hat, ist zunächst festzustellen, dass es eine solche Perspektive bislang nicht gibt. Zwar stehen die auch die Wechselwirkungen zwischen Ernährung und Gesundheit durchaus im Interesse soziologischer Forschung. Wie sehr diese Beziehung von kulturellen Faktoren und sozialen Rahmungen beeinflusst ist, ist in der Forschung unbestritten. Doch konzentrieren sich die Arbeiten der letzten Jahre auf eng abgesteckte Gebiete oder Fragen der sozialen Ungleichheit, und dies in der Regel in einer Querschnittsbetrachtung. Studien über den kollektiven Bedeutungswandel sind hier nicht zu finden.

Der Komplex, in dem Public Health mit Ernährung in Verbindung gebracht wird (vgl. z. B.: Kolip/Altgeld [Hg.] 2006, Kopetsch 2005), bezieht sich in der Regel auf Übergewichts- und Fettleibigkeitsfragen.<sup>28</sup> Ein zweiter Ansatz, die öffentliche Gesundheit mit Ernährung in Verbindung zu bringen, sind Situationsbeschreibungen über den Gesundheits- und Ernährungszustand in der Bevölkerung. Hier sind zum einen die aufwändig erstellten Gesundheitsberichte (Lange/Ziese 2007, Robert-Koch-Institut 2006) und Ernährungsberichte (vgl. Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. [Hg.] 1980, 1984, 1988, 1992, 1996, 2000, 2004, 2008 und Köhler/Oltersdorf/Papastefanou 2000) der Bundesregierung bzw. der Deutschen Gesellschaft für Ernährung zu erwähnen. Aber auch vergleichende Projekte, die die deutsche Bevölkerung in den Kontext der EU stellen (vgl. z. B. Elmadfa/Weichselbaum 2005), oder sich mit ganz konkreten Phänomenen wie der Außer-Haus-Verpflegung (Rückert-John 2005 und 2008, Binder 2001) oder dem Einfluss von Medien auf Ernährungs- und Gesundheitsverhalten (vgl. z. B. Rössler et al. 2006) beschäftigen.

---

<sup>28</sup> Vgl. auch Bruch (1997), Brug/van Assema (2001), Grefe (2006), Stroebe (2005), Wirtz (2008), Hähne/Dümmeler (2008), Rose (2005).

Eine zweite Kategorie an Arbeiten untersucht das Ernährungsverhalten bzw. Ernährungsstile von konkreten sozialen Gruppen in Bezug auf Gesundheit. Am häufigsten dienen die Merkmale der sozialen Ungleichheit Geschlecht<sup>29</sup>, Alter<sup>30</sup> und sozioökonomischer Status<sup>31</sup> als Fokussierung.

Arbeiten, die einen historischen Blick auf Essen und Ernährung in Deutschland werfen, stellen eher andere Themen in den Vordergrund als den Zusammenhang von Gesundheit und Ernährung und seinen Bedeutungswandel. Barlösius (1987) widmet sich dem Riechen und Schmecken und zeichnet den Wandel der sinnlichen Wahrnehmung beim Essen nach. Harris (1988) beschreibt eine Geschichte der Nahrungstabus und versucht zu erklären, welche – teils sehr rationaler – Sinn hinter Gebräuchen steht.

Die Geschichte der Ernährung in der Zeit der Industrialisierung beleuchtet Tanner (2003), mit der Begründung der Ernährungsindustrie beschäftigt sich Teuteberg (1986a, 1986c). Sie kehren beide unter anderem die Seite der Rationalisierung und Modernisierung in der Sphäre der Lebensmittel heraus.

Hirschfelder (2001:234ff) widmet in seinem Buch „Europäische Esskultur. Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute“ der Zeit von 1954 bis 2001 ein eigenes Kapitel mit dem Titel „Vom Hunger zur Fresswelle und zurück“. Einen ähnlichen Zeitraum behandelt Wildt (1993) in seinem Artikel „Abschied von der ‚Freßwelle‘ oder: die Pluralisierung des Geschmacks“. Von Paczensky/Dünnebier (1994:487ff) gehen im Kapitel „Gesundheit“ ihrer „Kulturgeschichte des Essens und Trinkens“ – wenn auch nur kurz – auf die modernen Widersprüche und gesundheitsorientierte Ernährungsweisen ein. Immerhin beschreiben sie in aller Knappheit ähnliche Beobachtungen, wie die Analysen des *Spiegel* unter anderem zu Tage fördern. Auch Eder (1987) stellt in „Die Vergesellschaftung der Natur“ der Modernisierungsbewegung eine sich verändernde und konflikthafte Einstellung zum Essen, besonders zum Fleisch dar. Er verarbeitet diese Erkenntnisse aber eher im Sinne des konsumpolitischen Orientierungsmusters.

Die wichtigsten Überblicksbände zur Soziologie des Essens bzw. zur Ernährungssoziologie decken ebenfalls den hier gewählten Gegenstand nicht ab, es ist auch nicht ihr Zweck. Aber Prahl/Setzwein (1999) widmen sich zumindest aperçuhaft der Zeitdiagnostik und den jüngsten gesellschaftlichen Entwicklungen zum Beispiel „von der Rationalisierung zur

---

<sup>29</sup> Vgl. z. B. Hähne/Dümmeler (2008), Habermann-Horstmeier (2007), Brähler/Merbach (2006), Kolip/Altgeld (2006), Setzwein (2006), Schassberger (2006) und Hayn et al. (2005).

<sup>30</sup> Vgl. für das Kinder- und Jugendalter: Hähne/Dümmeler (2008), Dippelhofer-Stiem (2008), Richter (2005), Richter/Altgeld (2004), Deneke/Bruns (2006) und Rose (2005); für das Seniorenalter: Kreuel (2003), Volkert (2002), Kropp (2006 und 2008), Naegelé (2004).

<sup>31</sup> Vgl. z. B. Weyers (2008), Heindl (2007), Jungbauer-Gans (2006), Stieß et al. (2005), Richter/Hurrelmann (2006).

Stimulation“ (ebd.:181ff), während Barlösius (1999) einen größeren Schwerpunkt auf die Wiege der Moderne legt, als der Wandel von unserer heutigen Warte aus gesehen viel bahnbrechender und *aufregender* wirkte, als das bei den subtileren Entwicklungen der letzten Jahrzehnte der Fall ist. Bayer/Kutsch/Ohly (1999) stellen im selben Jahr einen Band vor, der bezogen auf „Ernährung und Gesellschaft“ einen Überblick über den Forschungsstand und Problembereiche verschaffen möchte. Im Abschnitt über „Gesundheitliche Aspekte der Ernährung“ (vgl. ebd.:41ff) erklären sie zunächst, wie hoch der Wert Gesundheit laut Umfragen beim Einzelnen angesiedelt ist und wie hoch das gesellschaftliche Ansehen von Berufsträgern mit gesundheitserhaltenden oder -wiederherstellenden Aufgaben ist. Sie gehen ebenfalls auf Gesundheit und Krankheit als „Kostenfaktor“ ein, beschreiben also die Public-Health-Perspektive, und nennen die stetige Verbesserung von Ernährungssicherheit und Nahrungsmittelsicherheit als einen der wichtigsten Gründe für den insgesamt gesehen guten Gesundheitszustand der Bevölkerung. Sie fassen außerdem den Forschungsstand zum Zusammenhang von Ernährung und Krankheit zusammen und nehmen dabei eine Perspektive ein, die den Beschreibungen der Dimension *physisch-instrumentell* sehr nah kommt. Sie nennen die sogenannten Zivilisationskrankheiten wie Herz-Kreislaufkrankheiten, Krebs, Diabetes mellitus und Leberschäden. Sie thematisieren auch die vergleichsweise geringe Halbwertszeit von wissenschaftlichen Erkenntnissen über die Zusammenhänge von Ernährung und diesen Krankheiten. Dazu schreiben sie sehr treffend und den hier gewählten Forschungsansatz begründend (ebd.: 44): „In sozialwissenschaftlicher Perspektive kann selbstverständlich nicht diskutiert werden, ob diese Zusammenhänge zutreffen, sondern vielmehr, welchen Stellenwert solche publizierten Zuschreibungen im gesellschaftlichen Gesundheitsdiskurs haben.“ Warum dies wichtig ist, liegt in der problematischen Anschlussfähigkeit der Öffentlichkeit und des Einzelnen an Wissensbeständen des Kausalwissens 1: „Durch die schnelle (vielleicht auch vorschnelle) Veröffentlichung neuester Untersuchungsergebnisse ist das interessierte Publikum heute sicherlich umfassender über Details des Zusammenhangs von Ernährung und Gesundheit informiert. Andererseits führt die Fülle an – zumeist noch wissenschaftlich umstrittenen – Ergebnissen zu Verunsicherung, zu dem Gefühl der Überforderung (Informationsüberlastung) und nicht selten zu Resignation. Entscheidend ist auch, daß Verbraucher oft überhaupt nicht in der Lage sind, diese naturwissenschaftlichen Detailinformationen in konkretes Handeln umzusetzen, d. h. ihr Ernährungsverhalten entsprechend zu ändern.“ (ebd.) Auch Fettleibigkeit und Schlankheit sprechen die Autoren im gleichen Atemzug als Forschungsgebiete der Sozialwissenschaft an.

#### *Das Konsumpolitische: praktische Relevanz*

In den Jahren 2005 und 2006, kurz nachdem die Fragestellung dieser Arbeit Form angenommen hatte, nahm die mediale Aufmerksamkeit für Lebensmittel und Ernährung sprunghaft zu. Auf den ersten Blick ausgelöst durch Skandale wie Gammelfleisch, dem Fund des Stoffes Acrylamid in vielen Lebensmitteln oder den EU-Verordnungen zu gentechnisch

verändertem Saatgut. Die Berichterstattung und Aufmerksamkeit wechselt zwischen Verbraucherschutz und gesunder Ernährung, also den Dimensionen des Physisch-Instrumentellen und des Konsumpolitischen. Die Muster des Symbolisch-Ästhetischen und des Metaphysischen tauchen in eigenen Sphären auf, zum Beispiel in der Mode der Kochsendungen auf allen Fernsehkanälen und in Form von extravaganten Ernährungsphilosophien, die Raum greifen. Das Muster des Konsumpolitischen zeigt sich vor allem in innenorientierter Weise, im Sinne des Verbraucherschutzes, der gesunde Ernährung bzw. nicht schädliche Ernährung gewährleisten soll. Die Debatten der außenorientierten politischen Dimension spielen sich auf einem anderen Schauplatz ab. Es entsteht mehr und mehr Literatur über ethisch korrekte Lebensweise, vor allem in Großbritannien – angefangen mit dem Bestseller von Nick Hornby „How to be good“. In den USA begründeten Paul H. Ray und Sherry Ruth Anderson die diffuse Gruppe der Cultural Creatives, mit der sie einen beobachtbaren Lebensstil auf den Begriff bringen. Sie verfolgen das Ziel, dieser kritische Masse von – wie sie meinen – fünfzig Millionen Menschen politische Schlagkraft zu verleihen, indem sie ein Gruppengefühl wecken und eine soziale Bewegung anstoßen (vgl. Ray/Anderson 2000).

Konsumpolitisches Denken ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Selbst beim Discounter finden sich mittlerweile Bio-Produkte und Lebensmittel mit einem Siegel, das fairen Handel garantieren soll. Die unten stehende Grafik zeigt den Bedeutungszuwachs fair gehandelter Produkte in Deutschland. Bio und Fairtrade gehen oft Hand in Hand. So tragen etwa 75% der Produkte mit dem Transfair-Siegel auch das Biosiegel (Transfair e.V. [Hg.] 2009). 2008 haben die Deutschen fairtrade-gesiegelte Produkte im Wert von rund 213 Millionen Euro gekauft, was einem Umsatzgewinn von 50 Prozent gegenüber dem Vorjahr entspricht (vgl. Lebensmittel Praxis [Hg.] 2009)

**Der Umsatz der Fairtrade-Produkte in Deutschland wächst seit 2004 kontinuierlich**

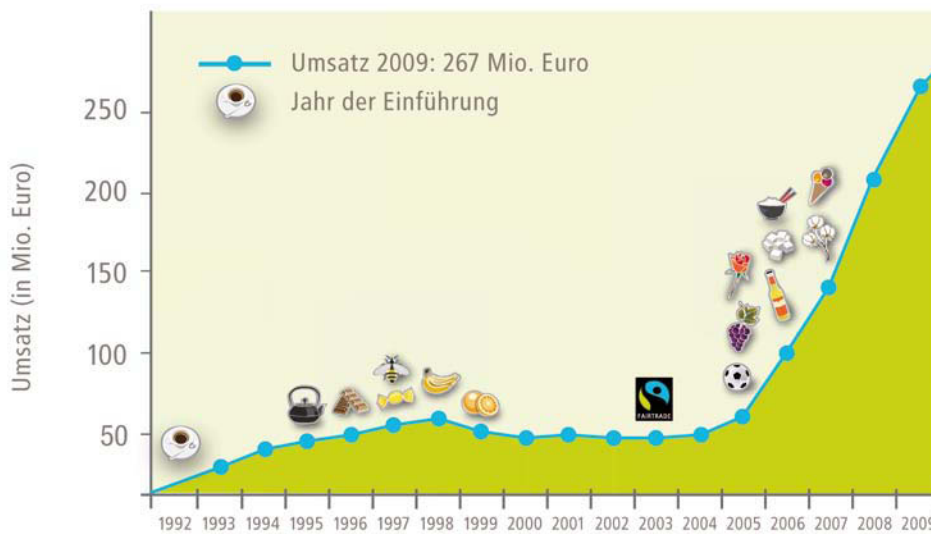


Abbildung 2.2-3: Entwicklung der Fairtrade-Produkte zwischen 1992 und 2009 in Deutschland. (Transfair e. V. (Hg.) 2010); Abdruck mit freundlicher Genehmigung

Konsumpolitische Themen sind marktfähig wie noch nie und umsatzträchtig wie noch nie. Sie bringen die Widersprüchlichkeit der gesellschaftlichen Ziele aufs Tablett und machen Gesellschaftskritik einkaufswagenfähig. Trendsetter und Meinungsführer setzen in den letzten Jahren hier Ziele auf die Agenda und lösen dabei *grüne* Turnschuh- bzw. Jutetaschenträger ab. Auch die Regierung ist, teilweise unter dem Dach der EU, permanent mit Verbraucherschutzgesetzen beschäftigt. Man denke nur an die Debatten von 2008 bis 2009 um die Ampelkennzeichnung von Produkten, die dem Konsumenten die Bewertung der Inhaltsstoffe erleichtern soll. Neue moralische Fragen werden aufgeworfen, die bisher Unhinterfragtes in die Zeitungen bringen. Und Nico Stehr (2007) geht gar von einer „Moralisierung der Märkte“ aus. Wie ist es dazu gekommen, wie hat sich diese Bewegung entwickelt, die längst nicht mehr alleine von einer sozialen Bewegung – auch nicht einer „neuen sozialen Bewegung“, wie die Soziologie sie versteht – vorangetrieben wird? Wie kam es dazu, dass es nicht nur um Verbraucher, sondern um Produzenten und Gemeingutschutz geht? Und wie entstand diese Veränderung der Wahrnehmung von Produkteigenschaften, die einen neuen Grad an Virtualität erreicht hat?

*Das Konsumpolitische: theoretische Relevanz*

Die eben geschilderten Entwicklung einer – um es mit Stehr (2007) zu sagen – Moralisierung der Märkte geht über das hinaus, was die Literatur der sogenannten neuen sozialen Bewegungen lange Zeit kannte und beschrieb. Der politische Konsum ist ein Phänomen, das

höchst individuell verankert ist, aber nur kollektiv wirkt. Im Grunde handelt es sich um ein Metaphänomen. Die Zielvorstellungen, die durch das Mittel des Konsums verfolgt werden, können sich aus den unterschiedlichsten Quellen speisen. Die Ziele der neuen sozialen Bewegungen wie die der Ökologiebewegung, der Frauenbewegung, der Verbraucherschutzbewegung und auch der Friedensbewegung finden sich in den unterschiedlichsten Facetten dort wieder. Während die Bemühungen der Ökologiebewegung ähnlich wie die Frauenbewegung einen hohen Grad der Institutionalisierung und Verankerung im sozialen System erfahren haben (vgl. Brand 1999:252f und Dackweiler/Schäfer 1999:206), liegt es im Wesen des politischen Konsums, keine inhärenten politischen oder moralischen Ziele zu besitzen, außer jenem, so viel Transparenz wie möglich in der Herstellung und Allokation von Produkten herzustellen. Hierfür braucht es allerdings wieder Gesetze, Initiativen und freiwillige Verpflichtungen zur Informationsbereitstellung auch mittels Labeling, was letztlich Bedingungsziele für tatsächlich politisches Konsumentenhandeln sind. Die Moralisierung der Märkte ist damit ein Phänomen, das – um mit zwei gegensätzlichen Kategorien der Persönlichkeitspsychologie<sup>32</sup> zu sprechen – nicht „judging“ ist, also die Welt nicht sofort in *richtig* und *falsch*, *in* und *out*, *gut* und *böse* teilt. Seine Durchdringung charakterisiert die Kultur des 21. Jahrhunderts damit als „perceiving“. Die Frage, wogegen zu protestieren ist und was zu unterstützen ist, kann die Mehrheit bei der permanenten Wahrnehmung der Komplexität der sozialen Zusammenhänge nicht mehr eindeutig beantworten. Aus der Theorie der Postmoderne kommt dafür der Begriff vom Ende der Metaerzählungen (vgl. Welsch 2002:33).

Das Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen hat diesem Phänomen dennoch den Namen der „neuen Verbraucherbewegung“ gegeben und der „unterschätzte[n] Verbrauchermacht“ ein Themenheft gewidmet (Heft 4, Jg. 18, 2005). Indem hier von einer neuen Verbraucherbewegung ausgegangen wird, schränkt beispielsweise Lamla (2005:2) im Editorial des Hefts das Phänomen von vornherein auf den politischen Konsum ein, der zusammenfällt mit *einer* konkreten politischen Richtung, der „Kritik an der Konsum- und Massenkultur im Kapitalismus“. Obwohl er weiter ausführt, dass der Terminus „neue Verbraucherbewegung“ nicht so sehr auf ein bestimmtes Bewegungsphänomen unserer Gegenwart abziele, sondern auf eine gesellschaftliche Konstellation, so öffnet er den Begriff nur auf der Ebene der Operationalisierung, nicht auf der Ziel-Ebene. Dennoch bildet dieser erste umfassende Beitrag zum politischen Konsum gemeinsam mit dem Tagungsband „Politischer Konsum – konsumierte Politik“ (Lamla/Neckel 2006) eine wertvolle Grundlage für die theoretische Weiterführung der in dieser Arbeit gewonnen Beschreibungen der Entwicklung des Orientierungsmusters des Konsumpolitischen. Es finden sich dort auch

---

<sup>32</sup> Zu finden beispielsweise im Myers-Briggs Type Indicator (MBTI) (vgl. Myers et al. 1985) welcher auf der Typentheorie von C.G. Jung (vgl. 2006<sup>8</sup>) basiert und zahlreiche Weiterentwicklungen und Abwandlungen erfahren hat. Die Kernkategorien blieben dabei tendenziell bestehen.



immer wieder Anknüpfungspunkte zum Lebensmittelkonsum (vgl. Lorenz 2006, Hentschel 2006, Janning 2005, Ram 2005, Terizakis 2005, Philipps 2005). Eine wertvolle Studie zur Boykottpartizipation legt Stefan Hoffmann (2008) mit seiner Dissertation vor, allerdings behandelt er das Thema am Beispiel von AEG/Elektrolux und müsste daher erst für die Sphäre des Lebensmittelkonsums fruchtbar gemacht werden.

Es gibt einige Klassiker des deutsch- und englischsprachigen Raums für jene, die die Ziele dieser neuen Konsumentenbewegung teilen, wie sie das Forschungsjournal *Neue Soziale Bewegungen* in seinem Themenheft fasst. Das sind zum einen im Bereich des Culture Jammings das 1999 erstmals erschienene Buch „Culture Jam. How to Reverse America's Suicidal Consumer Binge – and Why We Must“ vom Gründer des *Adbusters Magazines* Kalle Lasn (2000) und das im Jahr 2000 erschienene Buch „No Logo: Taking Aim at the Brand Bullies“ von Naomi Klein. Der Untertitel der deutschen Ausgabe lautet „Der Kampf der Global Players um Marktmacht. Ein Spiel mit vielen Verlierern und wenigen Gewinnern“. Beide Autoren rufen die Konsumenten auf, sich nicht von Konzernmächten steuern zu lassen, sondern selbst mitzugestalten. Sie stehen für eine neue Politisierung der Konsumentenschaft, um einer von ihnen wahrgenommenen neuen Machtkonzentration entgegenzutreten. In eine ähnliche, wenn auch bürgerlicher gewendete Kerbe schlägt – ebenfalls aus den USA stammend – das Buch „The Cultural Creatives. How 50 Million People are Changing The World“ (Ray/Anderson 2000). Cultural Creatives sehen sich selbst (vgl. ebd.:xiii) (in einer freien Übersetzung, BW) als authentische und weltgestaltende Bürger. Sie lieben die Natur und sind besorgt um ihren Erhalt, würden dafür auch gerne mehr Steuern zahlen und eine Begrenzung des wirtschaftlichen Wachstums in Kauf nehmen. Sie sind freiwillig sozial engagiert, legen Wert auf Beziehungen, setzen sich für psychologische und spirituelle Entwicklung ein, für Chancengleichheit für beide Geschlechter und mehr Frauen in Führungspositionen. Sie setzen sich ein, um Gewalt und Missbrauch von Frauen und Kindern zu verhindern und möchten eine Politik voranbringen, die sich stärker um die Bildung der Kinder und um eine nachhaltige Entwicklung kümmert. Sie wollen dem „Links“ und „Rechts“ in der Politik ein Ende bereiten und eine neue Art der Politik schaffen. Dabei gilt es, optimistisch in die Welt zu schauen und den Kassandrarufen der Massenmedien zu misstrauen. Sie stehen den großen Konzernen und ihren Aktivitäten im Namen der Profiterhöhung kritisch gegenüber: Personalabbau, Umweltzerstörung und Ausbeutung armer Nationen. Cultural Creatives gehen sparsam mit Geld um und wenden sich von Karrierestreben, Wohlstandsvermehrung und Luxusanhäufung ab. Sie sind offen für fremde Menschen und Orte und möchten andere Lebensentwürfe kennenlernen. Ein ähnliches Verständnis des Gutmenschentums findet auch in Europa ein Publikum. Der Guardian-Journalist Leo Hickman (2006) schildert in dem 2005 zuerst erschienen Buch „A Life Stripped Bare. My Year Trying to Live Ethically“ seinen Selbstversuch, ein Jahr lang seinen Alltag nach allen Regeln der Kunst ethisch korrekt zu führen. Auf dem deutschsprachigen Buchmarkt finden sich mit den Büchern „Shopping hilft die Welt verbessern. Der andere

Einkaufsführer“ (Grimm 2006) und „Die Einkaufsrevolution. Konsumenten entdecken ihre Macht“ (Busse 2006) zwei ähnlich niedrigschwellige Anleitungen bzw. Einladungen, seinen Kaufalltag „moralisch sauberer“ zu gestalten. Sie behandeln alle ganz selbstverständlich den Aspekt des Lebensmittelkonsums. Einen Schritt weiter geht eine Zusammenstellung von Susanne Binner (2007), die den „Sinn und Unsinn von Biomarken im Lebensmittelsektor“ aufdecken möchte und das Ökolabeling im Lebensmittelhandel untersucht.

Halten wir also fest: Eine umfassende Nachzeichnung der öffentlichen Bedeutung jener Aspekte der Sphäre Lebensmittel, die im weitesten Sinne Anknüpfungspunkte für politischen Konsum in seinem ideologisch zunächst nicht festgelegtem Verständnis bieten, liegt nicht vor. Eine Geschichte des Fairen Handels legt Konrad Kuhn (2005) mit seiner Arbeit „Fairer Handel und Kalter Krieg. Selbstwahrnehmung und Positionierung der Fair-Trade-Bewegung in der Schweiz 1973-1990“ vor. Zwar betrachtet auch er die Fair-Trade-Bewegung als Teilbewegung der Dritte-Welt-Bewegung, also als Solidaritätsbewegung. Aber das trifft zumindest auf die Zeit ihrer Entstehung zu und beschreibt auch jetzt noch einen Aspekt des politischen Konsums. In politischer Gefolgschaft des Berichts des Club of Rome zur Lage der Menschheit „Die Grenzen des Wachstums“ (Meadows et al. 1982 [1973]) und dem Brundtland-Bericht (Brundtland/Hauff 1987) kann man die aktuell noch immer mit dem Begriff der Nachhaltigkeit (vgl. zum Begriff Grunwald/Kopfmüller 2006) verknüpften politischen und wissenschaftlichen Initiativen betrachten. In Bezug auf Lebensmittel und Ernährung ist hier vor allem der Förderschwerpunkt des Bundesministeriums für Bildung und Forschung „Sozial-ökologische Forschung“ zu nennen, in dessen Rahmen das Projekt „Ernährungswende – Strategien für sozial-ökologische Transformationen im gesellschaftlichen Handlungsfeld Umwelt-Ernährung-Gesundheit“ entstanden ist. Die Ergebnisse dieses interdisziplinär angelegten Vorhabens wurden in einem Berichtsband veröffentlicht (Eberle et al. [Hg.] 2006). Der Ausgangspunkt der Beiträge ist allerdings bereits politisch auf das Ziel der Nachhaltigkeit eingenordet, und alle Analysen und Beschreibungen geschehen vor der Hintergrundfolie: Ist dies dem Ziel der Nachhaltigkeit dienlich oder schädlich. So geht beispielsweise das sehr knappe Kapitel der „Ernährungskommunikation“ (Rehaag/Waskow 2006:63-66), das dem in dieser Arbeit gewählten Ansatz noch am nächsten kommt, gleich der Frage nach, was es braucht, um eine gesellschaftliche Meinungsbildung darüber, „wie nachhaltige Ernährung gestaltet werden soll“, zu ermöglichen oder anzustoßen. Einen offeneren Zugang zum Thema „Nachhaltigkeit und Ernährung“ haben die Herausgeber (Brunner/Schönberger 2005) für den gleichnamigen Sammelband mit dem Untertitel „Produktion – Handel – Konsum“ gewählt. In den Beiträgen nehmen die Autoren durchaus eine Metasicht ein – auch im Hinblick auf das Konzept der Nachhaltigkeit. Sie beschreiben aktuelle Problemlagen und Konflikte, gehen dem aber weniger zeitgeschichtlich nach.

## 2.3 Deutschland seit 1975

Die Wahl des Untersuchungszeitraumes fiel nicht zufällig auf die Zeit zwischen 1975 und 2005. Zum einen ist es wichtig, für die Rekonstruktion von Entwicklungspfaden einen ausreichend langen Zeitraum in den Blick zu nehmen. Und zum anderen soll dieser ein Zeitraum sein, der kontextgeschichtlich in bestimmter Weise inhaltlich hervortritt. Während sich das Ende, also das Jahr 2005, eher pragmatisch am Beginn der Forschungsarbeit orientierte, kann man die Mitte der siebziger Jahre durchaus als kulturgeschichtliche Zäsur in unterschiedlichsten Bereichen bezeichnen.

„Ausreichendes und gutes Essen stand nach den Kriegs- und Nachkriegsjahren an erster Stelle der Konsumbedürfnisse, bald gefolgt von Wohnungseinrichtung und Haushaltsgeräten. Der Kühlschrank vereinte beide Bedürfnisse und bildete mit seinem farbenfrohen Frischeangebot – überdies präsentiert in geradezu festlicher Beleuchtung – ein attraktives Kontrastprogramm zum vorangegangenen Einerlei aus Konserven, Trocken- und Ersatzlebensmitteln. Das ‚Wirtschaftswunder‘ fand im Kühlschrank seinen kulinarisch-technischen Ausdruck und markierte den Übergang in eine bessere Zeit.“ (Breuss 2005:96)

Die Kritik der 68er unter anderem am materialistischen Denken der Nachkriegsgeneration, die von den Segnungen des Wirtschaftswunders („Fresswelle“ [vgl. Andersen 1997:34ff] und „Kühlschrankwelle“ [vgl. Sandgruber nach Breuss 2005:96]) und einem großen Technioptimismus eingenommen war, hatte nicht nur eine soziologische Konsumkritik hervorgebracht. Hermann Glaser verdichtet die Motivation der – wie er sie nennt – *ungeratenen Generation* sehr anschaulich:

„Umgeben von den ‚Charaktermasken‘ ehrgeiziger Existenzen und inmitten der Oberflächenreize einer Konsumwelt, der die Mehrzahl der Menschen fetischistisch anhing, wollte man mit neuer Sensibilität das ‚Eigentliche‘ und ‚Wesentliche‘ finden. Statt Horizontale Vertikale, statt Expansion Meditation, statt Aktivität Introspektion.“ (Glaser 2002:314)

Die nachfolgende Zeit des Postmaterialismus und der Individualisierung (vgl. Kaelble 2007:93 und Lohauß 1993) haben sich massiv auf die Wahrnehmung und Bedeutung von Lebensmitteln als Produkt der Massenproduktion und des Massenkonsums ausgewirkt. Das Überangebot (vgl. Keim/Steffens 2000:21f) vor dem Hintergrund der Orientierung zu Selbstverwirklichung war der ideale Nährboden für eine massive und bis dato nie gekannte Ausdifferenzierung im Lebensmittelbereich und eine lebendige Marketinglandschaft (vgl. Schröter 1997), orientiert an einem derzeit wohl treffend beschriebenen Schichtenmodell, das Lebensstilähnlichkeiten eher in Einkommenskorridoren annimmt als zwischen den Gruppen der Selbständigen, Arbeiter, Beamten, Arbeiter und Angestellten (vgl. Lohauß 1993:98).

Gesamtwirtschaftlich herrscht in den siebziger Jahren Krisenstimmung. Kaelble (2007:275) charakterisiert dies in „Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945“ durchaus dramatisch:

"Die Verlangsamung des wirtschaftlichen Wachstums, die in den siebziger Jahren – dramatisch verstärkt von den beiden ‚Ölpreiskrisen‘ jenes Jahrzehnts – der Öffentlichkeit bewusst wurde, hat dieses wirtschaftliche Selbstverständnis [die Bundesrepublik als Gemeinschaft zur Förderung des wirtschaftlichen Wachstums und zur Mehrung des materiellen Wohlstands, BW] tief erschüttert. Wirtschafts- und Sozialpolitik sahen sich vor völlig neue Probleme gestellt, und vertraute Vorstellungen von wirtschaftlicher Entwicklung schienen obsolet geworden. Vollbeschäftigung, Mitte der fünfziger Jahre gesichert und vor Mitte der siebziger Jahre nicht mehr ernsthaft gefährdet, war seitdem nicht mehr erreichbar, Massenarbeitslosigkeit mit den herkömmlichen Mitteln der Wirtschaftspolitik nicht zu verhindern.“

Doch brachte diese schwierige Zeit auch eine neue Rolle der Bundesrepublik mit sich:

„Die europäische Führungsrolle der Prozessbank, die Stärke der D-Mark, die relative Krisenfestigkeit der westdeutschen Wirtschaft und Politik und das Verantwortungsbewusstsein ihrer Eliten für die Weltwirtschaft addierten sich zu beachtlichen politischen Ressourcen. Sie machten die Bundesrepublik zu einem in Ost und West gleichermaßen respektierten Akteur auf der internationalen Bühne und den Bundeskanzler zum *shooting star* der von ihm mitinitiierten Gipfeltreffen der sieben mächtigsten Industrieländer der Welt (*Group of 7*).“ (ebd.:436f)

Auch die wirtschaftliche Struktur erfuhr in dieser Zeit einen tiefgreifenden Wandel. Das Gewicht des industriellen Sektors verzeichnet seit den siebziger Jahren permanente Verluste. Auch in späteren konjunkturellen Aufschwungphasen „hat sich die Zahl der in der Industrie Beschäftigten seit 1975 (auf die Bundesrepublik bezogen) nicht mehr erhöht“ (ebd.: 309). Nach zwei Wellen der Arbeitsmigration (1960 und 1969) entschloss sich die Bundesregierung 1973 die staatliche Anwerbung von Gastarbeitern zu stoppen (vgl. ebd.:320). Betrachtet man die natürliche Bevölkerungsbewegung, so fällt auf, dass Anfang der siebziger Jahre die Geburtenziffer erstmals unterhalb der Sterbeziffer liegt (ebd.:321). Dies markiert den Beginn des einschneidenden demographischen Wandels im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert.

Parallel dazu stieg seit den siebziger Jahren der Anteil der erwerbstätigen Frauen deutlich an (vgl. Kaelble 2007b:76 und Braig 1993). Die damit einhergehende Verknappung der Zeit, die in den Haushalten für Hausarbeit und Nahrungszubereitung zur Verfügung steht, eröffnete zunehmend einen Markt für Convenienceprodukte und Tiefkühlprodukte. Die Verbreitung von Kühl-Gefrierkombinationen erfuhr ab 1979 einen massiven Aufschwung (vgl. Reckendrees 2007:57). Die Bedeutung der Zeit für die Entwicklung des demokratischen Warenkonsums ab 1970 und einer auf Zeitersparnis ausgelegten Lebensweise ist bei Polster (vgl. 1993) nachzulesen.

Was die Mediennutzung betrifft, so ist den Daten der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse zu entnehmen, dass 1975 97% der Bevölkerung zwischen 14 Jahren und älter zu Hause am eigenen Fernsehgerät das Fernsehprogramm verfolgen können. Zehn Jahre zuvor waren es 64 Prozent.

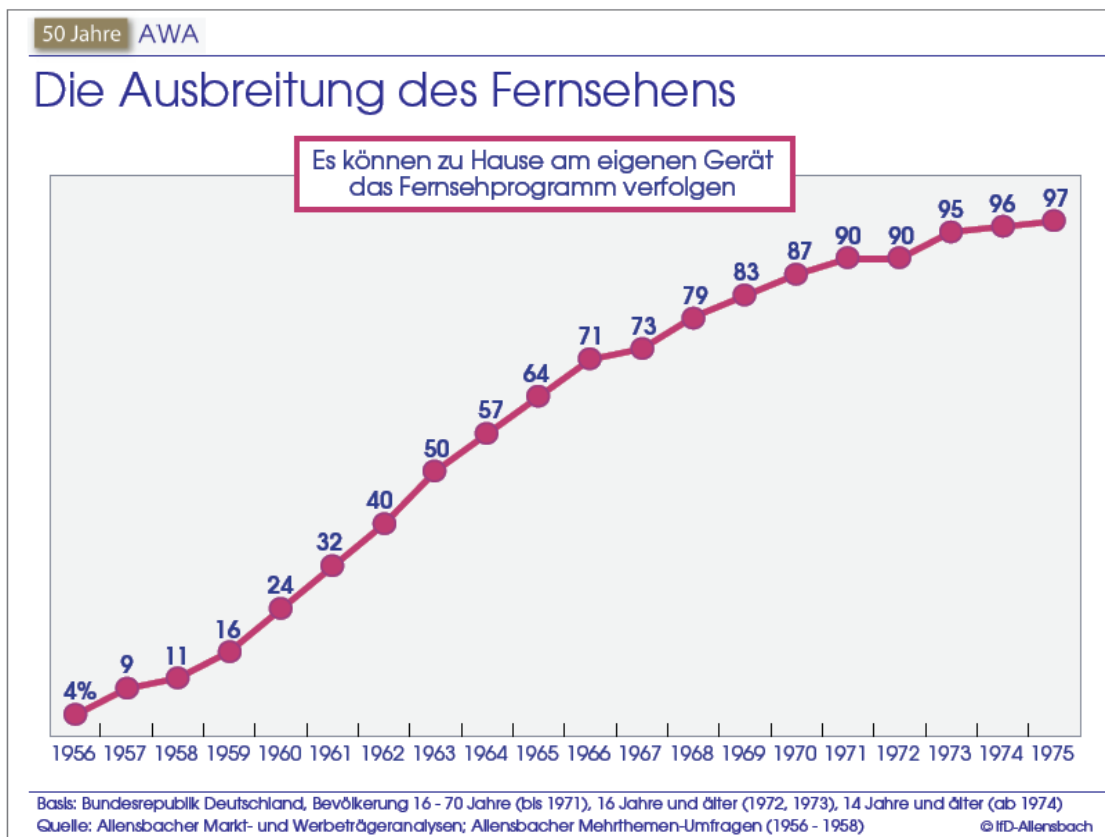


Abbildung 2.3-1: Die Ausbreitung des Fernsehens von 1956 bis 1975 (Schneller 2007); Abdruck mit freundlicher Genehmigung

Mit den wirtschaftlichen Einbrüchen kippt zu Beginn der siebziger Jahre auch der Fortschrittsoptimismus; Grunwald und Kopfmüller (2006:16f) sprechen davon, dass sich die Wahrnehmung der natürlichen Umwelt radikal verändert hat:

„Einerseits schien sie durch den Menschen und seine Technik und Wirtschaft bedroht, andererseits wurde deutlich, dass gerade Technik und Wirtschaft auf eine hinreichend intakte natürliche Umwelt angewiesen sind. Die Erkenntnis, dass die menschliche Wirtschaftsweise die Grundlagen zu zerstören drohte, auf die sie angewiesen war, wirkte vor allem in den Industriestaaten zum Teil wie ein Schock.“

Der Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit aus dem Jahr 1972 „Die Grenzen des Wachstums“ (Meadows/Heck 1982 [1972]) prophezeite für die nächsten hundert Jahre den ökologischen Kollaps und wirtschaftlichen Niedergang, würde man so weitermachen wie bisher. Dass das Erscheinen des Berichts mit der Ölpreiskrise zusammenfiel, war ein Zufall, der der Analyse nur mehr Gehör verschaffte. Ebenfalls im Jahr 1972 gründeten die Vereinten Nationen das Umweltprogramm UNEP, woraufhin einige Staaten Umweltministerien einrichteten (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2006:17f). Die frühen siebziger Jahre sind also die

Wiege einer Umweltpolitik, die bald in nahezu jedem Lebensbereich eine Rolle spielen sollte. Es folgten weitere international wirksame Berichte zur Lage der Erde, wie der Brundtlandbericht 1987 „Unsere gemeinsame Zukunft“ (Brundtland/Hauff [Hg.] 1987), die der ökologischen Verantwortung noch die Gerechtigkeit, den Frieden, den Kampf gegen Armut als zentrale Problembereiche zur Seite stellte (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2006:21). Auf dem Weltgipfel 1992 in Rio de Janeiro wurden verschiedene Dokumente unterzeichnet: Die Rio-Deklaration zu Umwelt und Entwicklung, die Agenda 21, die Klimarahmenkonvention, die Konvention über biologische Vielfalt und die Walderklärung (vgl. ebd.:23). In der Folge dieses *Erdgipfels* stehen sowohl die UN-Millenniumsziele, die unter anderem die Sicherstellung der ökologischen Nachhaltigkeit beinhalten, als auch der zweite Weltgipfel für nachhaltige Entwicklung in Johannesburg, auf dem ein Aktionsplan verabschiedet wurde, wie die Erde künftig schonender zu bewirtschaften wäre (vgl. ebd.:25).

Die erste Hälfte der siebziger Jahre präsentiert sich also als eine wichtige Schwelle der Zeitgeschichte, die sich vor allem durch die Wahrnehmung von Grenzen auszeichnet. Auch die Themen der nachfolgenden Jahrzehnte entstammen in hohem Maße dieser tief greifenden Erkenntnis. Dass sich „angesichts der Grenzen des Wachstums ein neues, ‚nachmodernes‘ (postmaterielles) Wertebewusstsein entwickeln konnte“, schreibt Hermann Glaser (2002:332) sozialen Bewegungen mit einem aktiven alternativen Kulturbewusstsein zu. Dabei betont er das Verdienst der Öko- und Friedensbewegung (vgl. ebd.). Die von ihnen verbreitete Haltung des „small ist beautiful“ hat auch für Keim/Steffens (vgl. 2000) seinen Ursprung in den siebziger Jahren. „Der Trend zum Natürlichen, Einfachen und Überschaubaren soll Gewinn durch Verzicht, mehr Zeit für Muße und mitmenschliche Kommunikation bringen“ (ebd.). Mehr als Einfluss auf den allgemeinen Konsumstil sei daraus allerdings zunächst nicht erwachsen – von Mainstream ganz zu schweigen.

Die achtziger Jahre seien ängstlich gewesen, folgt man Hermann Glaser (vgl. 2002:333ff). Man habe sich vor Technisierung, Rationalisierung, Arbeitslosigkeit und Rückentwicklung gefürchtet. Es sei protestiert worden gegen den Bau von Atomkraftwerken, gegen Bäumefällen, den Bau von Autobahnen und Fabriken. Stattdessen habe man Luft zum Atmen, Freiraum und Autonomie gesucht. Im Jahr 1983 hätten die neuen sozialen Bewegungen die größte Mobilisierung verzeichnen können, und zwar mit den Schwerpunkten Ökologie, Frauen und Frieden. Grunwald und Kopfmüller (vgl. 2006:20f) sehen in dieser Zeit den Durchbruch des Begriffs der Nachhaltigkeit, in einem Verständnis, wie es heute noch als Ausgangsbasis für globale und lokale Strategien verwendet wird (1980 Brandt-Report, 1983 Palme-Report, 1983 Brundtland-Kommission, 1987 Brundtland-Bericht „Unsere gemeinsame Zukunft“). Ulrich Beck widmete seine soziologische Analyse „Risikogesellschaft“ eben dieser kollektiven Seelen- und Systemlage (Beck 2007[1986]).

Eher die folgenden Jahrzehnte hat Richard Münch im Blick, wenn er von der Kommunikationsgesellschaft spricht (Münch 1991, 1995). Das Internet und die digitale

Revolution seien prägend für die Neunzigerjahre, so auch Glaser (vgl. 2002:343ff). Die Jahre stünden außerdem unter dem Zeichen von Privatisierung, Kommerzialisierung, dem Abwenden vom Gemeinwohl, Shareholder Value, Neoliberalismus und der Kritik daran. Nicht fehlen darf hier die hohe Bedeutung der Globalisierung (vgl. z.B. Beck 2007[1986]). Kultursoziologie wird das Etikett „Erlebnisgesellschaft“ (Schulze 2000a[1992]) für die Gesellschaft der achtziger und neunziger Jahre weit über die Disziplingrenzen hinaus populär. Äußerst treffend beschreibt Glaser meines Erachtens die Herausforderungen des beginnenden 21. Jahrhunderts:

„Es ginge um die Versöhnung verschiedener ‚Vernunftarten‘, um deren Interdependenz. Der homo sapiens ist, im Gegensatz zum homo faber, der lediglich seine instrumentelle Vernunft gut zu handhaben weiß, ein Mensch, der kognitiver wie intuitiver, intellektueller wie emotionaler Lebens- und Weltanschauung gleichermaßen fähig ist. Will die Moderne aus dem Käfig ihres Vernunftbegriffs – weitgehend gleichzusetzen mit analytischer und okkasioneller Vernunft (nur auf die augenblickliche Situation reagierend) – ausbrechen, wird sie eine neue Sensibilität für Doppel- und Mehrfachwahrheiten entwickeln müssen, was freilich im Widerspruch steht zu der Eindeutigkeit binärer Kodierung. Ankämpfen muss man verstärkt gegen die durch zunehmendes Computerdenken auferlegte kategoriale Verengung, die in Einfachwahrheit (Null oder Eins, richtig oder falsch, wahr oder unwahr) besteht.“ (Glaser 2002:351).

## 2.4 Datenquelle und Auswertung

Die folgenden Abschnitte sind den wichtigsten Qualitätsmerkmalen wissenschaftlichen Arbeitens, Nachvollziehbarkeit und Reproduzierbarkeit der empirisch gewonnenen Ergebnisse und Beurteilung der Datenvalidität gewidmet.

### *Daten und Quellen: Zwei Seiten einer Medaille*

Nichtreaktive Daten verhalten sich von Natur aus störrisch gegenüber der Fragestellung, die sie beantworten sollen. Für alle empirischen Fragestellungen gilt: Ausgehend von einer Forschungsfrage ist festzulegen, welche Informationen man braucht, um sie beantworten zu können. So besteht bei einer Querschnittsanalyse oder der Planung eines Panels die Möglichkeit das Forschungsdesign so anzulegen, dass die zu erzeugenden Daten ein möglichst passgenaues Gegenstück zur Fragestellung bilden.

Die historisch angelegte Prozessanalyse ist auf Informationen angewiesen, die bereits in beliebiger Form vorliegen und erst mit ihrer Zweckentfremdung zu Daten werden. Das gilt für jegliche Form von Handschriften und Druckerzeugnissen, Tondokumenten und Filmmaterial, Artefakten und Fundstücken. Sie sind zur Erfüllung aller möglichen Zwecke entstanden – gewiss jedoch nicht, um (historisch angelegten) soziologischen oder

kulturwissenschaftlichen Interessen zu dienen. Genauso wenig wie Steinzeitindianer Müllhalden angelegt haben, um 12.000 Jahre später den Archäologen etwas über ihre Essgewohnheiten preiszugeben.

Bei der Analyse von Zeitungs- oder Zeitschriftenartikeln wie denen des *Spiegel* liegt es auf der Hand: Primärer Zweck des Nachrichtenmagazins ist die zeitnahe Information und Meinungsbildung breiter Bevölkerungsschichten; und – nicht zu vergessen – der Erhalt und das Wachstums einer Verlagsgruppe. Die Zweckentfremdung zur Datenquelle ist für Printmedien längst eingeführt, und die besondere Eignung von Pressedokumenten als historische Quelle drängt sich nahezu auf und wurde früh erkannt. Daraus ist eine Kultur der Archivierung von Periodika entstanden.

Bei anderen Daten ist eine Archivierung nicht immer selbstverständlich und teilweise gar befremdlich. So erhebt die Zentrale Markt- und Preisberichtsstelle<sup>33</sup> (ZMP) beispielsweise hochdifferenzierte Marktdaten über landwirtschaftliche Erzeugnisse. Eine systematische Archivierung gibt es nicht, allenfalls für die vergangenen fünf Jahre. Marktdaten haben für ihren Zweck der Orientierung im Aushandlungsprozess von Angebot und Nachfrage eine so kurze Halbwertszeit, dass eine Archivierung aus Sicht der erhebenden Stelle nahezu absurd scheint. Nachfragen bei der ältesten deutschen Kette im Lebensmitteleinzelhandel ergaben, dass auch dort das Hier-und-Jetzt herrscht. Sortimentslisten der vergangenen 30 Jahre waren nicht aufzutreiben.

Gescheitert ist außerdem der Versuch, detaillierte Produktpfade ausgewählter Lebensmittel zu rekonstruieren. Damit ist nicht – wie bei der sogenannten Produktpfadanalyse – die Biographie des konkreten, identifizierbaren Produktvertreters gemeint<sup>34</sup>. Es ginge vielmehr um die langfristige Entwicklung des marktgängigen Endprodukts in den letzten drei Jahrzehnten<sup>35</sup>. Anhand der Veränderungen des Produkts in Form, Farbe, Geschmack,

---

<sup>33</sup> Die Zentrale Markt- und Preisberichtsstelle ist gemeinsam mit der Centralen Marketing-Gesellschaft der deutschen Agrarwirtschaft mbH (CMA) eine ausführende Organisation des Absatzförderungsfonds der deutschen Land- und Ernährungswirtschaft. Sie besteht seit 1950, ihre Aufgaben regelt seit 1969 das Absatzfondsgesetz. Jeder landwirtschaftliche Betrieb muss etwa 0,4 Prozent seines Umsatzes dafür abgeben. Um das Absatzfondsgesetz begannen im Frühjahr 2006 gerichtliche Auseinandersetzungen. Unternehmer der Ernährungswirtschaft klagten gegen die Zwangsabgabe. Gleichzeitig sieht die EU-Kommission in dieser Art der staatlich verordneten Marketinggemeinschaft illegale Beihilfe. Die ZMP, die für Markttransparenz sorgen soll, steht weder aus Sicht der Bauern noch der Kommission in der Kritik (vgl. Pieper in der *Zeit* vom 16. November 2006). Mit der Gefährdung der Absatzfondsregelungen ist auch die künftige Finanzierung der ZMP prekär (vgl. auch ZMP 2006).

<sup>34</sup> Im Falle des Apfels wären das wenige Monate von der Baumblüte bis zum Obstsalat.

<sup>35</sup> Im Apfelbeispiel könnte die Betrachtung der Entwicklung beim Angebot weniger meist einheimischer Apfelsorten, die auf ähnliche Weise produziert wurden und auf dem Markt, im Tante-Emma-Laden oder im Supermarkt erhältlich sind, beginnen. Heute unterscheiden sich die angebotenen



Konsistenz sowie seiner Verpackungsart und -größe, Deklaration, Vermarktung und Nachfrage, könnte man sehr gut gesellschaftlichen und technischen Wandel beschreiben. Diese Pfade, eingebettet in den Kontext anderer kultureller Entwicklungen, ergäben eine ganz neue Sichtweise auf kulturellen Wandel, der mehr denn je Konsumgüter prägt und wiederum davon gekennzeichnet ist. Leider ist diese Forschungsstrategie an der mangelnden Kooperation von Lebensmittelherstellern gescheitert. Ob die hier benötigten Datenmengen überhaupt noch aufzutreiben sind, ist nicht geklärt.

#### *Der Spiegel 1975-2005*

Bei der Suche nach einer Medienpublikation, anhand derer die Pfade der Orientierungsmuster bezüglich Lebensmittel rekonstruiert werden können, fiel die Wahl auf das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*. Das Organ erfüllt am besten wichtige Kriterien. Gesucht wurde eine Publikation, die

- (1) seit mindestens 1975 besteht,
- (2) über einen Zeitraum von 30 Jahren eine so große Reichweite hat, dass sie
- (3) ein kontinuierlich breites Spektrum von Themen aus der gesellschaftlichen Öffentlichkeit sowohl aufgreift als auch zu induzieren in der Lage ist (Agenda-Setting), indem sie sich an eine möglichst breite, aber auch meinungsführende Leserschaft<sup>36</sup> wendet,
- (4) die in einem forschungsökonomisch und gegenstandsangemessen sinnvollen Rhythmus erscheint<sup>37</sup> und schließlich
- (5) forschungspragmatisch gut zugänglich und auswertbar ist.

---

Äpfel stärker in ihrer Herkunft (Neuseeland, Chile, Bodensee, Altes Land etc.) und Anbauweise (konventionell, ökologisch, biologisch-dynamisch etc.), die erhältlichen Sorten unterscheiden sich von denen der 70er Jahren, ebenso wie sich die Verkaufsumgebung verändert hat.

<sup>36</sup> Bezüglich des Verständnisses von *meinungsführender Leserschaft* sei auf Durant/Bauer/Gaskell (1998:276) verwiesen: „The test of the opinion-leader function was: which papers or magazines are a country’s elites (politicians, business, military etc.) most likely to read?“

<sup>37</sup> Da hier kein diskursanalytischer Zugang zum Untersuchungsgegenstand gewählt wurde, erscheint eine Wochenzeitung geeigneter als eine Tageszeitung. Die Arbeiten von Rehaag/Waskow (2005) über „BSE als Beispiel öffentlicher Ernährungskommunikation“ und die ebenfalls diskursanalytische Untersuchung von Görke/Kohring et al. (2000) über Gentechnologie in der internationalen Presse haben mit der Wahl der Tageszeitung eine ihrem Erkenntnisinteresse angemessene Entscheidung gefällt, die der Detaillierungsgrad der Berichterstattung für eine Diskursanalyse möglichst hoch sein muss (zur sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse vgl. z. B. Keller et al. [Hg.] 2001). Im Fall dieser Arbeit übernimmt die Wahl einer Wochenzeitung bereits einen zusammenfassenden Schritt, der nicht mit dem Verlust relevanter Informationen erkauft werden muss.

Diese Bedingungen erfüllt außer dem *Spiegel* am ehesten noch die *Zeit*. Beide erschienen seit über 60 Jahren (1) im 7-Tage Rhythmus (4). Allerdings hielt der Wochenzeitung schon immer eine kleinere (bildungs- und einkommens-) elitäre Leserschaft die Treue (2,3) (vgl. Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse 2009 und andere Jahre, Arbeitsgemeinschaft Mediaanalyse e. V. ag.ma Pressemedien verschiedene Jahre). Stärker als der *Spiegel* versucht die *Zeit* außerdem – erfahrungsgemäß – originell und innovativ in der Themenwahl zu sein. Sie konzentriert sich mehr auf die Themensetzung und versteht sich als Zusatz- und Hintergrundlektüre zu einer überregionalen Tageszeitung. Das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* ist voraussetzungsärmer. Man könnte es als ein *Stand-alone-Medium* bezeichnen, was zum einen zu seiner Verbreitung beiträgt und zum anderen die Wahrscheinlichkeit erhöht, bezüglich gesellschaftlich relevanter Themen annähernd lückenlos zu sein. Außerdem scheut sich der *Spiegel* nicht davor, die Themen der breiten Massen aufzugreifen und informiert milieuübergreifender (3). Sein Themenspektrum ist größer, und es gibt mehr Rubriken mit kurzen Meldungen, durch die auch Randthemen Eingang in das Magazin finden. Der *Spiegel* lag zum Beginn dieser Forschungsarbeit ab 1994 digital vor, wie auch die *Zeit*. Allerdings waren die *Spiegel*-Jahrgänge bis 1994 nicht nur als Mikrofiche, sondern auch gebunden in den Bibliotheken zugänglich (5). Seit Anfang 2008 sind sämtliche *Spiegel*-Ausgaben seit 1947 auch vollständig und kostenfrei online abzurufen, was den – „leider“ 2006 abgeschlossenen – Rechercheaufwand deutlich erleichtert hätte.

Aus methodischer Sicht am wichtigsten ist Kriterium (3).<sup>38</sup> Die Marketingabteilung des *Spiegel* stellte dankenswerterweise eine Zusammenstellung von statistischen Auswertungen der Leserschaft zwischen 1980 und 2005 der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse zur Verfügung und genehmigte freundlich den Abdruck der nachstehenden Grafiken. Die Daten werden jeweils zu den Anteilswerten in der Gesamtbevölkerung (Deutschland West) in Beziehung gesetzt. Die *Spiegel*-Leserschaft stellt sich nach dieser Übersicht in der unteren und in der oberen Altersgruppe zwischen 14 und 29 Jahren und bei den Über-50-Jährigen eher unterdurchschnittlich, in der Gruppe der 30- bis 50-Jährigen als überdurchschnittlich besetzt

---

<sup>38</sup> Über Reichweite der Zeitschrift und Struktur der Leserschaft geben die regelmäßig erhobenen Mediadaten der Arbeitsgemeinschaft Media-Analyse e.V. (ag.ma) Auskunft. In dem Verein haben sich Werbeagenturen, Werbetreibende und Medienunternehmen zu einem Forschungsverbund zusammengeschlossen. Seit 1954 erforscht er die Lesegewohnheiten der Deutschen ab 14 Jahren. Nach und nach nahm er die Nutzung von Fernsehen, Radio, Plakat, Kino und Online-Medien in die Untersuchung auf (vgl. Arbeitsgemeinschaft Mediaanalyse e. V. ag.ma 2006). Auf Anfrage stellt das Medienwissenschaftliche Lehr- und Forschungszentrum die ma-Datensätze zur wissenschaftlichen Nutzung zur Verfügung. Um die sehr umfangreichen Umfragedaten auch in der Zeitreihenbetrachtung nutzen zu können, hat das Institut mit Madatsyn 2.0 eine umfassende Variablensynopse erstellt. Auf die Aufbereitung der Daten und ihre Zusammenstellung für den Zeitraum von dreißig Jahren wurde an dieser Stelle aber verzichtet.

dar. Ab den frühen neunziger Jahren schwindet allerdings dieser Überhang und der Anteil der Leser mittleren Alters nähert sich mehr und mehr dem Durchschnitt an. Dies geschieht auch bei der oberen Altersgruppe, den Über-50-Jährigen. Sie „ziehen“ kontinuierlich seit 1980 „nach“ bis ihr Anteil 2005 auch die Größe des Gesamtdurchschnitts erreicht. Sie haben zulasten der jüngeren Leserschaft an Gewicht gewonnen, die noch bis 1990 relativ zum Durchschnitt gesehen stärker vertreten waren (vgl. Abbildung 2.4-1).

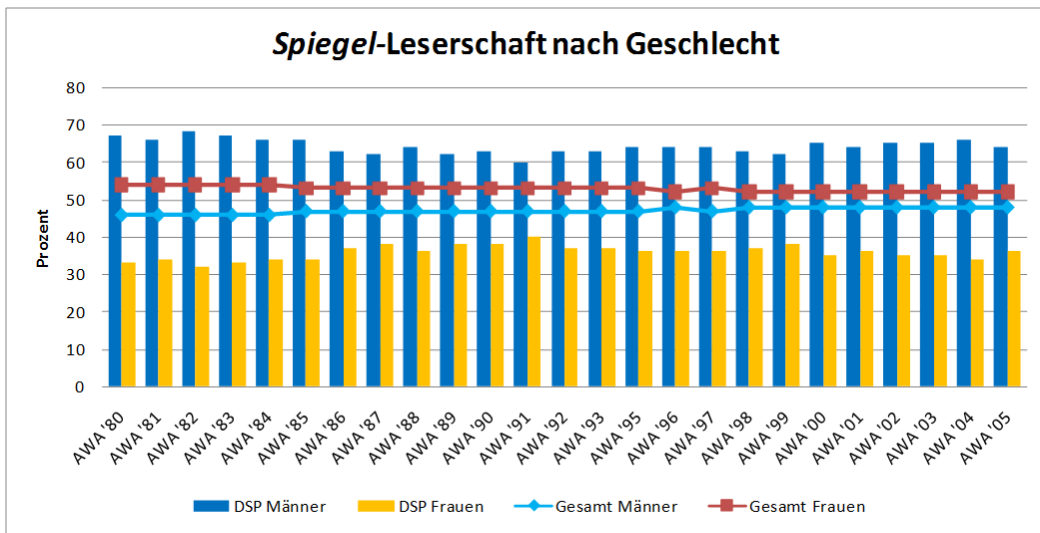


Abbildung 2.4-1: Leserschaftsanteile des *Spiegel* auf Basis Deutschland West nach Geschlecht (Quelle: Der *Spiegel* in der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse aus dem Jahren 1980-2005, Grafik zur Verfügung gestellt vom *Spiegel*-Verlag Abteilung Marktforschung)

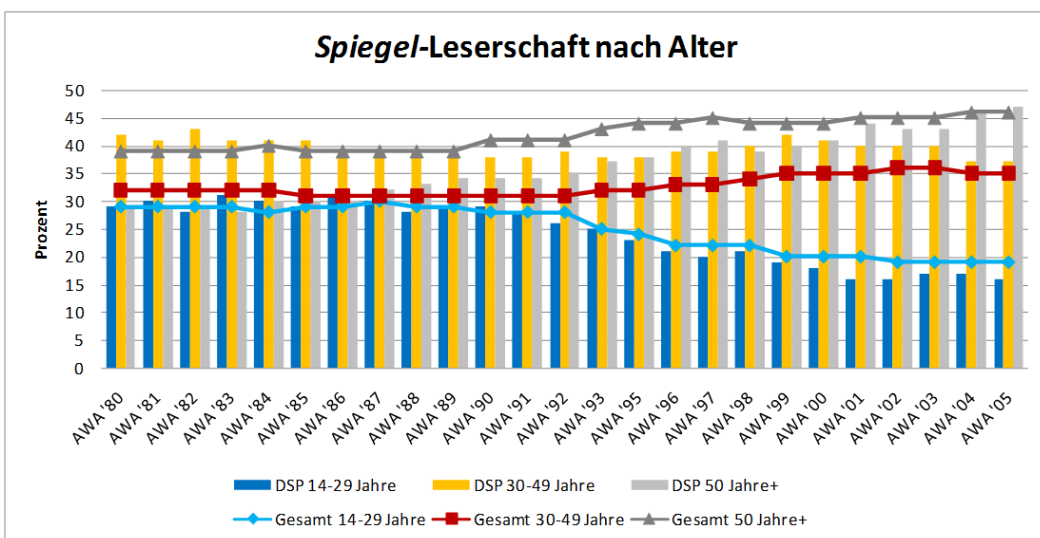


Abbildung 2.4-2: Leserschaftsanteile des *Spiegel* auf Basis Deutschland West nach Altersgruppen (Quelle: Der *Spiegel* in der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse aus dem Jahren 1980-2005, Grafik zur Verfügung gestellt vom *Spiegel*-Verlag Abteilung Marktforschung)

Politisch sympathisierten die Leser zwischen 1983 und 1992 stärker mit der SPD als der Durchschnitt, CDU/CSU-nahe Leser waren deutlich unterrepräsentiert. Dieser Abstand verringert sich aber in der zweiten Hälfte des hier dargestellten Zeitraums von 11,1 Prozent im Jahr 1983 auf 4,4 Prozent im Jahr 2005. Gleichzeitig erreicht der Anteil derer, die sich der SPD näher fühlen im Jahr 1992 etwa den Durchschnitt und bewegt sich von da an auf selbem Niveau bzw. leicht darunter (vgl. Abbildung 2.4-2). Weit über dem Durchschnitt liegt allerdings der Anteil der Grünen-Sympathisanten. Der Abstand ist im Jahr 1984 am höchsten und beträgt 9,2 Prozentpunkte. Ab 1988 pendelt das Maß der Überrepräsentation um die 5 Prozentpunkte. Die Gruppe der FDP-Anhänger bleibt anteilmäßig stabil mit 1-3 Prozentpunkten Abweichung leicht überrepräsentiert. PDS-nahe Leser sind von Beginn an, also ab 1992, durchschnittlich vertreten (vgl. Abbildung 2.4-3).

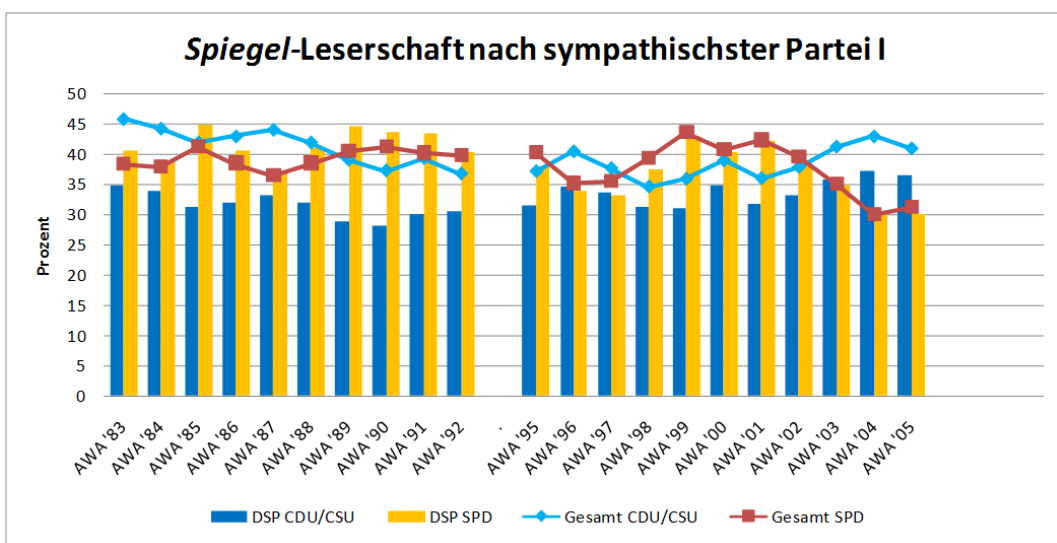


Abbildung 2.4-3: Leserschaftsanteile des *Spiegel* auf Basis Deutschland West nach „sympathischste Partei“ Teil 1 (Quelle: Der *Spiegel* in der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse aus dem Jahren 1980-2005, Grafik zur Verfügung gestellt vom *Spiegel*-Verlag Abteilung Marktforschung)

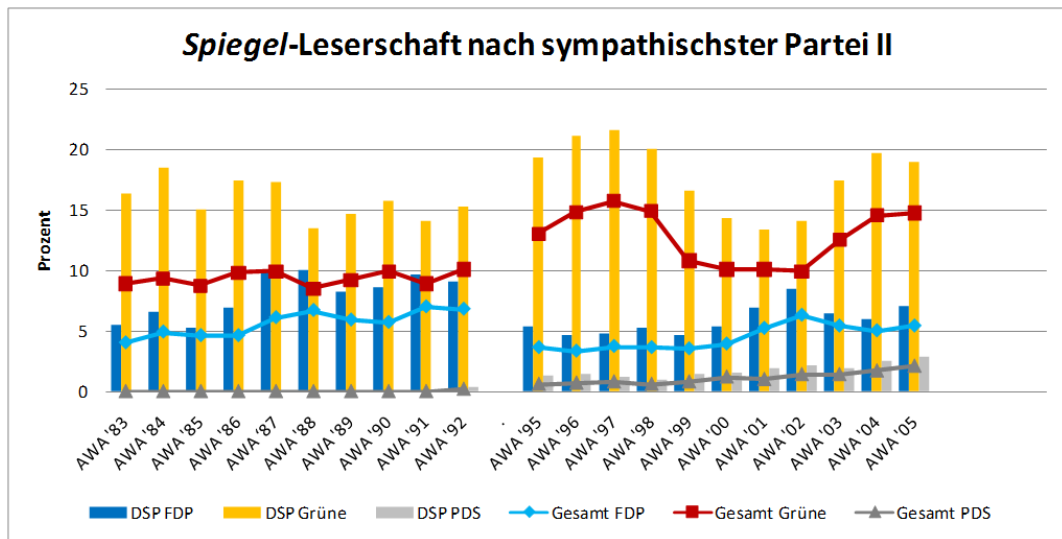


Abbildung 2.4-4: Leserschaftsanteile des *Spiegel* auf Basis Deutschland West nach „sympathischste Partei“ Teil 2 (Quelle: Der *Spiegel* in der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse aus dem Jahren 1980-2005, Grafik zur Verfügung gestellt vom *Spiegel*-Verlag Abteilung Marktforschung)

Leser, deren höchster Schulabschluss der Volksschulabschluss ist, sind über den gesamten Zeitraum, für den hier Mediadaten vorliegen, mit durchschnittlich 25 Prozentpunkten unterrepräsentiert. Inhaber mittlerer Abschlüsse liegen anteilmäßig im Mittel 5 Prozentpunkte über dem Durchschnitt und Leser mit Abitur 19 Prozentpunkte darüber (vgl. Abbildung 2.4-4). Sowohl die niedrige als auch die mittlere Bildungsgruppe nähern sich aber im Verlauf dem Durchschnitt an.<sup>39</sup> Die Leserschaft gewinnt also an Breite, während der Überhang an Abiturienten konstant bleibt.

<sup>39</sup> Volksschule von ca. 30 Prozentpunkten Abweichung zu Beginn der Achtziger hin zu etwa 23 Prozentpunkten Abweichung in den letzten drei Jahren des Auswertungszeitraums; weiterführende Schule ohne Abitur von 12 Prozentpunkten Abweichung im Jahr 1980 zu 2-3 Prozentpunkten Abweichung in den letzten drei Jahren des Auswertungszeitraums (eigene Berechnungen).

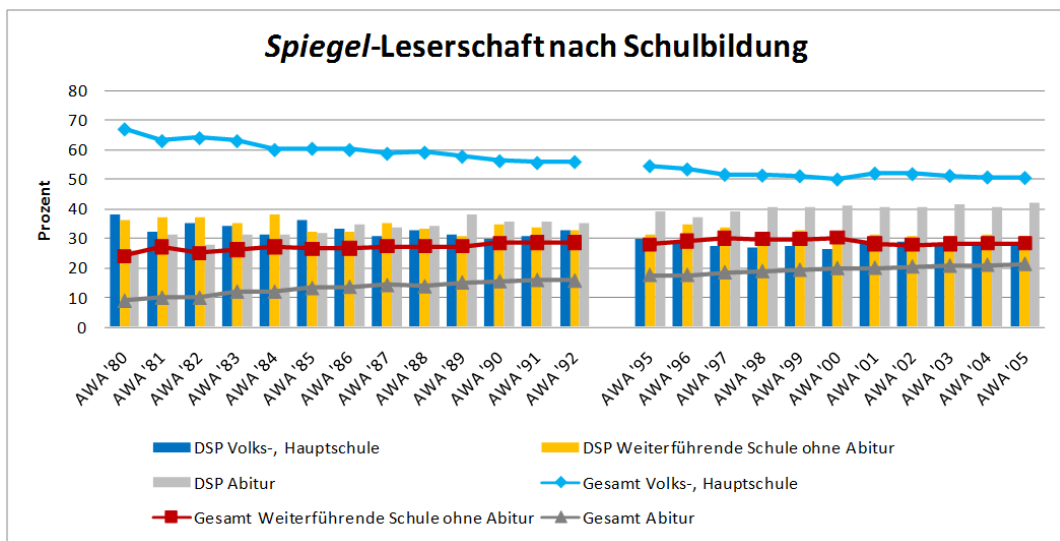


Abbildung 2.4-5: Leserschaftsanteile des *Spiegel* auf Basis Deutschland West nach Schulbildung (Quelle: Der *Spiegel* in der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse aus dem Jahren 1980-2005, Grafik zur Verfügung gestellt vom *Spiegel*-Verlag Abteilung Marktforschung)

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich *Der Spiegel* (seit Beginn der achtziger Jahre) an eine die politische Orientierung betreffend breit aufgestelltes Publikum wendet, wenn sich auch durchweg ein deutlicher Überhang an männlichen und ein leichtes Übergewicht an rot-grün-orientierten Lesern zeigt. Sowohl die Bildung als auch das Alter betreffend, verbreiterte das Magazin die Basis seiner Leserschaft in der Bevölkerung über die beschriebenen 25 Jahre. Zu Beginn waren Ältere und weniger bis mittel Gebildete noch deutlich unterrepräsentiert. Leser ohne einen Abschluss an einer weiterführenden Schule bilden allerdings noch heute relativ gesehen die schwächste Gruppe der *Spiegel*-Leser. *Der Spiegel* erreicht also in jedem Fall die Meinungsführer der Gesellschaft und ist zudem mit einer Auflage von rund einer Million (vgl. Abbildung 2.4-6) seit Anfang der Siebziger fest in der Breite der Bevölkerung verankert.

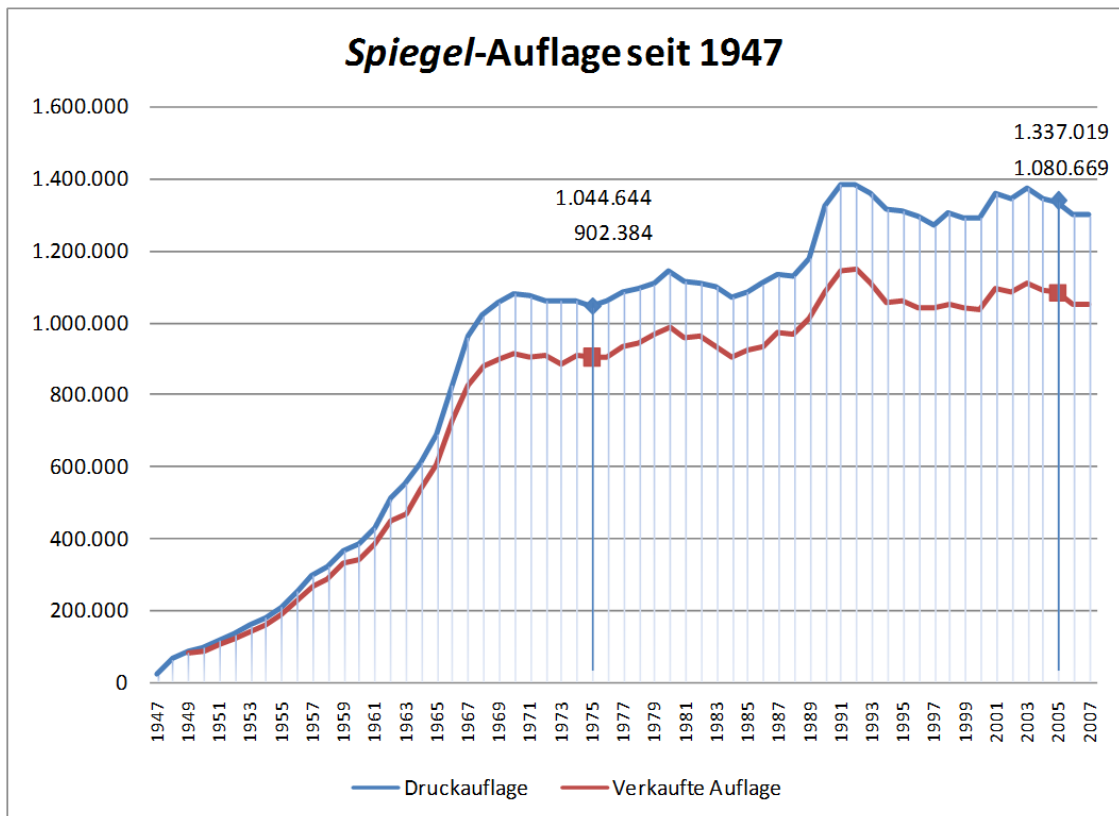


Abbildung 2.4-6: Die Entwicklung der Druckauflage und der verkauften Auflage des *Spiegel* seit seinem ersten Erscheinen 1947<sup>40</sup>

### Über die Eignung des Spiegel als Datenquelle

In dieser Untersuchung spielen die Berichte aus dem *Spiegel* zwar eine zentrale aber dennoch eine eher indirekte Rolle. Die Fragestellung lautet ja nicht: In welcher Weise berichtet *Der Spiegel* über Lebensmittel über einen Zeitraum von 30 Jahren? Die Meldungen und Reportagen dienen vielmehr dazu, abzubilden, welche Lebensmittelthemen die Republik seit 1975 bewegten. Welchen Ereignissen galt die öffentliche Aufmerksamkeit? Was prägte die gesellschaftlichen Orientierungsmuster?

In dieser Hinsicht interessiert *Der Spiegel* als das, was er vorgibt zu sein, und in welcher Weise er wahrgenommen wird: Als Spiegel des gesellschaftlichen Geschehens. Dass ein solcher Spiegel immer interessensgesteuerte Verzerrungen produziert, ist die Binsenweisheit der

<sup>40</sup> Die Daten wurden von den Marketing Services des *Spiegel*-Verlags zur Verfügung gestellt; eigene Grafik.

Medienkritik. Sicherlich ist so manche Berichterstattung des *Spiegel* mit Vorsicht zu genießen. Was als investigativer Journalismus aufgezogen wird, ist oft nicht mehr als Effekthascherei und Sensationslust. Der *Spiegel*-Verlag ist schließlich ein gewinnorientiertes Unternehmen, das auf eine starke Auflage angewiesen ist und vom Anzeigenverkauf lebt.

Kann nun ein einzelnes Magazin, das sich an eine zwar breite, aber doch spezifische Zielgruppe wendet und im Ruf steht, nicht immer ganz objektiv zu berichten und sich auf Lieblingsfeinde eingeschossen zu haben, valide über gesellschaftlichen Wandel Auskunft geben? Es kann. Und zwar unter drei Bedingungen:

- (1) Medienberichterstattung wird als endogene Variable im Kommunikationszusammenhang verstanden, nicht als exogene (vgl. von Alvensleben 1998).
- (2) Die Zusammensetzung des Zielpublikums ist bekannt.
- (3) Die theoretische Auflösung, mit der man auf die Quelle blickt, ist ausreichend grob.

Ad (1): Medien sind als Teil des Kommunikationszusammenhangs zu sehen. Reimar von Alvensleben (1998:37) betont die Verstärkerfunktion von Medien und stellt am Beispiel der Negativberichterstattung über Nahrungsmittel eine These auf, der ich mich anschließe:

„Die Häufigkeit von Negativmeldungen über Nahrungsmittel ist nicht nur von der tatsächlichen Skandalhäufigkeit, das heißt vom Angebot, sondern auch von der Nachfrage nach Skandalinformationen bestimmt, da die Medien immer eine bestimmte Menge an Negativmeldungen benötigen, um die Reizintensität ihres Publikums aufrechtzuerhalten und sich in der Aktivierungsspirale gegen die Konkurrenz zu behaupten. Man kann von einem ‚Teufelskreis der selektiven Wahrnehmung‘ sprechen (...). Negative Medienberichte sind somit nicht nur die Ursache der Verunsicherung (!) sondern auch deren Folge oder Symptome.“

Gerade weil der Gegenstand des Interesses nicht die in den tatsächlichen historischen Vorkommnissen, sondern in deren Bedeutungszuschreibungen liegt, kann der *Spiegel* valide Auskunft geben.

Ad (2): Die zweite Bedingung lautet: Es liegen Kenntnisse über die Zielgruppe und den Status der Zeitschrift innerhalb der Medienlandschaft vor. Hier ist es unter anderem dienlich, kritische Stimmen bezüglich Tendenzen in der journalistischen Arbeit über den verhältnismäßig langen Betrachtungszeitraum hinweg zu hören. Aber gleichermaßen ist es möglich, Referenzen einzuholen.

Ad (3): Die dritte Bedingung steht in Verbindung mit der theoretischen Auflösung, mit der man die Inhalte „rastert“. Plant jemand eine Bergtour, dann tut er gut daran, sich eine Wanderkarte mit möglichst kleinem Maßstab zu besorgen. Je nach Schwierigkeitsgrad ist er mitunter auf einen höchst präzise gezeichneten Plan angewiesen, Ungenauigkeiten können



fatal oder gar letal sein. Wer dagegen den Verlauf einer Bergkette im Verhältnis zu Nationalgrenzen betrachten möchte, kommt auch mit einer ungenauen und im Detail fehlerhaften Aufzeichnung des Gebietes voll auf seine Kosten.

Es ist plausibel anzunehmen, dass für die stark vergrößerte Sicht auf Lebensmittel der *Spiegel* einen Informationsüberschuss liefert. In doppelter Weise findet in dieser Studie eine Abstraktion der Inhalte statt: Die erste liegt in der zusammenfassenden Betrachtung der Einzelinformationen als Orientierungsmuster und die zweite in der Langzeitbetrachtung.

Die zweite der eben aufgestellten Bedingungen ist noch nicht vollständig geprüft. Wie die Leserstruktur beschaffen ist, habe ich weiter oben schon beschrieben, nicht aber die Rolle des Organs in der Medienlandschaft und der Gesellschaft.

#### *Die Bedeutung des Magazins Der Spiegel*

Die von der ag.ma halbjährlich herausgegebene Analyse der Reichweite von Pressemedien erlaubt einen Vergleich über mehrere Jahre. Cubebasierte<sup>41</sup> Auswertungsmasken im Internet<sup>42</sup> bieten die Möglichkeit, beispielsweise unter der Rubrik „Aktuelle Zeitschriften/Magazine zum Zeitgeschehen“ die Daten von dreizehn Wochenzeitungen/-zeitschriften im Vergleich zu betrachten und nach bestimmten Zielgruppen zu filtern. Bei den für die Erhebung ma 2009 Pressemedien I ausgewiesenen Zahlen handelt es sich um Hochrechnungen auf der Basis von Zufallsstichproben (38.814 gewichtete Fälle bei einer Grundgesamtheit von 64,87 Millionen für die Gesamtbevölkerung über 14 Jahre).

Mit derzeit 6,16 Mio. Lesern (Hochrechnung basierend auf Druckauflage und Lesern pro Ausgabe, vgl. ma 2009 Pressemedien I) zählt das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* zu den vier größten wöchentlich erscheinenden Printmedien zum Zeitgeschehen. Die Nase vorn hat die *BILD am Sonntag* mit 10,95 Mio. Kontakten, das Magazin *stern* liegt mit 7,54 Mio. bereits deutlich hinter dem Spitzenreiter. In ewig knapper Konkurrenz behauptet sich der FOCUS gegen den *Spiegel* mit 6,16 Mio. Lesern. *Stern*, FOCUS und *Spiegel* bilden mit der *Bunten* (4,16 Mio.) das Mittelfeld. In der Schlussgruppe mit einem Anteil von weniger als 5 Prozent an den elf Vergleichsmedien bewegen sich *SUPERillu* (3,49 Mio.), *Reader's Digest* (1,79 Mio.), *Gala* (2,11 Mio.), *Die Zeit* (1,63 Mio.) und *WELT am SONNTAG* (1,19 Mio.).

Ein Methodenwechsel verhindert eine volle Vergleichbarkeit der Zeitreihen vor und nach 2004. Da hier aber vor allem die Größenordnungen der Reichweiten und die Relationen der

---

<sup>41</sup> Ein sogenannter Datencube bringt große Datenmengen in eine mehrdimensionale Struktur. Das bedeutet, dass Kreuztabellen für vorher festgelegte Merkmale und Ausprägungen bereits in sämtlichen möglichen Kombinationen errechnet werden. So kann man ohne Rechenzeit auf jede beliebige dieser Tabellen zugreifen, in dem man über interaktive Schaltflächen die Filter nach Wunsch setzt.

<sup>42</sup> Zum Beispiel: <http://www.ma-reichweiten.de> (Letzter Zugriff: 17.04.2009), <http://ma.bik-gmbh.de/burda> (Letzter Zugriff: 17.04.2009).

Medien untereinander interessieren, kann dies für die Einschätzung der Bedeutung des *Spiegel* vernachlässigt werden.<sup>43</sup>

Die Bedeutung des *Spiegel* als Nachrichtenlieferant für die oberen Berufsgruppen ist ungebrochen. Über die Jahre 2001 bis 2009 hinweg gilt: In den Gruppen mit Bildungsabschlüssen bis zur Mittleren Reife (ausgenommen Schüler) erreichen *Stern* und *Focus* mehr Leser als *Der Spiegel*. In der Gruppe derer, die Fachhochschulreife bzw. Hochschulreife haben, liegt *Der Spiegel* mit einem Abstand von bis zu 100.000 (ohne Studium) bzw. 400.000 (mit Studium) Lesern an der Spitze der drei Nachrichtenmagazine (vgl. Arbeitsgemeinschaft Media-Analyse e. V. Pressemedien, verschiedene Jahre).

Hans Magnus Enzensberger (1965:76f) beschreibt bereits 1956 in seinem Aufsatz „Die Sprache des *Spiegel*“, was in der Grundaussage auch den heutigen Befunden entspricht:<sup>44</sup>

„ (...) er [*Der Spiegel*, BW] ist heute eine Institution geworden, die für die Bundesrepublik charakteristisch ist. Demoskopische Untersuchungen deuten darauf hin, daß jede Nummer von etwa zwei Millionen Leuten gelesen wird [Stand: 1956, BW]. Zwar gibt es in der westdeutschen Presse weit höhere Auflagenziffern als die des *Spiegel*, doch lesen ihn nicht nur die kaufkräftigsten Schichten der Gesellschaft (der Heftpreis liegt erheblich über dem anderer wöchentlicher Periodica), sondern vor allem die sogenannten meinungsbildenden Gruppen, also beispielsweise Lehrer, Journalisten, höhere Angestellte, Studentenvertreter, Politiker vom Stadtrat bis zum Minister. Durch diese Struktur seiner Leserschaft potenziert sich die Wirkung des *Spiegel*. (...) Der Erfolg des *Spiegel* – und damit seine Macht – ist weder durch Hintermänner oder Geldgeber noch durch die Methoden seiner Anzeigen-Akquisiteure zu erklären. Er ist in Europa einzigartig. (...) Das Geheimnis dieser Zeitung liegt an der Oberfläche. Sie charakterisiert sich am schärfsten durch die Sprache, derer sie sich bedient. Daß sie es verstanden hat, eine eigentümliche, außerhalb ihrer Spalten nicht existierende Sprache sich zu schaffen (...)“<sup>45</sup>

Enzensberger (1965:80) erklärt, warum die Sprache des *Spiegel* mehr ist als ein Stil.

---

<sup>43</sup> Zu den methodischen Problemen der ma vgl. Best/Hagenah (2006).

<sup>44</sup> Dass *der Spiegel* „ganz“ zu einer Institution habe werden müssen, und zwar „zur einer der ‚deutschesten‘“, findet auch Claus Koch in seinem Artikel zum 50. Geburtstag des *Spiegel* im Magazin der *Süddeutschen Zeitung* vom 11. Januar 1997.

<sup>45</sup> Die Sprache des *Spiegel* ist nicht nur – mit den Worten von Enzensberger – „eigentümlich“, sie droht bei intensiver Beschäftigung mit den Texten auch abzufärben. Im empirischen Teil dieser Arbeit möge man mir das verzeihen ... „Es liegt in der Natur der ‚Masche‘, daß sie leicht aufzunehmen; sie bietet sich dazu an. Denn obgleich sie keineswegs simpel, sondern ganz artifiziell ist, so kann doch jeder über sie verfügen, weil sie weder mit der Person dessen, der sie gebraucht, noch mit der Sache, über die sie spricht, irgend etwas zu tun hat.“ (Enzensberger 1965:82)

„Er [der Stil, BW] ist an den gebunden, der ihn schreibt. Hingegen ist die *Spiegel*-Sprache anonym, das Produkt eines Kollektivs. Sie maskiert den, der sie schreibt, ebenso wie das, was beschrieben wird.“

Ein Argument für diese Sprache, die der *Spiegel* über die Zeit hinweg weitgehend aufrechterhalten hat, sei, so Enzensberger (vgl. ebd.:81), dass das Magazin für *einen* Leser verständlich sein soll – anders als die Rubriken in Tageszeitungen, die sich jeweils an bestimmte Gruppen wendeten. Das tiefe Bedürfnis, mitreden zu können, beute die Sprache des *Spiegel* geschickt aus (vgl. ebd.:82). Das lässt diese Sprache in der einen Hinsicht demokratisch sein, in anderer – journalistischer – Hinsicht zweifelhaft, denn sie führe mitunter dazu, dass sich Information und Kommentar nicht mehr trennen lassen. Enzensberger geht sogar soweit, dem *Spiegel* die Eigenschaft eines Nachrichtenmagazins abzusprechen, weil dieser seine Informationen um jeden Preis in eine Story umsetze und sich Story und Nachricht ausschließen würden (vgl. ebd.:83). Enzensberger zweifelt allerdings nicht die Richtigkeit der Informationen oder die Seriosität der Quellen an. Zumindest aus der Sicht der Redaktion gelte das Postulat, dass alle Nachrichten im *Spiegel* zutreffen müssen; die Ausführung dessen nennt Enzensberger nicht „Richtigkeit“, sondern „Un-Unrichtigkeit“ (vgl. ebd.:88).

Es ist nun nicht gesagt, dass das, was Enzensberger 1956 über das Magazin schreibt, für die Zeit von 1975 bis 2005 noch immer in aller Schärfe zutrifft. Seine Thesen, die er einer anschaulichen Beweisführung unterzieht, fasst er selbst zusammen: „1. Die Sprache des *Spiegel* verdunkelt, wovon sie spricht. 2. ‚Das deutsche Nachrichtenmagazin‘ ist kein Nachrichtenmagazin. 3. *Der Spiegel* übt nicht Kritik, sondern deren Surrogat. 4. Der Leser des *Spiegel* wird nicht orientiert, sondern desorientiert.“ (ebd.:100)

Dass die Befunde des Kritikers die Sprache des *Spiegels* betreffend heute keinesfalls verschwunden sind, weiß jeder, der die Berichterstattung des *Spiegel* in den letzten Jahren verfolgt hat. Auch den anderen Zuschreibungen hätten Dutzende von Analysen seit dem „nicht mehr viel Tiefschürfendes“ hinzufügen können, so Koch (1989:63), der gar die Auffassung vertritt, dass *Der Spiegel* faktisch auch gar keine Nachrichtenfunktion erfülle, sondern den Leser eher mit einem Gefühl für Skandalwert versorgt. Ein Politiker, der auf sich hält, werde auch im Meinungskampf den *Spiegel* nicht zitieren, so Koch (ebd.:73) weiter.

Die Frage muss eher lauten: Tut dies alles der Eignung des Magazins für die hier vorliegende Untersuchung einen Abbruch? Meines Erachtens tut es das nicht. Denn nicht nur zitiert man ebenso gerne wie die Scheltungen das subtile Lob Enzensbergers und Zugeständnis: „*Der Spiegel* ist unentbehrlich, solange es in der Bundesrepublik kein kritisches Organ gibt, das ihn ersetzen kann.“ (Enzensberger 1965:100). Auch dienen die Artikel des *Spiegel* hier dazu, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit im Zeitverlauf für bestimmte Themen und das kollektive Wissen dazu zu beschreiben, nicht Fakten zu rekonstruieren. Wenn wir nun davon ausgehen können, dass die *Spiegel*-Sprache geeignet ist, über den gesamten Untersuchungszeitraum eine

Leserschaft zu erreichen, die an Breite in der Bevölkerung kaum von einem anderen Medium erlangt wird, dann ist dies eher ein Gütekriterium für diese Untersuchung, die kollektive Orientierungsmuster nachzeichnen möchte.<sup>46</sup> Damit ist auch die redaktionelle Schwerpunktsetzung weniger ein Manko denn Teil des zu untersuchenden Gegenstands.

*Stichprobe, Erhebungsmethode und Auswertungssystematik*

Artikel des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* aus den Jahren 1975 bis 2005 bilden die Hauptquelle der Pfadrekonstruktionen für die beiden zur Analyse ausgewählten Dimensionen physisch-instrumentell und konsumpolitisch.

Aus der Gesamtheit der *Spiegel*-Ausgaben der Jahre 1975 bis 2005 wurde eine systematische Stichprobe gezogen, in die jede zweite Ausgabe gelangte (ungerade Nummer). Ausgehend vom Inhaltsverzeichnis und nach Prüfung der Rubriken fanden sich schließlich insgesamt 1133 Artikel, die im engeren oder weiteren Sinne dem Themenkomplex Lebensmittel zugehören. Qualitativ ausgewertet wurden allerdings nur jene, die einem der beiden Orientierungsmuster zugeordnet wurden. Direkte und indirekte Zitate oder Bezugnahmen auf Artikel aus der *Spiegel*-Stichprobe werden mit einer 9-stelligen Ziffernfolge verschlüsselt: *JJJJAASSS*, wobei „J“ für das Jahr steht, „A“ für die Nummer der Ausgabe und „S“ für die Seite, auf der der Artikel zu finden ist. Kamen zwei Artikel von ein- und derselben Seite in die Stichprobe, ist der zweite durch eine angehängte „1“ markiert. „199903145“ steht also für die 3. Ausgabe des *Spiegels* im Jahr 1999, Seite 145. Würde von dieser Seite ein weiterer Artikel zitiert, erhielte der die Codierung „199903145,1“.

---

<sup>46</sup> Koch zeigt sich in seinem Beitrag zum 50. Geburtstag des *Spiegel* im Magazin der Süddeutschen Zeitung vom 11. Januar 1997 beeindruckt von der Leistung des Magazins, dass der Leser nach der Lektüre eines Artikels vollumfänglich informiert fühlt und dass dies dem *Spiegel* über mehr als drei Jahrzehnte hinweg gelungen sei (also bis in die Mitte der siebziger Jahre). Er sei immer im vollem Umfang von seinem Publikum gelesen worden und die *Spiegel*-Leser hätten oft nicht einmal die Tageszeitung als Ergänzung benötigt.

Physisch-instrumentelles Orientierungsmuster					
307					
Gesundheit und Bedrohung durch Krankheit			Verunreinigung von Lebensmitteln		
210			148		
Konsumpolitisches Orientierungsmuster					
310					
Fingerabdruckdenken				Fußabdruckdenken	
144				262	
Hintergründe	Preis-Leistungs-Verhältnis	Institutionalisierter Verbraucherschutz	Innovationen	Ökologie und Kultur	Ökonomische und politische Bedingungen
90	16	20	38	168	129

Abbildung 2.4-7: Zahl der Artikel die jeweils innerhalb eines Codes bzw. Subcodes analysiert wurden. Insgesamt: 561<sup>47</sup>

Die Wahl der Auswertungssoftware fiel auf MAXqda, da dieses Programm sich besonders gut für eine gegenstandsorientierte, qualitative Auswertungsstrategie eignet (vgl. u.a. Kuckartz et al. 2004), auch bei einer großen Menge von Auswertungseinheiten komfortable Textverwaltung zulässt und sich bereits in zahlreichen Verwendungszusammenhängen als äußerst bedienungsfreundlich und potent erwiesen hat. Die Auswertungseinheit sind ganze Artikel, die mit beliebig vielen Codes versehen werden können. Die Codes sind hierarchisch geordnet (*Codebaum*), so dass ein Code sowohl Kategorie, Variable/Merkmal oder Dimension aber auch Ausprägung oder Item sein kann. Wichtig für die theoretische Verdichtung ist ihre Beziehung zueinander (vgl. Wagner 2005:13). Die Struktur des Codebaums entwickelte sich sukzessive bei der Analyse der Artikel: Ein erstes „Starterkit“ mit Codes bildete Alltagswissen um die Sphäre Lebensmittel ab. Nach und nach induzierten die Berichte mit bislang nicht berücksichtigten Themen neue Codes und legten neue Ordnungsstrukturen nahe. In einem iterativen Prozess fielen Artikel in bestehende Codes und generierten wiederum neue, die bei der Analyse weiterer Berichte das Raster bilden.

In den Kapiteln der Dimensionspfade (Kapitel 3 und 4) verwende ich immer wieder quantitative Übersichten über die in den Artikeln behandelten. Zählheiten dieser Tabellen

---

<sup>47</sup> Die Summe der Artikel in den Subcodes kann die Zahl der Artikel im übergeordneten Code übersteigen, weil es oft inhaltliche Überschneidungen gibt. Dasselbe gilt für die Artikelzahlen der Codes und der Gesamtzahl der Artikel.

und Abbildungen sind jeweils sog. *Codings*. Unter einem Coding ist in diesem Fall ein mit einem Code versehener Text zu verstehen. Ein Text, der mehrere relevante Themen behandelt, erzeugt damit ebenso viele Codings. So übersteigt in der Regel die Zahl der Codings eines Themas (Codes) die Zahl der betroffenen Texte. Dies erinnert an das Zulassen von Mehrfachantworten in Personenbefragungen. Prozentangaben beziehen sich jeweils auf die Gesamtzahl der Codings innerhalb eines übergeordneten Codes.

Beispielsweise behandeln fast einhundertfünfzig *Spiegel*-Texte der Stichprobe das Thema Verunreinigungen von Lebensmitteln. Der Code Verunreinigungen differenziert sich in die Subcodes: „Umweltverschmutzung“, „Verursacher/Vermeider“, „BSE“ etc. Einem Text, der z. B. die Verbreitung von BSE mit Gewinnsucht in Verbindung bringt, wird sowohl dem Code „Verursacher/Vermeider“ als auch „BSE“ zugeteilt. Der übergeordnete Code „Verunreinigungen“ in der Dimension physisch-instrumentell beinhaltet so zwar insgesamt 252 Codings, diese verteilen sich aber auf „nur“ 148 Texte.

<b>Verunreinigung Subcode</b>	<b>Anzahl der Codings</b>	<b>Anteil</b>
BSE	93	0,37
Neue Zusammenhänge	17	0,07
Umweltverschmutzung	41	0,16
Verursacher/Vermeider	101	0,40
<b>Code Verunreinigungen Summe</b>	<b>252</b>	<b>1,00</b>

Abbildung 2.4-8: Relative Verteilung der Subcodierungen von *Spiegel*-Artikeln zum Thema „Verunreinigung von Lebensmitteln“ in der Stichprobe (Summe der Codierungen: 252, Summe der Texte: 148)

### 3 Dimensionsgeschichte: Das Orientierungsmuster des Physisch-Instrumentellen

Be careful about reading health books. You may die of a misprint  
Mark Twain

Schon morgens unter der Dusche informieren die Radionachrichten im Februar darüber, wo die Grippewelle momentan hin rollt und wie viele Menschen derzeit wegen Influenza krank gemeldet sind, davon wiederum Lehrer, Versicherungsangestellte und Krankenschwestern in Traunstein. Denn dort brodele der Virenherd gerade besonders heftig. Nachgeschoben, der Hinweis auf eine wohl enorme Dunkelziffer. Ein viertel Jahr später zur gleichen Morgenstunde: Pollenflugmeldungen für die wachsende Zahl der bekennenden Allergiker. Und das ist erst der ganz normale Kreislauf der Jahreszeiten, hier ist noch nicht die Rede von Creutzfeld-Jakob und Schweinegrippe.

Das Ausmaß, in dem Krankheiten den öffentlichen Diskurs beherrschen, korreliert positiv mit dem gesellschaftlichen Wert von Gesundheit. Gesundheit ist aber „mehr als die bloße Abwesenheit von Krankheit und Gebrechen“. Das hat nicht nur die WHO 1986 normativ proklamiert,<sup>48</sup> dieses Verständnis zeigt sich mehr und mehr auch im sozialen Umgang mit der Physis und ihrer Bedeutung sowie im Trend zur ganzheitlichen Sicht auf die Dinge. Dass Gesundheit *idealerweise* ein Zustand „vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens (englisch: well-being)“ ist, bestreitet mittlerweile kaum jemand; genauso wenig, wie jemand nach diesem Verständnis noch sagen würde, er sei gesund. Weil aber das Konzept so politisch korrekt klingt und in die Zeit passt, wendet unsere Öffentlichkeit einen Kunstgriff zur Auflösung dieser Diskrepanz an. Sie hat einen neuen Begriff eingeführt und zitiert damit die WHO in symbolisch verdichteter Weise: „Wellness“. Dahinter verbirgt sich offenbar der Versuch, sich durch das Mittel der Sprache von einem mechanistischen Körperverständnis zu distanzieren, mit dem Gesundheit – nach aktuellem Verständnis viel zu lange – konnotiert war. Gleichzeitig wird damit ein Quarantänerraum für das traditionelle Gesundheitsverständnis geschaffen. Zumal der *englische* Begriff *Wellness* im Englischen überhaupt nicht existiert. Damit nicht genug: Der Bedeutungskosmos seiner direkten Übersetzung *spa* liegt kurioserweise näher beim klassischen physiologisch angelegten Kur-Gedanken (vgl. Rothschild 1983:77ff) denn bei dem, was hierzulande und heutzutage damit verbunden wird: Gutes für Körper, Geist und Seele.

---

<sup>48</sup> „Health is a state of complete physical, mental and social well-being and not merely the absence of disease or infirmity.“ (World Health Organization 1986)

So wundert es nicht, dass nicht nur in den Artikeln der *Spiegel*-Stichprobe seit den siebziger Jahren Gesundheit nicht ohne Krankheit zu denken ist und Wellness nahezu in einem Atemzug mit Fitness und Functional Food als Mittel zum Gesundheitserhalt genannt wird.

In diesem Kapitel charakterisiere ich die Entwicklung des physisch-instrumentellen Orientierungsmusters näher. Im ersten Abschnitt (3.1) werde ich zunächst skizzieren, wie sich der Blick auf den Körper und auf seine Wechselwirkung mit Nahrung sozialgeschichtlich gewandelt hat. Die Kenntnis dieser Vorgeschichte versetzt uns in die Lage, Anleihen der neueren Entwicklung in der Geschichte zu erkennen, Wiederaufgreifen und Verwerfen von Ansätzen zu entdecken. So bildet die dann folgende Darstellung des Wandels der kollektiven Themenbearbeitung im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* von 1975 bis 2005 den chronologischen Anschluss und den Schwerpunkt dieses Kapitels.

Ein geeignetes Schema, das hilft, nachzuvollziehen, wie diese Themen von Gesundheit, Krankheit und Ernährung im sozialen Handeln organisiert sind, ist der praktische Syllogismus. Ihn werde ich im zweiten Abschnitt (3.2) kurz vorstellen und die einzelnen Codes charakterisieren, die sich aus dem praktischen Syllogismus ableiten und die das Orientierungsmuster des Physisch-Instrumentellen für die Datenanalyse operationalisieren.

Der umfangreichste, dritte Abschnitt (3.3 bis 3.4) enthält die inhaltliche Auswertung der Artikel der *Spiegel*-Stichprobe bezogen auf die einzelnen Codes und Subcodes. Ich versuche dabei, die Entwicklung der jeweiligen Thematik in der kollektiven Aufmerksamkeit, wie sie sich im Nachrichtenmagazin widerspiegelt, sehr konkret nachzuzeichnen. Das tue ich aber nicht ohne immer wieder zusammenfassend und abstrahierend die gedankliche Metaebene einzunehmen und erkennbare Entwicklungslinien und Muster herauszuarbeiten (3.5).

### **3.1 Von der Körperfeindschaft zum Körperkult: Eine kurze Geschichte der Körperlichkeit und des Natürlichen**

Die sozialgeschichtlich vorfindbaren Einstellungen zum Körper sind stets eng mit dem jeweils herrschenden Verhältnis von Kultur und Natur verbunden. Dies zeigt sich in sämtlichen kultur- und ideengeschichtlichen Epochen seit der Zuschreibung der Sünde zum Körperlichen im *Mittelalter*.

Das Mittelalter war durch die große Definitionsmacht einer gestrengen Auffassung des Christentums von einer unübersehbaren Leibfeindlichkeit geprägt, wie sie unter anderem aus der mittelalterlichen Beichtpraxis spricht (vgl. Freimuth 1999). Unterdrückt wurde nicht nur die Sexualität. Der Körper galt insgesamt als Ort der Sünde, was sich auch in Selbstquälungen religiöser Fanatiker zeigte. So wie die Völlerei (eigentlich *gula* = Schlund) Sünde – ja, sogar Todsünde – war, übte man in der Fastenzeit Enthaltensamkeit, beherrschte den Körper und tat damit Buße (vgl. Le Goff/Truong 2007:64ff). Was Le Goff und Truong im Gemälde von



Pieter Brueghel „Der Kampf zwischen Karneval und Fastenzeit“ für treffend in Szene gesetzt halten, nennt Schulze (2006a:24ff) „Moral als Ausnahme und Verstoß als Regel“, denn es seien faktisch nur wenige gewesen, die sich in Askese übten. Und die Fastenzeit habe nur die Gefräßigkeit kontrastiert, die davor und danach gerade zu geboten gewesen sei.

Baumgartner (vgl. 1998a:115) nennt das mittelalterliche Fasten als Ausgangspunkt für mäßiges und enthaltsames Leben. Dies gilt umso mehr, als Krankheiten als gottgewollt und schicksalsgegeben aufgefasst wurden und nur bedingt durch eigenes Verhalten und entsprechenden Ernährungswandel als beeinflussbar galten.

Eine Ausnahme vom leibfeindlichen Umgang mit dem Körper im Mittelalter bildete die Lehre der Nonne Hildegard von Bingen. Sie knüpfte direkt an die Antike an und nahm humanistische Züge vorweg (vgl. Ridder 1996:65ff), was ihren derzeitigen posthumen Erfolg erklärt: Ihr ganzheitliches Verständnis von der Einheit von Körper und Geist überlebte die unterschiedlichsten Anfeindungen und Ideologisierung und erlangte immer wieder kulturelle, soziale und nicht zuletzt wirtschaftliche Bedeutung (siehe Abschnitt Ökolandbau).

Der *Humanismus* hat zunächst das unverkrampfte Verhältnis zum Körper aus der Antike wiederentdeckt. Vor allem die Erschließung von alten gymnastischen Empfehlungen spielte hier eine wichtige Rolle. Der Körper galt als Quelle des Wohlbefindens, wenn man seine Gesundheit durch maßvolle Übungen stählt (aber nicht bis zu Erschöpfung quält, um möglichst große Stärke zu erlangen). Dem Medizinhistoriker Ridder zufolge sei das aber kein geeignetes Mittel gewesen, um systematisch einen gesunden Körper aufzubauen, wenn man vor dem Einsetzen der Anstrengung aufhören durfte (vgl. Ridder 1996:63). Während in England der Leistungssport schon früher von der Elite zur Charakterstärkung entdeckt wurde, erlangte der Sport zur Zeit des *Neuhumanismus* die Bedeutung einer Nationaltugend (vgl. von der Dunk 2004:190) – als wichtigste Figur ist zweifellos „Turnvater“ Jahn zu nennen. Turnen sei deshalb so geeignet gewesen, ein Nationalbewusstsein auszudrücken, weil es weder im Ruf des „undeutschen Imports“ stand, noch ein Privileg des Adels war (vgl. von der Dunk 2004:190). Es ist nicht weiter verwunderlich, dass der völkische Gehalt im Wirken des „Turnvaters“ Jahn im Nationalsozialismus eine nicht unbedeutende Rezeption erfuhr. Karoline Wellner (2008) stellt diese ausführlich in ihrer Dissertation dar.

Die Wiederentdeckung der antiken Heilkunde im Humanismus und eine zweite im Neuhumanismus brachten neues Vertrauen in die Natur und ihre Selbstheilungskräfte. Hippokrates formulierte schon für die antike Diätik „Eure Lebensmittel sollen Heilmittel und eure Heilmittel Lebensmittel sein“. Der Arzt Hufeland schrieb dann 1795 in diesem Sinne das Werk „Makrobiotik oder die Kunst, das Leben zu verlängern“ (vgl. Baumgartner 1998a:115). Die Ernährungsreform hat diese Haltung am Ende des 19. Jahrhunderts wieder aufgegriffen (vgl. Abschnitt 3.1.1).

In der *Renaissance* wurde außerdem das Fundament für die moderne naturwissenschaftliche Haltung zum Körper gelegt, welche sich allerdings erst im 19. Jahrhundert im großen Stil institutionalisierte. In dieser Zeit gewannen die Naturwissenschaften gegenüber den anderen Wissenschaften ihre Vormachtstellung, die sie bis heute innehaben. Dies zeigt sich unter anderem darin, dass der Begriff „Wissenschaft“ von da an im durchschnittlichen Sprachgebrauch immer mehr mit Naturwissenschaft und Mathematik assoziiert und mit „universal gültige[r] Kausalität und experimentelle[r], rein empirische[r] Forschung“ (von der Dunk 2004:54) in Verbindung gebracht wird. Renaissance-Autoren betonten bereits die reinigende Funktion körperlicher Bewegung für den Geist (vgl. ebd.:98). Den säkularisierten, unverstellten Blick auf den Körper, seine Proportionen und ihre realistische Darstellung entwickelten – ebenfalls an der Antike orientiert – die toskanischen Künstler Michelangelo, Leonardo, Raffael, Tizian und andere (vgl. Ridder 1996:86). Sie verbanden die naturwissenschaftliche und mathematische Herangehensweise, den objektiven Blick auf die Welt, mit der Darstellung des Menschen in der Kunst. Auf der Suche nach der richtigen Darstellung nahmen sie erste – verbotene – anatomische Studien an Leichen und hier vor allem an Muskeln vor (vgl. Ridder 1996:91ff). So ist es nicht verwunderlich, dass die Künstler den Körper früher durchschauten als die Mediziner, und das nicht nur „weil man nicht scharf genug sieht, als bevor man es zeichnet und weil sie zeichneten, sahen sie besser“ (ebd.:91).

In der Zeit der *Aufklärung* entwickelte sich ein ambivalentes Verhältnis zur Natur. Zum einen wuchs das Herrschaftswissen, das die zunehmende Unterwerfung der Natur ermöglichte und zum anderen entstand moralisches Empfinden für das Natürliche und Unangetastete. In der *Romantik* schlug das Pendel stärker in Richtung des moralischen Empfindens und einer Verklärung der Natur aus (Rousseau: „Zurück zur Natur“; vgl. Schilling 1999:125), während in der *Spätromantik* das Natürliche als unwiederbringlich zerstört wehmütig aufgegeben und betrauert wurde. (Vgl. Ridder 1996:236ff.)

Die Verdrängung und Missachtung der Natur in der Zeit der *Industrialisierung* führte zu Rettungsbemühungen der natürlichen Lebensweise durch die Lebensreformbewegung. Sie wirkt nachhaltig bis in unsere Zeit hinein und ist daher für die Betrachtung der jüngeren Geschichte ab 1975 von so grundlegender Bedeutung, dass ich ihr einen längeren Abschnitt widme (3.1.1). Weitere Schwerpunkte möchte ich auf die Bedeutung des Körpers im Nationalsozialismus setzen (3.1.2), auf die Fresswelle nach dem zweiten Weltkrieg (3.1.3) und auf die Entstehung und Entwicklung des ökologischen Landbaus und der Nachfrage nach Bioprodukten (3.1.4).

### 3.1.1 Der Versuch der Lebensreform, die natürliche Lebensweise zu retten

Die Entstehung der Lebensreformbewegung fällt in die Zeit der Industrialisierung, die auch die Lebensmittelproduktion revolutionierte. Dass in dieser Zeit zunehmend verfälschte Lebensmittel auftauchen, lässt sofort die Entstehungsgründe für die Reformbewegung ahnen. Zwar ist dies auch eine gängige Lesart in der ideengeschichtlichen Betrachtung, doch zeigt Eva Barlösius in ihrer Habilitationsschrift sehr eindrücklich anhand bis dato nicht verarbeiteten Quellenmaterials, dass die Erklärung nicht für alle Facetten der Bewegung so einfach ist (vgl. Barlösius 1997). Um einen Eindruck von der Komplexität des Phänomens Lebensreformbewegung zu vermitteln, möchte ich daher nicht nur die allgemeine Geschichte der Lebensreformbewegung und vor allem der Ernährungsreform ansprechen, sondern auch die eindrücklichen Ergebnisse der Arbeit von Barlösius zum Vegetarismus kurz skizzieren. Dieser war unter den Lebensreformern weit verbreitet. Überraschend in ihrer Arbeit ist, dass es beim Vegetarismus des 19. Jahrhunderts viel weniger um körperliche Gesundheit ging, als man gemeinhin annehmen mag.

#### *Erneuerung der gesamten Lebensweise*

Der Begriff „Lebensreform“ ist Raschke (1988) zufolge Mitte der 1890er Jahre entstanden. Das Ziel der Bewegung sei „eine grundsätzliche Erneuerung der gesamten Lebensweise, einschließlich der Ernährung (...) [gewesen], um der fortschreitenden Gesundheitsminderung des modernen Menschen durch Zivilisationsschäden entgegenzuwirken“. Dabei ging es in der Regel um Erkrankungen, die nie nur als Schädigung eines Teils des Körpers wahrgenommen wurden. Es standen immer der *ganze* Mensch und dessen Heil und Erlösung im Vordergrund (vgl. Krabbe 1998:74). Krabbe berichtet von der Lebensreform als einer säkularisierten Heilslehre und von einem Erwähltseinsbewusstsein mit sektiererischen Zügen unter ihren Anhängern. Diese Wahrnehmung zweifelt Barlösius allerdings unter Vorlage von Indizien an (vgl. Abschnitt zum Vegetarismus).

Das Ziel der Lebensreform ist die Gesellschaftsveränderung hin zur optimalen menschlichen Lebensweise. Dies könne durch die Veränderung des Einzelnen und nicht durch die Mittel der Politik oder durch Revolution erreicht werden. Daher rühre auch das Synonym „Selbstreform“, so Krabbe (vgl. ebd.:74) weiter. Ihm zufolge seien die Lebensreformer in der Mehrzahl unpolitisch gewesen; unter den politisch Orientierten hätten sozialistische und demokratische Einstellungen gegenüber einer völkischen Linie überwogen. Hieraus seien proletarische Vereine entstanden, die im frühen zwanzigsten Jahrhundert ihre sexualreformerischen, sozialhygienischen und eugenischen Vorstellungen auf den Klassenkampf ausgerichtet hätten (vgl. ebd.:74). Bis zum Ende des zwanzigsten Jahrhunderts habe die Lebensreformbewegung allerdings – nicht zuletzt nach Beschneidung ihrer Heilsversprechen durch zwei Diktaturen – ihre eschatologische Ausrichtung abgelegt. Ziel sei

die Gesundheit zwar weiterhin mit der Einheit von Körper und Geist sowie einer unverfälschten Lebensweise, doch ohne Erlösungserwartungen. An ihre Stelle sei das Engagement z. B. für den Umwelt- und Tierschutz getreten (vgl. ebd.:75).

Von den verschiedenen Bewegungen, die unter der Flagge der Lebensreform stehen, sind die Naturheilbewegung, Kleidungsreform, Freikörperkultur und auch Antialkoholbewegung weniger eng mit Orientierungsmustern in der Sphäre der Lebensmittel verbunden. Viel interessanter ist hingegen, welche Spuren die *Ernährungsreform* und der *Vegetarismus* im neueren Bedeutungskosmos der Lebensmittel hinterlassen haben.

#### *Die Industrialisierung der Ernährung*

Im 19. Jahrhundert setzte ein Ernährungswandel ein, der eng mit der Industrialisierung in Zusammenhang steht. Lebensmittelproduktion entstand als eigener Industriezweig und die Lebensmittelversorgung wurde zu Beginn der modernen Konsumgesellschaft auf eine völlig neue Basis gestellt. Sie ging einher mit vier wichtigen *angebotsseitigen* Entwicklungen: den Anfängen der Agrarrevolution (1), der Entstehung und des Wachstums von Nahrungsmittelunternehmen (2), dem Auf- und Ausbau einer effizienten Verkehrsinfrastruktur (3) und der Vervielfältigung und Breitenanwendung von Konservierungsmethoden (4) wie der Konservendose, Sprühtrocknung, Pasteurisierungs- und Vakuumverfahren, den Fortschritten in der Kältetechnik (vgl. Baumgartner 1998a:116 und Tanner 2003:32ff).

Auch *nachfrageseitig* stellt Tanner (2003:41ff) vier gewichtige Aspekte heraus, die die Industrialisierung der Ernährung kennzeichneten. An *erster* Stelle nennt er die Kommerzialisierung und die Abhängigkeit von immer mehr Menschen von der Geldwirtschaft und einer anonymen Marktkonjunktur (1). Dies führte ernährungstechnisch zu Privatisierung von Land und dem Verlust kollektiver Nutzungsrechte für Allmendland. Zum *zweiten* wurden Lebensmittelfälschungen und Qualitätsverschlechterungen – die es immer gab – in dieser Zeit raffinierter und erreichten neue Ausmaße, konnten aber auch durch wissenschaftliche Methoden leichter aufgedeckt werden (2). Einen Grund für diese Entwicklung sieht Tanner in der Aufhebung der Zünfte zum Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert und dem damit verbundenen „Kontrollvakuum“. Die Bevölkerung verlor zudem die Kontrolle über die alltägliche Nahrung, so Tanner, und es wurden neue städtische und nationale Kontrollorgane eingeführt. Ein *dritter* Aspekt ist die räumliche Trennung von Wohnen und Arbeiten, die mit der Ausbreitung der Fabrikarbeit zunehmend Normalität wurde und einen ganz neuen Lebensalltag herstellte (3) (vgl. auch Baumgartner 1998a:116). Dieser neue Alltag führte zu einer *vierten* Entwicklung: Den Erfolg von „Surrogaten“ und Nahrungsmitteln, die schnelle Energie lieferten (4). Tanner nennt hier vor allem Zucker und Alkohol, beispielsweise den Kartoffelbranntwein, als ideales „Billig-Instant-Food“, aber auch die *Maggi-Suppe*.

Die veränderten Bedürfnisse und das neuartige Nahrungsangebot veränderten die Gewohnheiten „von einer wenig verarbeiteten, kohlehydrat- und ballaststoffreichen hin zu einer fett- und eiweißreichen ballaststoffarmen Ernährung mit hohem Verarbeitungsgrad“ (Baumgartner 1998a:117). Dies ist nicht zuletzt der Industrialisierung der Fleischproduktion mit „gigantischen Massenschlachtungsapparaten“ (Tanner 2003:36) zu verdanken, wie sie ab 1830 in den USA erstmals zu finden waren. Am Beispiel der Margarine stellen Pelzer und Reith (vgl. 2001) sehr plastisch die „Karriere der Kunstbutter“ stellvertretend für die Karriere der industriell hergestellten Lebensmittel und Surrogate dar.

Baumgartner (1998a:117) stellt eine Liste beeindruckender Eckdaten zum Wandel der Ernährung zusammen:

- „Der Zuckerkonsum verzehnfachte sich im Zeitraum von fünfzig Jahren auf 12,6 kg pro Person und Jahr im Jahr 1900.
- Der jährliche Fleischverbrauch pro Kopf stieg im selben Zeitraum um 120% auf ca. 45 kg.
- Margarine als billiges Butterersatzprodukt eroberte seit den 1870er Jahren den Fettsektor.
- Surrogate von luxuriösen Nahrungs- und Genußmitteln fanden Eingang in die tägliche Kost.
- Mit der Einführung der modernen Mühlentechnik wurden Back- und Brotwaren aus Weißmehl zu Massenprodukten. Hinzu kam eine starke Veränderung der kommerziellen wie privaten Hausbäckerei, verursacht durch die Erfindung des Backpulvers 1891 durch Dr. August Oetker.
- Die Milch wurde durch die Möglichkeit der Pasteurisierung und die Innovationen auf dem Kältesektor zu einem hygienischen Massenprodukt.
- Fertigprodukte wurden zu einem wesentlichen Bestandteil der täglichen Kost.“

Diesen Entwicklungen etwas entgegenzusetzen, war das Ziel der Ernährungsreformbewegung, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts langsam formierte und in die gesamte Bewegung der Lebensreform einzuordnen ist.

#### *Die Ernährungsreform<sup>49</sup>*

Nach Baumgartner (1998a:118) forderten die Ernährungsreformer die „Rückkehr zu einer gesunden und natürlichen Ernährung mit einfachen und naturbelassenen Lebensmitteln“. Während vor der Industrialisierung eher Unterernährung an der Tagesordnung war, hatte

---

<sup>49</sup> Soweit nicht anders angegeben, entstammen alle Informationen zur Ernährungsreform dem Text von Baumgartner (1998a:118ff).

man es nun, wo es tendenziell genug für alle gab, mit Fehl- und Mangelernährung zu tun. Die Ernährungsreformer führten bereits Krankheiten wie Gicht, Kreislaufkrankungen, Rheuma, Krebs, Gallensteine und Karies auf bestimmte Ernährungsweisen zurück. Doch waren die ernährungsreformerischen Bemühungen zunächst therapeutischer Natur und kamen zur Behandlung jener Zivilisationskrankheiten zum Einsatz. Teilweise wurde daher beispielsweise die vegetarische Diät als Naturheilverfahren betrachtet. Erst nach und nach setzte man sich – erfolgreich und der konkurrierenden Eiweißlehre der modernen Chemie zum Trotz – für die Verbreitung der naturgemäßen Ernährung ein.

Den gemeinsamen Nenner verschiedenster unabhängig voneinander entstandener Ansätze sieht Baumgartner in drei wichtigen Empfehlungen: (1) in der Einschränkung des Fleischkonsums oder des kompletten Verzichts auf tierische Nahrung, (2) in der Zufuhr möglichst naturbelassener, unverarbeiteter und frischer Nahrungsmittel, darunter mehr Obst und Gemüse und (3) im Verzehr von Vollkornprodukten. Auch plädierten sie für die Einschränkung des Genussmittelkonsums (Tabak, Kaffee, schwarzer Tee, Alkohol), bekämpften schon damals den hohen Zuckerverbrauch und sahen Rohkost als Heilmittel an, obwohl die Existenz von Vitaminen noch gar nicht bekannt war. Scharf angegriffen wurden diese Empfehlungen, die zwischen 30 und 50 Gramm Eiweiß pro Tag vorsahen, von der modernen Chemieindustrie. Die daraus entstandene neue Ernährungslehre war eine Eiweißlehre, die 120 bis 150 Gramm Eiweiß als optimal bezeichnete.

Doch konnten sich die ernährungsreformerischen Ansätze mit großem Erfolg verbreiten, was vor allem über die zahlreichen im 19. Jahrhundert gegründeten Kurkliniken geschah. Als Beispiel sei hier die Bircher-Benner-Klinik zu nennen, die unter dem Leitsatz „Zurück zur Natur“ ernährungsreformerische Kost und Abhärtung des Körpers durch sportliche Betätigung zum therapeutischen Einsatz brachte. Von diesen Kliniken ging der wichtigste Beitrag zur Volkserziehung aus, was die Ernährung betraf. Ein weiterer Diffusionsweg waren Kochbücher mit einschlägigen Rezepten und die Reformhäuser, die den Ernährungsreformwilligen mit Produkten vom pflanzlichen Brotaufstrich über Vollkornbrot bis hin zur Reformmargarine versorgte. Auch die Entstehung der Fruchtsaftindustrie zwischen 1880 und 1900 förderte diese Ernährungsweise, da sie die passende Alternative zu alkoholischen Getränken bereitstellte.

Diese Erfolgsgeschichte führte zwangsläufig dazu, dass sich eine lebensreformorientierte Landwirtschaft herausbildete und auch die Reformwarenindustrie gewachsen ist. Man blieb beim Kern der Theorien der Ernährungsreformer aus dem 19. Jahrhundert und reichernte sie mit den Erkenntnissen der Vitaminforschung an. Im 20. Jahrhundert griff man vor allem die Frisch- und Rohkostansätze auf sowie die Vollwertidee. Als wichtigsten Vertreter jener Zeit für die Vollwertlehre nennt Baumgartner Werner Kollath. Auch heute weithin bekannte Ansätze haben ihre Wurzeln in der Ernährungsreform: Zum Beispiel die anthroposophische Lebensweise, die makrobiotische Ernährung, die Haysche Trennkost, die Schnitzer-Kost, die

Waerland-Kost und die Bruker-Kost. Auch durch die Expansion der alternativen bzw. ökologischen Landwirtschaftsbetriebe und der Naturkostbranche seit den 1970er Jahren als Reaktion auf die Extensivierung der Landwirtschaft (und damit einer zweiten Welle der Industrialisierung der Lebensmittel) fassten ernährungsreformerische Ansätze in der breiten Bevölkerung bis heute Fuß. Die Vollwerternährung in ihrer Weiterentwicklung nach Leitzmann gilt als modernes, naturwissenschaftlich begründetes Ernährungskonzept, das die Deutsche Gesellschaft für Ernährung als empfehlenswert einstuft.<sup>50</sup>

Eine in vielerlei Hinsicht andere Bewegung der Lebensreform ist die der Vegetarier. In der Darstellung von Baumgartner hat sie innerhalb der Lebensreform eher den Charakter eines Findelkindes: Der Vegetarismus war schon da und wurde von der Lebensreformbewegung gewissermaßen unter die Fittiche genommen.

#### *Der Vegetarismus zum Ende des 19. Jahrhunderts*

Barlösius (1997) untersucht die Anhänger der „vegetarischen Lebensweise“ exemplarisch für verschiedene Gruppen der begrifflich zur Lebensreformbewegung zusammengefassten Gruppen und Vereine, da sie die Breite der lebensreformerischen Vorstellungen bündelten und auf eine integrierte alltägliche Lebensweise bezogen. Außerdem nahm der Vegetarismus eine dominante Rolle ein und seine Anhänger waren meist auch den anderen Zweigen verbunden (vgl. ebd.: 217). Zu ihnen gehören unter anderem auch die Nacktkulturbewegung, die Naturheilkunde, Impf- und Vivisektionsgegner, die Siedlungs- und Gartenstadtbewegung und die Boden- und Wohnungsreformbewegung (vgl. ebd.:7). Sie legt dar, dass es durchaus auch materielle Interessen gibt, die diese Gruppe mit der Forderung nach einer asketischen Lebensführung verbindet. Außerdem betont sie, dass die Bewegung erst ex post als „antimodernistisch“ bezeichnet werden könne, da zu ihrer Wirkungszeit die Entwicklung dessen, was wir nun Modernisierung nennen, nicht absehbar war. Eine solche Betrachtungsweise verbaue den Blick auf die in der Bewegung angelegten Zukunftskonzepte zur Lösung der *sozialen Frage* (vgl. ebd.:19,200ff). Die Lebensreformbewegung als „Sammelbecken sektiererischer Sonderlinge“ (ebd.21) zu deuten, werde der Wirklichkeit Ende des 19. Jahrhunderts nicht gerecht, so Barlösius. Vielmehr sei die Entstehung von Reformhäusern und der Homöopathie ein Zeichen für fließende soziale Übergänge und Diffusionsprozesse.

Die Vertreter der Anhänger der „naturgemässen Lebensweise“ gründeten zum Ende der 1860er Jahre den „Verein für naturgemässe Lebensweise“; 1892 wurde er umbenannt in „Deutscher Vegetarier Bund“. *Vegetarisch* hieß damals keineswegs primär, dass die Anhänger sich fleischartig ernährten. Manche haben den Verzicht auf Fleisch gar nicht oder nicht

---

<sup>50</sup> Alternative Ernährungsformen, wie sie heute vorzufinden sind und welche Wurzeln sie haben, stellen Leitzmann et al. (2005) zusammen.

konsequent praktiziert. Demonstrative vegetarische Ernährung war eher ein Erkennungszeichen untereinander und Zugehörigkeitssymbolik nach außen. Eine fleischlose Ernährung war gut im Alltag zu leben und geeignet, öffentlich zu demonstrieren, dass man anders ist. Man kam darüber ins Gespräch und es öffnet sich ein Kosmos von Konversationsthemen, die weiter reichten und eine asketische Lebensweise berührten. Diese Ernährungssymbolik richtete sich beispielsweise gegen Reichtum und Überfluss, wofür Fleisch in der Geschichte der Ernährung immer ein Symbol war. Zwar aß im 19. Jahrhundert der größte Teil der Bevölkerung aus ökonomischen Gründen wenig oder kein Fleisch (vgl. ebd.:13). Doch zeigt eine treffende Umschreibung der vegetarischen Lebensweise, dass es auf etwas anderes ankam. Barlösius zeigt, dass unter „vegetarisch leben“ eine „reglementierte Lebensführung verstanden werden [kann], die die persönliche Fähigkeit zur Selbstkontrolle und Enthaltbarkeit betont“ (ebd.: 1997:9). Die ideengeschichtliche Nähe einer prinzipiengeleiteten Lebensführung zum Protestantismus ist nicht zu übersehen und verhalf dem Vegetarismus am Rande auch zur Rolle einer Ersatzreligion – allerdings nicht in katholischen Regionen (vgl. ebd.:210ff).

Jene Selbstkontrolle und Enthaltbarkeit waren Zeichen für *Persönlichkeit* und *Lebensführungsstil*. Beides waren Merkmale einer bürgerlichen Sozialisation. Warum dies nach außen zu tragen für die Anhänger so wichtig war, zeigt ihre sozioökonomische Lage. Die Gruppe der Vegetarier war relativ homogen und setzte sich überwiegend aus alleinstehenden Männern zwischen zwanzig und dreißig Jahren zusammen, die zwischen vier und acht Jahre im Verein blieben. Dies zeigt, dass es sich um ein Phänomen jener Lebensphase handelt, in der die berufliche und familiäre Integration stattfindet. Beruflich zählten die jungen Männer zum *neuen Mittelstand*, dem Berufe angehörten wie untere und mittlere Beamte, Privatbeamte und Volksschullehrer. Die sozialen Aufsteiger des neuen Mittelstands strebten eine Verbürgerlichung an und orientierten sich daher an einer ständischen Lebensführung. Barlösius sieht diesen Prozess aber durch die sozialen und kulturellen Folgen von Urbanisierung und Modernisierung erschwert, die sich in einem fortschreitenden religiösen Bindungsverlust zeitigten und bürgerliche Werte in Frage stellten. Über die öffentliche Präsentation von *Persönlichkeit* und *Lebensführungsstil* durch Selbstkontrolle und Enthaltbarkeit versuchte man, so Barlösius, unter den widrigen Umständen Anschluss an das Bürgerliche zu finden, ohne in den Strudel des Verfalls des Kleinbürgertum zu geraten. (Vgl. Barlösius 1997.)

Damit wird klar, dass von einer Parallele der Lebensreform- und Vegetarierbewegung im 19. Jahrhundert mit den Gesundheitsaposteln des 21. Jahrhunderts, wenn überhaupt, dann vor allem in einem Punkt die Rede sein kann: der Individualisierung der Ursachen und Lösungsvorschläge zur sozialen Frage, ohne sozioökonomische Zwänge zu berücksichtigen. Barlösius zitiert Hering aus dem Jahr 1900: „Die Reformen, welche der Vegetarismus ... anstrebt, sind zunächst derart, daß jeder Einzelne sie zum größten Teil ohne weiteres an sich



vornehmen kann, ohne auf Abänderung der Staatsgesetze oder der gesellschaftlichen Ordnung zu warten.“ (ebd.:202)

Innerhalb des physisch-instrumentellen Orientierungsmusters ist in der jüngeren Geschichte jeder selbst für seine Ernährungsweise und damit für sein physisches Wohlbefinden verantwortlich. Um dieser Verantwortung nachkommen zu können, bedarf es eines hohen Maßes an Aufklärung und Wissen über ernährungsphysiologische Zusammenhänge und der systematischen Qualitätssicherung von Nahrungsmitteln. Bedingungen, die erst gegen Ende des 21. Jahrhunderts hergestellt werden konnten – was wiederum dafür spricht, dass es der Lebensreformbewegung mehr um soziale Symbolik, das Ausrufen der Selbstbestimmung und um Metaphysik denn um physisch-instrumentelles Handeln ging. Dennoch bediente der Vegetarismus nicht nur „heimatlos gewordene religiöse Bedürfnisse“ (ebd. 216) und bot nicht nur eine Darstellungsfolie für eine neue Bürgerlichkeit einer aufstrebenden sozialen Schicht. Die „Reduktion des Menschen auf ein Naturwesen“, wie Barlösius (ebd.:215) eine wichtige inhaltliche Voraussetzung des Vegetarismus beschreibt, ließ die Anhänger auf „naturwissenschaftliche Sachverhalten“ verweisen. In all dem seien auch darwinistische und rassistische Elemente angelegt gewesen. Plessner (1974 zit. n. vgl. Barlösius 1997:216) habe bereits eine gedankliche Nähe zur „autoritären Biologie“ erkannt, die zunächst immer sichtbarer wurde und schließlich „ohne große Abbiegungen in Blut- und Bodenlehren [mündete], zunächst in die von Lagarde und Langbehn und später in die nationalsozialistischen“ (ebd.).

### **3.1.2 Heroisierung und Volkskörper im Nationalsozialismus**

Die Heroisierung des Körpers und der Dienst am Volkskörper im Nationalsozialismus sind zwar die folgenreichsten Erbschaften aus der Zeit des Kaiserreichs, aber nicht die einzigen. Penz (vgl. 2001:110ff) nennt in seiner Kulturgeschichte moderner Körperlichkeit weitere kulturelle Strömungen, die im Dritten Reich aufgegriffen und ideologisiert wurden. Zum Beispiel die Nacktbewegung der zwanziger Jahre, der Aufschwung des organisierten Massensports („Kraft durch Freude“-Bewegung) oder die Akzenturierung des Muttertags, den 1923 der „Verband Deutscher Blumengeschäftsinhaber“ initiiert hatte.

#### *Heroismus und Körperlichkeit als Erbe der Kaiserzeit*

Für Viktor Klemperer gingen „Heroismus und Körperlichkeit (...) eine NS-spezifische Symbiose ein“ (Schilling 1999:119). Hitler habe in der wilhelminischen Armee den einzigen Lichtblick in einem sonst verfaulenden Volkskörper gesehen und sich vom Dienst im Heer in erster Linie körperliche Leistungsfähigkeit versprochen. Charakterbildung habe an zweiter Stelle gestanden. Klemperer sieht darin eine wichtige Erklärung für die „Angst vor dem denkenden Menschen, [den] Haß auf das Denken“, da die Ausbildung der körperlichen

Stärke zulasten der Bildung des Intellekts gegangen sei (Klemperer 1980, zit. n. Schilling 1999:120).

René Schilling (1999) geht in seinem Aufsatz „Der Körper des ‚Helden‘“ dieser These nach und zieht die jeweilige Rezeptionsgeschichte von vier Heldenmythen heran. Das sind zum einen der sächsische Dichter Theodor Körner und der Pädagoge Friedrich Friesen, die während der Freiheitskriege von 1813/1814 und 1815 starben, und zum anderen Manfred von Richthofen, der „erfolgreichste“ Jagdpilot des Ersten Weltkrieges und der unter Wasser ebenso erfolgreiche U-Boot-Kapitänleutnant Otto Weddigen.

Während beispielsweise der Freiheitskämpfer Körner noch in Briefen beim weiblichen Geschlecht mitleidheischend über die Schmerzen seiner Kopfwunde klagte, beschreibt Schilling anhand der Beispiele, wie die Offiziere im Ersten Weltkrieg zur Verleugnung des Körpers gedrillt waren. Verletzungen hat man ohne Eingeständnis von Schmerzen ertragen, an Schonung nach einer Verwundung war nicht zu denken. Schilling zitiert Theweleit, der dieses Körperverständnis auf den Punkt bringt, welches auch im Nationalsozialismus ganz ähnlich gefasst wurde (vgl. Penz 2001:129): „Das eigene Selbst ist besetzt lediglich als zuverlässiges Teil der Maschine. Seine Rede ist von nun an: die Maschine soll laufen, je schneller, desto besser, an mir soll es nicht liegen, wenn sie nicht läuft“ (zit. n. Schilling 1999:130). Körner, der noch im bildungsbürgerlichen Ideal mit Anleihen bei Rousseau erzogen war, verfügte, so Schilling (vgl. ebd.), noch in einem höherem Maß selbst über seinen eigenen Körper.

Nachdem die Zweckbestimmung des sterbenden Helden Ende des 19. Jahrhunderts darin liegt, „nachfolgende Generationen zum bedingungslosen Opfer für die Nation zu animieren“ (Schilling 1999:131) hat man Leid und Entbehrung, wie sie aus Erfahrungsberichten der Massenschlachten bei Verdun und an der Somme sprachen, aus den Texten entfernt, die während des Nationalsozialismus veröffentlicht wurden.

Schilling erkennt drei Entwicklungen im Kaiserreich, die das Körperbild im Nationalsozialismus vorbereiteten. Das ist zum einen die Verbindung des Helden mit germanischen äußerlichen Körpermerkmalen („blond“, „blaue[n] tiefe[n] Augen“ zit. n. Schilling 1999:134). Sie fiel bereits vierzig Jahre vor der Herrschaft des Nationalsozialismus auf. Biographen schrieben den Helden teilweise sogar diese Merkmale zu, ohne genaueres zu wissen bzw. obwohl es sich tatsächlich ganz anders verhielt (vgl. ebd.:135). Auch die Männlichkeit als wichtigstes Merkmal des Helden und in Abgrenzung zur Weiblichkeit übernahm der Nationalsozialismus aus dem Kaiserreich (vgl. Schilling ebd.:136f). Zucht und Disziplin haben ebenfalls bereits in der Kaiserzeit das bürgerliche Bildungsideal als oberste Erziehungs- und Sozialisationsmaxime abgelöst und damit die physische Bildung des Körpers der Förderung des Intellekts Vorzug gegeben (ebd.:139f). „Die neue Konjunktur des Heroismus während der NS-Diktatur war dann nur die Fortsetzung einer bereits seit dem

Kaiserreich einsetzenden Entwicklung. Der Zweite Weltkrieg und die Ermordung der Juden und anderer ‚Randgruppen‘ waren das unendlich bittere Resultat“ (Schilling 1999:140).

Am Rande sei bemerkt, dass auch der Stalinismus als parallel herrschendes totalitäres System einen Heldenbegriff kennt. Dieser bezieht sich aber auf die Helden der Arbeit und den Arbeiterkörper. Wer die Belastungen nicht verkraften konnte, galt als Simulant und Produktionsdeserteur. Erhalt und Regeneration des Körpers besaßen keinen Eigenwert, die körperliche Kraft war reiner Produktivfaktor. (Vgl. zum Arbeiterkörper im Stalinismus: Conze 1999.) Das Zitat von Theweleit weiter oben über das eigene Selbst als Teil der Maschine könnte ebenso das Körperverständnis im Stalinismus beschreiben, was in dieser Hinsicht die Ideenverwandtschaft zum Nationalsozialismus verdeutlicht.

*„Reinhaltung“ und Förderung des Volkskörpers in der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik*

Die Heroisierung des Körpers im Nationalsozialismus ging einher mit einem doppelten wissenschaftlichen Paradigmenwechsel, der eine spezifische Gesundheitspolitik und Medizin hervorbrachte. Nach Norbert Frei (1991:7) zeigte sich dies in der:

„Konjunktur einer als Inbegriff des Fortschritts verstandenen, kostenbewußten Präventivmedizin, die tendenziell zu Lasten der bisher im wesentlichen kurativen Behandlungsformen ging, und der Zurückdrängung der humanistischen und christlichen Tradition einer die Gesundheit des Individuums in den Mittelpunkt stellenden Heilkunst zugunsten naturwissenschaftlich legitimer Konzepte einer auf die Sanierung der Gesellschaft gerichteten Sozial- und Rassenhygiene. Vorsorge statt Fürsorge und Volksgesundheit statt Humanitätsduselei lauteten die scheinalternativen Schlagworte dieses Paradigmenwechsels.“

Frei zitiert den Reichsgesundheitsminister Wagner, der von der Pflicht der Ärzte spricht, zwar individuelles Leiden zu lindern und Kranken und Schwachen zu helfen. „Noch höher steht uns völkisch bewussten Ärzten allerdings die Pflicht, die am ganzen Volkskörper zehrenden Schäden zu beseitigen“ (zit. n. Frei 1991:8). Als Maßnahme hierfür führt Wagner auf, „lebensuntüchtiges und unwertes Leben gar nicht erst entstehen zu lassen, die Fortpflanzung Erbkranker zu verhüten und die kommenden Geschlechter von der furchtbaren Gefahr zunehmender Verderbnis des Erbgutes zu befreien“ (ebd.). Der Körper des Einzelnen war also einem höheren Ziel untergeordnet: Der Gesundheit des Volkskörpers. Penz (vgl. 2001:131) spricht gar von der Verschmelzung des Individualkörpers mit dem Volkskörper, etwa bei den nationalsozialistischen Massenveranstaltungen: Massenturnen bei Parteitageveranstaltungen oder bei der Eröffnung der Olympischen Spiele 1936. Die Unterordnung des einzelnen Körpers zeigt auch die „Gesundheitspflicht“: „Deine Gesundheit gehört nicht Dir!“ (vgl. Frei 1991:11) und schließt die „Blut und Boden“-Politik ebenso ein wie die Überhöhung der Mutterschaft (vgl. Penz 2001:112). Wie im Stalinismus war die individuelle Gesundheit kein Selbstzweck, sondern Voraussetzung für optimale Leistungsfähigkeit.

### 3.1.3 Hungerjahre, Fresswelle und die moderne Angst vor dem Essen: Der Körper als Aushängeschild

Nach dem Körperverständnis in der Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg zu fragen erscheint zunächst absurd, denn „Ende 1946 war die Pro-Kopf-Produktion der Wirtschaft in Deutschland auf den Stand von 1865 (!) zurückgefallen“ (Protzner 1987:13). Wer mit durchschnittlich sechzig Prozent, teilweise dreißig bis vierzig Prozent der Vorkriegskalorien auskommen muss (vgl. ebd.), wird schwerlich ein Körperverständnis erhalten oder entwickeln, das über die Überwindung von Mangel- und Fehlernährung hinausgeht. Die mageren Jahre erreichten ihren Höhepunkt im Hungerwinter 1946/47, den man auch den „8. Kriegswinter“ nannte. Die Währungsreform im Juni 1948 brachte zumindest für die westlichen Besatzungszonen die bedeutende Wende: Mit einem Mal waren die Läden wieder voll, Nachfrage und Aufträge stiegen, es gab wieder Arbeitsplätze und Verdienst. (Vgl. ebd.:20f.) Die Währungsreform markiert zwar den Beginn der sogenannten „Fresswelle“. „Doch nicht das ‚Fressen‘ zeichnete die ‚Freßwelle‘ aus, sondern (...) der Wunsch nach dem lang Entbehrten, der ‚Leckerei‘, dem Besonderen.“ (Wildt 1993:211) Erst allmählich spiegelte der tatsächliche Verbrauch der Haushalte auch die Erfüllung dieses Wunsches wider. Und wie die Analysen der frühen Form der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe des Statistischen Bundesamtes<sup>51</sup> durch Wildt (1993) zeigen, dass die Nachfrage sich nicht nur quantitativ von der der Vorkriegsjahre unterscheidet, sondern auch qualitativ. Auf dem Speisezettel fanden sich 1963 doppelt so viel „Backwaren, Gemüsekonserven, Honig, Süßigkeiten, Quark und Tee“ wie zu Beginn der fünfziger Jahre und viermal soviel „[frische] Südfrüchte, Schinken und Schokolade“. Noch stärker ist der Verbrauch von „Obstkonserven, Geflügel und Bohnenkaffee“ gestiegen. Den Rekord hielt Kondensmilch mit einer Verzehnfachung der konsumierten Menge (vgl. Wildt 1993:214). Die absoluten Ausgaben für Lebensmittel stiegen in der Zeit von 1950 bis 1960 von 132,34 DM auf 192,75 DM pro Arbeitnehmerhaushalt, doch der Anteil am Gesamtbudget ist von 46,4 Prozent auf 36,2 Prozent gesunken. Der Anteil der Ausgaben für Genussmittel dagegen stieg von 5,8 Prozent auf 9,5 Prozent und verdeutlicht, dass es bei der Fresswelle ganz entscheidend um eine qualitative Entwicklung zusätzlich zur quantitativen geht (vgl. ebd.).<sup>52</sup>

Auch Protzner (1987:28) beschreibt die großen Importmengen der „non essentials“, also der nicht lebensnotwendigen Waren, und zitiert darüberhinaus die Süddeutsche Zeitung aus dem

---

<sup>51</sup> Analysen statistischen Materials aus der gleichen Zeit in Österreich präsentiert Eder 2005.

<sup>52</sup> Zur detaillierten Veränderung der Ernährungsgewohnheiten nach dem Zweiten Weltkrieg siehe „Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland“, herausgegeben von Wolfgang Protzner (1987), darin insbesondere: Winkel 1987, Möckl 1987, Thomas 1987, Schön 1987, Lauter 1987 und Aubry 1987.

Jahr 1952: „Die Süddeutsche Zeitung berichtete im April, daß nach amtlichen Schätzungen alle männlichen Einwohner im Durchschnitt um eineinhalb Kilo und alle Frauen um ein Kilo zu schwer seien. Im Hungerwinter 1946/47 hatte man bei den Männern zwölf Kilo und bei den Frauen neun Kilo Untergewicht festgestellt!“

Während eine Weile lang dieses Übergewicht positiv konnotiert war und als äußerliches Zeichen für Wohlstand galt, liegt man sicher nicht falsch, wenn man hier zeitlich den Beginn der Wiederkehr des „Kampfes zwischen Karneval und Fastenzeit“ ansetzt (vgl. die Passage über das Mittelalter zu Beginn des Abschnitts 3.1). Doch geschieht der Wechsel zwischen kargen und fetten Zeiten von nun an weniger aus religiösen Gründen, denn aus intrinsischer Motivation. Was nicht bedeutet, dass die Orientierung an Schönheits- und Gesundheitsidealen, die damit entstanden ist, nicht auch quasireligiöse Züge annimmt (vgl. Lütz 2004, Stiehler 2001). Auch Schulze (2006a) spricht davon, dass die Bibel als Leitwort vom Ernährungsratgeber abgelöst wurde.

Mit den „Metamorphosen der Schönheit“ ist Otto Penz (2001) eine wunderbare Kulturgeschichte moderner Körperlichkeit – so auch der Untertitel – gelungen. Dort wird auch plausibel, wie sich das Schönheitsideal in Bezug auf die Körpermaße seit Kriegsende verändert hat und wie es dazu kam, dass Gesundheit, Fitness und jugendliches Aussehen heute eine so große Bedeutung haben. Auch stellt er dar, wie die individuellen Aktivitäten in dieser Hinsicht sämtliche Effekte politisch gewollter – auf public health ausgerichteter – Bemühungen in den Schatten stellen. Dass Penz aus der Warte eines Österreicherers schreibt, dürfte der Geltung seiner Beobachtungen für die westdeutsche Kultur keinen Abbruch tun.

Das sogenannte „goldene Zeitalter“ habe bis in die siebziger Jahre gedauert und sei einhergegangen mit deutlichen Einkommenssteigerungen der Privathaushalte. Letzteres war unter anderem auch der zunehmenden weiblichen Erwerbstätigkeit geschuldet. Damit konnten die Haushalte in einen „technischen Fuhrpark“ (BW) investieren und rüsteten sich mit Radiogeräten, Plattenspielern und allerhand technischen Neuheiten aus, die vor allem die Hausarbeit erleichtern sollten. Besonders Kühlschränke und Waschmaschinen hielten nach dem Vorbild der „amerikanischen Küche“ in den fünfziger Jahren Einzug in die Wohnungen. (Vgl. Penz 2001:159f.)

Aber nicht nur die Geräteausstattung war beeinflusst vom *American Way of Life*. Der Rückzug ins Private in den Nachkriegsjahren habe zu einer familiären Biederkeit geführt, die allerdings nicht so versteift war, dass sie sich umfassend gegen das Einsickern der Erotik erwehren hätte können:

„Das Eindringen der glamourös-erotischen oder ‚sexy‘ U.S.-Popularkultur in die (vom Krieg devastierte) europäische Kunst- und Kulturlandschaft bewirkt auch im deutschsprachigen Raum eine kurze Hochblüte vollbusiger weiblicher Schönheit.“ (ebd.:160) So wundert es nicht, dass die Entstehung des Frauenbildes mit Sex-Appeal und die Erfindung des Playboy

im Jahr 1953 etwa in die gleiche Zeit fallen. In den sechziger Jahren, als die *Süddeutsche* den Deutschen längst Übergewicht attestiert hatte, entstand – wieder aus den USA kommend – gewissermaßen als Gegenfigur zum Busenwunder und Weibchentypus das Ideal der jugendlichen, „grazilen“, „teils knabenhaften“ Schönheit. Penz erklärt dies durch die Verbreitung der Unterhaltungsfilm mit Hauptfiguren wie Doris Day und Audrey Hepburn. Er beschreibt sie als intelligente Frauengestalten, die eine kühle Erotik ausstrahlen. In den späten sechziger Jahren und frühen Siebziger habe sich daraus die „Twiggy“-Figur als Vorbild entwickelt, während parallel dazu – ebenfalls übers Kino transportiert – eine Ästhetik von „zornigen junge[n] Männern“ mit eng anliegender, die Muskeln betonender Kleidung entstanden ist (Halbstarke, Rock’n’Roll). (Vgl. Penz 2001:164)

Die neuen ästhetischen Maßstäbe haben eine erstaunliche Reichweite. So schreibt Breuss (2005:102):

„Während zahlreiche Kühlschranksmodelle der 1950er Jahre eine gewölbte Vorderfront besaßen und so dickbäuchig wirkten wie die klischeehaft gezeichneten menschlichen Körper der als ‚Fresswelle‘ bezeichneten ‚Wirtschaftswunder‘-Phase, erhielten die Kühlschranks ab den 1960er Jahren ein flaches und eckiges Erscheinungsbild und korrespondierten auf diese Weise nicht nur mit den neuen Formen der Kücheneinrichtung, sondern auch mit den neuen Schönheitsidealen.“

Nun haben sich die Schönheitsideale seit Menschengedenken gewandelt.<sup>53</sup> Was aber führte zu dieser alltäglichen, sozialen und wirtschaftlichen Bedeutung der äußerlich wahrnehmbaren Schönheit und Gesundheit? Penz führt diese Entwicklung nachvollziehbar auf das Phänomen der Individualisierung, vor allem nach der sexuellen und körperlichen Befreiung der 68er-Bewegung, zurück. Die Individualisierung und das Streben nach Selbstverwirklichung sind ihm zufolge mitverantwortlich dafür, dass seit den sechziger Jahren „Jugendlichkeit, eine frische, makellose Haut und ein dynamisches Erscheinungsbild“ die Hauptkriterien für körperliche Attraktivität sind (vgl. ebd.:187)

„Dem Erscheinungsbild und der Anziehungskraft des Körpers kommt angesichts instabiler Beziehungen, häufigerer Partnerwechsel und -suche sowie angesichts einer zunehmenden Vereinzelung im Zeichen der Selbstverwirklichung bei gleichzeitigem Wunsch nach Zweisamkeit eine erhöhte Bedeutung zu (...). Verstärkt wird die Hochkonjunktur körperlicher Attraktivität durch die generelle Beschleunigung des sozialen Lebens.“ (Penz 2001:184f)

Penz spitzt seine Beobachtung mit einem Zitat von Guggenberger (vgl. 1995 zit. n. Penz 2001:186) zu:

---

<sup>53</sup> Die Geschichte der Schönheit ist in gewohnter Anschaulichkeit durch Wort und Bild bei Umberto Eco (2004) unter gleichnamigem Titel genussvoll nachzulesen. 2007 stellte er dem Buch „Die Geschichte der Häßlichkeit“ zur Seite.

„(...) Gerade diese Situationen, in denen nur flüchtig Signale ausgetauscht und fluide Facetten der Persönlichkeit mitgeteilt und wahrgenommen werden können, weil man sich nur für kurze Augenblicke im direkten Visavis begegnet, nehmen drastisch zu – und damit auch die Macht der Schönen und der Wille zur Schönheit“. (Guggenberger 1995, zit.n. Penz 2001:186)

Mit der Erfindung und Verbreitung von Aerobic und Bodybuilding in den achtziger Jahren seien die Frauenkörper immer straffer geworden. Denn besser als – im Zweifel an unerwünschten Stellen – abzumagern, ist es, den Körper ganz gezielt zu gestalten. (Vgl. ebd.:204) Sei es durch Bodybuilding, Piercing, kosmetische Operationen wie Fettabsaugen oder Brustvergrößerung, Tätowierungen: Der Körper wurde wie die eigene Biographie zum Gegenstand bewusster Gestaltung. Und dies nicht nur im Sinne von Gestaltungsmöglichkeiten, sondern verbunden mit dem *Imperativ*, diese Möglichkeiten auch zu nutzen und auszuschöpfen. Kein Wunder, dass dieser extrinsische und intrinsische Imperativ zahlreiche Wirtschaftszweige nährt, die mit Fitness, Wellness und Diät bzw. gesunder Ernährung zu tun haben.

### **3.1.4 Ökolandbau, Biolebensmittel und das Vermächtnis der Lebensreform**

Farkas (2008) datiert den Beginn des *ökologischen Landbaus* auf die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts, als die ersten Alternativen und Ergänzungen zur aufkommenden Kunstdüngerwirtschaft entwickelt wurden. Der Ökolandbau stand von Anfang an in engem Austausch mit den Gesundheits- und Ernährungsreformern. In dieser Nähe – darauf geht Farkas nicht ein – liegen letztlich die Wurzeln der modernen Naturkostbewegung und ihrer Nachfrage nach biologisch bzw. biodynamisch hergestellten Lebensmitteln. Was die Reformhäuser für das beginnende 20. Jahrhundert gewesen sind, waren die Naturkostläden für die siebziger und achtziger Jahre. Der soziale Aufstieg der Biolebensmittel durch die hochqualifizierte und zahlungskräftige Trendsettergruppe der „LOHAS“ (Lifestyle of Health and Sustainability), die vor allem für die Marketingabteilungen unterschiedlichster Branchen interessant sind, hat die Biolebensmittel vom Juteimage befreit und zum Lifestylezubehör gemacht. Damit rücken die Ideen der „naturgemäßen Lebensführung“ der Ernährungsreform einerseits wieder näher in die individualistische Richtung, die sie ursprünglich inne hatte und die sich nach der „Perversion der Körperkultur zum Körperkult, vor allem aber nach der Reduktion des Körpers auf Rasse und Blut, aus der der Mord an Millionen von Menschen gefolgt war“ von der „inneren Natur“ weg zur „äußeren Natur“ hin wandte (Fritzen 2006:253). Andererseits steht die heutige Rezeption des „naturgemäßen“ Umgangs mit der inneren Natur in einem Kontext von Standardisierung, Industrialisierung und Symbolisierung, der aus der Sicht der frühen Lebensreformer den Urgedanken verhöhnt. Allerdings prangerte Altpeter schon 1959 an, dass die Reformwarenwirtschaft mit ihren hochwertigen Produkten

letztlich als Luxusgüterbranche zu sehen sei und damit zur selben „Edelfresswelle“ gehöre, die die lebensreformerischen Schriften kritisierten (vgl. Fritzen 2006:262). Sich von der Masse abzuheben, um ein besseres, da gesünderes Leben zu führen, ist also von jeher ein Privileg der Wohlhabenden – und sei es von noch so viel „Zurück zur Natur“-Beschwörung und „Besinnung aufs Wesentliche“-Rhetorik begleitet. In einem Gespräch auf der Biofach 2005 mit einem Aussteller aus Ägypten erntete ich fast Spott, als ich nach dem Absatz von Bioprodukten im eigenen Land fragte. Dort gebe es faktisch gar nichts anderes, weil sich kaum jemand Düngemittel und bodenbelastende Landwirtschaftsmaschinerie leisten könne, antwortete er. Es sei gewissermaßen ein Segen, dass sich in den Industrieländern ein florierender Biomarkt entwickelt habe.

Bleiben wir bei den vermeintlichen Wurzeln der heutigen ökologischen Landwirtschaft und der Wiederaufnahme lebensreformerischen Denkens nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Lebensreform rückte den ganzheitlich verstandenen Menschen nun also mehr in den Kontext „Natur in der Natur“ und verstand eine gesunde Natur als Voraussetzung für ein gesundes Leben darin (vgl. ebd.). Fritzen (ebd.:255ff) sieht die Verbindung der Lebensreform zum heutigen ökologischen Landbau und seinen begleitenden Phänomenen in drei Phasen gegliedert: (1) Die eben skizzierte Entstehung des Gedankens, Verantwortung für die Natur zu übernehmen. Denn wer zerstören kann, muss auch bewahren – nicht zuletzt um seines eigenen Wohlbefindens willen. (2) Die daraus folgende Zivilisations- und Konsumkritik der fünfziger Jahre und (3) die in den sechziger Jahren entstandenen neuen sozialen Bewegungen und Protestgruppen, die sich mehr oder weniger dem Geist der Lebensreform verbunden fühlten. Fritzen kommt allerdings zu dem Schluss, dass die alternativen Bewegungen der siebziger und achtziger Jahre etwas völlig Neues und die Anleihen an der Lebensreformbewegung eher selektiv gewesen seien. Farkas sieht hier keinen so deutlichen Bruch und zeichnet eine direkte Entwicklungslinie vom biologisch-dynamischen Landbau nach Steiner der zwanziger Jahre über ihre Auflösung in der NS-Zeit hin zur Neugründung des „Forschungsrings für Biologisch-Dynamische Wirtschaftsweise“. Dieser Forschungsring sei maßgeblich für die Weiterentwicklung der biologisch-dynamischen Landwirtschaft geworden (vgl. Farkas 2008:307f). Über die sechziger und siebziger Jahre hinweg habe sich der organisch-biologische Landbau immer weiter institutionalisiert, bis er in den achtziger Jahren zu einem „anerkannten und zukunftssträchtigen Produktionsfaktor“ geworden sei.<sup>54</sup>

### **3.1.5 Zusammenfassung**

Die Einstellung zum Körper hat sich in enger Anbindung an die verschiedenen Aspekte und Episoden der Modernisierung gewandelt. Die Sozialgeschichte hat ihre Spuren am heutigen Umgang mit dem Körper hinterlassen.

---

<sup>54</sup> Meilensteine der Geschichte des deutschen Bio-Marktes stellt Ökolandbau.de (vgl. 2006:2) in „Bio-Markt kompakt“ zusammen.



Wie die Ausführungen gezeigt haben, ist der Körper Gegenstand der zunehmenden *Säkularisierung* gewesen, die von der gepredigten – weniger gelebten – Leibfeindschaft im Mittelalter bis hin zum gesunden und jugendlichen Körper als Ziel quasireligiöser Heilserwartung unserer Tage reicht. Der Körper hat eine Himmelsleiter vom Sündenpfehl zum Tempel erklommen – was sozial- und kulturgeschichtlich bemerkenswert ist. Dass diese herausragende Bedeutung des Körpers unter ideologischer Fahne ausarten kann, zeigten die Beispiele aus dem Nationalsozialismus und aus dem Kommunismus. Ob wir unsere Körper heute auch ohne diese totalitären Systeme und ihre zwangsläufig vorhandenen subtilen kulturellen Nachwirkungen mehr oder weniger wertschätzen würden, ist nicht zu beantworten.

Aber auch die *Industrialisierung* ist am Körper- und Naturverständnis nicht spurlos vorübergegangen. Die Lebensreformbewegung hat unter anderem in Reaktion darauf Entwicklungen angestoßen, deren Ergebnisse heute in der Ernährungswissenschaft state-of-the-art sind und in jedem Fall ihren Beitrag zu einer der am schnellsten wachsenden Lebensmittelbranchen, der Biobranche, geleistet haben. Den impliziten Wunsch „Zurück zur Natur“ zu kehren, von Rousseau im ausgehenden 18. Jahrhundert als Forderung formuliert und seit dem immer wieder rezipiert, greifen die derzeit wohl erfolgreichsten Marketingstrategien im Lebensmittelsektor dankbar auf.

Die *Vermissenschaftlichung*, die den Schwerpunkt der Wissensproduktion auf naturwissenschaftliche Forschung setzt, hat ihren Ursprung in der Renaissance und erzeugte den heute vorherrschenden Fokus auf den Körper: Man muss ihm nur das *Richtige* zuführen und *richtig* mit ihm umgehen, dann kann man ihn lange und schön erhalten. Eine Produktreihe aus der Kosmetik (!) konkretisiert diese Entwicklung aufs Treffendste: Der Marketingtext für diese Serie, die den Titel „Nahrologie“ trägt, spricht sämtliche – bereits eingeführte – Schlüsselbegriffe an:

„Dermatologie inspiriert von der Ernährungswissenschaft: Ein Durchbruch in der Gesichtspflege. Die Schönheit Ihrer Haut spiegelt Ihre innere Gesundheit und Lebenskraft wieder. Ihre Haut sieht optimal aus, wenn wichtige Pflegestoffe die Hautzellaktivität anregen und schützen. Ernährung, Lebensstil und Alterungsprozess können die Schönheit Ihrer Haut beeinflussen. Durch Fachwissen in den Bereichen Ernährung und Dermatologie entwickelte Garnier die Garnier Nahrologie-Serie.“ (Garnier, L'ORÉAL Deutschland GmbH 2009)

Schließlich blieben der wachsende Reichtum und die allgemeine *Überwindung des Mangels* in unserer Gesellschaft nicht folgenlos für unseren Umgang mit dem Körper. So konnte man beobachten, dass die Fettleibigkeit gemeinsam mit der wachsenden Geschmacksvielfalt unserer Speisen zugenommen hat (vgl. Paulus 2006). Dies liege, so Paulus (ebd.) an einem hirnpfysiologischen Mechanismus, der unseren Appetit auf eine immer wiederkehrende Speise nach und nach absinken lässt; neuartige Speisen ziehen dagegen sofort neues Verlangen auf sich. Evolutionstheoretisch lasse sich das so interpretieren, dass der Mensch

sich damit selbst zu einer abwechslungsreichen Kost animiert, um Vitamin- und Nährstoffmangel vorzubeugen. Für die Nahrungsmittelindustrie ist dieser Mechanismus die Rettung, denn neue Aromen und Kombinationen lösen demnach Appetit auch über die Sättigungsgrenze hinaus aus. Im gesättigten Markt herrscht zudem vor allem der Kampf um Marktanteile, noch dazu, wenn ein großer Teil der Konsumenten ohnehin mehr oder weniger dauerhaft Diät hält (vgl. Stroebe 2005).

## **3.2 Die Elemente des Physisch-Instrumentellen im praktischen Syllogismus**

Der kurze Abriss des Wandels des Körperverständnisses und dessen Bezug zu Lebensmittel und Ernährung beschreibt die Vorgeschichte zu dem, was ich nun im ersten empirischen Teil meiner Arbeit behandeln werde. Hier verfolge ich die Entwicklungspfade der Aufmerksamkeit für bestimmte Themen, die dem physisch-instrumentellen Orientierungsmuster<sup>55</sup> zuzuordnen sind (Abschnitte 3.3 und 3.4). Zuvor stelle ich die gegenstandsorientiert gewonnen Themen theoretisch zueinander ins Verhältnis.

### **3.2.1 Das Orientierungsmuster im Rahmen des praktischen Syllogismus**

Im Folgenden möchte ich zeigen, in welchem theoretischen Zusammenhang ich die Kategorien sehe, die ich in der Dimension der physisch-instrumentellen Orientierung identifiziert und ausgeführt habe. Das grundlegende Konzept ist das des praktischen Syllogismus.

Diese Form erklärt menschliches Handeln als zweckrational und wurde bereits von Aristoteles entwickelt (vgl. Tetens 2004:138f). Tetens (ebd.:138) definiert das Prinzip der Zweckrationalität so: „Eine Person handelt zielstrebig und nutzt dabei in optimaler Weise das ihr zur Verfügung stehende Wissen über geeignete Mittel, um ihre Ziele zu erreichen.“ (Hervorhebung im Original, BW)

Gerhard Schulze (vgl. 2006b:36) identifiziert die drei Komponenten des praktischen Syllogismus als *Wollensaussage*, *Wissensaussage* und *Handlungsaussage*. Dies erhöht die Anschlussfähigkeit des praktischen Syllogismus für die empirische Sozialforschung und ermöglicht, den „Zusammenhang von Handlungen und Sinngehalten“ zu rekonstruieren, also soziales Handeln zu verstehen. Die Zielaussage enthält den *übergeordneten Wert*, die Wissensaussage *empirische Behauptungen* von übergeordnetem und untergeordnetem Wert und die instrumentelle Handlungsaussage den *untergeordneten oder mittelbaren Wert*.

---

<sup>55</sup> Vgl. Kapitel 1.1.

Auch wenn es oft so scheint, als müsse man die Zweckrationalität im Handeln von Menschen (und Kollektiven) in Frage stellen, so ist es oft nur der oberste Satz, der unter Umständen verworfen wird oder in Konkurrenz mit einem oder mehreren anderen widersprechenden Sätzen tritt und den Kürzeren zieht. Dies soll ein einfaches Beispiel aus unserer Thematik zeigen:

Zielaussage (übergeordneter Wert): Fettleibigkeit ist zu vermeiden.

Wissensaussage (Ursache-Wirkungs-Behauptung): Der Verzehr von Sahnetorte macht (auf Dauer) dick.

Instrumentelle Handlungsaussage (untergeordneter Wert): Vermeide den Verzehr von Sahnetorte.

In einer konkreten Situation mag aber ein anderer Obersatz den hier genannten ausstechen:

Zielaussage (übergeordneter Wert): Gestalte Dein Leben so, dass Du glücklich bist.

Wissensaussage (Ursache-Wirkungs-Behauptung): Sahnetorte macht (mich zumindest für den Moment) glücklich.

Instrumentelle Handlungsaussage (untergeordneter Wert): Verzehre Sahnetorte!

Was hieraus folgt, nennt Festinger (vgl. 1978) *kognitive Dissonanz* und kann unter anderem erklären, warum die vier im ersten Kapitel vorgestellten Orientierungsmuster zu massiven Widersprüchen im gesellschaftlichen Umgang mit Lebensmitteln führen müssen. Denn alle vier Orientierungsmuster vereinen jeweils ein Set von Obersätzen, die kollektiv geteilt und in ihrer Konkretisierung oft sehr individuell ausgestaltet sind. Sie kumulieren letztlich in Konsumentenentscheidungen und münden in soziale Phänomene.

Nicht nur die Zielaussagen sind, da sie in letzter Konsequenz auf nicht begründbare oberste Werte zurückzuführen sind, widerspruchsanfällig und grundsätzlich fragwürdig. Die kollektive Verständigung darauf ist daher ihre einzige Rettung (für einen bestimmten Zeitraum) und macht Handlungsorientierung erst möglich. Auch die Wissensaussage ist angreifbar, handelt es sich doch zunächst um Behauptungen über einen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang. Wie es gerade im Orientierungsmuster des Physisch-Instrumentellen, wo das naturwissenschaftliche Wissen dominiert, um die Halbwertszeit von Kausalwissen 1 und Kausalwissen 2 bestellt ist, habe ich bereits in Kapitel 1 ausgeführt.

Dies ist auch der Grund, warum der praktische Syllogismus bei der Charakteristik des physisch-instrumentellen Orientierungsmusters Anwendung findet. Nicht dass die anderen Orientierungsmuster schlechter nach diesem Muster zu analysieren wären; im Gegenteil: Wie oben kurz erwähnt, wäre eine parallele Analyse aller vier Orientierungsmuster nach diesem Schema geeignet, um feststellbare Widersprüche in der sozialen Sphäre der Lebensmittel zu erklären. Doch ist der Erkenntnisgewinn für das Verstehen der inhärenten Struktur einer

einzelnen Dimension in diesem Fall am größten, weil das Physisch-Instrumentelle in hohem Maß auf naturwissenschaftlichen Zusammenhängen fußt und der Einzelne auf Aufklärung und methodische Sorgfalt angewiesen ist, die er nicht selbst beurteilen kann.

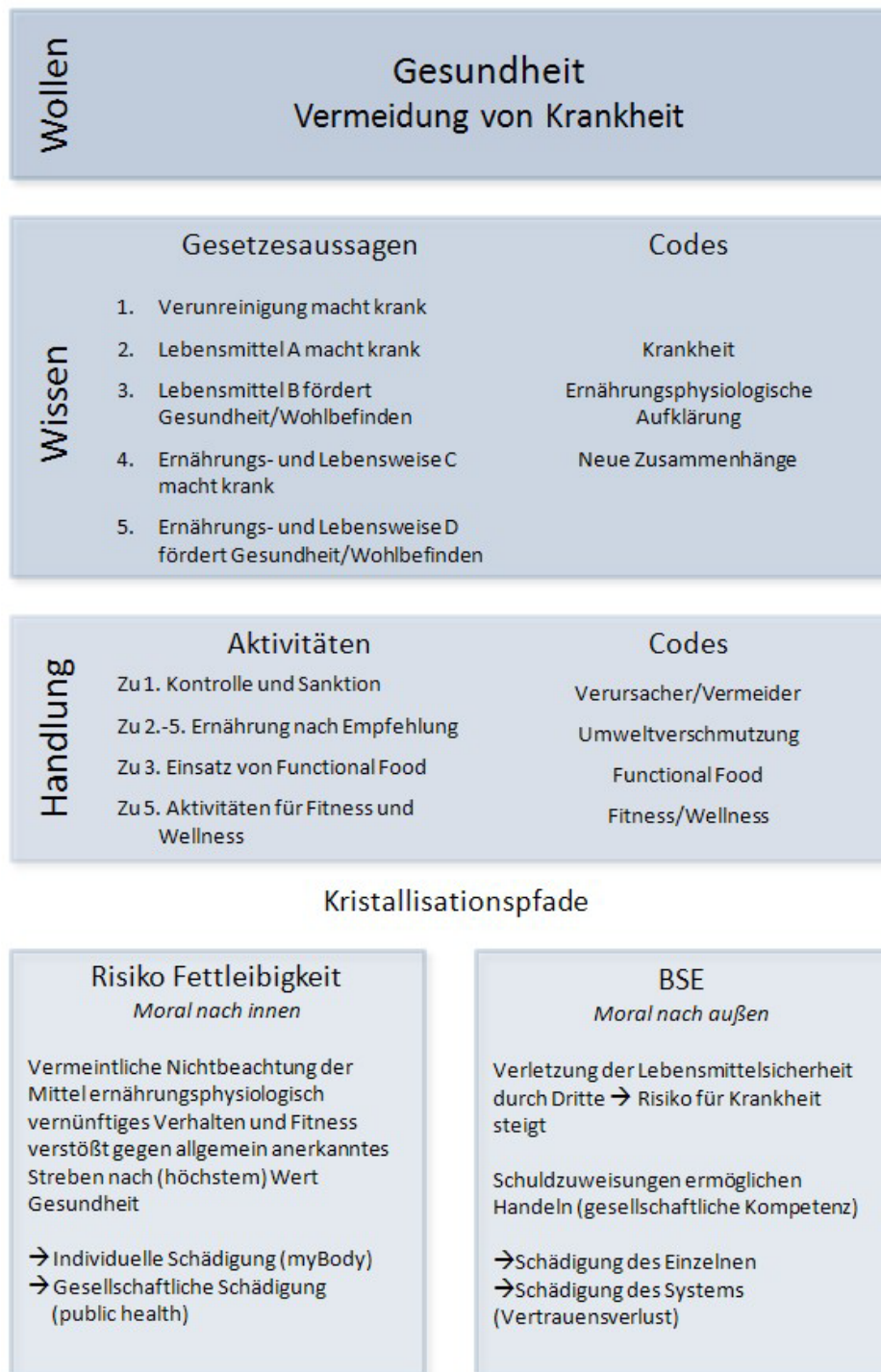


Abbildung 3.2.1-1: Analytische Darstellung der Kategorienzusammenhänge innerhalb des Physisch-Instrumentellen nach dem praktischen Syllogismus

Die Grafik zeigt, wie Krankheit als analytischer Schlüssel zur Gesundheitsorientierung als oberstem Wert dient. In den meisten Fällen ist es ja so, dass die Anwesenheit von Krankheit und Gebrechen das geistige und soziale Wohlbefinden beeinträchtigt (vgl. World Health Organization 1986). Gesundheit und Vermeidung von Krankheit bilden also die Zielkomponente im hier nachkonstruierten praktischen Syllogismus (vgl. Abbildung 3.2.1-1: Wollen).

Mit dem Code *Krankheit* sind Artikel codiert, die Zusammenhänge explizit machen, welche Lebensmittel beim Verzehr Krankheiten oder gesundheitliche Schäden verursachen können. Ob dies in allen Fällen wissenschaftlich haltbar ist, ist an dieser Stelle unerheblich. Relevant sind jene formulierten Zusammenhänge, die mal lose in die Öffentlichkeit gestreut, mal fest dort verankert werden und damit wissenssoziologisch wirken. Verunreinigungen von Lebensmitteln sind deshalb interessant, weil sie Risiken für die Gesundheit bergen. Artikel über Verunreinigungen fallen aber nur dann in die Kategorie *Krankheit*, wenn dort auch explizit Wirkungszusammenhänge mit konkret benannten Krankheitsbildern benannt werden. Diffuse Beschreibungen wie „giftig“, „schädlich“ oder „übles Zeug“ fallen nicht darunter. BSE mit dem Risikopaket CJK bildet einen separaten Code und wird genauso wie die Belastung von Lebensmitteln mit diversen Stoffen und deren Ursachen ausführlich im Abschnitt über Verunreinigungen (3.4) behandelt.

Innerhalb der Rekonstruktion der über den Zeitverlauf gültigen Vorstellungen von Zusammenhängen zwischen Ernährung und Krankheiten, skizziere ich kurz die Veränderungen bei *ernährungsphysiologischer Aufklärung*. Letztere sind nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Logik des praktischen Syllogismus eng mit den Kausalvorstellungen verzahnt. Gemeinsam mit den Wirkungsaussagen bezüglich Lebensmittel und Krankheit sowie der wissenschaftlichen Erkenntnis *neuer Zusammenhänge* bilden sie die Wissenskomponente (vgl. Abbildung 3.2.1-1: Wissen). Die Gesetzaussagen sind vom Typus: bestimmte Verunreinigungen machen krank und sind in hier und dort zu finden; bestimmte Lebensmittel und Ernährungsweisen machen krank oder fördern die Gesundheit bzw. das Wohlbefinden.

In der Wissenskomponente versammeln sich also – abstrakt gesprochen – jene Gesetzaussagen, die dem Handelnden einen Hinweis darauf geben, welche Aktivitäten er durchführen oder vermeiden muss, um den übergeordneten Soll-Zustand zu stabilisieren oder herzustellen.

Handlungsweisen, die sich daraus ableiten, bilden die instrumentelle Handlungskomponente des praktischen Syllogismus (vgl. Abbildung 3.2.1-1: Handlung).

### 3.2.2 Der thematische Aufbau der Pfadrekonstruktion

Die aus dem *Spiegel* ausgewählten Artikel zum Thema Lebensmittel, die dem Orientierungsmuster physisch-instrumentell zuzuordnen sind, lassen sich in verschiedene Hauptkategorien gliedern:

- (1) Die für den Wert **Gesundheit und seine Bedrohung durch Krankheit** relevanten Kategorien (vgl. Abschnitt 3.3):
  - a. In wissenssoziologischer Hinsicht die Kategorien *Krankheit* und *ernährungsphysiologische Aufklärung*, die Gesetzesaussagen über Ursache und Wirkung von Nahrungsaufnahme und Gesundheit treffen (vgl. Abschnitt 3.3.1),
  - b. die proaktiven Handlungskategorien *Fitness/Wellness* und *Functional Food* (vgl. Abschnitt 3.3.2) sowie
  - c. eine Anwendungskategorie, an der sich einige Entwicklungen kristallisieren: *Fettleibigkeit* (vgl. Abschnitt 3.3.3).
- (2) Die ebenfalls auf den Wert Gesundheit bezogenen Kategorien der **Verunreinigung von Lebensmitteln** (vgl. Abschnitt 3.4):
  - a. Die für Verunreinigung in die Verantwortung genommenen *Verursacher/Vermeider* (vgl. 3.4.1),
  - b. Verunreinigungen, die als Folgen allgemeiner oder spezifischer (ungewollter) *Umweltverschmutzung* betrachtet werden (vgl. 3.4.2),
  - c. *neue Zusammenhänge*, die bislang unbekannte Belastungen aufdecken (vgl. 3.4.3)
  - d. sowie, auch hier als Anwendungskategorie, der Themenkomplex *BSE* (vgl. Abschnitt 3.4.4)
- (3) Die Kategorie des **Pragmatismus** ist dem physisch-instrumentellen Pfad lediglich theoretisch zugeordnet (vgl. Kapitel 1.1). Dieses Thema findet sich allerdings kaum in den Artikeln der Stichprobe, weshalb es für die Pfadbeschreibung ausgeklammert wird.<sup>56</sup>

---

<sup>56</sup> Zur Entstehung und Entwicklung der Nachfrage nach Convenienceprodukten vgl.: Angres/Hutter et al. 2001, Atkinson 1983, Aubry 1987, Bayer/Kutsch et al. 1999, Birnbaum 1996, Blaxter/Paterson 1983, Bosch/Großmann 1992, Breuss 2005, Escher 2003, Frewer/Risvik et al. (Hg.) 2001, Hubert

Mit 201 Codierungen ist die Kategorie *Krankheit* etwas stärker besetzt als die beiden wichtigsten Kategorien der Verunreinigungen *Verursacher/Vermeider* und *Umweltverschmutzung* zusammen (Verunreinigung steht im Folgenden für die Gesamtkategorie aus Verursacher/Vermeider und Umweltverschmutzung). Krankheiten und Verunreinigungen bilden mengenmäßig die wichtigsten Codes im physisch-instrumentellen Orientierungsmuster, was ihre Stellung im vorgestellten theoretischen Zusammenhang widerspiegelt. In der Kreuztabellierung zeigt sich, wie stark diese beiden Kategorien zusammenhängen. Es ist zu vermuten, dass aus der Stichprobe der tatsächliche Bedeutungszusammenhang sogar noch unterschätzt wird, da eine öffentlich einmal eingeführte Kausalbeziehung zwischen einer Verunreinigungsart und Krankheitsrisiken oder Symptomen später häufig als Kollektivwissen vorausgesetzt wird. So nennt *Der Spiegel* zum Beispiel nach häufiger Berichterstattung über Schwermetallbelastung oder Dioxinfunde in Lebensmitteln oft nur noch den Fremdstoff, der gefunden wurde. Eine Begründung, warum etwas nichts im Essen verloren hat, scheint dann nicht mehr nötig. Vor allem in Berichten über die Konzentration von Blei in Lebensmitteln und Dioxin oder Per schwingt das Gesundheitsrisiko oft nur implizit mit (vgl. u.a. 198025201; 199853153,1; 199923068, 200045018,1). Die enge Verbindung der Werte Gesundheit und Reinheit, die im vorgestellten Diagramm die Ausgangsbasis der theoretischen Beziehungen innerhalb der physisch-instrumentellen Dimension bilden, bestätigt sich also an den Daten.

---

Burda Media (Hg.) 2005, Kapalschinski 2006, Köhler 1995, Litzenroth/Rivinius 1998, Mollenhauer 1988, Pudel 2003, Schmidt 2006, Swoboda/Morschett 2001, Wildt 1993.



			Verunreinigung Umwelt oder Verursacher/Vermeider		Gesamt
			0	1	
Krankheit	0	Anzahl	926	66	992
		% von Krankheit	93,3%	6,7%	100,0%
	1	Anzahl	74	67	141
		% von Krankheit	52,5%	47,5%	100,0%
Gesamt		Anzahl	1000	133	1133
		% von Krankheit	88,3%	11,7%	100,0%

Abbildung 3.2.2-1 *Krankheit \* Verunreinigung Umwelt oder Verursacher/Vermeider* Kreuztabelle

Verunreinigung – oder positiv: der Wert der Reinheit – benötigt ein Kriterium, an dem sich festmachen lässt, ob ein Stoff legitimer Lebensmittelbestandteil sein darf oder nicht. Die empirische Schwelle liegt bei Schädigung oder Nichtschädigung des Organismus. Im Zeitverlauf bleibt die Bedeutung dieses Kriteriums etwa konstant.

Inwiefern sich verbraucherpolitische Setzungen hierzu im Laufe der Zeit gewandelt haben, ist Gegenstand der Betrachtungen zur konsumpolitischen Dimension. Gemeint sind damit Prinzipien in der Art: „Ganz gleich, ob dieser Stoff nachweislich gesundheitsschädlich ist oder nicht, habe ich ein Recht darauf zu wissen, was genau ich zu mir nehme.“

Im Kapitel 1.1 habe ich zwei Arten von Kausalwissen unterschieden. Kausalwissen 1 bezeichnet *wissenschaftlich abgesichertes* Wissen (in popperschem Sinn) über Abläufe und Wirkungsmechanismen im Körper bei der Aufnahme und Verwertung von Nahrungsmitteln bzw. korrelierende Phänomene. In den Artikeln des *Spiegel* finden sich fast ausschließlich Aussagen gemäß dieser Wissensform. Kausalwissen 2, also Wissen, das der *kollektiven Erfahrung* entspringt spielt eine geringe Rolle. Es taucht aber an wenigen Stellen in drei Konstellationen zu Kausalwissen 1 auf.

*Kausalwissen 1 wird derart fest im Kollektivwissen verankert, dass es den Status von Kausalwissen 2 erlangt.* So wirkt es bisweilen, als hätten unsere Ur-Ur-Großeltern schon gewusst, dass der übermäßig Genuss von Eiern den Cholesterinspiegel in lebensgefährliche Höhen treibt. Bei erfolgreicher Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse – und das ist eine Entwicklung der siebziger und

achtziger Jahre – müssen sich neue Forschungsergebnisse daher nicht nur innerhalb der wissenschaftlichen Öffentlichkeit behaupten, sondern auch in der sich ernährenden, aufgeklärten Bevölkerung. In dieser Konstellation sind viele Enthüllungen populärer Ernährungsirrtümern zu verorten, denn oft war, was Pollmer und seine Kollegin an Hand neuerer Studien zurechtrücken, einst *state-of-the-art* in der Ernährungswissenschaft (vgl. Pollmer/Warmut 2000)

*Kausalwissen 2 wird durch Kausalwissen 1 widerlegt.* Man habe beispielsweise 1980 festgestellt, dass entgegen früherer Annahmen ein voller Magen sich nicht negativ auf die Konzentrationsfähigkeit eines Fahrzeuglenkers auswirke (vgl. 198029157).

*Kausalwissen 2 regt zur empirischen Forschung und damit zur Produktion von Kausalwissen 1 an.* Dem im Volksglauben verankerten guten Ruf des Knoblauchs sei 1980 ein Forscherteam auf den Grund und gegangen habe im Tierversuch bestätigt, dass Knoblauchextrakt das Wachstum von Gewebstumoren hemmen könne (vgl. 198013265).

Nach diesen theoretischen Vorbemerkungen und der Vorstellung des vorgefunden Themenspektrums folgt nun die Rekonstruktion der Berichterstattung zu diesen Themen mit dem Ziel, die Entwicklung des physisch-instrumentellen Orientierungsmusters herauszuarbeiten.

### 3.3 Bedrohung und Erhalt der Gesundheit durch „unschuldige“ Lebensmittel

Selbstverständlich kann ein Lebensmittel niemals die *Schuld* an einer Erkrankung treffen, die sein Verzehr möglicherweise verursacht hat. Genauso wenig ist es das *Verdienst* eines Apfels, wenn er dem Organismus des Essers Vitamine und Ballaststoffe einbringt und der Mensch sich vielleicht deswegen gut fühlt. Die Bezeichnung „unschuldig“ soll lediglich deutlich machen, dass es in diesem Abschnitt nicht um Erkrankungen geht, die aus minderer Produktqualität resultieren. Es geht um schädliche Effekte von modernen, supermarktüblichen Lebensmitteln bzw. deren Kombination im Ernährungsplan und weit verbreiteten Zubereitungsmethoden.

#### 3.3.1 Wissenskomponente: Aufdecken von Zusammenhängen zwischen Krankheiten und Lebensmitteln

Die Krankheiten, die laut Berichterstattung des *Spiegel* mit der Aufnahme von Nahrung in Verbindung gebracht werden können, lassen sich in folgende Gruppen gliedern: Allen voran steht Krebs (56 Codierungen), gefolgt von Herz-Kreislauf-Erkrankungen (16). Außerdem finden sich Berichte über Folgen von Schwermetallvergiftungen (12) und Infektionen (11) sowie Allergien (10) und diverse Organschädigungen mit heterogenen Krankheitssymptomen.

##### 3.3.1.1 Krebs

Kinder der *Generation Golf*<sup>57</sup> sind mit dem Gekreische besserwissender Spaßverderber aufgewachsen: „Was? Du isst die roten Gummibärchen?! Die sind fei krebserregend!“<sup>58</sup> Schwer zu sagen, ob, wer sich einst über die Warnung hinwegsetzte, nun tatsächlich einem erhöhten Krebsrisiko ausgesetzt ist. Dass bereits Kinder die Einteilung selbst der beliebtesten Naschereien in *Gut* und *Böse* aus dem Effeff beherrschen, ist ein Symptom für ein allgemeines Misstrauen gegenüber Lebensmitteln, das sich Anfang der 80er Jahre enorm ausbreitete. Den

---

<sup>57</sup> Diesen Begriff prägte Florian Illies (2001) in seinem gleichnamigen Buch. Darin versucht er die Kindheitserfahrungen derer zu beschreiben, die zwischen 1965 und 1975 geboren sind. Ebenso wie andere Bemühungen, Generationen auf einen Begriff zu verdichten, ist diese als Beschreibung von Idealtypischem im Sinne von überzufällig häufig auftretenden Kombinationen von Merkmalen zu verstehen (Mustern), keinesfalls als vollständige Kultur- und Zeitanalyse.

<sup>58</sup> Das Füllsel „fei“ ist an dieser Stelle unentbehrlich. Es drückt eine Steigerung, Drohung oder Bitte aus. Häufig auch „Ich mache dich auf die möglichen Folgen aufmerksam.“ Seinen Ursprung hat die sog. Modalpartikel im früheren hochdeutschen Sprachgebrauch üblichen „fein“/„hübsch“, das wie zur Verstärkung eingesetzt wurde („Sei hübsch ordentlich und fromm. Bis nach Haus ich wieder komm“, heißt es auch in der Geschichte vom Daumenlutscher im Struwwelpeter). Heute existiert das Wort nur noch in verschiedenen süddeutschen Dialekten (vgl. Wolf/Krämer-Neubert [Hg.] [2003:2] und Wagner [1987:91]).

wichtigsten Anteil an den Zu- und Abnahmen der Berichterstattung über Krankheiten, die durch den Verzehr bestimmter Lebensmittel ausgelöst werden können, hat die – oft so bezeichnete – „Zivilisationskrankheit“ Krebs. Abbildung 3.3-1 zeigt, dass Wellen der Berichterstattung über ernährungsbedingte Krankheitsgefahren (immer ohne BSE bzw. Creutzfeld-Jakob gesehen) auch immer Wellen der medialen Beschäftigung mit nahrungsinduziertem Krebsrisiko sind. Anfang der 80er Jahre nährt sich die erhöhte Aufmerksamkeit beispielsweise alleine aus dem Augenmerk auf Krebserkrankung.

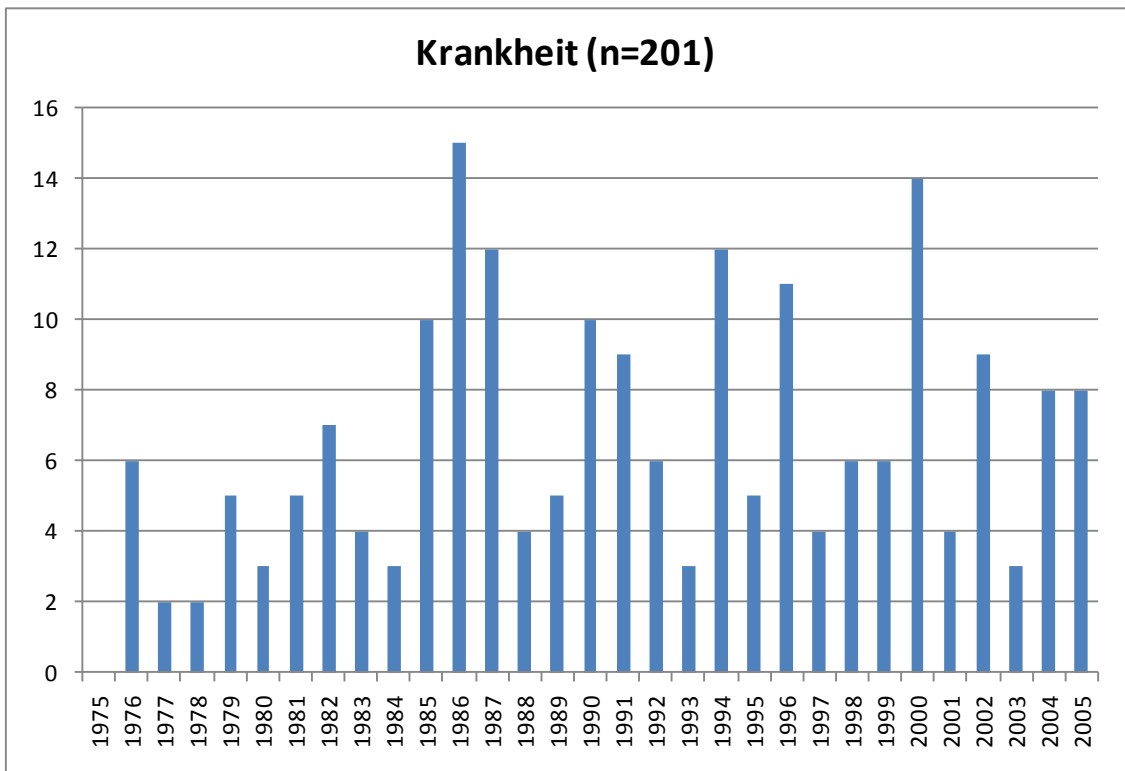


Abbildung 3.3-1: Übersicht über die Anzahl der Codierungen *Krankheit*

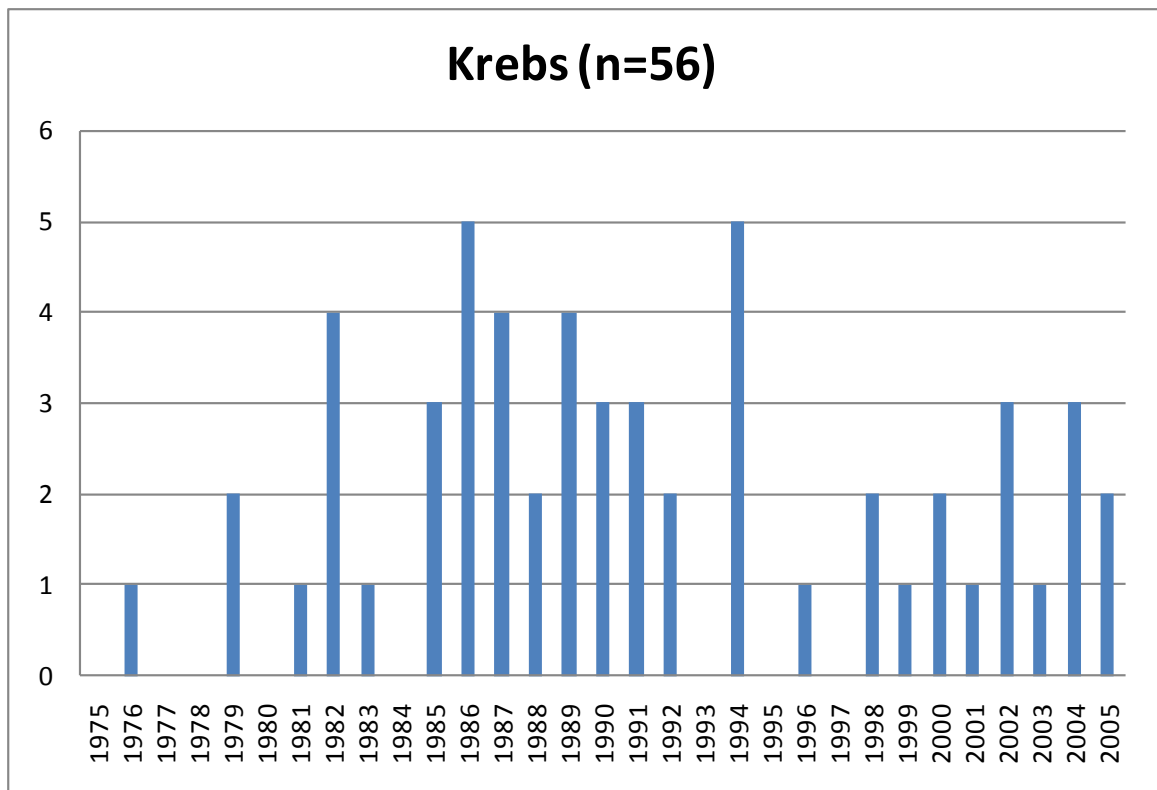


Abbildung 3.3-2: Übersicht über die Anzahl der Codierungen *Krankheit* im Zeitverlauf

Ein detaillierter Blick auf jene Stoffe, die als Lebensmittelbestandteil für die Entstehung von Krebs mitverantwortlich gemacht werden, erschließt, woraus sich diese Welle speist (vgl. Abbildung 3.3-3).

	Vitamin C	Nitrosamine	unge-sättigte Fettsäuren	Östrogene und Hormone	Dioxin, Chlorierte Chemikalien etc.	Konservierungsstoffe	Schimmel	Gen-technik	Cadmium	Lindan/ Pestizide	E605	Fleisch	Nitro-furane	Acrylamid	Farbstoff
1975															
1976	•														
1977															
1978															
1979		•	•												
1980															
1981		•													
1982		•		•	••										
1983		•													
1984															
1985					••	•									
1986		••			••••		•								
1987		•			••••										
1988					••										
1989				•	••		•								
1990					••••										
1991		•			••••										
1992					••										
1993															
1994					•			•	•	•	•				
1995															
1996												•			
1997															
1998					•					•					
1999				•											
2000				••											
2001							•								
2002													•	•	
2003														•	
2004														••	•
2005														••	

Abbildung 3.3-3: Übersicht über die in der *Spiegel*-Stichprobe angeführten krebserregenden Stoffe in Nahrungsmitteln im Zeitverlauf (Zahl der Artikel, die mindestens einen Minimal-Zusammenhang herstellten)

Der Fund im Jahr 1976 stellt einen Einzelfall dar: Vitamin C sei, so wird eine Studie zitiert, im Falle der Oxidation krebserregend (was bereits durch Kontakt mit kupferhaltigem Leitungswasser geschehe) (vgl. 197623238). Man kann diese Meldung als einen symbolischen Auftakt dessen interpretieren, was in den Folgejahren auf die *Spiegel*-Leser zukommen wird. Einst nicht nur als harmlos, sondern gerade als gesundheitsförderlich bekannte Nahrungsmittel, werden jäh entzaubert.<sup>59</sup> Und dann auch noch Krebs, der in Ermangelung zuverlässiger Impf- oder Heilmethoden als schreckliche Geisel des zivilisierten Menschen empfunden wird, der man ohnmächtig ausgeliefert ist. Umso willkommener ist jeder Strohalm, der sagt: Klammere dich an mich, ich sage dir immerhin, was du vermeiden musst, um das Risiko an Krebs zu erkranken, nicht auch noch in die Höhe zu treiben. Interessant ist, dass allgemein akzeptiert wird, dass Krebs zwar als Fluch der Zivilisation gilt, es aber dem Einzelnen anheim steht, sich davor zu schützen. *Selbst Schuld, wer die roten Gummibärchen isst*. Mit *Foodwatch* gründet sich 2002 eine unabhängige Organisation, die dem einerseits entgegenwirken und staatliche Behörden in die Verantwortung nehmen möchte. Andererseits schlägt sie aber trendgemäß in dieselbe Kerbe und fordert Transparenz in der Kennzeichnung und klärt über Verunreinigungen und deren Schädlichkeit auf. Die Informationsbasis des Verbrauchers soll so umfangreich sein, dass dieser tatsächlich in der Lage ist, jene Produkte zu wählen, die ihm vor dem Hintergrund des Wissens um ernährungsphysiologische Zusammenhänge ungefährlich erscheinen.

Doch zwischen dem Auftakt und der Zäsur gibt es drei wichtige Belastungen der Lebensmittel, die die Öffentlichkeit über Jahre hinweg beschäftigt. Eine erste Welle zeigt sich zwischen 1981 und 1987 mit dem Anfangspunkt im Jahr 1979 und einer kurzen Wiederaufnahme 1991. Nitrat bzw. Nitrosamine tauchen in fast allem auf, was essbar oder trinkbar ist: Bier (197903141), Trinkwasser (198225084, 198611079, 198647111, 198749104), Wein (198329072), Mineralwasser (198415244). Neben der bei Kleinkindern durch das Stoffwechselprodukt Nitrit ausgelösten Blausucht (Das Blut nimmt nicht mehr genügend Sauerstoff auf, es droht Erstickung.) drohe Krebsgefahr durch Nitrosamine auch im Körper des Erwachsenen. Die kanzerogene Wirkung von Nitrosaminen unterstreicht der im *Spiegel* zitierte Mediziner Rudolf Preussmann vom Deutschen Krebsinstitut in Heidelberg mit den Worten, Nitrosamine könnten „Krebse vom Scheitel bis zur Sohle“ auslösen. Der Fall Nitrat/Nitrosamine zeigt auch, dass sich Nachrichten dieser Art im Kollektivbewusstsein einbrennen und zu Kausalwissen 2 werden. Von der krebserregenden Wirkung des Nitrats oder seiner Produkte ist innerhalb der gezogenen Stichprobe nach 1991 nie wieder die Rede. Eine Warnung vor nitrathaltigem Rucola reicht 2004 schon als Nachricht, der Hinweis auf krebserregende Wirkung dient wohl eher zu Auffrischung des Wissens über die

---

<sup>59</sup> Eine ebenso symbolisch zu sehende Zäsur bilden die Diskussionen, die gegen Ende des Untersuchungszeitraums geführt werden: Was kann man überhaupt noch essen?

Reaktionskette Nitrat-Nitrit-Nitrosamine (vgl. u. a. Bundesinstitut für Risikobewertung 2004). Und ähnlich wie bei den roten Gummibärchen kreischen diesmal Grillkumpen: „Du kannst doch nichts Geräuchertes auf den Rost legen! Weißt du nicht, dass da Nitrosamine entstehen?“

Die zweite Welle findet eine Entsprechung im Abschnitt über Verunreinigungen durch Umweltverschmutzung (vgl. Abschnitt 5.4.2). Die Jahre 1982 bis 1993 stehen im Zeichen von Dioxin, chlorierten Wasserstoffen und ähnlichen Chemikalien. In zwanzig Artikeln aus dem genannten Zeitraum der Stichprobe wird die krebserregende Wirkung von Chlornitrobenzol (198243014), Bromessigsäure (198531068), Chlorierten Kohlenwasserstoffen (198539113, 198543131, 199101052), Perchlorethylen (198731059, 198813112, 198815067), Dioxin (198647138, 199015075, 199037104, 199049067, 199113272, 199131102) und sonstigen Umweltgiften (198649032, 198701022, 198909067, 199243171) betont. Diese Stoffe seien unter anderem in Trinkwasser, Wein, Wild, gelagerten Lebensmitteln, Olivenöl und Äckern zu finden. Ähnlich wie bei der Radioaktivität (ebenfalls mit Krebs in Verbindung gebracht, vgl. 198703078) entsteht der Eindruck, es handele sich bei Umweltgiften um eine unausweichliche Gesundheitsgefahr und alle säßen in einem Boot. Lediglich als besonders belastet identifizierte Lebensmittel könne man vermeiden.

Zwischen 1993 und 2001 wird es ruhiger um den Krebs auf dem Teller. 1994 und 1998 tauchen noch vereinzelt die unterschiedlichsten Krebsauslöser auf: Industriechemikalien (199423965, 199833133), Cadmium (199421987), Pestizid Lindan und E605 (199425124, 199805018) und erstmals in der Klassifikation „karzinogene Wirkung nicht ganz auszuschließen“ gentechnisch veränderte Pflanzen (199407158). In den Jahren 1999 und 2000 machen Hormone im Fleisch erneut von sich reden. Ihre vermutlich krebserregende Wirkung wurde bereits 1982 und 1989 genannt (Östrogen: 198203076, Östrogen und Dienestrol: 198935082). Anders als im Bericht 1999 (199919234) gibt es 2000 keine neuen Ergebnisse zu vermelden; die Artikel bilden eher den Auftakt zu den im 21. Jahrhundert verstärkt geführten Debatten um „Frankenfood aus dem Labor“ (200049312, vgl. auch 200011072).

Die dritte auffällige Häufung von Artikeln über krebserregende Stoffe in Lebensmitteln beginnt 2002 mit einem Interview mit WHO-Ernährungsexperten Jørgen Schlundt über Acrylamid in Chips und Pommes (200227128), offenbar liegt die Ausgabe mit der ersten Meldung über diese neue Entdeckung außerhalb der Stichprobe. Das Ausmaß der Gefahr, der wir uns durch Acrylamid in den Speisen aussetzen, wird über den Vergleich mit jenem Stoff eingeführt, der beim Grillen von Fleisch entsteht. Zur Illustration bedient man sich eines Sachverhaltes, den bereits jedermann kennt: krebserregender Nitrosamine, ohne dass diese namentlich genannt werden. Dies bestätigt die These, dass Kausalwissen 1 durch wiederholtes Einstreuen in die Öffentlichkeit sich zu Kausalwissen 2 festigt. Hier wird betont, dass bei Acrylamid eine genveränderte Wirkung im Tierversuch nachgewiesen wurde. Daraus



zieht der Experte den Schluss, dass der Stoff beim Menschen Krebs erzeugen könne. Fast alle Nennungen von Erbgutschädigung werden, nebenbei bemerkt, zusammen mit einer krebsauslösenden Wirkung genannt. Die Stichprobe enthält zwischen 2002 und 2005 sechs Artikel zu Acrylamid, dessen Vorkommen und Wirkung (200227128, 200301118, 200427018, 200449018, 200523020, 200541021). Die Entdeckung von Acrylamid stellt gewissermaßen einen „Zufallsfund“ dar. Hier gibt es zunächst keinen Grund für Schuldzuweisungen. Dieser Stoff entstehe bei ganz normalen Verarbeitungsschritten, wie man sie auch zu Hause beim Backen, Braten und Frittieren durchgeföhrt. Ab dem Zeitpunkt des Bekanntwerdens dieser Zusammenhänge stehen die Hersteller vorproduzierter Lebensmittel in der Verantwortung. Nur für eine kurze Zeit kam die Acrylamidbelastung über uns wie höhere Gewalt. Der Acrylamid-Fund war wie prädestiniert für den ersten Auftritt von *Foodwatch*. Ohne dessen Publicity auf der Basis von veröffentlichten Acrylamidwerten in Produkten über Jahre hinweg, wäre das Thema Acrylamid vermutlich bald in die *Spiegel*-Archive verschwunden und die Organisation längst nicht so bekannt.

### **3.3.1.2 Herz-Kreislauf-Erkrankungen**

Herz-Kreislauf-Erkrankungen sind über den Berichtszeitraum weit nicht so bedeutend wie Krebserkrankungen. Sie bestechen dennoch durch ihre Monothematik: Das Risiko durch Arteriosklerose einer höheren Infarkt Wahrscheinlichkeit ausgesetzt zu sein, liegt den Berichten zufolge in der individuellen Verantwortung. Diesmal gilt nicht das als schädlich, was den Lebensmitteln zugesetzt wurde oder bei der Verarbeitung entsteht. Es seien die Nahrungsmittel selbst, so sie unbedacht ausgewählt sind. Und die schädigende Wirkung hänge offenbar mit der Zufuhr von Fett zusammen (Lipid-Theorie). Der Konsument habe es in der Hand, so der Tenor aller Artikel, wenn auch über das Was und das Wie viel Uneinigkeit herrscht. Auf diesem Stand ist die Öffentlichkeit offenbar bereits 1975, denn darauf bauen die vom *Spiegel* im Weiteren zitierten Studien und Experten auf.

Wo der Verbraucher mit Bedacht, weil – vielleicht vermeintlich – gut informiert, eine Wahl trifft, ist er empfänglich für Reklame, die sich mit Fakten munitioniert. So kommt es, dass in der Berichterstattung des *Spiegel* immer wieder zwei Lager genannt werden: Die Lipid-Theorie-Anhänger im Verein mit der Margarineindustrie und ihre skeptischen Gegner.

#### *Gutes Cholesterin – Böses Cholesterin (1978-1986)*

Ende der Siebziger weist die *Spiegel*-Stichprobe vereinzelte Artikel zu Herz-Kreislauf-Erkrankungen auf. Die Berichte stellen ein neues „Kunstbratfett“, hergestellt aus Saccharose-Polyester, das jene Cholesterin-Fractionen reduzieren soll, die für Arteriosklerose verantwortlich gemacht werden (197849278). Die Zusammenhänge von Cholesterin und Arterienverkalkung werden hier als bekannt aufgegriffen. Zentral ist eine Reportage aus dem Jahr 1979, die dem „Schurken im Drama Herztod“ auf den Fersen ist – ganz im Stil des

*Spiegel* der achtziger Jahre auf zehn Seiten mit der üblichen Wiederholung der Textstruktur nach etwa der Hälfte. Sie berichtet von einem Paradigmenwechsel und seiner Not, altes Kausalwissen 2 abzulösen. Diese Episode eignet sich hervorragend als Fallbeispiel für Transformation und Kurzlebigkeit von Kausalwissen bezüglich Lebensmittel:

„Butter verkürzt die Lebenserwartung“. Damit zitiert *Der Spiegel* 1979 eine Fachzeitschrift und fasst zugleich knapp zusammen, was sich im Volk als Kausalwissen 2 etabliert hat. Doch dass die Bundesärztekammer nun auf einmal Margarine empfiehlt, ist dem *Spiegel* nicht geheuer. Eine Verschwörung witternd nimmt er dies zum Anlass, den Grabenkampf in Sachen Cholesterin näher auszuführen. Die Lipid-Theorie herrsche laut *Spiegel* 1979 bereits seit 20 Jahren im „Volks glauben“ vor. Demnach sei ein bestimmtes Lipid, nämlich Cholesterin, jener „Schurke“ und daher zu vermeiden. Mit dieser wissenschaftlichen Hypothese hätten sich die Werbetreibenden der Margarineindustrie verheiratet und so zur Popularität des Paradigmas beigetragen, referiert *Der Spiegel* weiter. Hartnäckig halte dieses Bündnis der neueren Forschung stand, die das Magazin nun zum Gegenangriff anführt: Cholesterin habe seine guten und schlechten Seiten. Die Unterscheidung des schädlichen LDL (Low-Density-Lipoprotein) und des der Gesundheit sogar zuträglichen HDL (High-Density-Lipoprotein) tritt in jener Zeit den Weg an, sich in Kausalwissen 2 zu wandeln. Noch der Ernährungsbericht 1976 kennt nur einen Typ Cholesterins. Die Reportage stellt das Feld der Lipid-Gegner als sehr heterogen dar. Anstelle der Fettzufuhr, die eben nun mal durch den steigenden Wohlstand vermutlich eher zufällig mit der Zahl der Herzinfarkt-toten steige, führten sie die unterschiedlichsten möglichen Ursachen an: Stress, Bewegungsmangel, Überernährung, Zigarettenkonsum, Bluthochdruck, weiches Trinkwasser, gestörter Mineralhaushalt und vieles mehr, bis hin zu Zucker. Die Begründung für die Popularität der Lipid-Theorie sieht der Autor in der Einfachheit, Butter durch Margarine zu ersetzen, und in der Schwierigkeit, anderen Risikofaktoren wie dem Rauchen abzuschwören (197917038).

Kurz gewarnt wird vor salzhaltigem Mineralwasser, das für an Bluthochdruck oder Herzinsuffizienz Leidende riskant sein kann (198041281).

Auf der Datenbasis der *Spiegel*-Stichprobe ist es schwer zu sagen, ob die Butter mit Unterstützung der Butter- und Margarinehersteller rehabilitiert wurde, oder ob letztere mit ihren Produktinnovationen den Verbrauchern gefolgt sind, die sich allmählich wieder der Butter zuwendeten. 1986 habe zumindest derselbe Konzern, der mit dem Slogan „Dem Herzen zuliebe weniger Butter“ für seine Margarine warb, eine Halbfettbutter eingeführt. Nur den halben Fettgehalt habe sie nicht um etwaige Gefäßkrankheiten abzuwenden, sondern diesmal um der schlanken Linie willen (198637084).

*Der Kunde ist König (1986-1993)*

Offenbar eignet sich das Thema „gutes Cholesterin, böses Cholesterin“ nicht dazu, regelmäßig aufgewärmt zu werden. Bei Nitratgehalt in Gemüse oder anderen Umweltgiften

ist das anders, sie appellieren auch an die „Anderen“, das System, die schlampigen Kontrolleure etc., nicht an den Konsumenten, der in diesem Fall Leser und Kunde in Personalunion ist. Wer will schon ständig auf den Balken im eigenen Auge hingewiesen werden? So lässt sich erklären, dass die folgenden Artikel über den Zusammenhang von Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Ernährung mit einer Ausnahme (200525070) ausschließlich ganz neue Erkenntnisse behandeln, betreffen sie nun Risikofaktoren oder Resilienzfaktoren. Zum einen habe sich 1992 in einer Studie herausgestellt, dass Eisen eine „zentrale Rolle“ bei Herzinfarkt spiele und dabei sogar Cholesterin und Bluthochdruck aussteche (199239260). Eine Revision der Cholesterintheorie zeige zum anderen, dass auch der Cholesterintyp HDL nicht vollständig heilig gesprochen werden könne. Seine Wirkung hänge wiederum vom Verhältnis bestimmter Bausteine ab (199331157).

#### *Good News (1993-1995)*

Mit ein paar guten Nachrichten kann *Der Spiegel* zwischen 1993 und 1995 aufwarten. So habe man phenolische Verbindungen im Rotwein als Infarktbremse (199339248) entdeckt und Pektinen (in Zitrusfrüchten enthalten) eine vorbeugende Wirkung zuerkannt (199417221). Eine Studie von 1994 lege die Vermutung nahe, dass Menschen über 70 keinen Gedanken an erhöhte Cholesterinwerte zu verschwenden brauchen, sie verfügten offenbar über Schutzfaktoren, die sie so lange am Leben erhalten haben (199445218). Auch Fisch bleibt mit den schützenden Omega-3-Fettsäuren ein Star am Ernährungshimmel. Er sei aber durch eine Studie in Finnland ins Wanken gebracht worden, die gezeigt haben soll, dass ein Teil der Bevölkerung im finnischen Osten trotz ungewöhnlich hohen Fischkonsums eine der größten Herzinfarkttraten der Welt aufweise. Die Erklärung habe man schließlich darin gesehen, dass der dort übliche Süßwasserfisch arm an Omega-3-Fettsäuren ist und zudem stark quecksilberbelastet war (199509168). Die prophylaktische Wirkung der Omega-3-Fettsäuren wird auch 2000 en passant wieder hervorgehoben (200039263).

#### *Leben mit Herz-Kreislauf-Erkrankungen (1996-2005)*

In der medialen Hauptphase von BSE 1996 nimmt *Der Spiegel* die wachsende Gruppe der Vegetarier in den Blick. Als Grund für den Fleischverzicht werde auch die Vorbeugung eines Herzinfarkts genannt (199613031). Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Arteriosklerose seien demnach als allgemeines Risiko latent präsent und würden bereits bei zu fett ernährten Schulkindern festgestellt, wie man nach einer Studie über den Gesundheitszustand Hamburger Kinder mit Bestürzung erkannt habe (199649221). Wer glaubt, mit Appetitzüglern gleichzeitig die Fett- und Cholesterinzufuhr senken zu können und damit etwas für die Gesundheit zu tun, irre laut einer Studie aus Minneapolis, die 1998 zeige, dass zwei häufig verwendete Appetitzügler die Herzklappen schädigen können (199839253). Ein weiterer Irrtum ist eher wissenschaftlicher Natur: Vor langer Zeit schon sei Salz als wichtiger Blutdrucktreiber erkannt worden. Der Verzicht darauf treibe den Blutdruck aber

zwischenzeitlichen Erkenntnissen eher in die Höhe (200049312). Fast kopfschüttelnd über die kollektive Naivität, greift der Artikel die langjährige Anhängerschaft der Lipid-Theorie auf.

Erst 2005 kommt in der Stichprobe die Sprache wieder auf das Herz und den Kreislauf: Zum fünfzigsten Geburtstag von *McDonald's* und kurz nach dem Kinoerfolg von Spurlocks „Super Size Me“ widmet sich *Der Spiegel* dem Fastfood und der Gefahr durch *Big Mac* und Co. Kläger gegen *McDonald's* wollten Beweise führen, dass Fastfood zu Fettleibigkeit, Diabetes, Bluthochdruck, Herzschwäche und hohe Cholesterinwerte führe (200515078).<sup>60</sup>

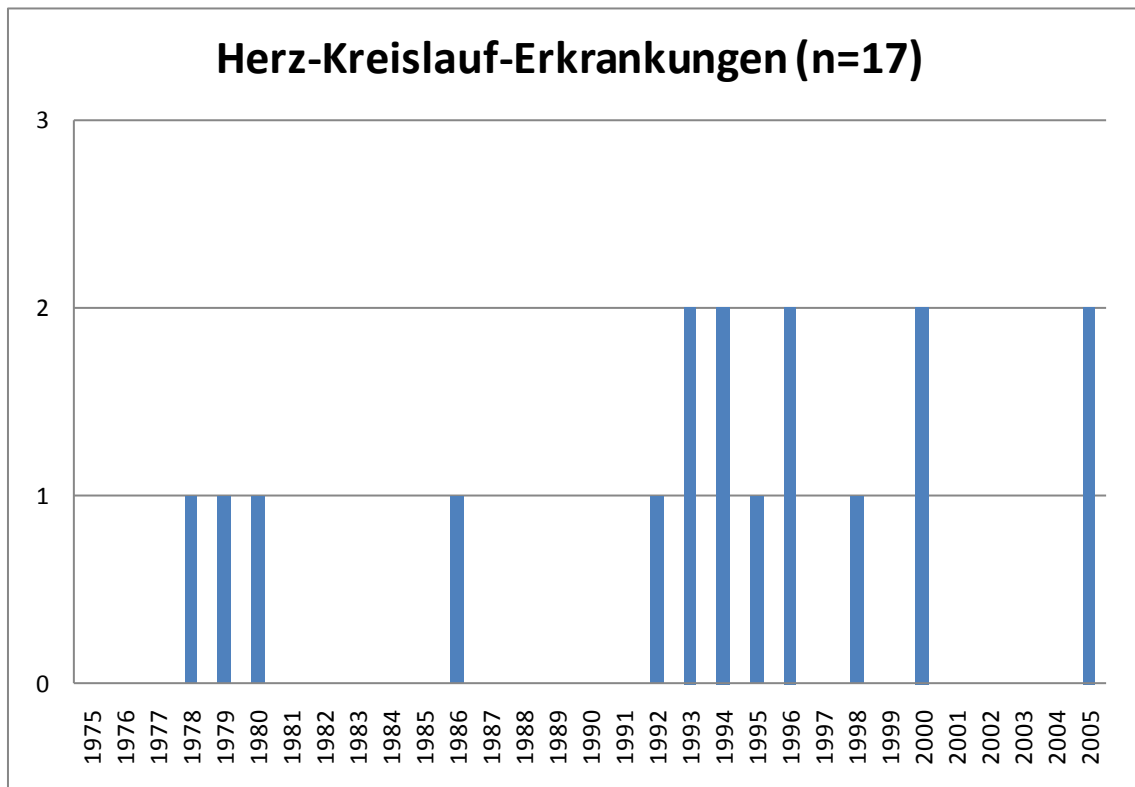


Abbildung 3.3-4: Übersicht über die Anzahl der Codierungen *Herz-Kreislauf-Erkrankungen* im Zeitverlauf

<sup>60</sup> In dieser Debatte kreuzen sich Moral nach innen und Moral nach außen. Es ist der Versuch des individualisierten Essers, der vor allem wählender Konsument ist, sich aus jener Verantwortung zu stehlen, in die er wiederum von außen hineingedrängt wird. Hier geht es um selbstgewählte Grenzen der Freiheit.

### **3.3.1.3 Sonstige Erkrankungen und Symptome**

#### *Schwermetallvergiftungen und Pestizidrückstände*

Es ist plausibel, dass sich in der Zeit zwischen 1981 und 1986 zusammen mit den Berichten über schwermetallbelastetes Trinkwasser auch die Nennungen von Schäden häufen, die diese Stoffe im Körper anrichten können. Ein Artikel berichtet bereits 1976 von hohen Cadmium-Werten in Champignons und Blei in Petersilie mit dem Verweis auf Japan, wo die cadmiuminduzierte Itai-Itai-Krankheit mehrere hundert Menschenleben kostete (197643258). Die genannten Texte der achtziger Jahre behandeln die Belastung von Nahrung, Luft und Wasser und führen eine Vielzahl möglicher Folgen der Aufnahme von vor allem Quecksilber und seinen Verbindungen für Leib und Seele an: Gehirnlähmung und mehrfache Behinderung bei Babys, Erbschädigungen, Kopfschmerzen, Zahnfleischentzündungen, Sprach- und Konzentrationsstörungen, Übelkeit, Schwindelgefühle, Schlaflosigkeit, Haarausfall, Kontaktscheu, Nervosität, Schläfrigkeit, Nieren- und Leberschäden, „Idiotie“ und Störungen des Immunsystems bis hin zum Versteifen der Gelenke im Endstadium (198135062, 198543131, 198647138). Cadmium werde mit Nierenversagen, Bluthochdruck und Lungenemphysem in Verbindung gebracht (198141287), Bleikontakt in der Kindheit mit Verhaltensstörungen und Intelligenzminderung sowie Lernleistungsstörungen (198143103, 198513246). Auch Schäden an der Leber, am Nervensystem und Missbildungen ließen sich laut *Spiegel* (198211086) auf Schwermetalle und Insektengift zurückführen. Die schädliche Wirkung von Sulfat (198323047) wird ebenso betont.

Die pathogene Wirkung von Schwermetallen bleibt über den Untersuchungszeitraum hinweg unumstritten, wie die Berichte über die Quecksilberverseuchung einiger Teile der Stadt Fürth (199249081) und über Fleisch von mit Klärschlamm gefütterten Tieren (200011072) zeigen.

#### *Infektionen*

Dass man sich durch den Verzehr von Lebensmitteln gefährliche Infektionen einfangen kann ist – neben von vornherein giftigen Pflanzen – eine der ältesten Gefahren der täglichen Ernährung des Menschen. Gleichzeitig zählt es zu den ehrgeizigsten Bestrebungen und bedeutendsten Errungenschaften der Moderne, Lebensmittel so lange wie möglich vor dem Befall durch Bakterien und Pilze zu schützen. Hin und wieder berichtet *Der Spiegel* dennoch von Fällen bakterieller Durchseuchung von Nahrungsmitteln, die in unseren Breiten wie ein Relikt aus vergangenen Zeiten anmuten. Sind wir nicht längst darüber hinweg? Krankheitserreger in von Feinschmeckern wiederentdeckter Rohmilch könnten beispielsweise zu Brucellose, Tuberculose und schwer zu stoppenden Durchfällen führen, so das Magazin (198447282).

Hier finden wir ein Zeichen von Moral nach innen: *Selbst Schuld, wenn ihr aus Genäsbigkeit den Segnungen der Pasteurisierung entsagt*. Anders verhält es sich mit Salmonellen, die gerade durch

moderne Technologien der Lebensmittelherstellung ab der Mitte der achtziger Jahre vermehrt auftauchen. Moral nach außen ist hier das Stichwort. Man meint zu hören: *So weit hat uns die Industrie gebracht*. Die Empfehlung, mit der Gefahr müsse man nun eben leben und Vorsicht walten lassen, mutet fatalistisch an (198637130). Eine Salmonelleninfektion gehe einher mit hohem Fieber, Schüttelfrost, Erbrechen, schwerem Durchfall und gefährlichem Flüssigkeitsverlust sowie in schlimmen Fällen Nierenversagen oder Kreislaufschwäche (198637127, 199101061). Im Jahr 1988 habe man 60 Todesfälle durch Salmonelleninfektion gezählt (199101061).

Ist die Salmonellengefahr zwar nicht überstanden, so ist sie offenbar nach Beginn der neunziger Jahre keiner Rede mehr wert.<sup>61</sup> Man lebt eben damit und der *Generation Golf* wurde in der häuslichen Küche eingeschärft, das künftige Grillhähnchen, das zum Auftauen in der Schüssel liegt, bloß nicht anzufassen und keine rohen Eier zu essen. Nachrichtentauglich ist erst wieder das Auftreten des vorher unbekanntes Eech-Keims. Er ist dem *Spiegel* zufolge vermutlich ein paar Jahrzehnte früher „per Gentransfer aus harmlosen Colibakterien“ entstanden und die Ursache für Hus, das hämolytisch-urämische Syndrom. Diese Krankheit könne tödlich sein und äußere sich in Blutdurchfällen, der Zerstörung roter Blutkörperchen, Lethargie, Hirnstörungen und epilepsieähnlichen Anfällen (199737051, 199741020, 200049330). Zusammen mit der Warnung vor rohem Hackfleisch, das aufgrund einiger Stämme des Coli-Bakteriums Lebensmittelvergiftungen auslösen könne (199839253), nährt Eech die Vorsicht gegenüber unpasteurisierter Milch und Fleischprodukten.

#### *Allergien und Gentechnikfolgen*

Auf Lebensmittelallergien macht *Der Spiegel* bezogen auf die Stichprobe erst in den neunziger Jahren aufmerksam. 1990 berichtet das Magazin von der Arznei Amoxicillin, die in der Tiermast eingesetzt wird und Juckreiz und Allergien auslösen kann (199047290). Das große Thema, beginnend 1994, ist aber Gentechnik. Vor allem zwei Argumente werden aus Gesundheitsperspektive von Gentechnikgegnern angeführt: Zum einen sprechen sie von der nicht auszuschließenden Gefahr, dass durch die Aufnahme des in der veränderten Pflanze eingefügten Antibiotikaresistenz-Gens Keime im Körper ebenfalls immun gegen Penizillin und andere Gegenmittel werden. Eine sonst harmlose und schnell zu behandelnde Infektion könne dann tödlich enden (198705184, 199607160, 199715210).<sup>62</sup> Zum anderen stehe zu befürchten, dass Allergiker nun auch auf Lebensmittel reagierten, denen lediglich ein Gen der für sie unverträglichen Pflanze eingepflanzt wurde (199407158, 199607160, 199715210). Ein weiteres Kontra ist die laut *Spiegel* kaum gestützte Befürchtung, die modifizierten Pflanzen

---

<sup>61</sup> Lediglich ein Hintergrundbericht über den Zustand unserer Lebensmittel greift im Jahr 2000 en passant die Salmonellengefahr auf (200049312).

<sup>62</sup> Von derselben Gefahr schreibt *Der Spiegel* im Zuge von Arzneimittlrückständen im Grund- und Trinkwasser (199907218) und im Fleisch (200049312, 200105030).

könnten unbekannte Giftstoffe bilden (199715210, 199949232) oder der Einbau positiv wirksamer Stoffe andere gesunde Inhaltsstoffe verdrängen (200137225).

Weitere Allergieauslöser, die *Der Spiegel* nennt, sind: Keime, die Geflügelfarmen entweichen und Toxine freisetzen (199939100), Antioxidantien, Konservierungsstoffe und den Lebensmitteln zugesetzte Enzyme, die Chemikalien ersetzen (200049312, 200049330) sowie Histamin, das in verdorbenem Fisch enthalten sein könne, der durch die Zugabe von Kohlenmonoxid weiterhin frisch aussieht (200505018).

#### *Vergiftungserscheinungen und heterogene Folgeschäden*

Auf *Mangelercheinungen* zurückzuführende Krankheiten werden vereinzelt immer wieder genannt. Vitamin-B12-Mangel bei einem Säugling könne zu Anämie, zurückgebliebenem Kopfwachstum und Hirnstromveränderungen führen. Im berichteten Fall sei das Baby neun Monate lang von seiner Mutter gestillt worden, die „strenge Vegetarierin“ ist (laut der Umschreibung sogar *vegan* lebt) (198751199, auch 199613031). Am Ende der achtziger Jahre hoch im Kurs stehendes Fasten oder Heilfasten ziehe, so die zitierten Kritiker, den Körper stark in Mitleidenschaft: Muskelschäden, Verschiebung des Elektrolyte-Gleichgewichts, Veränderung der Nierenfunktion, Ausbleiben der Periode, niedriger Blutdruck seien nur einige der zahlreich lauenden Gefahren (198811072). Auch die Haysche Trennkost werde als Scharlatanerie abgetan, während der Ernährungsplan an sich akzeptabel schein, da er sehr ballaststoffreich sei (199131178) 1995 berichtet *Der Spiegel* über die Vorbehalte bei der Bundeswehr, in der Kantine ein vegetarisches Gericht zur Wahl zu stellen. Die Begründung habe zu der Zeit noch gelautet: Durch Fleischverzicht fehlende Aminosäuren, Vitamine und Eiweiß minderten die Leistung der Rekruten und seien schädlich für deren Gesundheit (199501058). 1996 erinnert *Der Spiegel* an den noch immer herrschenden Jodmangel in Deutschland. In China habe eine solche Unterversorgung die Ausbreitung des Kretinismus, eine Form der geistigen Behinderung, verschuldet (199625176).

Den in Lebensmitteln erhaltenen *Umweltgiften*, die vor allem in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre diskutiert wurden, würden außer Krebsförderung (vgl. Abschnitt 5.3.1.1) die unterschiedlichsten Wirkungen auf die Gesundheit zugeschrieben: Perchlorethylen wie auch das Pestizid Lindan schädigten Nerven, Leber und Nieren (Per: 198731159, 198813112, Lindan: 199415094), Dioxin das Immun- und Nervensystem (199037104). Bei Kindern führe Dioxinbelastung offenbar außerdem zu Schwellungen der Mandeln und Lymphknoten, Veränderungen der Schilddrüse und des Wachstums (199049067).

Synthetische Östrogene und andere Masthormone beeinflussten über den *Fleischverzehr* laut Berichten aus 1989 und 1999 den menschlichen Hormonhaushalt. Dies könne Entzugsblutungen (198935128) und vorgezogene Pubertät (1999019234) verursachen. Rückstände einer bestimmten Form von Antibiotika habe man in Hühnchen und Shrimps

aus Vietnam, Thailand und Burma entdeckt, die zu lebensbedrohlichen Blutungen führen könne (200213153).

Eine Vielzahl von Gefahren, die dem *Spiegel* zufolge in Lebensmitteln lauerten, lassen sich *keiner Thematik* größerer Aufmerksamkeit zuordnen. So findet sich eine Meldung darüber, dass „mikrokristalline Zellulose“, enthalten in Schlankheitskost, die Darmwand durchdringen und zu Embolien führen könnten (197625152). Vorsicht geboten sei auch beim Verzehr falsch zubereiteten Kugelfischs (Fugu). 1994 berichtet *Der Spiegel* von etwa 80 Fugu-Toten in Japan. Dem Tod würden Halluzinationen und Nervenlähmung voraus gehen (198415151). Dass die Nutzung von Mikrowellengeräten von „Verbrennungen“ bis zu „Impotenz“ alles Mögliche auslösen könne, tut das Magazin als Legenden ab, die bislang den breiten Absatz der Geräte in Deutschland verhindert hätten (198503064). Diethylenglykol im Wein löse bereits in kleinen Mengen von einem zehntel Gramm pro Liter Durchfall, Erbrechen, Krämpfe und Schwindel aus und könne die Leber, die Nieren und das Gehirn schädigen (198529017, 198531068, 200049312). Ähnliche Symptome zeigten sich als Langzeitwirkung von aufgenommenen chlorierten Kohlenwasserstoffen (198539113). Gepanschtes Öl, das in den Achtzigern vor allem in Spanien Furore macht, löse das sogenannte toxische Ölsyndrom aus, bestehend aus Fieber, Lungenentzündung, Zahn- und Haarausfall, Lähmungen, Abmagerung, Krämpfen und Verkrüppelungen (198711165). Der Verzehr von zum Zwecke der Konservierung bestrahlter Nahrung könne zu Blutbildveränderungen führen (199213244). Der Konservierungsstoff Methylbromid (beispielsweise als Rückstände auf Obst) falle durch seine nervenschädigende Wirkung auf (199425124). Von Fuselöl und Methylalkohol in türkischen Raki, die Erblindung oder gar den Tod zur Folge haben können (199533080), warnt *Der Spiegel* ebenso wie vor Olestra, einem Fettersatz, der für Unterleibskrämpfe, Durchfall und Verhinderung von Nährstoffaufnahme verantwortlich gemacht werde (199605143). Zuviel Lakritz führe aufgrund des Inhaltsstoffs Glycyrrhizin zu Mattigkeit, Kopfschmerzen, Übelkeit und Schwindel, Ohrgeräuschen, teils extremem Bluthochdruck sowie niedrigem Kaliumspiegel (199827150). Kunststoffabsonderungen in Dichtungen von Wassersprudlern (200101018) sollen Nerven schädigen beziehungsweise die von Babyflaschen abgesonderten Stoffe den Hormonhaushalt verändern (200517162). Das in Pommes, Chips und Gebäck entdeckte Acrylamid sei nicht nur als krebserregend eingestuft, sondern löse im Tierversuch ebenfalls Nervenschädigungen aus (200227128). Die in denselben Lebensmitteln sowie Babynahrung gefundene Aminosäure Lysin beeinflusse Entzündungsprozesse und stehe im Zusammenhang mit Diabetes und Nierenfunktionsstörungen (200241209). Gewarnt werde zudem vor dem Geschmacksverstärker und Nervengift Glutamat (200525070).



### 3.3.1.4 Ernährungsphysiologische Aufklärung und Empfehlungen

Wenn beschrieben wird, dass der Verzehr bestimmter Lebensmittel aus den unterschiedlichsten Gründen ungesund sein kann, ist damit implizit gesagt, was man besser sein lässt – so einem die eigene Gesundheit lieb ist. Dies ist die Risikoseite der physisch-instrumentellen Dimension und ihrer Wissenskomponente. Es gibt aber auch eine proaktive Seite, nämlich jene Empfehlungen, die auf der Basis von Wissenschaft und Forschung Regeln für eine gesunde Ernährung aufstellen. Hinweise auf Risiken und proaktive Leitlinien sind zwei Seiten ein- und derselben Medaille, wie sich an den Ausführungen zu Herz-Kreislauf-Erkrankungen oder Krankheiten, die von Mangelerscheinungen herrühren, gut sehen lässt. Der Teufel steckt hier nicht in Fremdstoffen, die in Lebensmitteln an sich nichts zu suchen haben (Dioxin etc.), sondern in der Auswahl der Lebensmittel, den eigenen Ernährungsgewohnheiten.

*Der Spiegel* berichtet hin und wieder über Erkenntnisse oder konkrete Empfehlungen von Ökotrophologen. Sie konzentrieren sich zwischen 1977 und 1981 auf die Rehabilitation der Muttermilch. Die langjährige Warnung vor Pestizidrückständen, allen voran DDT, in der natürlichen Säuglingsnahrung ließ Stillen zu Beginn der siebziger Jahre zur exotischen Praxis werden.<sup>63</sup> *Der Spiegel* meldet 1977, dass Muttermilch gesund sei und nennt die zwischen 1965 und 1975 verzeichnete Abnahme des Anteils der gestillten Kinder von 81 auf 53 Prozent einen „Irrweg“ (197751216). Das zeige eine „Flut wissenschaftlicher Erkenntnisse“. Später wird erläutert, dass Muttermilch nicht nur wichtige Wachstums- und Immunstoffe enthalte (197851201) sondern auch relativ große Mengen an beruhigendem Morphin (198143278). Im Jahr 1983 sei der „Streit um Muttermilch beigelegt“. Die Zusammensetzung des Sekrets erscheint optimal mit einem geringen Gehalt an Eiweiß und Mineralien aber mit vielen ungesättigten Fettsäuren (198337210). Dazwischen liegen auch im *Spiegel* Medienberichte über die umstrittene Werbepaxis von *Nestlé* für Babynahrung in Ländern, denen es an sauberem Trinkwasser für die keimfreie Zubereitung fehlt. Es ist die Rede von einer Million Todesfällen jährlich unter Säuglingen in Entwicklungsländern, die darauf zurückzuführen seien (197943278, 198123150).

---

<sup>63</sup> „Da man davon ausgehen kann, daß die Stillpraxis einer Frau nicht so sehr von ihrem eigenen Alter, sondern vielmehr von der gängigen bzw. empfohlenen Stillpraxis des Zeitraumes, in dem sie ihr Kind stillt, bestimmt wird, wurde statt einer Darstellung abhängig vom Geburtsjahr der Mutter eine Darstellung abhängig vom Jahr, in dem das Kind geboren wurde, gewählt (...). In diesen Darstellungen zeigt sich überraschenderweise in Potsdam und Heidelberg trotz des unterschiedlichen gesellschaftlichen Hintergrundes ein ganz ähnlicher Verlauf. Auch der beim Anteil gestillter Kinder besonders deutliche Knick Anfang bis Mitte der 70er Jahre ist in beiden Kohorten gleichermaßen zu sehen. Daher läßt sich dieser Knick wahrscheinlich nicht mit gesellschaftlichen Veränderungen erklären, sondern die in dieser Zeit aufkommende Diskussion um Schadstoffbelastungen (z. B. DDT) der Muttermilch könnte eine Erklärung dafür bieten.“ (Wallau 2003:Ziterabschnitt 51)

### *Ausbreitung der modernen Naturkostbewegung*

Andere Ernährungsgebote möchten den Trend zu immer weniger rohfaserhaltiger Nahrung umkehren (Rohfaser sei wichtig für Stoffwechsel und Magen-Darm-Funktion; 197647247) und den Zuckerkonsum vor allem von Schulkindern gesenkt wissen (197649246, 197839129, 198635092). Ende der Siebziger ist auch die Zeit, in der die moderne Naturkostbewegung begann, sich zu etablieren und es deutschlandweit etwa 150 Naturkostläden gab (Walter 2004).

### *Leben mit Bioprodukten*

Im Blick auf die Biolebensmittel finden sich in der zweiten Hälfte der Achtziger Pros und Kontras. So weist *Der Spiegel* darauf hin, dass auch Biokost verseucht sein könne, und berichtet aber auch davon, dass Studien, die keinen Unterschied zwischen biologisch und konventionell hergestellten Lebensmittel finden, tendenziöse Forschungsdesigns zu Grunde lägen (198411087). 1987 zitiert das Magazin eine Studie, die belege, dass Bio-Produkte besser und bekömmlicher seien. Es warnt aber auch vor Etikettenschwindel im wörtlichen und im übertragenen Sinn (198777059).

### *Länger leben im 21. Jahrhundert*

Auch die Tipps für gesunde Ernährung haben zu Beginn des 21. Jahrhunderts weniger das akute Wohlbefinden oder Mangelercheinungen im Blick, sondern die Aussicht auf ein möglichst langes und gesundes Leben. Um ein solches zu erreichen, solle man sich an traditionelle mediterrane Kost halten, so eine Gruppe griechischer und amerikanischer Forscher, die *Der Spiegel* zitiert. Das bedeute, täglich Früchte, Gemüse, Nüsse und Getreide zu verzehren; als Fett nur Olivenöl; Eier, Fisch, Geflügel und Süßes nur einmal in der Woche; rotes Fleisch seltener (200329113). Im selben Jahr führt das Magazin eine Studie aus Kanada an, der zufolge Gemüse, Nüsse und Obst den Cholesterinspiegel auf natürliche Weise senken könnten (200331127).

Eine mögliche Zusammenfassung dieses Teilabschnitts liefert *Der Spiegel* 2005 selbst. Dieser Bericht versammelt die verschiedensten Blickwinkel auf Essen und Ernährung und ist symptomatisch für die Diskussion, die in den Jahren 2006 und 2007 noch kommen soll: Was können wir noch essen? Wie gehen wir mit unserer Nahrung um (vgl. Filme wie „We Feed the World“ 2005 und „Unser täglich Brot“ 2006)? Das Dossier des *Spiegel* (200525070), das den Titel „Frust statt Lust“ trägt, reagiert darauf, dass Diäten und Ernährungsempfehlungen voller Widersprüche seien und die Esser derart verwirrten, dass 64 Prozent von ihnen das heutige Essen für ungesünder hielten als jenes vor 100 Jahren. Angeführt werden Experten aus Psychologie, Soziologie und Ernährungswissenschaft, die allesamt einen Tenor anstimmen: *Entspann dich, Esser. Und genieße!* Jeder funktioniere anders; Ernährungstipps seien

Hokuspokus: der Appetit regele schon, was der Körper braucht; auf eine gesunde Ernährung fixiert zu sein, könne krank machen.

#### *Ernährungsphysiologisches Kuriositätenkabinett*

Eine wichtige Sparte des *Spiegel* ist das Außergewöhnliche. Eine Reihe solcher Berichte von Ernährungsexoten, Innovationen oder Forschungsergebnissen sind auch in der Stichprobe „bestaunenswert“. Zum Beispiel, dass in Japan essbares Papier entwickelt worden sei, von dem ein Stapel genüge, um einen Menschen sechs Monate am Leben zu halten (198333161), dass in Kantinen und Großküchen häufig „Formfleisch“ auf den Tisch komme (198407075) oder dass Gesundheitsbewusste wieder zu fettarmem und eiweißreichem Pferdefleisch greifen würden (198605084). Eine neue Theorie wolle 1987 die Entstehungsgeschichte des Bieres erhellen, und zwar mit der Vermutung, dass es durch Zufall bei der Zubereitung von Getreidesuppe entstanden sei und gute Laune verbreitet sowie kräftigend gewirkt habe (198723231). 1991 stellt *Der Spiegel* ein Kochbuch für Analphabeten vor, das deren ernährungsphysiologischen Informationsrückstand mindern soll (199106227). Forscher in Kanada hätten entdeckt, dass Licht (regt Vitamin D-Bildung an) und Käse (Kalziumzufuhr) vorbeugend gegen Karies wirkten (199123271).

Gleich zwei Wesenszüge sollen sich durch bewusste Wahl des Essens beeinflussen lassen: Aggression und die Neigung zur Depressivität. Zuviel Neutralfett (Triglyceride) enthemme und lasse Männer einer Studie zufolge aggressiv werden, während Vitamine, Mineralien und Folsäure im Experiment unter Strafgefangenen deren Gewaltbereitschaft gesenkt habe (200229055). Vermutlich aufgrund der Omega-3-Fettsäuren litten Menschen, die viel Fisch verzehren, seltener an Depressionen (200039263).

Portraits über exotische Zeitgenossen, die Insekten auf ihrem Speisezettel nicht mehr missen möchten, betonen den hohen Proteingehalt der Tiere (199347162, 199911115). In Neuseeland seien 2003 erstmals Kühe gezüchtet worden, die gesündere Milch geben (200305127). Außerdem wird von Schülern in USA berichtet, die am Schulkiosk nur noch über ein persönliches Konto einkaufen könnten und deren Eltern so kontrollieren könnten, womit ihre Sprösslinge den Hungern stillen (200541184). Eine Studie aus dem Jahr 2005 habe gezeigt, dass in Deutschland das Essen aus der Schulspeisung besser sei als ihr Ruf und oft gesünder als die Mittagsverpflegung zu Hause (200541184).

### **3.3.2 Handlungskomponente: Gesunde Ernährung**

Ernährungsphysiologische Aufklärung, die eine wichtige Facette der Wissenskomponente im praktischen Syllogismus bildet, fungiert zugleich als Leitlinie für die erste Art des proaktiven Handelns, „gesunde“ Ernährung. Das meint also Ernährung, die sich an den ernährungsphysiologischen Erkenntnissen orientiert. Das bedeutet, vor allem als für den

Körper wertvoll Erachtetes in ausreichenden Mengen zu sich zu nehmen, Schädliches zu meiden. Die langjährige Veränderung dieses Teils der Handlungskomponente lässt sich schwer aus den Artikeln des *Spiegel* herausdestillieren. Aber die Ernährungsberichte, die die Deutsche Gesellschaft für Ernährung im Vierjahresrhythmus herausgibt, geben darüber Auskunft. Sie liefern einen aus Stichprobenanalysen gewonnenen Status quo des Ernährungsstandes der Bevölkerung und beurteilen ihn anhand des jeweiligen Stands der Ernährungsphysiologie.

*Strebsamkeit und Reuetat: Functional Food, Fitness und Wellness*

Es sind vier Idealtypen von Konsumenten denkbar, denen die Orientierung an den Erkenntnissen der Ernährungsphysiologie nicht (ausreichend) dienlich ist.

*Die Zweihundertprozentigen.* Wem die nach wissenschaftlichen Erkenntnissen ausgewogene, gesunde Ernährung nicht ausreicht, oder wer die Empfehlungen für unvollständig hält, möchte noch mehr für seine Gesundheit tun und den Speisezettel aufmöbeln oder die Nahrungsmittel gleich mit jenen Substanzen anreichern, die die „gesunden“ Lebensmittel so wertvoll für Körper und Geist machen.

*Die Gewissens-Dealer oder die Reuetätigen.* Wer es nicht schafft, seine Ernährungsgewohnheiten so zu gestalten oder zu verändern, dass sie nach wissenschaftlichem Stand<sup>64</sup> *ideal* sind, obwohl er es eigentlich für richtig hält (ganz im Sinne des Konzepts der kognitiven Dissonanz von Festinger 1978), greift zu Nahrungsergänzungsmitteln, um sein schlechtes Gewissen zu beruhigen, beziehungsweise um möglicherweise angerichteten Schaden wieder gut zu machen (vgl. auch Pudal zit. n. 198651162, Hurrelmann zit. n. 200127192 und Angres et al. 2001: 47ff).

*Die Aussteiger und die Ernährungsagnostiker.* Wer die ernährungsphysiologische Forschung für partikular und unzureichend hält, weil er kein Vertrauen in naturwissenschaftlich gewonnene Erkenntnisse hat, wird gerade aus Protest zu anderen Mitteln greifen und sich an metaphysisch begründete Ernährungsweisen halten oder resigniert das Handtuch werfen, weil die Wissenschaft doch nur Widersprüchliches zu Tage fördere und als Handlungsorientierung nicht zu gebrauchen sei.

*Die Ignoranten.* Schließlich darf man nicht vergessen, dass ein vermutlich nicht unerheblicher Teil der Bevölkerung im Grunde isst, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und sich um gut gemeinte Ratschläge überhaupt nicht schert.

---

<sup>64</sup> *Den* Stand der Wissenschaft gibt es natürlich nicht, sondern es liegen immer mehrere wissenschaftlich bestätigte Varianten im Widerstreit. Gemeint ist hier jenes Kausalwissen 1, das es geschafft hat, oder auf bestem Weg dazu ist, sich im Kausalwissen 2 zu etablieren.

Für einen Markt von Nahrungsergänzungsmitteln oder auch *Functional Food* bzw. *Performance Nutrition*<sup>65</sup>, sind lediglich die ersten beiden Typen interessant. Die quantitative und qualitative Entwicklung dieser Produkte lässt also auf diese Gruppe von Interessenten schließen. Nach der Rekonstruktion, wie sich das Thema Functional Food in der Berichterstattung des *Spiegel* über die letzten dreißig Jahre entwickelt hat, skizziere ich kurz die Evolution der Thematik Fitness und Wellness soweit sie der Stichprobe zu entnehmen ist. Fitness und Wellness haben zwar erst auf den zweiten Blick etwas mit Lebensmitteln zu tun. Doch zum einen werden Lebensmittel mit dem Verweis auf den Erhalt der Fitness und der wohltuenden Wirkung für Körper und Seele beworben und zum anderen greifen Bemühungen, sich fit zu halten, ebenfalls instrumentell ein – in diesem Fall in die *Nahrungsverwertung*. Ein Schokoriegel ließe sich ja möglicherweise ebenso wegradeln wie der Verzehr einer Tüte Pommes durch einen Vitamindrink auszugleichen sein mag. In der Logik der Reuetätigen gehören Functional Food und Fitness daher ebenso eng zusammen wie in der Logik der Zweihundertprozentigen.

### **3.3.2.1 Functional Food**

Eine rechtswirksame Definition für Functional Food gibt es in Deutschland nicht. In der Literatur beruft man sich zur Standortbestimmung auf das japanische Ursprungskonzept des *Foshu* (Food for specific health use) (vgl. u.a. Angres et al. 2001), das lautet: „[V]erarbeitete Lebensmittel mit Zutaten, die in Ergänzung der ernährungsphysiologischen Eigenschaften spezifische Körperfunktionen anregen“ (Hayn et al. 2005:12). Außerdem zählen gemeinhin dazu keine Pillen oder Pulver, sondern ausschließlich reguläre Lebensmittel, also keine Nahrungsergänzungsmittel. Ähnliche Kriterien legt auch die amerikanische Definition an, die Angres et al. (2001:47) anführen: „Lebensmittel, bei denen die Zusammensetzung von Inhaltsstoffen mit dem Ziel verändert wurde, den Beitrag zu einer gesunden Ernährung zu verstärken.“

Für die Auswahl der *Spiegel*-Artikel aus der Stichprobe zum Thema Functional Food erweitere ich das o. g. Verständnis um die beiden Facetten Nahrungsergänzungsmittel und Light-Produkte. Nahrungsergänzungsmittel gehören in diese phänomenologisch generierte Kategorie, da Pillen und Pulver aus dieser Perspektive zu Bestandteilen der täglichen Nahrung werden. Das heißt, das „Funktionale“ wird gewissermaßen um das Attribut „Food“ erweitert. Light-Produkte ordne ich hierzu, weil auch sie mit dem Ziel, im Körper etwas zu bewegen (oder beizubehalten), entwickelt, hergestellt, beworben, verkauft und konsumiert werden.

Ein Blick auf die Verteilung der Artikel aus der *Spiegel*-Stichprobe zur Kategorie Functional Food zeigt keine großen Auffälligkeiten. Etwas konzentrierter beschäftigt sich *Der Spiegel* mit dem Thema allerdings 1986 und 1987 sowie um die Jahrtausendwende.

---

<sup>65</sup> Diese beiden Begriffe tauchen in der *Spiegel*-Stichprobe erstmalig Ende 2000 auf (vgl. 200049312).

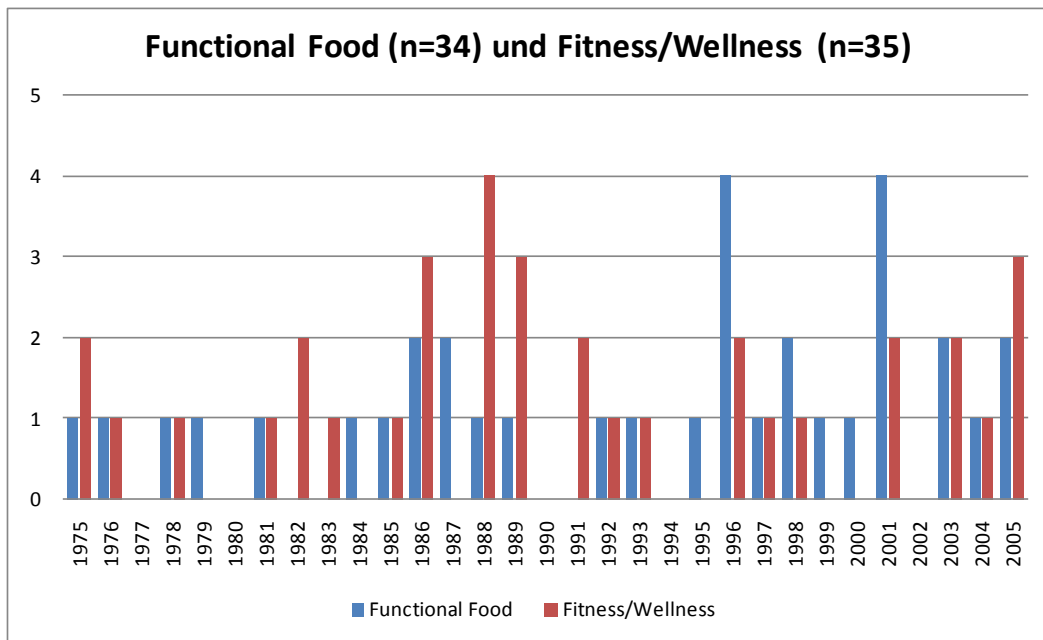


Abbildung 3.3-5: Übersicht über die Anzahl der Codierungen *Functional Food* und *Fitness/Wellness* im Zeitverlauf

*Die Siebziger und Achtziger: Entzauberung der Nahrungsergänzungspräparate*

Vitamine in Form von Nahrungszusätzen hatten ihre Zeit bis 1987, danach scheint alles darüber gesagt zu sein, was allerdings nichts über den tatsächlichen Verbrauch aussagt. Ein Artikel über die hilfreiche Wirkung von Vitamin C bei Verkaterung nach übermäßigem Alkoholgenuss im Jahr 1975 (197501088) ist der letzte positive seiner Art. Es folgt eine Phase der *Vitaminkritik*, in der davor gewarnt (197623238) oder der „Glaube“ an Vitamine und ihre Omnipotenz eher belächelt wird. Bezüglich letzterem gilt Vitamin E in distanzierter Rückschau als „das Vitamin der 80er Jahre“ (198531145), dessen Verkaufszahlen eingebrochen seien, weil die erwünschte und versprochene verjüngende Wirkung ausgeblieben sei. Mit dem seit 1935 „verbreiteten Wunderglaube[n]“ möchte eine Übersicht über die einzelnen der Nahrung zugeführten Vitamine von A bis E anheim gestellten Wirkungen aufräumen. Das Fazit lautet: Es gebe kaum Anzeichen für Erfolge, Vitamine fungierten lediglich als Alibi bei ungesunder Ernährung (vgl. Pudel zit. n. 198651162), während eine vielseitige Ernährung für ausreichende Vitaminzufuhr Sorge. Nur in Ausnahmefällen wie stillenden Müttern, die sich vegetarisch ernähren, gestehe man der Nahrungsergänzung durch Vitaminpräparate eine Berechtigung zu (198751199). Im Jahr 1999 tauchen Vitamine wieder auf, allerdings nicht in Form von Nahrungszusätzen, sondern in einem Bericht über Wege, wie sich die Früchte des Affenbrotbaumes so trocknen ließen, dass mehr Vitamine erhalten blieben (199921233).

Auch die proaktive Wirkung der in den achtziger Jahren populären Zufuhr von Kalzium in Tablettenform werde von Wissenschaftlern bezweifelt, auf die sich *Der Spiegel* 1986 beruft (198609258). Die Entzauberung trifft also nicht nur Vitamine, sondern Nahrungsergänzungsmittel allgemein. Im gleichen Artikel stellt der Autor Kalziumpräparate mit anderen Zusätzen gleich, die – das sind nicht seine Worte – der Reihe nach wie die sprichwörtliche Sau durchs Dorf getrieben werden: Zuvor seien es Vitamin C, faserreiche Ballaststoffe, Vitamin E, Lebertrockensubstanzen und Bierhefe gewesen. Eine damals schon getroffene Einschätzung eines Experten überrascht angesichts dessen, dass sie im Jahr 2005 (200505070) als Erkenntnis all der Entwicklungen auf dem Gebiet wiederbegegnet: „Die komplexe Natur unserer Nahrungsmittel und die unterschiedliche Art des einzelnen Menschen, darauf zu reagieren, [lassen kaum eine Aussage darüber zu] wie einzelne Inhaltsstoffe der Nahrung auf uns wirken“.

Im Widerspruch dazu steht die 1987 aufgegriffene Prognose, dass in der älter werdenden Gesellschaft der Markt für Stärkungsmittel wachsen werde (198729079). Wenn die Vorhersage recht behalten sollte, wäre das ein Hinweis auf die Diskrepanz zwischen Kausalwissen 1 (umstrittene Wirksamkeit der Präparate) und Kausalwissen 2 (Glaube an die Omnipotenz der Zusätze).

Die Artikel zur Debatte über „böses“ und „gutes“ Cholesterin (vgl. Abschnitt 5.3.1.2) sind auch aus Functional-Food-Perspektive interessant, werden hier doch Fette und Margarine vorgestellt und kurz danach wieder angezweifelt („Alles Schwindel“), welche den Cholesterinspiegel senken helfen sollen (197849278, 197917038). Ein weiterer Cholesterinkiller *Sitostanol*, der der Nahrung beigelegt werden soll, schneidet 1996 in Tests offenbar zwar gut ab (199635156), doch zitiert sieben Jahre später *Der Spiegel* eine Studie aus Toronto, laut jener in ausreichender Menge konsumiertes Gemüse, Nüsse und Obst sogar die Einnahme cholesterinsenkender Medikamente ersetze (200331127,1).

Das Image von Mineralwasser hat sich aufgrund der Berichterstattung über Nitrat-Verunreinigungen zu Beginn der Achtziger Jahre leicht eingetrübt (198147074, 198415244). Doch bereits 1989 gelte Mineralwasser wieder unbestritten als gesund und sei der am schnellsten wachsende Sektor der Nahrungsmittelbranche (198919139). Zwischen 1980 und 1992 habe sich der Prokopfverbrauch auf 89 Liter im Jahr verdoppelt (199207088). Begründet werde der Erfolg damit, dass nicht mehr nur alte Damen und Sportler danach greifen, sondern Wasser zum Luxusartikel werde. Das 1989 erklärte Branchenziel von 100 Litern pro Kopf und Jahr sei bereits im Jahr 2000 erreicht worden und habe 2005 bei 128 Litern gelegen (vgl. VDM Verband Deutscher Mineralbrunnen 2006). 1970 habe der Verbrauch nur ein Zehntel davon betragen. 2004 sei ein mit Sauerstoff angereichertes Wasser auf dem Markt gekommen, das eine Stärkung der Leistungskraft, Anregung der Fettverdauung und Schutz vor Falten verspreche, von im *Spiegel* zitierten Fachleuten aber als „Humbug“ abgekanzelt wird (200405124).

*Die Jahrtausendwende: Functional Food im engeren Sinne*

Zunehmende Routine und verlässliche Erfolge in der Gentechnikforschung schlagen sich nicht zuletzt in der Lebensmitteltechnik nieder. Sie prägen die Berichterstattung über Neuerungen im Functional Food des ausgehenden 20. Jahrhundert und der Jahre danach. So hätten 1993 gentechnisch veränderte Bakterien Enzyme, Aminosäuren und Vitamine hergestellt, die den herkömmlichen Nahrungsmitteln zugesetzt werden könnten (199315202). Ebenso berichtet *Der Spiegel* über die Entwicklung essbarer Impfstoffe, wie z. B. gegen Magen- und Darmseuchen oder Malaria, Hepatitis und Maul- und Klauenseuche (199507160). Die Impfidee kommt 1998 erneut ins Gespräch, die „Impfbanane“ gegen Hepatitis sei in der Entwicklung; ebenso die Herstellung carotinreichen Raps mit Mitteln der Gentechnik oder die Züchtung koffeinfreier Kaffeebohnen. Die Akzeptanz hierzulande wird als sehr zurückhaltend beschrieben. Dies stehe im Gegensatz zu den USA, wo wichtig sei, ob das Produkt schädlich ist oder nicht, aber nicht, wie es hergestellt wurde.

Gegen schlechte Ernährungsgewohnheiten lässt der Markt nicht nur ein „Kraut“ wachsen: 1996 warnt *Der Spiegel* vor dem Fettersatzstoff Olestra, der schlank machen soll, aber zahlreiche Nebenwirkungen mit sich bringe (199605143), zwei Jahre später vor den Appetitzüglern Ponderax und Isomeride, dessen Einnahme zu Schäden an den Herzklappen führen könne (199839253). Ein Präparat, das 2005 vorgestellt wird, unterdrücke im Experiment das Verlangen nach Alkohol (200521065).

Die Entdeckung der 90er Jahre heißt *probiotische* Joghurtkulturen. 1996 sei fast jeder 10. verkaufte Joghurt mit diesen Kulturen versetzt gewesen, die stärkend auf das Immunsystem, senkend auf den Cholesterinspiegel und unterstützend auf die Darmflora wirken sollen (199631108). Probiotische Produkte fehlen von da an in keinem Bericht über Functional Food (200049312, 200525070) und werden fast synonym dazu verwendet.

Proaktive (Zusatz-)Stoffe entdeckte man nach und nach auch in fremden Ernährungs- und Heilkulturen *neu*, aber auch in der eigenen vergangenen Kultur *wieder*. 1996 konnte ein Bauer in Deutschland durch Ginseng-Anbau reich werden, da diese traditionelle asiatische Heilwurzel stark nachgefragt wurde. Denn sie würden den Kreislauf anregen, schwäche Stress, Müdigkeit und hohen Blutdruck ab und helfe dem Gedächtnis auf die Sprünge. Auch eine aphrodisierende Wirkung werde ihr zugeschrieben (199611136). Wiederentdeckt hätten Forscher den Honig, der sich im Experiment als ebenso effizienter Energielieferant erwiesen habe, wie synthetisch hergestellte Sportlernahrung aus Glucose (200115192). Leistungssteigerung verspreche auch der mit Koffein und dem in manchen Ländern als Arznei eingestuftem Taurin versetzte Energy-Drink Red Bull. Sein Erfolg<sup>66</sup> erkläre sich laut

---

<sup>66</sup> Der Umsatz sei zwischen 1998 und 2000 von 500 auf knapp 1600 Mio. DM gestiegen (200113120).



*Spiegel* (200113120, 200123102) weniger durch seine Wirkung sondern durch die Mystifizierung durch die Öffentlichkeit: *Enthält es eine geheime Droge?*

Die Ambivalenz, die in der Thematik Functional Food als soziales Phänomen steckt, reproduziert *Der Spiegel* indirekt und direkt in seiner Berichterstattung. In indirekter Weise dadurch, dass die Artikel selbst der gleichen Widersprüchlichkeit ausgesetzt sind, wie die Öffentlichkeit: Zunächst verspricht *die Forschung* Gesundheitsförderung durch neuartige Produkte, um die Wirkungen in Experimenten dann wieder zu anzuzweifeln. Dass *die* Forschung selten eine Einheit ist, wird nicht immer deutlich, was zu eher noch größerer Unsicherheit führen muss. *Der Spiegel* reflektiert in längeren Themenartikeln aber auch aus distanzierter und zeitgeschichtlicher Perspektive und thematisiert den Widerspruch, dass die Wirkung der meisten Zusatzstoffe oder funktionalen Lebensmitteln wissenschaftlich umstritten sei, die Umsätze aber dennoch steigen würden. Zur Erklärung dient immer wieder die Einschätzung von beispielsweise Pudel oder Hurrelmann, dass die Verbraucher ungesunde Ernährungsgewohnheiten mit solchen Produkten ausgleichen möchten (198651162, 200127192, 200525070).

### **3.3.2.2 Fitness und Wellness**

Einen Gesundheitswahn diagnostiziert *Der Spiegel* den Deutschen bereits 1975 und beschreibt, dass dieser mit einem Schlankheitswahn und einer Überbetonung des Schönheitsideals magerer Jugendkultur einhergehe (197539126). Dass der Körper möglichst schlank sein soll, ist über die gesamten 30 Jahre hinweg unbestrittener Trend. Die Wahl der Mittel hat sich über die Zeit allerdings phasenweise verändert. Bis Ende der achtziger Jahre kann man von einer einseitigen Zufuhrorientierung sprechen, danach von einem ganzheitlich orientierten Eingriff sowohl in Nahrungszufuhr als auch in die Verwertung.

#### *Einseitige zufuhrorientierte Fitness (1975-1988)*

In den Jahren 1975 bis 1980 etabliert sich der Begriff Schlankheitswahn (197539126). Dieser drückt sich in dieser Zeit beispielsweise in der verstärkten Nachfrage nach (Heil-)Fastenkuren (197539142) aus und im durch die Gesundheitswarnungen und die Diätwelle in den Industrienationen sinkenden Zuckerabsatz (197839129). Der Eingriff in den Körper passiert hier also noch vor allem über das *Weglassen* von gewohnten „Dickmachern“. Allerdings berichtet *Der Spiegel* bereits von spezieller, kalorienreduzierter Schlankheitskost, die im Ausland an den Mann und die Frau gebracht werde, und warnt zugleich davor, dass die darin enthaltene mikrokristalline Zellulose die Darmwand durchdringen könne (197625152).

Berichte über Lightprodukte häufen sich ab 1981 auffällig. Diese stehen für ein neues Prinzip der gesunden, kalorienarmen Ernährung: Nicht der Verbraucher lässt Komponenten seines gewohnten Speiseplans weg, sondern wird gleichermaßen aus der Verantwortung entlassen, in dem er zu Lightprodukten greift und die Reduktion gleich miterwirbt. Der äußerliche

Speiseplan kann dabei unverändert bleiben. Limonade, Bier und zunehmend auch andere Nahrungsmittel sind seit Beginn der achtziger Jahre selbstverständlich als Lightvariante im Sortiment des Lebensmitteleinzelhandels. 1981 berichtet *Der Spiegel* davon, dass die Nahrungsmittelmultis wie *Nestlé*, *Kraft* und *Del Monte* im großen Stil Lightprodukte auf den Markt bringen würden. Ziel sei es dabei, das Diät-Image zu vermeiden (198125107). 1982 kommen die nahezu kalorienfreien Getränke *Diet Coke* und *Pepsi free* in den USA auf den Markt (198229153), 1986 in Deutschland der Süßstoff Aspartam, der 180 Mal süßer als Zucker sei und in den USA schon länger zugelassen gewesen sei (198635067); im gleichen Jahr führt *Du darfst* die erste Halbfettbutter zur Marktreife (198637084).

Die leichte Kost wird in dieser Zeit auch *stylish*. In München liefere der Skinny-Menu-Laden hochpreisige, kalorienarme Fertiggerichte der Nouvelle Cuisine (198229153) und nur ein Jahr später habe die erste Sushi-Bar in der bayerischen Landeshauptstadt eröffnet (198339283). Die japanische Spezialität sei besonders geschätzt, weil sie kalorienarm, aber vitamin- und eiweißreich sei. Aus dem gleichen Grund würde die Nachfrage nach Pferdefleisch in Deutschland steigen (198605084) und sattelten Italiener, Franzosen und Deutsche mehr und mehr von Croissant und Co. auf Cerealien zum Frühstück um. Der Cornflakesverbrauch habe sich 1988 in Deutschland beispielsweise innerhalb von drei Jahren verdoppelt (198809207).

Passend zum Trend, nicht nur auf die Quantität der konsumierten Lebensmittel zu achten, sondern auch auf die Qualität (hier noch vor allem hinsichtlich der Kalorienzahl) geraten Fastenkuren und Diäten in der Mitte der achtziger Jahre in Misskredit. Der Haus- und Hofernährungspsychologe des *Spiegel* Pudel kritisiert das kollektive Diätverhalten, dass sich dadurch auszeichne, dass kaum noch jemand isst, wie er Appetit hat. Andere Experten revidierten die Richtlinien für das Idealgewicht und erklärten, dass Diäten oft einseitig und extrem seien, dabei kaum die erwünschte Wirkung zeitigten (198515036).

#### *Ganzheitliche zufuhr- und verwertungsorientierte Fitness (1988-2005)*

Ab dem Ende der achtziger Jahre sind die im Jahrzehnt zuvor populären Strategien des Bodybuildings im weitesten Sinne zwar noch immer sichtbar, erhalten aber weitere Facetten und sind eher als Einzelstränge eines ganzheitlichen Maßnahmenbündels zu sehen. Fasten, das Instrument der späten siebziger Jahre, werde dem *Spiegel* zufolge 1988 (wieder?) beliebter. Es gilt allerdings nun als Allheilmittel für Leib *und* Seele, oder in den Begriffen des 21. Jahrhunderts: Es verspricht Fitness und Wellness (198811072).

Diäten sind nach wie vor beliebt – vor allem bei Zeitschriften- und Buchverlegern. Damit lasse sich immer Umsatz machen (199109265). Der Ernährungspsychologe Pudel habe im Verbund mit der AOK gar eine Massendiät („Fett macht fett“) gestartet, die die Veranstalter bereits mit einem Fitnessprogramm, nämlich dem zeitweise als Trendsport populären Walking, gekoppelt hätten (199615118). In den neunziger Jahren würden Ernährung und

Fitness mehr und mehr zusammengedacht, wie im Abschnitt über die Fettleibigkeit noch genauer zu untersuchen ist. 2005 ist dieser Zusammenhang bereits ein Allgemeinplatz (200515078), den selbst Fastfoodketten zu Marketingzwecken aufgreifen (200525070). Aber auch das Bewusstsein über eine Verbindung von Ernährung und Wohlbefinden, Leib und Seele, Fitness und Wellness bricht sich in den Neunzigern Bahn und wird im beginnenden 21. Jahrhundert intensiv behandelt (198843277, 198907094, 199131178, 199221305, 200343084).

Die Umstellung der Ernährung zugunsten leichter Kost geht auch in dieser Phase weiter, wie der enorme Umsatzzuwachs an Mineralwassern (198919139) und leichten Bieren (198939156) zeigten. Vor wenigen Jahren entwickelte eine französische Firma gar den Bordeaux light, der nur noch weniger als die Hälfte des üblichen Alkoholgehalts aufweise (200535131). Hinzu kommen aber Produkte von Fooddesignern, die speziell auf Gesundheitsbewusste zugeschnitten sind: Durchsichtige Pepsi, die das Image der Reinheit und belebende Wirkung von Wasser aufgreifen möchte (199221305), ein grasgrünes Getränk aus Weizenkeimlingen, das wie ein Jungbrunnen wirken soll (199727065), Fleischimitate aus Getreide, die gesünder sein sollen als echtes Fleisch (200111200). Die Schlankheitsspielle Orlistat, über die *Der Spiegel* 1993 berichtet, wecke erneut die Hoffnung, die anfangs mit den ersten Lightprodukten verbunden war: Weiterschlemmen wie bisher, aber ohne Reue (199331161). Dieses Versprechen wurde offenbar nie eingelöst, denn von der Pille war von da an in der Stichprobe nie mehr die Rede.

Neu sind verschiedene Konzepte, die Ernährungsstrategien bündeln sollen. Ich verwende den Begriff *konzeptuelle Ernährung* für Ernährungsstile, die sich an ganzheitlichen Theorien oder auch nur diffusen Faktorenkombinationen orientieren. Die Schnitzler-„Bio-Diät“ wird als „Pseudolehre“ bezeichnet, von der zitierte Ernährungswissenschaftler abrieten. Sie führe dem Körper zu wenig Eiweiß, Vitamin B12 und Energie zu (198625182). Nach einer Häufung von veröffentlichten Diätkonzepten stellt *Der Spiegel* eine Orientierungshilfe vor, in der Ökotrophologen die vermeintlich schlankmachenden Speisepläne nach ernährungsphysiologischen Kriterien analysierten und bewerteten (199109265). 1991 kommt beispielsweise die Haysche Trennkost wieder in Mode (199131178), die den gesamten Speiseplan einem strengen Diktat unterwirft. Der Hinweis des Ernährungsexperten Nicolai Wurm (199613031), man solle nicht wie die Vegetarier essen, sondern so leben wie sie, zielt darauf ab, dass zu einer gesunden Lebensweise mehr als die Kost zählt. Ein Konzept ist dies nur indirekt, eher ein Bündel an proaktiven Gewohnheiten. Die Rohkost, so *Der Spiegel* 1998, erlebe in Kalifornien eine Renaissance und 2003 berichtet ein *Spiegel*-Reporter über einen Selbstversuch im Ayurveda-Zentrum (200343084), der für die wachsende Beliebtheit traditioneller asiatischer Heilkünste steht. Diese Ernährungskonzepte fallen in die metaphysische Dimension von Lebensmitteln und Ernährung, auf deren empirische Untersuchung ich im Rahmen dieser Arbeit leider verzichten muss.

### 3.3.3 Kristallisationspfad: Fettleibigkeit

Die Mitte der siebziger Jahre könnte man als eine Zeit der Ambivalenz sehen: Übergewicht beginnt, sich als Problem in den Köpfen einzurichten, ist aber kulturell noch in den letzten Zügen des Bedeutungswandels zwischen Wohlstandssignal und Zeichen für Charakterschwäche. Exemplarisch dafür stehen die Artikel des Jahres 1975 in der Stichprobe. Zunächst ist das der Bericht über die Eröffnung eines weiteren von mittlerweile vier Fresslokalen, deren Prinzip ausschweifende Feste im Stil der „siegestrunkenen Germanenhorden“ seien (197521150). Unzivilisiertes Fressen werde als Event inszeniert. Es fungiere vermutlich als Ventil, um den Druck abzubauen, den die sich ausbreitende Moral der Esszurückhaltung auf den einzelnen ausübt. Diese Interpretation legt die wenige Wochen später erscheinende und typisch ausufernde Reportage nahe. Die Gesellschaft ist alarmiert: Es ist vom „Zeitalter der Kalorienangst“ die Rede, von der Frage, ob es hier um einen Gesundheits- oder Schlankheitswahn gehe, und davon, dass nicht jeder dick sein *dürfe* – nicht nach medizinischen, sondern nach sozialen Maßstäben. Die Wissenschaft sei sich nicht sicher, ob mehr Gewicht wirklich gesundheitsschädlich ist oder vielleicht sogar gesünder (197539126). Dieses Schwanken wird in den nachfolgenden Jahren mal mehr zu Gunsten der einen, mal mehr zu Gunsten der anderen Seite ausschlagen.

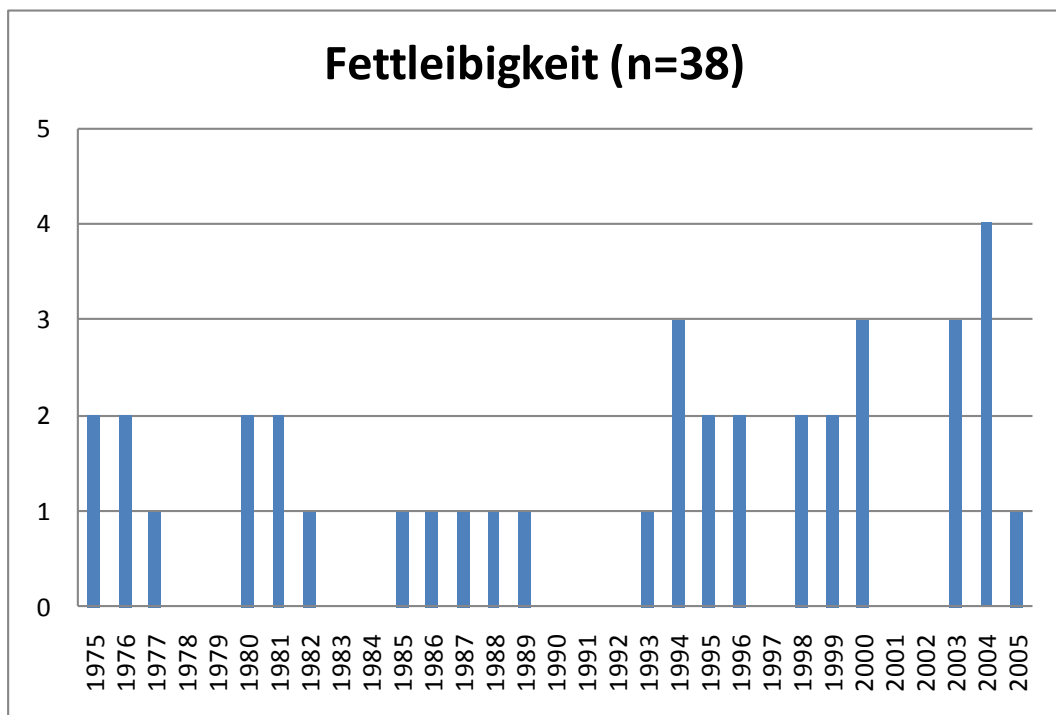


Abbildung 3.3-6: Übersicht über die Anzahl der Codierungen *Fettleibigkeit* im Zeitverlauf

*Die Suche nach dem richtigen Maß*

Die Geschichte des Problems der Fettleibigkeit ist in den vergangenen 30 Jahren von einem Ringen um den richtigen Maßstab geprägt. Fast verzweifelt suchte man nach einem von jedermann zu berechnenden Hinweis darauf, ob man gewichtsmäßig noch Spielraum habe oder schon *aufpassen* müsse, also seine Ernährung in irgendeiner Weise zeitweise oder dauerhaft umstellen sollte. Erst zu Beginn des neuen Jahrtausends ergreift die mehr und mehr ganzheitliche Sicht auf Gesundheit und Ernährung auch den Versuch, ein schnell und einfach zu ermittelndes Kriterium für gesundheitsschädliche Fettleibigkeit zu finden. Die Körper seien zu verschieden, um sie über ein- und denselben Index scheren zu können.

Was Zuviel ist, richtet sich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre noch nach diesem Schema: Das Normalgewicht berechne sich aus der Körperlänge in Zentimetern, abzüglich 100, abzüglich 10 Prozent. Als übergewichtig gelte, wer mehr als 20 Prozent über seinem so berechneten Normalgewicht liegt (197539126). Diese Definition wird in den Artikeln der *Spiegel*-Stichprobe nicht in Frage gestellt, bis 1980 eine neue Studie besagt, dass die bisherige Norm nicht mehr aufrechtzuerhalten sei (198039268). Man habe sich dabei auf eine methodisch fehlerbehaftete Studie amerikanischer Versicherungen gestützt. Neuere Ergebnisse würden zeigen, dass etwas Fülligere sogar eher länger lebten. Fünf Jahre später zieht der *Spiegel* allerdings eine interessante Bilanz: Zwar hätten die Experten sich schon längst vom „alten“ Normal- bzw. Idealgewicht distanziert und würden als neue Richtlinie angeben, dass erst, wer 40 Prozent über den wie oben berechneten „Normalgewicht“ liegt, adipös und gesundheitlich gefährdet sei. Doch hielten die gängigen Empfehlungen zur Gewichtsreduktion in der Mitte der achtziger Jahre noch immer an den alten Richtlinien fest. Experten würden sogar zugeben, dass die Abgrenzungen im Großen und Ganzen „gefühlsmäßig“ gezogen worden seien (198515036).

Erst 1993, fast zehn Jahre später, taucht in der Stichprobe wieder eine Definition auf, nach welchen Kriterien das Körpergewicht zu beurteilen sei (199331161). Der zufolge liege das Normalgewicht 10-15 Prozent über dem Idealgewicht, welches bislang immer noch als Normalgewicht galt. Es ist also wieder etwas mehr Körperfülle *erlaubt*.

Der Maßstab ändert sich Ende der neunziger Jahre erneut, bleibt aber von da an mit der Einführung des Body Mass Index (BMI) relativ konstant. Dieser Index berechnet sich aus dem Quotienten des Gewichts in Kilogramm und dem Quadrat der Körperlänge in Metern. Ein BMI zwischen 21 und 22 bei den Frauen und zwischen 22 und 24 bei den Männern gelte als *normal*, was über 33 (1998) liegt, falle in die Kategorie *krankhaft fettleibig* (199803177). 2000 waren leicht strengere Richtlinien im *Spiegel* zu lesen (200015247): Ein BMI zwischen 20 und 25 zeige Normalgewicht an, wer mit seinem BMI über 30 liege, sei als fettleibig zu bezeichnen. Was die Definition anbelangt, so liegen die zuletzt genannten BMI-Grenzen etwa

zwischen der strengen Auffassung der siebziger Jahre und der etwas großzügigeren aus dem Beginn der neunziger Jahre, berücksichtigen aber vor allem Unterschiede im Körperbau zwischen Männern und Frauen. Allerdings, so die Kritik an der Kategorisierung mittels BMI im Jahr 2005, würden in die Berechnung des Index weder einfließen, wo am Körper das Fett liegt, noch berücksichtigten sie andere wichtige Informationen zu Körperbau und Ethnie. Diese Faktoren seien aber wichtig bei der Einschätzung, ob ein gesundheitliches Risiko vorliegt oder nicht (200525070).

#### *Die fette Gesellschaft*

Wie ein Mantra wiederholt *Der Spiegel* in regelmäßigen Abständen, wie es um die Gewichtsverteilung in der Gesellschaft steht. Dass 1975 bereits 78 Prozent der Bevölkerung zu viel auf den Rippen hätten, während es 1947 nur 2 Prozent gewesen seien, eignet sich zwar als Mittel der medialen Problematisierung (199539126), ist aber angesichts der Zustände in den ersten Nachkriegsjahren wohl eher so erfreulich zu bewerten, wie es die Mehrzahl der Zeitzeugen wohl auch in der Mitte der siebziger Jahre noch tat. Auch die häufig wiederholte Aussage, dass nun ebenso viele Übergewichtige wie Untergewichtige auf der Erde lebten, hat einen dürftigen Informationsgehalt und soll wohl der Wohlstandskritik dienen (200015247, 200051146, 200525070). Während es 1985 noch so klingt, als sei die wachsende Verbreitung von Fettleibigkeit lediglich ein Definitionsproblem und aufgrund fehlender seriöser Richtlinien ein Scheinproblem, das zugunsten von Medizinern aufrechterhalten werde (198515036), referiert *Der Spiegel* anschließend Prozentzahlen in Deutschland und USA, von Erwachsenen und Kindern, um Problembewusstsein zu erzeugen (198635092, 199331161, 199531140, 199649221, 199923205, 200051146, 200525070).

#### *Folgen des Übergewichts: Von der Moral nach innen zur Moral nach außen*

Hauptzustand beim Umgang des *Spiegel* mit der Thematik Fettleibigkeit und vermutlich auch für die mit den Pfunden Kämpfenden ist die *Unsicherheit*. Irgendwie scheint es ein Problem zu sein, dass es immer mehr Übergewichtige und an einer Essstörung Leidende gibt, vor allem auch unter Kindern und Jugendlichen (198635092, 199449127, 199449225, 199649221, 200051146, 200525070). Unsicherheit über die Folgen der Überernährung besteht aber in all den Jahren vor allem in einem Gewichtsbereich, der im Graubereich zwischen offensichtlichem Ideal- oder Normalgewicht liegt und dem, was über die gesamte Zeit hinweg unbestritten als krankhaft fettleibig bzw. adipös bezeichnet wird (vor Einführung des BMI 40 Prozent über Normalgewicht beziehungsweise BMI größer als 30). Dass ein bisschen Fett auf den Rippen offenbar nicht schade, sondern im Durchschnitt die Lebenserwartung eher erhöhe, wird vor allem zwischen 1975 und 1985 in immer neuen, vom *Spiegel* referierten Studien betont (197521150, 198039268, 198515031, auch 199803177, 200525070). Die strenge Klassifikation dieser ersten Jahre des Alarmismus ließ sich wissenschaftlich also nicht aufrechterhalten. Auch Ende der neunziger Jahre beruhigt ein Artikel, dass zwar mäßig

Übergewichtige häufiger an hohem Blutdruck oder Diabetes leiden würden, die durchschnittliche Lebenserwartung aber nicht vermindert sei (199803177). Noch 20 Jahre früher meinten Experten, dass jedes Kilogramm Übergewicht das Leben um acht Monate verkürze (197539126, 198515036).

Wenig Unsicherheit besteht im Untersuchungszeitraum bei der Abschätzung der Folgen massiver Fettleibigkeit. Bis 1985 konzentrieren sich Aussagen über gesundheitliche Risiken auf individuelle Erkrankungen von Erwachsenen: Nierensteine, Gallensteine, Diabetes, Gicht, Asthma, Herz-Kreislauf-Krankheiten, Bluthochdruck (197539126, 198039268, 198515031). Ab Mitte der achtziger Jahre weitet sich der Blick.

Zum einen wird die Aufmerksamkeit auf die *Kinder* gelenkt, die aufgrund sich verbreitender Fettleibigkeit häufiger unter Konzentrationsstörungen, Schlafstörungen, Müdigkeit und Bewegungseinschränkungen leiden würden (198635092, 199649221), aber auch mit Spätfolgen rechnen müssten wie Fettleber, erhöhtem Blutdruck, Plattfüßen, anderen Krankheiten und eingeschränkter gesellschaftlicher Teilhabe (200051146).

Zum anderen kommen *volkswirtschaftliche Schätzungen* ins Spiel und damit erhebt man ein zunächst individuelles Problem zu einem öffentlichen. Es wachse eine Generation von Teilleistungsgestörten heran (199649221), die WHO warne, dass Fettsucht zu den größten vernachlässigten Gesellschaftsproblemen gehöre. In Deutschland schlage die Krankheit im Jahr 2000 mit 50 Milliarden Mark zu Buche (200051146), 2005 werde die Summe auf 71 Milliarden Euro geschätzt, auf ein Drittel der Gesundheitsausgaben (200525070). Zu den seit den Siebzigern der Fettleibigkeit zugeschriebenen Erkrankungen kommen einzelne Krebsarten hinzu, die im Jahr 2000 zum ersten Mal in den Artikeln der Stichprobe mit Übergewicht in Zusammenhang gebracht werden (200051146, 200319138, 200515078, 200525070). In der Perspektive der Moral nach innen und der Moral nach außen zeigt sich also eine Verschiebung. Gegen Übergewicht anzukämpfen oder nicht, liegt mit der zunehmend als kollektiv verstandenen Relevanz immer weniger in der Freiheit des Einzelnen und ist mehr und mehr Gegenstand von Public-Health-Aktivitäten. Allerdings verändern sich auch die Vorstellungen darüber, wie groß der Einfluss des Menschen auf sein Körpergewicht überhaupt einzuschätzen ist, wie der folgende Abschnitt zeigt.

#### *Wachsender Kultivierungspessimismus*

Soziologisch am interessantesten ist, wie sich die immer wieder neu entdeckten oft vermeintlichen Ursachen über den Untersuchungszeitraum hinweg von individueller Verantwortung über den genetischen Fatalismus zur diffusen Multifaktorialität verändern und welche Mittel jeweils zur Bekämpfung des Übergewichts daraus abgeleitet werden.

Analysiert man die Artikel der *Spiegel*-Stichprobe zu den Ursachen der Fettleibigkeit und den Mitteln, dagegen anzukommen, gewinnt man den Eindruck, sich in verschiedenen Welten zu

bewegen. Der Abschnitt über Fitness und Wellness illustrierte, wie bis in die achtziger Jahre vor allem über die Wahl der Qualität und Quantität der zugeführten Nahrungsmittel Einfluss auf die Körperform auszuüben versucht wurde. Erst später kam der Versuch hinzu, die Verwertung der Nahrungsmittel zu beeinflussen, sei es über mehr Bewegung oder über konzeptuelle Ernährungsstile. Die Berichte über wissenschaftliche Studien im *Spiegel* erklären jedoch bereits 1975, dass es sich bei Übergewicht um einen multifaktoriellen Kausalzusammenhang handelt. Einfluss auf die Statur hätten demnach seit der Kindheit eingespielte Ernährungsmuster, genetische Faktoren, der eigene Stoffwechsel und Lebensgewohnheiten (197539126). Über die relative Bedeutung dieser Einflüsse streiten sich die Schulen. Für die eine stehen physiologische Determinanten im Vordergrund, die andere sieht in Übergewichtigen Opfer von „Signalen aus der Umwelt“. Von hier an liefern Berichte über neue Untersuchungsergebnisse die unterschiedlichsten Facetten, wie genau der Körper seinen Besitzer im Griff hat und davon abhält, irgendeinen Einfluss auf die Fettschicht auszuüben. *Der Spiegel* wiederholt gebetsmühlenhaft, dass den Esser keine Schuld treffe, wenn der Leib zu schwer ist (197539126, 197739248, 198007217, 198515036, 198811082, 198903176, 200051146) und prangert die Gesellschaft an, die kein Mitleid mit Dicken aufbringe, ihnen Charakterschwäche und Disziplinlosigkeit zuschreibt, Steine in den beruflichen Weg lege und ihnen mit ihrer Unverantwortlichkeit einen „Angriff auf den Sozialkörper“ vorwerfe (198515036).

Die Hauptursache wird in Hormonen gesehen. Bereits 1977 ist von einem Teufelskreis die Rede. Bei Dicken schieße schon beim Geruch des Essens eine Überdosis Insulin ins Blut und löse nicht nur nagenden Hunger aus, sondern begünstige zugleich die Bildung von Fettpolstern (197739248). Von den Steuersubstanzen im Hirn, die Magen und Darm beeinflussen, berichtet *Der Spiegel* bis Mitte der Achtziger (198007217, 198515036) und erklärt, dass Dicksein häufig Schicksal sei und unter Umständen sogar gesünder als Abnehmen. Dem Körper werde mehr und mehr Autorität zuerkannt. Ende der Achtziger Jahre kommt die genetische Veranlagung als wichtige erklärende Variable hinzu. Die Gene steuerten die „Braunfettaktivität“, die wiederum für die Geschwindigkeit des Stoffwechsels verantwortlich sei (198811082). Sie bestimmten außerdem den „Sättigungsfaktor“, der über Hormonausschüttung den Appetit so reguliere, dass der Körper immer die vorbestimmte Menge an Körperfett anvisiere. Dagegen komme man mit keiner Diät an (198903176). Das Gen entdeckt zu haben, das diesen Faktor steuert, meldeten US-Forscher 1994 und 1995 (199449225, 199523209, 199531140). Hormone, von Erbanlagen dosiert, bleiben bis ins Jahr 2005 die gängigste Erklärung dafür, dass es so schwer ist, das als überflüssig definierte Gewicht loszuwerden (200051146, 200405125). Von der These, dass ein Virus (Adenovirus 36) den Fettzuwachs verstärke (200051146) war nur einmal die Rede ebenso wie davon, dass es von der Zusammensetzung der Darmbakterien abhängt, ob ein Mensch dick oder dünn ist (200405125).



Auch wenn all diese Ergebnisse den Einzelnen von der Schuld an seinem Zustand lossprechen wollen, heißt es noch lange nicht, dass die Betroffenen in Fatalismus verfielen. Doch die Wirksamkeit herkömmlicher Anstrengungen zur Gewichtsreduktion sei laut *Spiegel* zu bezweifeln. Parallel mit den unterschiedlichsten Diätkonzepten versagten medizinische Eingriffe der siebziger und achtziger Jahre wie Magenverkleinerung, Darmverkürzung, Magennetz, Magen- oder Speiseröhrenballon, Fettabsaugen oder Verschließen des Mundes mit Draht (sic!) (197539126, 198125209, 198515036, 198733174). Eine dauerhafte Ernährungsumstellung in Kombination mit Bewegung sei offenbar noch am erfolgversprechendsten (198515036, 198635092, 198733174, 200051146, 200453122, 200525070), jedoch traue den Menschen kaum jemand eine längerfristige Verhaltensänderung zu. Dies ist der Grund, warum für viele die einzig vorstellbare Lösung in medikamentöser Steuerung des Hormonhaushaltes und des „Hungers im Hirn“ liegt (198811082, 198903176, 199449225, 199523209, 199639194, 200051146, 200451160,1).

### 3.4 Bedrohung der Gesundheit durch verunreinigte Lebensmittel

Verunreinigung von Lebensmitteln ist neben der schädlichen Wirkung „unschuldiger“ Lebensmittel die zweitwichtigste Thematik im *Spiegel*, bezogen auf das physisch-instrumentelle Orientierungsmuster. Womit sich die Berichte befassen, lässt sich in vier Kategorien (operationalisiert als Subcodes) unterteilen:

- Verunreinigungen, die wider besseren Wissens aus Profitgier oder Schlamperei entstanden sind, sowie deren Vermeidung durch gesetzliche Regelungen, Kontrollen oder Innovationen → Subcode „*Verursacher/Vermeider*“;
- Verunreinigungen, die von einer ökologischen Verschmutzung/Gefährdung herrühren → Subcode „*Umweltverschmutzung*“;
- Verunreinigungen oder kausale Zusammenhänge, die erst kürzlich in Lebensmitteln entdeckt wurden, ohne dass ein „Schuldiger“ benannt wird → Subcode „*neue Zusammenhänge*“ sowie
- der Komplex BSE, der in der Berichterstattung zwar Züge der ersten drei Kategorien trägt, aber auch vom Wirken höherer Mächte → Subcode „*BSE*“.

#### Überblick

Den Verunreinigungen schenkt *Der Spiegel* nicht immer gleich viel Aufmerksamkeit, wiewohl zu vermuten ist, dass die faktische Menge schädlicher Substanzen in der Nahrung nicht dem gleichen hektischen Auf und Ab unterworfen ist. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre wird zwar über den einen oder anderen Fall berichtet, wirklich Konjunktur hat der Themenkomplex allerdings in zwei Zeiträumen. Von den späten Achtzigern bis in die frühen Neunziger häufen sich zunächst Nennungen zu Verunreinigungen in Lebensmitteln. Nach einer Baisse um 1992/1993 steigt die Zahl der einschlägigen Codierungen erneut enorm an, bis sie ab 2001 bis 2004 wieder abfällt (vgl. Abbildung 3.4-1). Eine dritte Welle beginnt vermutlich mit dem Jahr 2005. Zwar liegen 2006 und 2007 nicht mehr im Kernuntersuchungszeitraum, weshalb keine durch *Spiegel*-Artikel gestützten Aussagen zu machen sind. Aber die Häufung sog. Gammelfleischskandale und der überraschende Erfolg der Bioprodukte<sup>67</sup> lösen spürbar einen neuen Diskurs über die Sicherheit unserer

---

<sup>67</sup> Der Umsatz, der in Deutschland mit Biolebensmitteln erzielt wurde, hat sich im Zeitraum von 1997 bis 2005 bei kontinuierlichem Anstieg um 10-15 Prozent mehr als verdoppelt und ist von 1,75 Milliarden Euro auf 4 Milliarden Euro gestiegen. Die Übersicht Biomarkt kompakt (oekolandbau.de 2006, S. 5f), der diese Daten entnommen sind, berechnet auch den Umsatz pro Kopf. Auf der Basis von 84 Millionen Einwohnern bedeutet das einen Anstieg von knapp über 20 Euro auf etwas weniger

Lebensmittel aus. So sind die höchsten Anstiege im Umsatz mit Biolebensmitteln im Jahr 2001 und im Jahr 2005 zu erkennen (2001 war, wie später noch zu sehen sein wird, das BSE-Hochjahr in der deutschen Öffentlichkeit).

Das Niveau der zweiten Aufmerksamkeitswelle zur Lebensmittelsicherheit, also zwischen 1993 und 2005, nährt sich vor allem aus einem Phänomen, das erst Anfang der Neunziger erstmals auftauchte und vor allem europäische Gesellschaften tief verunsicherte: Der *Rindermahnsinn* BSE<sup>68</sup>. Es überrascht nicht, dass sich zwei Prozesse offenbar wechselseitig verstärken: Mit immer neuen Nachrichten über BSE-Rinder in England oder auf dem Kontinent steigt auch die Zahl der Hintergrundartikel zu diesem Thema an. Das erhöht wiederum – und das ist nun tatsächlich überraschend – die Sensibilität für die anderen Kategorien von Verunreinigungen. Zu erkennen ist das, wenn man die Verteilung der Codierungen über die Zeit inklusive der Kategorie BSE mit der Verteilung ohne diese Kategorie vergleicht (vgl. Abbildung 3.4-1 und Abbildung 3.4-2). Der Abbildung 3.4-2 ist sehr gut zu entnehmen, wie die Anfangshysterie um BSE zunächst die Berichterstattung über andere Verunreinigungen erstickt. Erst 1997 lässt sich eine Verknüpfung der beiden Entwicklungen erkennen. Der Verlauf bleibt bis 2004 asynchron.

---

als 49 Euro im Jahr. Bis zum Jahr 2008 stieg der Umsatz mit Biolebensmitteln in Deutschland auf 5,8 Milliarden Euro (Bund ökologische Lebensmittelwirtschaft e.V. 2009).

<sup>68</sup> „BSE: Bovine Spongiforme Enzephalopathie, zu deutsch: die schwammartige Hirnkrankheit des Rindes“ (Bundeszentrale für politische Bildung 2001:38).

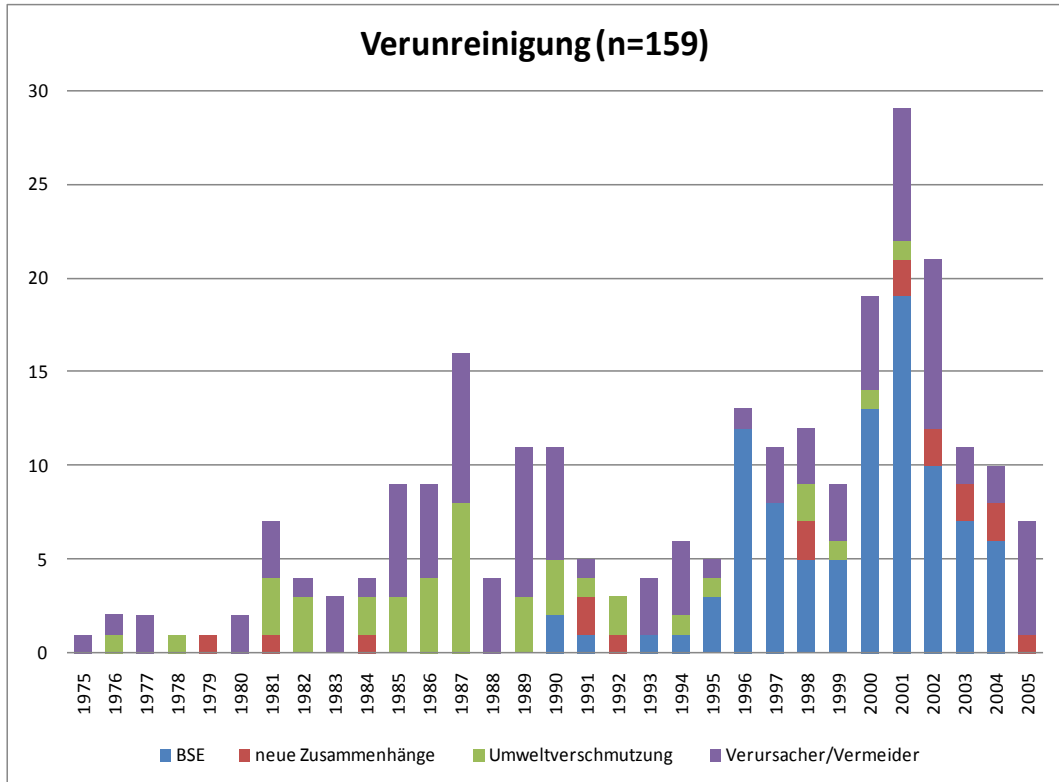


Abbildung 3.4-1: Verteilung der *Spiegel*-Artikel im Code *Verunreinigung* von Lebensmitteln in der Stichprobe im Zeitverlauf (n=159 bezieht sich auf die Zahl der Artikel, die mit den Subcodes in der Legende codiert wurden).

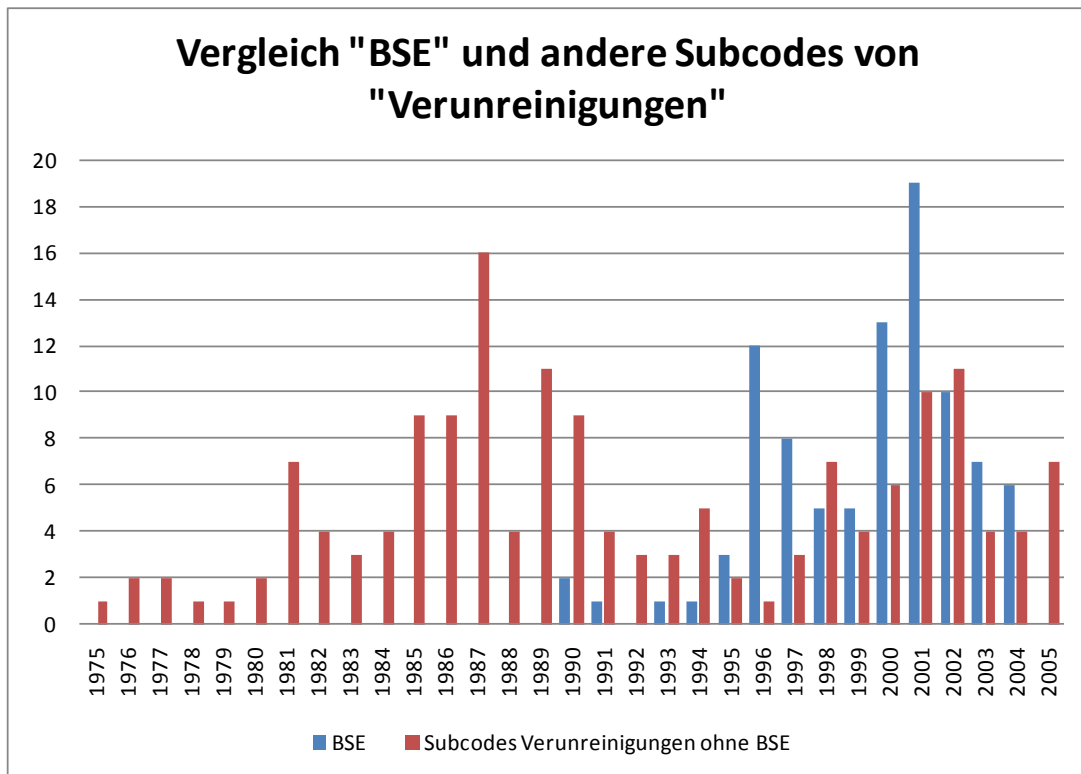


Abbildung 3.4-2: Verteilung der *Spiegel*-Artikel im Code *Verunreinigung* von Lebensmitteln in der Stichprobe im Zeitverlauf ohne die Kategorie *BSE* im Vergleich

Mit abnehmendem Interesse bzw. seltener werdenden Neuigkeiten zum Thema BSE, schrumpft um ein Jahr verzögert auch die Zahl der Artikel, die sich mit Verursachung und Vermeidung beschäftigen (vgl. Abbildung 3.4-2). Gefährdung der Lebensmittelsicherheit durch Umweltverschmutzung taucht in den analysierten Artikeln 2001 zum letzten Mal auf. Dagegen berichtet *Der Spiegel* zeitgleich, ab dem Höhepunkt der BSE-Debatte, häufiger von neu entdeckten Zusammenhängen zwischen Lebensmittelbeschaffenheit und Gesundheitsgefährdung. Der sogenannte „Gammelfleisch“-Skandal im Jahr 2005 lassen die Zahl der Codierungen bezüglich „Verursacher und Vermeider“ wieder sprunghaft ansteigen.

Die Zahl der Codierungen 2005 erreicht allerdings nicht das Niveau von 2002. Dies mag daran liegen, dass Ursachen für den Handel mit verdorbenen Nahrungsmitteln (2005) eindeutig auf kriminelle und bedrohliche Machenschaften zurückzuführen sind, während die Verursacher der unterschiedlichsten Funde während der BSE-Zeit nicht immer eindeutig zu benennen sind (Nitrofen, Antibiotika, Acrylamid, Pflanzenschutzmittel, Lysin etc.). Bei der Suche nach Verantwortlichen für die BSE-Gefahr in Deutschland werden vor allem schlampig arbeitende Behörden und politische Fehlentscheidungen ins Feld geführt. Diese

Brille prägt und schärft in jener Zeit auch den Blick auf solche Verunreinigungen, die nicht mit BSE zusammenhängen aber mit ähnlichen Ursachen verbunden werden. Es wäre plausibel, wenn das Thema Gammelfleisch drei Jahre später mindestens so hohe Wellen erzeugen würde. Dass dem – in der Rückschau aus dem Jahr 2009 – nicht so war, lässt sich möglicherweise damit erklären, dass die Verunreinigung durch BSE im Gegensatz zum Gammelfleisch die gesamtgesellschaftliche Tischgemeinschaft fundamental verunsicherte. Warum das so ist und was es bedeutet, möchte ich näher erläutern.

Die drei Faktoren Wahrnehmbarkeit der Gefahr, Bewertung der Konsequenzen und die Einschätzung der gesellschaftlichen Kompetenz zur Wiederherstellung der Sicherheit machen den feinen Unterschied.

Betrachten wir zunächst die beiden ersten Faktoren: *Wahrnehmbarkeit der Gefahr* und *Bewertung der Konsequenzen*. Dem Rindfleisch sieht man nicht an, ob es prionenverseucht ist, die Gefahr ist verborgen. Die vorgestellten Folgen sind indes schrecklich und lebenslänglich. In der Benennung „Gammelfleisch“ dagegen klingen dessen sensorisch vermeintlich wahrnehmbaren Eigenschaften bereits an. Dahinter steht die Annahme, dass sich, wer seine fünf Sinne beisammen hat, so etwas nicht andrehen lasse und sich selbst davor schützen könne. Kommt es dennoch zum Verzehr des Verdorbenen, kann eine Nahrungsmittelvergiftung zwar lebensbedrohlich sein. Sie wird aber als etwas Heilbares und Temporäres empfunden. Die dominierende Reaktion ist eher *Ekel* als Angst.

Was die *gesellschaftliche Kompetenz* angeht, dominiert der Eindruck, dass man mit der richtigen Politik kriminell Verhalten mittels Sanktionen und konsequenten staatlichen Kontrollen beikommen kann. Dem folgen auch die Forderungen im Gammelfleischskandal, stärker zu überwachen und schwarze Schafe härter zu bestrafen. Dieses Vertrauen der Gesellschaft in die Wirksamkeit institutioneller Bekämpfung abweichenden Verhaltens ist funktional notwendig. Schlampige oder unzureichende Kontrollen, wie sie den staatlichen Überwachungssystemen im Fall BSE vorgeworfen werden, erschüttern dieses Vertrauen zutiefst und lassen eine Gesellschaft ratlos und ohnmächtig zurück. Und ich gehe noch weiter: Sie hinterfragen ihre Modernität.

Dieser Zustand des kollektiven Aufgescheuchtseins und der Desorientierung spiegelt sich in der hohen Zahl der Themenhefte und Hintergrundberichte zum Rinderwahnsinn wider, aber eben vor allem in der Vigilanz bezüglich vorsätzlicher und fahrlässiger Verunreinigung. Die Anlässe sind zahlreich und werden oft nur einmal behandelt. Auffällig ist die verstärkte Anwendung des Verursacherprinzips, die Suche nach Schuldigen. Verunreinigungen in den Achtzigerjahren wurden häufiger als Folge allgemeiner Umweltverschmutzung beschrieben und in die Reichweite gesellschaftlicher Verantwortung gestellt. Die Gammelfleischskandale dagegen prangern Händler an und zeigen indirekt, und in Berichterstattung und Expertisen auch direkt, mit dem Finger auf die Lebensweise der Fleischkonsumenten und ihren Nachfragestil (*Hauptsache billig*). So erklärt sich das Phänomen, dass die Tages- und

Wochenpresse 2005 und 2006 über die Gammelfleischfunde zunächst seitenfüllend berichtet, das Thema bei späteren Fällen aber mit einer Auflistung der staatlich neu eingeführten Kontrollmaßnahmen erst einmal abgehakt ist – bis zum nächsten Fund. Nachrichtenkonsumenten sind schließlich Fleischkonsumenten und möchten – so die offensichtliche Antizipation der Redaktionen – nicht permanent am Pranger stehen.

Die folgenden Abschnitte rekonstruieren die Entwicklung der Berichterstattung im *Spiegel* von 1975 bis 2005, wie sie sich in der Stichprobe darstellt. Zunächst geht es um jene Phänomene, wo ein klarer „Verursacher“ oder „Vermeider“ von Verunreinigungen benannt werden kann (Abschnitt 3.4.1). Der zweite Pfad widmet sich den Lebensmittelverunreinigungen, die allgemeiner Umweltverschmutzung zugeschrieben wird (Abschnitt 3.4.2). Wo Forscher neue Zusammenhänge zwischen Lebensmittel und Verunreinigungen herstellen konnten, findet sich im Abschnitt 3.4.3. Schließlich werden am Kristallisationspfad BSE Zusammenhänge und Mechanismen deutlich, die in diesem Fall von Verunreinigungen im großen Stil aufgetreten sind (Abschnitt 3.4.4).

### **3.4.1 Verursacher und Vermeider**

Eine detaillierte Betrachtung der Berichte der ersten Kategorie „Verursacher und Vermeider“ soll die oben angestellten theoretischen Betrachtungen veranschaulichen. Die Suche nach Verantwortlichen für Verunreinigungen und Möglichkeiten, ihnen systematisch das Handwerk zu legen, flammt immer wieder auf. So zum Beispiel, wenn negative Ergebnisse von Kontrollen an die Öffentlichkeit dringen, kriminelle Machenschaften auffliegen oder im Zuge von Gesetzesänderungen mangelnde Kontrollen und gesundheitsgefährdende Praktiken angeprangert werden.

In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre gibt es in der Stichprobe lediglich vereinzelte Berichte, die sich mit dem durch Gesetzesänderung bedrohten Reinheitsgebot für Bier auseinander setzen sowie mangelnde Kontrollen in Sachen DDT bei italienischen Trauben beklagen und die Praxis, Wein und Chemikalien in denselben Tanklastern zu befördern. Beide Themen werden Ende der neunziger Jahre erneut aufgegriffen (198911129 und 198933079).

#### *Akute Berichterstattung (1981-1990)*

Auffällig ist, dass für die Artikel zwischen 1981 und 1990 in jedem zweiten Jahr deutlich mehr Codierungen vorzunehmen waren als im jeweiligen Zwischenjahr (Ausnahme: 1986). Diese Sprünge zeigen, trotz einer leicht zunehmenden Tendenz bis 1985 beziehungsweise 1986, dass die Aufmerksamkeit für dieses Thema in diesem Zeitraum anlassbezogen aufkeimt, um dann schnell wieder zu verschwinden. Die oben bereits benannte zweite Welle ab 1993 wird

durch einen viel robusteren Trend charakterisiert und ist Zeichen für ein über Jahre bedeutsames gesellschaftliches Thema, wenn nicht gar ein „gesellschaftliches Projekt“<sup>69</sup>.

Die Anlässe, die die Spitzen der Berichterstattung innerhalb der ersten Welle auslösen sind: Das große Thema Weinpanscherei (alleine 1985 vier Artikel in der Stichprobe), angestoßen durch die Glykolfunde in österreichischem Wein Anfang des Jahres 1985, sowie die Unfälle in Tschernobyl und Basel (Sandoz) im Jahr 1987, die beide nicht nur als dramatische Umweltverschmutzung gelten, sondern auf die auch das Verursacherprinzip angewandt wird. Bereits im Jahr 1980 taucht das Thema Hormone im Kalbfleisch auf (198051046) und begleitet den *Spiegel*-Leser bis ins Jahr 2002 (198203076, 198835051, 199037104, 199827018). Durch nachlässige Kontrollen verunreinigte oder mit Salmonellen verseuchte Lebensmittel kommen Mitte der achtziger Jahre ebenfalls auf den Tisch (198637127, 198711265, 198849118)

Im Jahr 1989 ist die wieder auffallend große Zahl der Berichte heterogener, aber alleine zwei der vier berichten von Initiativen, die der Verunreinigung von Lebensmitteln entgegen wirken sollen: Das ist zum einen das Bestreben der Dinkelacker-Stiftung, den altdeutschen Dinkel als heimische Getreideart wieder zu etablieren, da die Pflanze besonders viel Stickstoff aus dem Boden ziehe und sich zugleich mit fester Spelze selbst vor Pilzbefall schütze. Weder Düngemittel noch Pflanzenschutzmittel seien nötig (198907094). Zum anderen berichtet *Der Spiegel* über die erfolgreiche Bonner Verbraucherinitiative. Sie wolle den mündigen Konsumenten stärken, der sich gegen Verunreinigungen mit seinen Mitteln zur Wehr setzt, und bestehe zum Zeitpunkt der Berichterstattung seit sieben Jahren (198947266). Ein weiteres großes Thema sind Gefahren durch Pflanzenschutzmittel, die in Getreidelieferungen der USA nach Indien gefunden wurden (198935079) oder – da in Deutschland verboten – in Entwicklungsländer geliefert (198933079). Die Bahn macht ebenfalls von sich reden, die im Übermaß Pflanzenschutzmittel zur Bahndammreinigung einsetze (198943081).

#### *Imageverlust von Fleisch und anderen Nahrungsmitteln (1993-2005)*

Themen zu Beginn der neunziger Jahre sind hormonbelastetes Fleisch und die Angst vor Dioxin-verseuchtem Gemüse aus Spanien, nachdem die Fabrik Boehringer aus Hamburg dorthin verkauft worden sei (vgl. 199037104 und *Spiegel*-Reportage über Boehringer: „Das war der Tod persönlich“, 199131102). Berichtet wird auch von einem weitgreifenden

---

<sup>69</sup> Unter einem „gesellschaftlichen Projekt“ verstehe ich gesamtgesellschaftliche Bemühungen, die einem kollektiv mehrheitlich geteilten Ziel dienen sollen. Die CO<sub>2</sub>-Reduktion im Dienste einer Abwendung beziehungsweise Reduktion von Klimaschäden wäre in diesem Verständnis ein gesellschaftliches Projekt. Davon abzugrenzen sind „Projekte in der Gesellschaft“, die ich an anderer Stelle als Bemühungen von kaum bis hochgradig institutionalisierten Gruppen beziehungsweise Organisationen definiere, Gesellschaft in Bezug auf ökologische und kulturelle Aspekte der Lebensmittelproduktion zu gestalten (siehe dazu auch Abschnitt 4.5.2.5).



Gammelfleischskandal (199343090) sowie von längst verdorbenem Gemüse, das durch Bestrahlung „verkaufsfähig“ präsentiert werde (199343224).

Bei der Betrachtung der Grafik in Abbildung 3.4-3 sticht das Jahr 1994 ins Auge. Die Ereignisse, die in diesem Jahr zu Buche schlagen, sind einerseits der Nachweis von Pflanzenschutzresten in Obst aus Chile (Pestizide und Nervengift) (199425124) und Babynahrung (Lindan) (199415094). Ein weiterer Fund, der Gemüter und Verbraucherschutz bewegt, ist das als krebsauslösend bekannte Lösungsmittel Benzol in Olivenöl (199423065).

Fuselfunde in türkischem Raki 1995 sind aus Verbrauchersicht offenbar weniger aufsehenerregend und dienen dem *Spiegel* vor allem als Aufhänger dafür, einer internationalen mafiös anmutende Affaire nachzugehen, die zwei Todesopfer gefordert hat (199533080). Interessanter dagegen ist das Jahr 1996; hier keimt ein Thema auf, das sechs Jahre lang danach die Öffentlichkeit beschäftigt: Arzneimitteleinsatz in der Tierzucht (199643016, 199751016, 199919234, 200105017, 200105030, 200109036, 200123017, 200213153, 200229019). Hormon- und Antibiotika-Nachweis lassen das ohnehin durch die BSE-Berichterstattung mit miserabilem Image behängte Fleisch immer schlechter dastehen.

Der Imageverlust des Fleisches nimmt damit aber noch kein Ende. Dioxinfunde in Futtermitteln tauchen ab 1998 in den Berichten auf und von da an, ausgenommen 2001, in jedem Jahr – zuletzt 2003 (u. a. 199833133, 199923068, 200045018, 200231020, 200309017). Selbst vereinzelte typisch kriminelle Panschereien, Schlampereien und Fälschungen aller Art, wie sie in der ersten Welle fast ausschließlich die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben, sind auffällig oft mit Fleischprodukten verbunden: Unzulässige Beimischung von Rindertalg in Butter (BSE-Gefahr) (200109094), bewusste Fehldeklarierung von Rindfleisch in einer Supermarktkette (200123017), unhygienische Zustände von Fleisch und Milchprodukten in Polen (200213204) und die Diskussion um ein Verbraucherinformationsgesetz (200123050) sowie die Kritik an Versuchen der Lebensmittelindustrie, mit der Neueinführung des Qualitätssiegels QS das Vertrauen der Konsumenten in Fleisch zurückzugewinnen (200309017).

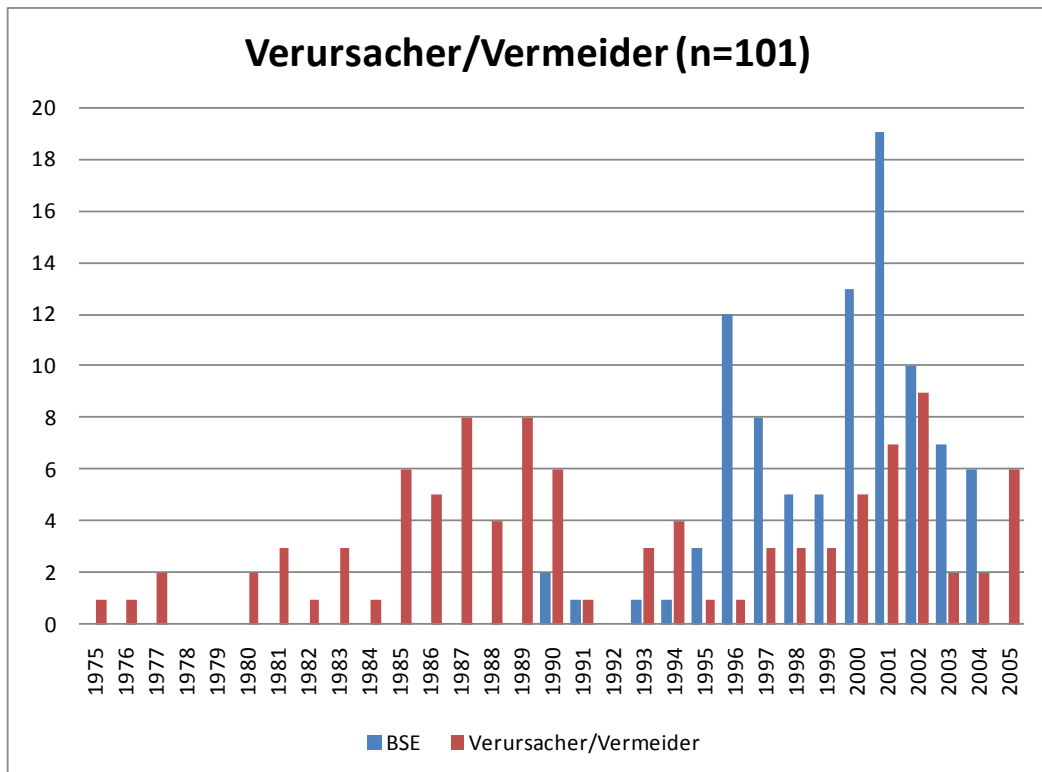


Abbildung 3.4-3: Anzahl der codierten *Spiegel*-Artikel im Subcode *Verursacher/Vermeider* und *BSE* von Lebensmittelverunreinigungen in der Stichprobe im Zeitverlauf

### 3.4.2 Umweltverschmutzung

#### *Unschuldige siebziger Jahre*

Zögerlich betritt das Thema Umweltverschmutzung in den siebziger Jahren die Bühne. Schwermetalle im Bodensee (197649246) und in der Billigwurst (197821247) tauchen kurz in der Berichterstattung auf. Dann ist es erst mal wieder ruhig um die Auswirkungen von Umweltverschmutzung auf die Lebensmittelsicherheit.

#### *Alarmierende achtziger Jahre*

Die achtziger und frühen neunziger Jahre stehen ganz im Zeichen des Trinkwassers. Zwar berichtet insgesamt schon die Hälfte der Artikel zu Umweltverschmutzung über Grund- und Trinkwasser. Dreiviertel der Texte hierzu erschienen allerdings in den achtziger Jahren. Hohe Nitratwerte aus der Düngung sogar im Mineralwasser zeigen die kontinuierliche Gefährdung durch eine landwirtschaftliche Praxis an, der man erst mit der Wiederentdeckung ökologisch

schonenderer Verfahren die Bezeichnung *konventionell* verliehen hat. Bis dahin galt der chemische Pflanzenschutz als eine der bedeutendsten technisch verwirklichten Zählungen der Natur zugunsten von Versorgungssicherheit und Effizienzsteigerung in der Agrarwirtschaft.

Das Ausmaß an Umweltverschmutzung und damit Lebensmittel- und vor allem Trinkwassergefährdung, das den alltäglichen Routinen von Industrie und Landwirtschaft geschuldet wird, dringt ab 1981 schlagartig ins Bewusstsein (u. a. 198135062, 198141287, 198143103, 198243014, 198415244, 198539113, 198611079, 198647111, 198701022). Das mentale Feld ist damit für die kritische Nabelschau einer modernen Industrienation bestellt. Und die Alarmglocken läuten noch bevor zwei großtechnische Katastrophen ihre durchschlagende Wirkung auf feste und flüssige Nahrung nicht verfehlen: Der Reaktorunfall 1986 in Tschernobyl, dessen Auswirkungen in Deutschland zu Ernährungsgeboten- und verboten führen (u. a. 198703078). Im November des gleichen Jahres gelangt bei einem Brand im Chemiewerk Sandoz Löschwasser in den Rhein, dessen Giftteppich den Fluss von Basel bis zum niederländischen Rheindelta auf fast 900 Flusskilometer zeitweise für Flora und Fauna tödlich verseucht (198647138).

Mit einer leichten zeitlichen Verzögerung lösen diese Ereignisse im *Spiegel* im Jahr 1987 eine Welle an Hintergrundberichten aus. Es sind vor allem die Folgen der Unfälle selbst, die im Interesse stehen. Sie lenken zeitweilig den Blick von der Umweltverschmutzung durch Industrie und Landwirtschaft ab. Zwei Artikel knüpfen direkt an den Sandoz-Brand an (198701022, 198727107), weitere behandeln die Konsequenzen des Reaktorunglücks (198703078, 198903056). Letztere betonen, dass Radioaktivität unterschätzt wird, was sich z. B. daran zeigt, dass im Frühjahr 1986 geerntetes Heu im Winter an Rinder verfüttert wird, und sich die Strahlenbelastung so auf das Fleisch überträgt (vgl. 198703078). Problematisiert wird auch der „Verschiebebahnhof“, der mit radioaktiv verseuchtem Molke- und Milchpulver veranstaltet werde (198731074, 198745141).

Im Jahr 1988 befindet sich kein einziger Artikel in der Stichprobe, der Umweltverschmutzung und Lebensmittel verbindet. Die Themenauswahl des Folgejahres scheint geradezu darauf zu reagieren, dass nach der aufwändigen Berichterstattung von 1987 das Interesse so schnell abflaut: *Zeigefingerartikel* könnte man sie nennen. Sie nehmen eine Uranfabrik in Rheinland-Pfalz ins Visier und warnen davor, Radioaktivität weiter zu unterschätzen (198903056), sie portraituren die Bonner Verbraucherinitiative, die sich auch gegen dioxinverseuchte Lebensmittel wehre (198947266) (vgl. auch Abschnitt *Verursacher und Vermeider*), und sie monieren die Verharmlosung von Asbest-Gefahren für das Trinkwasser durch das Gesundheitsministerium (198909067). Hier entsteht sehr stark der Eindruck des Agenda-Settings: *Schaut doch mal hin, habt ihr denn schon vergessen ... Wiegt euch bloß nicht in falscher Sicherheit!*

*Abgeklärt ins 21. Jahrhundert*

Ökologie ist nicht gerade das Thema der neunziger Jahre. Kein Umweltskandal erregt die Öffentlichkeit in so hohem Maße wie im Jahrzehnt zuvor. Zwar gibt es Nachrichten über einzelne, auch schwerwiegende Vorfälle, wie die Verseuchung eines Gebietes in Baden mit Dioxin (199049067) oder der Stadt Fürth mit Quecksilber im Bereich von Spiegelfabriken (199249081). Auch sind Pestizidfunde in Babynahrung (199415094) und Biotees (199517077) wohl eine Nachricht wert, lösen aber keine Welle des investigativen Journalismus aus.

Im Zuge der Wiedervereinigung zeigt *Der Spiegel* 1991 und 1992 dafür mit dem Finger auf die industriellen „Dreckschleudern“ und vergiftetes Trinkwasser, das die Gesundheit hunderttausender Ostdeutscher gefährde. „Die ostdeutschen Behörden schaffen es nicht, ihre Umweltprobleme unter Kontrolle zu bringen.“ (199209082)

Immerhin ist es ein Blick über den Tellerrand, wenn *Der Spiegel* über verstrahlten Spinat in der Nähe der britischen Wiederaufbereitungsanlage Sellafield berichtet. Die Betreiber der Anlage, in die deutscher Atommüll gebracht werde, würden radioaktiv belastetes Wasser in die Irische See leiten. Diesem Gewässer entstamme wiederum jener Tang, der die angrenzenden Spinatfelder mit Nährstoffen versorge (199841017). Gesellschaftlich relevant scheint das allerdings nicht zu sein, spielt sich dies doch ebenso außerhalb „unseres Systems“ ab wie die genannten Zustände in ostdeutschen Gebieten.

Zur Jahrtausendwende keimt noch einmal ein Umweltthema auf, bevor sich die Gesellschaft offenbar völlig abgeklärt in ein neues Zeitalter begibt. Wie sich belastete Abwässer auf die Lebensmittelsicherheit auswirken, zeigt *Der Spiegel* an zwei Phänomenen. Eine Erklärung für zunehmende Antibiotikaresistenz in der Bevölkerung könne die Belastung von Grund- und Trinkwasser mit Arzneimitteln sein, die über Gülle und menschliche Abwässer ins System gelangten (199907218). Im Rahmen einer Hintergrundrecherche begleitend zu der oben beschriebenen Welle an Enthüllungen über mit Dioxin verunreinigtes Tierfutter berichtet *Der Spiegel* im Jahr 2000 darüber, wie unter anderem Klärschlamm zu Futtermittel verarbeitet wird. So gelangen die Umweltgifte Schwermetall und Dioxin in die Nahrungskette (200011072). Dann wird es still um umweltverschmutzte Lebensmittel.

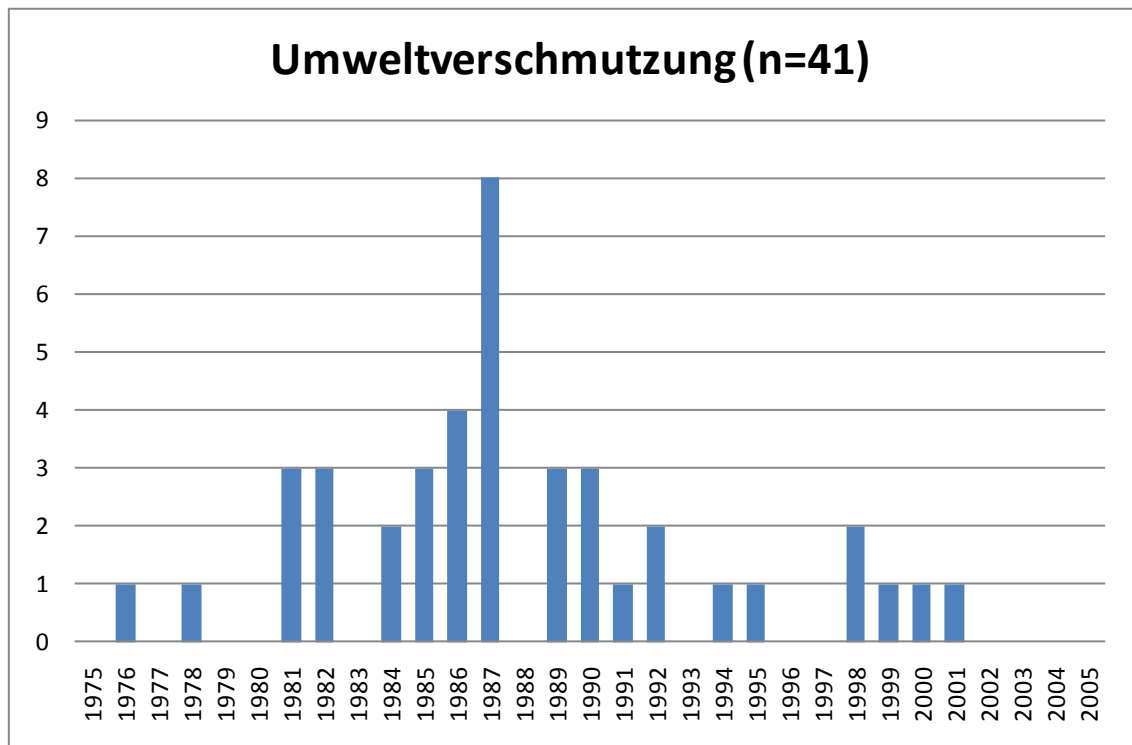


Abbildung 3.4-4: Anzahl der codierten *Spiegel*-Artikel im Subcode *Umweltverschmutzung* von Lebensmittelverunreinigungen in der Stichprobe im Zeitverlauf

### 3.4.3 Neue Zusammenhänge

In der Dimension *neue Zusammenhänge* fasse ich die Nachrichten vom Stil *Die Wissenschaft hat festgestellt* zusammen. Sie tauchen in der Regel als kurze Meldung in einer der Rubriken „Prisma“, „Wissenschaft“ oder „Panorama“ auf und referieren knapp jüngst veröffentlichte Forschungsergebnisse. Nur vier der 16 Berichte sind länger als eine Spalte. In der Stichprobe liegen zu wenige Meldungen vor, um einen komplexeren inhaltlichen Trend feststellen zu können. Dennoch räumt *Der Spiegel* solchen Artikeln ab 2001 regelmäßig mehr Platz ein. Dies kann auf zwei Entwicklungen hindeuten: Die Öffentlichkeit verfolgt, durch den *Spiegel* bedient und gestärkt, im 21. Jahrhundert die Erforschung von Lebensmitteln konzentrierter oder/und die Naturwissenschaft widmet sich vermehrt Nahrungsmittelthemen. Betrachtet man das allgemeine Wachstum des Interesses an Lebensmittelsicherheit und die parallele Bedeutungszunahme der Lebensmitteltechnik, ist anzunehmen, dass beide Entwicklungen vorliegen und interagieren.

In aller Kürze möchte ich dennoch die Funde der Wissenschaft vorstellen, die in der Stichprobe vorliegen.

So wurde zum Beispiel im Jahr 1981 die Gefahr durch krebsauslösende Nitrosamine in Schinken und Speck zu Lasten des Risikos durch Zigarettenkonsum und einzelnen Gemüsesorten relativiert (198153105). 1984 hätten Wissenschaftler festgestellt, dass Rohmilchprodukte alles andere als gesund seien, ihr hoher Keimgehalt indes lebensgefährlich sein könne (198447282).

Der Zusammenhang von Salmonellenvergiftungen und Massentierhaltung sei 1991 aufgedeckt worden und wurde vom *Spiegel* ausführlich behandelt (199101061). Im gleichen Jahr taucht eine Meldung auf, die ebenso schnell wieder in Vergessenheit gerät: Bleikristallgläser würden verhältnismäßig große Mengen des Schwermetalls an ihren flüssigen Inhalt abgeben (199107214). Im Folgejahr sei nachgewiesen worden, dass die vermehrte Praxis, frische Brötchen an Tankstellen zu verkaufen, mit einer erhöhten Schadstoffbelastung der Backwaren einher gehe (199243171).

Seit 1998 sei bekannt, dass sich die gefürchteten Coli-Bakterien in Rindfleisch vermeiden ließen, wenn die Rinder einige Tage vor der Schlachtung mit Heu statt mit Getreide gefüttert würden (199839253). Ähnliche Fortschritte würden zwei Amerikaner versprechen, die im gleichen Jahr eine Anlage zur Pasteurisierung roher Eier entwickelten, um die Salmonellengefahr zu bannen (199823179).

Die nächsten Meldungen tauchen erst 2001 in der Stichprobe auf: Soda-Sprudelgeräte versetzten Leitungswasser nicht nur mit der erwünschten Kohlensäure, sondern in der Hälfte der Fälle auch mit Maschinenöl (200101018). Außerdem sei festgestellt worden, dass oft für Lebensmitteleinsatz verbotene Konservierungsstoffe von Lebensmittelverpackungen auf die zu schützende Ware übergehen können (200137020). Von erhöhtem Gehalt an Fuselstoffen in Weizenbier berichtet *Der Spiegel* 2003 eher im Nebensatz (200339195).

Der Fund des Stoffes Acrylamid, der genverändernde und krebsauslösende Wirkung zugeschrieben wird, eröffnet 2002 ein Dauerthema. Vor allem Pommes, Kartoffelchips und Brotsorten stehen im Brennpunkt. Experten kommen zu Wort (200227128, 200301118), die Verbraucherschutzorganisation *Foodwatch* veröffentlicht Acrylamidwerte einzelner Kartoffelchipsorten, die in Bio-Ware besonders hoch ausfallen würden (200427018). Im Jahr 2004 habe *Foodwatch* Lebkuchen auf Acrylamidgehalt hin analysiert – und schlage erneut Alarm (200449018). 2005 geraten Babytrinkflaschen aus Kunststoff in die Kritik, die Bisphenol A absonderten. Die Chemikalie wirke in Tierexperimenten wie ein Geschlechtshormon (200517162).

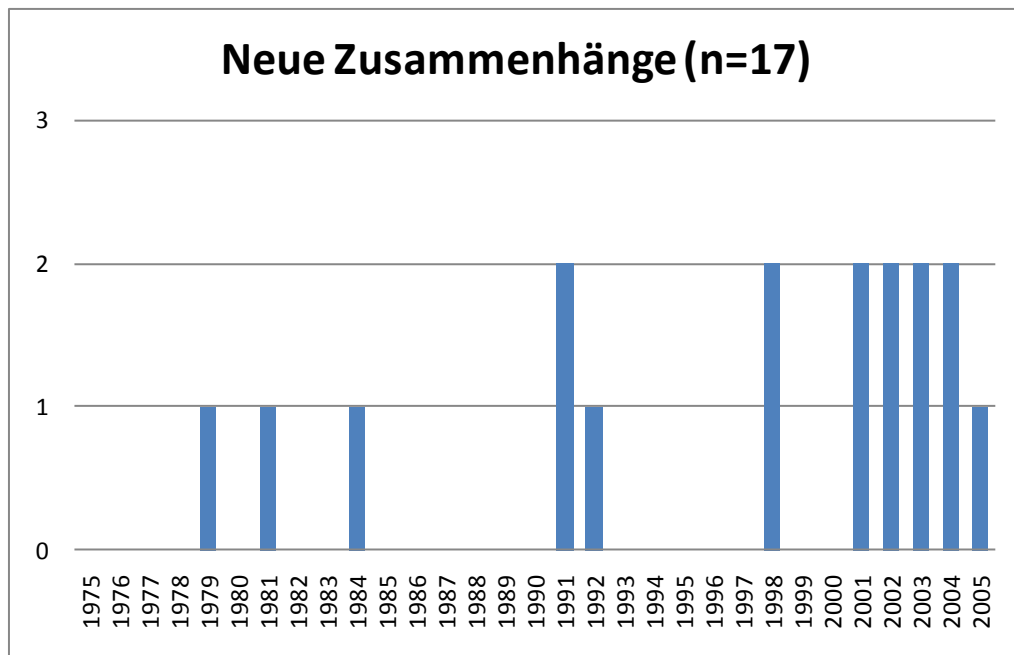


Abbildung 3.4-5: Anzahl der codierten *Spiegel*-Artikel im Subcode *neue Zusammenhänge* von Lebensmittelverunreinigungen in der Stichprobe im Zeitverlauf

### 3.4.4 Kristallisationspfad: Die Rinderseuche BSE

Warum eine Seuche unter Nutztieren in hochentwickelten Gesellschaften derart hohe Wellen schlagen *mus*s, habe ich zu Beginn des Abschnitts Verunreinigung erläutert. Wie dieser Entwicklungsprozess abläuft, ist hoch komplex. Phasen von Entdeckung, Verunsicherung, Schuldzuweisung, Aktionismus, Kontrolle, Kontrolle der Kontrolle, Misstrauen und Vergessen lösen sich zum Teil gegenseitig ab, treten mitunter parallel auf und wiederholen sich. Sie beschreiben einen Zirkel der faktischen Ohnmacht. Das Thema BSE ist aus unzähligen wissenschaftlichen Perspektiven hochinteressant, weshalb ein Literaturüberblick darüber zwar lohnend wäre, das Konzept dieser knappen Teilpfadbeschreibung aber überfrachten würde.<sup>70</sup>

<sup>70</sup> Um nur eine Auswahl der Perspektiven und ihrer Vertreter zu nennen: Alvensleben 1998, Barlösius/Bruse 2005, Bundeszentrale für politische Bildung 2001, Gelbert 2001, Hoffmann 1994, Mayer 2004, Rehaag/Waskow 2005, Tacke 2000, Teuteberg 1998.

Eine Beschreibung der Phasen, wie sie aus der Berichterstattung des *Spiegel* hervorgehen, ist auch angesichts der vorhandenen Fülle an Analysen eines der größten Lebensmittelskandale der vernetzten Industriegesellschaften reizvoll.<sup>71</sup>

Um den roten Faden der „Kriminalgeschichte“ BSE sprachlich deutlich machen zu können, verzichte ich in diesem Abschnitt 3.4.4 mitunter auf die Verwendung des Konjunktivs. Alle Fakten entstammen den pro Abschnitt in der Fußnote aufgelisteten Artikeln der *Spiegel*-Stichprobe.

*Die Problemfelder sind gesetzt (1990-1991)*<sup>72</sup>

13.000 an BSE verendete Rinder in Großbritannien lassen sich im Jahr 1990 in der Berichterstattung nicht mehr ignorieren. Noch ist nicht klar, worum es sich genau handelt, aber es wirkt in seiner subtilen Zerstörung von Lebewesen bedrohlich. „Beunruhigend“ und rätselhaft sei die Übertragung dieser Krankheit, selbst die Forscher seien ratlos. Dennoch ist es ein Insel-Phänomen, dort diskutiere man „fast hysterisch“, ob dieses „Virus“ auch den Menschen bedrohe (vgl. 199021254). Der journalistische Apparat läuft auf Hochtouren, versorgt die Leser mit Hintergrundinformationen darüber, wann BSE zum ersten Mal entdeckt wurde, wie es sich äußert, dass die Forscher vorsichtig von Virusübertragung ausgehen und man erstmals Tiermehl als Quelle identifiziert hat. Es wird von Wissenschaftlern berichtet, die davon ausgehen, es müssten sechs Millionen Rinder in Großbritannien geschlachtet und verbrannt werden. Die britische Regierung, so wird berichtet, beschwichtige die Bevölkerung, ohne gesicherte Kenntnisse zu haben, während die EU Großbritannien vorsichtshalber unter Quarantäne stelle und nicht klar sei, ob die Krankheit auf den Menschen übertragbar ist (vgl. ebd.). Diskussionen über eine mögliche Vererbbarkeit und Spekulationen über die dann zu erwartenden Ausmaße der Verbreitung („Seuchenzug“ 199103189) keimen auf.

Mit diesen aus Sicht der Stichprobe ersten Artikeln sind die Pflöcke des Themas gesetzt: Angst, Rätselhaftigkeit, Ratlosigkeit, Umgang mit der Bevölkerung, Maßnahmen,

---

<sup>71</sup> Das Thema BSE ist zwar geradezu prädestiniert für eine diskursanalytische Herangehensweise, wie sie Reehag und Waskow (2005) wählten. Ihr Diskussionspapier zum Gemeinschaftsprojekt Ernährungswende beschreibt exemplarisch am Thema BSE die Struktur öffentlicher Ernährungskommunikation. Das Verfahren ist sehr potent, aber methodisch so aufwändig, dass es sich nur für einen relativ eingeschränkten Untersuchungszeitraum von wenigen Jahren und einer klaren Zuspitzung der Thematik eignet. Ziel der hier vorliegenden gegenstandsorientiert hermeneutisch angelegten Arbeit ist es aber, eine Vielzahl von Entwicklungspfaden über einen langen Zeitraum zu beschreiben und zu einer gesellschaftlichen Entwicklungslogik zu verdichten. Es geht also weniger um eine genaue Nachzeichnung der historischen Ereignisse. Diese sind in verschiedenen BSE-Chroniken und Betrachtungen nachzulesen (vgl. u. a. Wollschläger 2001). Sondern der Wandel der gesellschaftlichen Gefühlslage steht bei diesen Themen im Vordergrund.

<sup>72</sup> 199021254, 199025108, 199103189



Ursachendiskussion und Übertragbarkeit der Krankheit auf den Menschen. Die Verbraucherinitiative rufe vorsichtshalber deutsche Verbraucher zum Boykott britischen Rindfleischs auf, ohne dass dem Fleisch anzusehen wäre, woher es kommt. Käufer seien auf freiwillige Kennzeichnung heimischer Produzenten angewiesen, die sich in Initiativen zusammenschließen (199025108).

*Entdeckung, Angst und Verunsicherung (1992-1994)*<sup>73</sup>

Der Stand des Wissens und vor allem die Angst werden auf kleiner Flamme am Köcheln gehalten. Brennstoff sind die Zählerstandsanzeige der bisher verendeten Rinder (bis 1993: 90.000, bis 1994: 130.000) und Berichte über die Creutzfeldt-Jakob-Krankheit, ihre Symptome und Ursachen, über Wissenschaftler, die in immer kürzeren Abständen tagen. *Der Spiegel* bedient sich hier teilweise über Jahre hinweg desselben Illustrationsmaterials (so 199021254 und 199313260 bzw. 199423208). Neu ist, dass nun zwei Theorien über den Erreger konkurrieren: Die *Prionen*-Theorie und die Annahme eines *Slow Virus*. Würde der Prionenansatz stimmen, handelte es sich also um einen „biologischen Betriebsunfall“ (199313260), wäre ein Seuchenschutz gewissermaßen unmöglich, so ein Szenario.

*Aktionismus I, Streit um Maßnahmen (1994-1995)*<sup>74</sup>

Nach einer ersten Schockstarre, in der man erst einmal erfassen musste, womit man es eigentlich zu tun hat, beginnt nun eine Phase des Aktionismus und zugleich des Streites über die gebotenen Maßnahmen.

Die Meldung über die Erkrankung eines Rindes britischer Herkunft an BSE in Hannover im Mai 1994 habe den deutschen Markt für Rindfleisch um 60 Prozent einbrechen lassen. Während immer mehr Teile der Tiere als Risikomaterial in Frage kommen, werden erste Forderungen nach rigorosen Einfuhrbeschränkungen und weitreichenderen Verarbeitungsvorschriften laut. Gesundheitsminister Seehofer gerät in die Kritik, das Importverbot nicht mit Nachdruck durchzusetzen. Es wirkt wie eine Erleichterung, dass endlich über Maßnahmen diskutiert wird und es Akteure und Parteien gibt, die mit Erwartungen konfrontiert werden können. Die Artikel 1995 kennen daher vor allem ein Thema: Den Streit über die Importbeschränkung zwischen Bund und Ländern. Dass sich der Bund mit einer lockereren Vorschrift durchsetzen habe können, um die Umsetzung der EU-Verordnung voranzubringen, lässt den *Spiegel* einen Anstieg der Verbraucherangst vorhersagen. Schon jetzt äßen 38 Prozent der Deutschen weniger Rindfleisch als früher und 17 Prozent verzichteten ganz darauf, was die Konzerne mit deutlichen Umsatzeinbußen registrierten. Die Biobranche verzeichne dagegen Zuwächse. Die Einschätzungen von

---

<sup>73</sup> 199313260, 199423208

<sup>74</sup> 199423208, 199505033, 199507076, 199509016

Branchenkennern bescheinigten der Biobranche einen Professionalisierungsschub (199507706).

*Aktionismus II, Suche nach Verantwortlichen, Schuldzuweisungen, Vertrauensverlust, Erschütterung zweier Säulen der Moderne (1996-1997)*<sup>75</sup>

Die Zahl der Artikel zum Thema BSE steigt 1996 dramatisch an (vgl. Abbildung 3.4-6). Grund ist offenbar das Eingeständnis der britischen Regierung, dass nach Kenntnis neuester Untersuchungen eine Übertragbarkeit der Krankheit auf den Menschen wahrscheinlich sei. Seit 1994 hätten sich in Großbritannien vor allem bei jungen Menschen die Fälle einer neuen Variante der bekannten Creutzfeldt-Jakob-Krankheit gehäuft. Vergessen sind alle Streitereien der Bundesländer um kleinstaatliche Regelung der Rindfleischzufuhr.

In der Wahrnehmung des *Spiegel* spitzt sich die Situation zu: Der *worst case* ist eingetreten und man spricht von einem der „größten Menschenexperimente in der Medizingeschichte“ (19961322). Die britischen Sofortmaßnahmen, Rindfleisch aus Schulen und Kantinen zu verbannen und Fleisch aus dem Ausland einzuführen (was für Briten einen Tabubruch darstelle) werden als Farce belächelt. Wenn es zu einer Übertragung der Krankheit über den Verzehr von Rindfleisch kommen kann, so wäre die Ansteckung längst geschehen: Als das Fleisch noch nicht kontrolliert wurde. Die Inkubationszeit der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit betrage 10-15 Jahre. Nun steht das nächste Thema auf dem Plan: Wie hoch ist die kritische Dosis an verseuchtem Fleisch für eine Ansteckung?

Die britische Regierung sieht sich scharfer Kritik ausgesetzt. Sie wusste laut Berichterstattung lange Zeit um die Möglichkeit einer Ansteckung, habe die Gefahr aber verharmlost. In der Waagschale der Verantwortung liegt noch ein weiterer Brocken: Die britische Regierung soll bewusst Forschungsergebnisse verheimlichen beziehungsweise sie manipulieren. Geschickt ausgewählte linientreue Forscher hätten die Verharmlosungspolitik untermauert. Damit ist nicht nur das eine moderne Gesellschaft konstituierende Grundvertrauen in die Institution der Regierung erschüttert. Noch tiefer trifft der offenbare Betrug durch die Wissenschaft, der Institution der Aufklärung.

Kritik am Umgang mit der Seuche hin oder her: Letztlich Schuld an der ganzen Misere habe – so *Der Spiegel* fast selbstverständlich – die Branche der Viehmäster, die „profitgierig“ die Tiere mit Schlachthausabfällen in Form von Tiermehl fütterten, das sie bei der Herstellung aus Kostengründen nicht ausreichend hoch erhitzten (199613022).

Die eingangs formulierte These, dass für eine Gesellschaft eine Katastrophe einfacher zu begreifen und zu akzeptieren ist, wenn ein krimineller Abweichler als schuldig identifiziert

---

<sup>75</sup> 199607088, 199613022, 199613031, 199615100, 199615101, 199625016, 199627150, 199633036, 199639143, 199643192, 199705032, 199715086, 199729033, 199731048, 199737018

werden kann, bestätigt sich hier. Damit ist die Ursache zunächst außerhalb des geregelten Systems definiert.

Schließlich entscheidet sich auch Deutschland für ein Einfuhrverbot, was die heimische Branche aufatmen lässt. Kritik der gleichen Logik wie jener gegenüber der britischen Regierung trifft den Gesundheitsminister, der immer beteuert hat, die ergriffenen Maßnahmen schlossen den Übertragungsfall ein, und jetzt beschleunigt eine Reihe von strengeren Vorschriften mit auf den Weg bringt. Ihm wird gleichermaßen Verharmlosungspolitik vorgeworfen, was in einer Gesellschaft, zu deren größten Errungenschaften Sicherheit in Kombination mit Demokratie zählt, symbolisch als Kapitalverbrechen gelten muss. Die Kritik wiederholt sich 1997 als der wahrscheinlich erste deutsche BSE-Fall „Cindy“ auftritt und – so die Kritiker – die Rettung des Marktes vor die Sicherheit der Verbraucher gestellt wurde.

Cindy erschüttert selbst jene, die der Bauernlobby ohnehin nicht geglaubt hatten, dass deutsches Fleisch sicher sei, denn die Kuh steht im Stall eines Biobauern – der bis dato vermeintlich letzten Bastion sicherer Lebensmittel. Cindy symbolisiert damit nicht nur eine enorme Verunsicherung auf Verbraucherebene (*Was kann man denn noch essen, wem kann man denn noch Glauben schenken?*) Sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene (*Wurden hier nach allen Regeln der Kunst Vorschriften missachtet, Kontrollen versäumt und prekäre Marktlagen mittels Fälschungen und Schiebereien zur kriminellen Bereicherung ausgenutzt?*). Denn Cindy war weder ein deutsches Rind, noch war es Cindy. Es handelte sich vielmehr um dessen eigene Mutter mit gefälschten Papieren. *Der Spiegel* schreibt dazu: „Die Mär vom angeblich sicheren europäischen Fleischkontrollsystem ist dahin.“ (199723190) Im gleichen Jahr zeigt sich noch weit mehr kriminelle Energie rund um BSE und die Vorschriften zu seiner Eindämmung. Sie reicht von Tiermehlfütterungen an Importtiere bis zum Unterschmuggeln britischen Fleisches unter Rindfleischprodukte, die lediglich zu Verarbeitung nach Großbritannien gebracht und reimportiert wurden.

Dialektisch ist anzumerken, dass zwar über die geplante Tötung von bis zu 4,5 Millionen Rindern berichtet wird, an der Notwendigkeit dieser Maßnahme aber zunächst kein Zweifel besteht. Vielmehr interessiert, dass die geringen Kapazitäten der technischen Anlagen den Vollzug des Schlachtplans drastisch verzögern würden. Man zieht gar die Anmietung russischer Kühlschiffe in Erwägung. Dass es sich hier in erster Linie um Lebewesen und in zweiter Linie um Lebensmittel handelt, kommt nicht in den Blick. Hier liegt eine industrielle Herausforderung vor, man blickt durch die Steigerungsbrille (vgl. Kapitel 5).

Erst als 1997 – als Folge des Falls Cindy – auch in Deutschland 5.500 britische und schweizerische Importrinder und gegebenenfalls deren 14.000 Nachkommen geschlachtet werden sollen, protestieren in großem Maßstab Tierschützer. Die Regierung nimmt Tötungsbefehle zurück und wird von anderer Seite angegriffen, dass wohl der Verbraucherschutz plötzlich kein Thema mehr ist.

*Leben mit der Seuche vor den Toren (1998-1999)*<sup>76</sup>

In den Jahren 1998 bis 1999 ereignet sich nicht viel um BSE. Zeit für Untersuchungsausschussarbeit, Bilanzen, Aufrollen der Schuldfrage, Rekonstruktion der Chronologie einer Seuche. Es kehrt Routine ein, man lebt mit der Seuche und arbeitet unaufgeregt an Testverfahren, mit denen sich die Krankheit schon am lebenden Rind erkennen lassen soll. Sogar die Einfuhrbeschränkung für britisches Rindfleisch in die EU wird teilweise aufgehoben.

*BSE erreicht Deutschland: Systemimmanenz erkannt und Agrarwende im Gespräch (2000-2001)*<sup>77</sup>

Zu Beginn des neuen Jahrtausends erreicht die mediale Aufmerksamkeit für BSE einen weiteren Höhepunkt. Dass die absolute Zahl der Artikel in der Stichprobe sowohl 2000 als auch 2001 die von 1996 noch übersteigt, ist teilweise ein Stichprobenphänomen. Alleine 10 der insgesamt 13 Artikel aus 2000 erschienen in nur zwei Ausgaben. Doch die Tatsache, dass in einem Jahr zwei Themenhefte – zudem innerhalb von zwei Wochen (Nr. 47 und Nr. 49) – erscheinen, zeigt, dass die Bedeutung des Themas in diesem Jahr dennoch nicht überschätzt ist. Im Jahr 2001 verteilten sich die 18 Artikel der Stichprobe auf elf Ausgaben; darunter ist ein Themenheft mit vier Artikeln.

Immer mehr BSE-Fälle in Frankreich (2000:100), die Ankündigung, dass 2001 systematisch auch in Deutschland auf BSE getestet werden wird, und das Auftreten eines Clusters von Fällen der neuen Variante der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit in Großbritannien stoßen eine erneute Welle der Aufmerksamkeit für BSE an. Zudem sind in Großbritannien Krankheitsfälle unter Rindern aufgetaucht, die nach 1996 geboren wurden, als das Verbot der Verfütterung von Tiermehl bereits in Kraft war. Im Zuge der gewohnten Verharmlosungs- und Aussitz-Kritik an die Regierungen erschallt Hohngelächter über die verspätete Vorsicht bei Rückenmark und Gelatine. Der Hinweis, dass die genetische Resistenz noch nicht bestätigt ist, solle vor ähnlichen Fehlern warnen.

Bei all dem schwingt immer mit, dass die Gefahr von außen komme, auch wenn nicht erwiesen ist, dass Deutschland BSE-frei sei. Die Angst vor BSE steigt in Deutschland angesichts der Ausbreitung der Krankheit im Nachbarland Frankreich. Doch die Länder finden keine Einigung ob der zu ergreifenden Maßnahmen.

Dies war gewissermaßen erst die Eröffnung des nächsten Aktes. Dieser beginnt 2001 wie 1990 mit einem Schock. Diesmal: BSE ist in Deutschland angekommen. Zwei heimische

---

<sup>76</sup> 199817107, 199841126, 199907017, 199923068, 199929172, 199945212

<sup>77</sup> 200037252, 200045316, 200047288, 200047293, 200047295, 200047296, 200047298, 200049312, 200049316, 200049318, 200049330, 200049334, 200051084, 200101032, 200103020, 200103025, 200103028, 200103032, 200105019, 200107018, 200107018,1, 200109094, 200109144, 200111018, 200115029, 200117019, 200123017, 200123038, 200123050, 200131116, 200151066

Rinder wurden positiv getestet. Darauf folgt wieder Aktivismus, der diesmal aber nicht darauf zielen kann, sich das Problem vom Leib zu halten. Stattdessen wird klar, dass es sich nun um etwas Systemimmanentes handelt, das auch Lösungen, sprich: Veränderungen innerhalb des Systems erfordert. Die Stichworte, die fallen, sind: Verbraucherorientierte Landwirtschaft, Vertrauen, Kennzeichnung, Fleisch muss was kosten. Gleichzeitig wächst die Angst vor der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit.

Erst recht stehen die alte und die neue Bundesregierung im Kreuzfeuer: Sie hätte immer der Agrarlobby nachgegeben und zu spät auf Warnungen der Forscher reagiert. Das ohnehin angeknackste Image des fürsorglichen Staates ist nur noch damit zu retten, die Agrarwende auszurufen. Das Landwirtschaftsministerium wird zum Verbraucherschutzministerium. Seine neue Vertreterin Renate Künast (Grüne) will ein Verbraucherinformationsgesetz auf den Weg bringen und im Dienste des Seuchenschutzes die Tiertransporte einschränken. Ziel sei, so das Zitat im *Spiegel* aus einem Papier des Kanzleramts (vgl. 200103198), eine „kulturelle[n] Veränderung“. Hier blitzen Ankunftsgedanken auf (vgl. Kapitel 5), die Ahnung, dass hier ein Steigerungspfad am Ende ist, ja sich vielleicht sogar ad absurdum geführt haben könnte. Angesichts der Trägheit der Verbraucher, die, so zitiert *Der Spiegel*, bis zu acht Jahre brauchen, bis sie einen guten Vorsatz auch umsetzen, ertönt die Forderung, Subventionen in die Vermarktung fließen zu lassen und nicht in die Herstellung von Bio-Produkten. Dass die Schätzungen für die Biobranche in dieser Zeit zu optimistisch war, zeigt sich bereits Anfang 2002 (vgl. 200203017).

Während die BSE-Krise mit ihrem 2001 allein in Bayern bereits fünften BSE-Fall Bauern die Existenzgrundlage zerstört und Schlachtungen um 70 Prozent zurückgehen, stößt die CMA (Centrale Marketing-Gesellschaft der deutschen Agrarwirtschaft mbH) eine Acht-Millionen-Mark-Kampagne für das Image des Rindfleischs an und einzelne Bauern steigen auf die Zucht von Wasserbüffeln um. Aufgrund der grundlegenden Verunsicherung der Verbraucher kippt die EU zunächst Pläne zur Einführung von Genmais.

Systemversagen hier wie dort gehören mittlerweile zur Tagesordnung der Nachrichten: Laborschlampereien bei BSE-Tests vor allem in Bayern, Ungereimtheiten in der Tierfutterherstellung, Export von verunreinigtem Futter in die USA, gefälschte Butter aus Italien in EU-Staaten oder direkter Export von Risikomaterial ins Ausland wären hier zu nennen. Die Kontrollvorschriften werden im *Spiegel* als lückenhaft bzw. unzureichend umgesetzt beschrieben.

*Der Ausklang der Krise. Aus den Augen, aus dem Sinn. (2002-2005)*<sup>78</sup>

In den Jahren 2002 bis 2005 klingt die Krise aus. 2005 scheint sie bereits vorbei zu sein, in der Stichprobe findet sich kein einziger Artikel mehr zu BSE. Die letzte Phase ist geprägt von Misstrauen über Behörden. In den meisten Artikeln steckt Resignation ob des nahezu kafkaesken Ausgeliefertseins, denn es ist jetzt nicht mehr die Frage, wie bedrohlich diese Krankheit BSE bzw. Creutzfeldt-Jacob ist. Ungewiss ist nun: Wem kann man noch trauen? Der Faden der Vorjahre wird weitergesponnen. Noch immer erreichen Berichte über Versäumnisse und Pfusch in Testlabors die Öffentlichkeit, selbst die Tierdatenbank, die die Rückverfolgbarkeit des Fleisches und damit seine anstandslose Qualität garantieren soll, ist lückenhaft. Staatliche Maßnahmen erweisen sich als unlogisch, weil im Land verboten wird, was über Import wieder hereinkommt. Die Gründe, die *Der Spiegel* erneut nennt: Eine Mischung aus Schlamperei, Profitgier und schlechten Kontrollen. Im Verbraucherschutzministerium plant man, die Pannenserie in den Testlabors einer Schwachstellenanalyse zu unterziehen.

Erstmals wird die Justiz in die Kritik einbezogen: Lebensmittelskandale bleiben fast immer „ungesühnt“, wie *Der Spiegel* an Hand der rechtlichen Folgen verschiedener Skandale der vorvergangenen Jahre zeigen möchte.

Aber nicht nur Behörden, auch die Fleischindustrie hat es schwer im Vertrauensgeschäft: Das eigens zur Imageverbesserung des Rindfleisches eingeführte Siegel QS wird zwei mal hart beschädigt. Nachweislich gelangte Dioxin-verseuchtes Futter an QS-zertifizierte Betriebe (200309017), außerdem wurden einzelne Tiere in einzelnen QS-Schlachthöfen nicht auf BSE getestet. Schon der Einzelfall ist für ein solch labiles Gebilde wie Vertrauen in Lebensmittelsicherheit eine existenzielle Bedrohung. Damit bestätigt sich die Einschätzung des geringen Einflusses von Herkunftssicherungssystemen auf das Verbrauchervertrauen von von Alvensleben (vgl. 1998).

Doch mit der Aufmerksamkeit sinkt die Angst in der Bevölkerung und damit die einzige Ressource der gesteuerten Kulturveränderung.<sup>79</sup> Das bekommt auch der Hersteller von Convenience-Produkten *Frosta* zu spüren, der im Zuge der allseitigen Qualitäts- und Transparenzforderung auf Geschmacksverstärker, Aromastoffe und künstliche Zusätze verzichtet und alle Zutaten ausnahmslos ausweist. Vorbildlich im Sinne der veränderten Kultur, nur leider nicht wirtschaftlich. Den Verbrauchern ist der Preis im Jahr 2004 zu hoch. Nach aller Aufregung um BSE: *Aus den Augen aus dem Sinn*.

---

<sup>78</sup> 200203017, 200207038, 200209017, 200229078, 200231020, 200233145, 200309017, 200309158, 200335089, 200347192, 200349188, 200403017, 200411020, 200415100

<sup>79</sup> Diesen Mechanismus hat die Politik längst erkannt und stellt ihre Klimapolitik darauf ab.

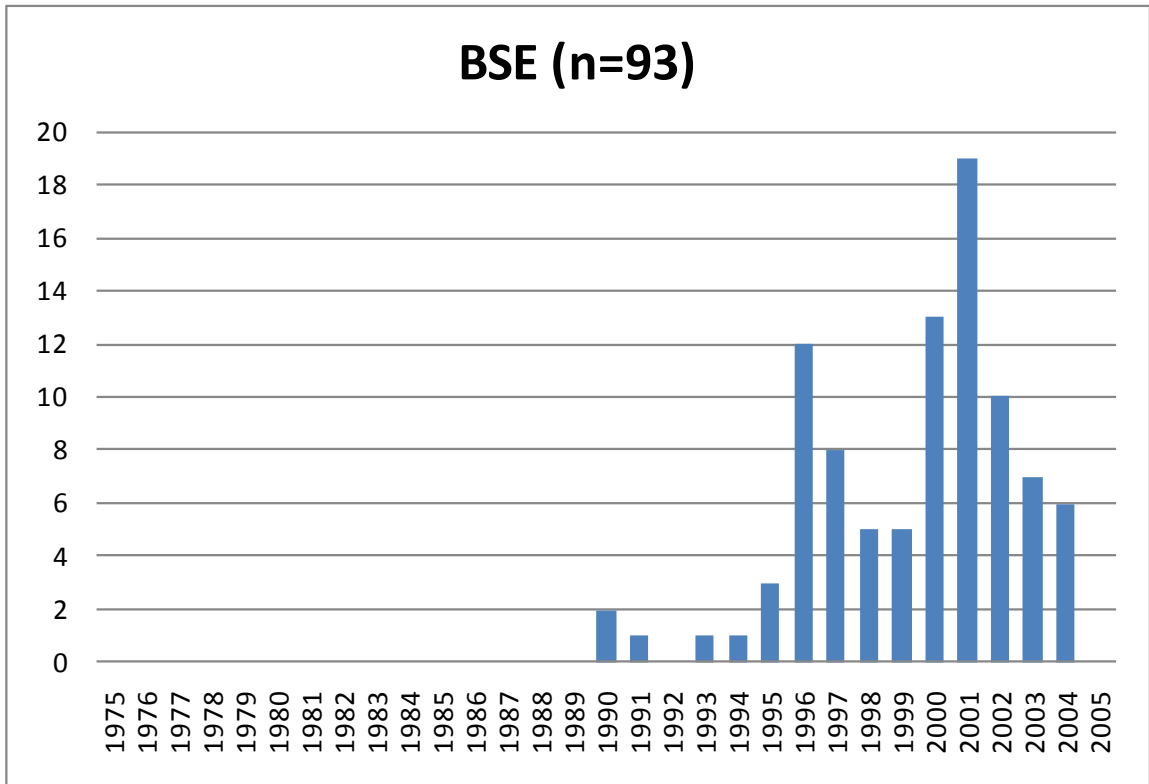


Abbildung 3.4-6: Anzahl der codierten *Spiegel*-Artikel im Subcode *BSE* von Lebensmittelverunreinigungen in der Stichprobe im Zeitverlauf

### 3.5 Zusammenfassung

Die vorangegangenen Abschnitte präsentierten bereits sowohl detailliert als auch in abstrahierender Sicht die verschiedenen Teilpfade des Orientierungsmusters Physisch-Instrumentell. In der Gesamtbetrachtung der vielen schmalen Einzelpfade, zeigen sich zusätzlich fünf übergreifende Tendenzen.<sup>80</sup>

#### *Entzauberung*

Zum einen findet eine Entzauberung von Lebensmitteln statt. Einst als harmlos oder sogar gesundheitsfördernd eingestufte Lebensmittel werden jäh vom Sockel geholt. Dies geschieht vor allem durch die Zuschreibung der Eigenschaft krebsfördernd, aber auch im Rahmen der Einschätzung der Wirkung von aufgenommenem Cholesterin und seinem Beitrag zu Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Die Entzauberung endet in einer agnostisch anmutenden Haltung, die eher rhetorisch fragt: *Was kann man überhaupt noch essen?* Dieser verhinderte Zugang zu Lebensmitteln steht in enger Beziehung zur nächsten Beobachtung.

#### *Steigende Verantwortung und Vertrauen in die Selbstwirksamkeit*

Denn als zweites lässt sich erkennen, wie die Verantwortung des Einzelnen für seine Gesundheit wächst. Im Grunde sind es zwei Seiten derselben Medaille, die hier an Bedeutung gewinnen: Die Verantwortung und das Vertrauen in die Selbstwirksamkeit. Beim Thema Krebs zeigte sich dies daran, dass offenbar jeder Strohalm willkommen ist, an den man sich im Kampf gegen die Zivilisationskrankheit Krebs klammern kann. Nachdem bislang keine wirksamen Heilmittel dagegen gefunden wurden, ist es wichtig, vorbeugend zu handeln und das Risiko, überhaupt zu erkranken, so gering wie möglich zu halten. Indem im kollektiven Wissen Ursache-Wirkungs-Beziehungen verankert werden, ist der Einzelne überhaupt erst theoretisch in der Lage, sich präventiv zu verhalten (Selbstwirksamkeit). Aber er ist nicht nur dazu in der Lage – er ist vielmehr der Einzige, der überhaupt zuständig sein kann (Verantwortung).

Ähnliches passiert im Pfad, der die Meldungen zum Zusammenhang von Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Lebensmitteln bündelt. Hier zeigt sich die Entwicklung sogar noch deutlicher als beim Thema Krebs. Denn während Lebensmittel auch aufgrund von regulierbaren Produktionsbedingungen als krebsfördernd gelten, handelt es sich hier um Aspekte des individuellen Lebenswandels, der auch auf die symbolische (Wert der

---

<sup>80</sup> Die jeweiligen Eigenheiten der Pfade des Physisch-Instrumentellen und derer des Konsumpolitischen erforderten unterschiedliche Darstellungsweisen. Während im ersten Fall die Teilpfade bereits auf abstrahierende Weise beschrieben werden können, ist die Informationslage beim Konsumpolitischen wesentlich komplexer und erforderte eine detailliertere Präsentation. Dafür lassen sich dort überraschendere allgemeinere Entwicklungen finden als im Physisch-Instrumentellen, weshalb die Zusammenfassung des zweiten Orientierungsmusters umfangreicher ausfällt.



Gesundheit) und volkswirtschaftliche Situation zurückwirkt. Denn die Lebensmittel selbst gelten in diesem Wirkungszusammenhang nicht primär als schädlich, sondern die unbedachte Auswahl scheint hier als Grund des Übels auf. Und die lässt sich eben nicht mehr von außen regulieren.

Beim Thema Aufklärung ist diese Entwicklung ebenfalls zu erkennen. In der Aufklärung gewinnen neben risikobetonenden „*Lass das*“-Anweisungen die proaktiven „*Tu das*“-Empfehlungen an Bedeutung. Zeichen dafür sind auch die Etablierung von Naturkostprodukten, die Bemühungen um kurzfristige Wellness und langfristig langes und gesundes Leben. Dass hier der Einzelne befähigt und gefordert ist, erfährt mit der Verbreitung der Erkenntnis, dass jeder Körper anders sei, eine Steigerung. Es verbreitet sich die Auffassung, dass man nicht nur selbst dafür sorgen müsse, dass der Körper alles bekommt, was er braucht. Man müsse sich auch um die Kriterien dafür selbst kümmern, in dem man auf „seinen Körper hört“. Die Verantwortung und das Vertrauen in die Selbstwirksamkeit haben daher auch die Tendenz zur Überforderung im Gepäck. Denn sie benötigen kollektiv verankertes Kausalwissen 2, das möglichst auf dem aktuellsten Stand der Forschung ist. Doch schließt sich dies grundlegend aus, betrachtet man die Definition von Kausalwissen 1 und Kausalwissen 2 (Kapitel 1).

#### *Transformation von Kausalwissen 1 in Kausalwissen 2 und Festigungsprozesse*

Die dritte Beobachtung, die man in der Zusammenschau machen kann, verdeutlicht die eben gemacht Feststellung. Die Teilpfade beschreiben nämlich, wie Transformation von Kausalwissen 1 in Kausalwissen 2 und dessen Festigung geschehen. Die Thematik der Herz-Kreislauf-Erkrankungen und ihr Zusammenhang mit Nahrungsmitteln bieten hier ein Paradebeispiel. Die Lipidtheorie, einst als wissenschaftliche Erkenntnis ins kollektive Bewusstsein transportiert, hat sich derartig fest verankert, dass dieses Wissen nur mit Mühe und Not aufgebrochen werden kann, damit neues Kausalwissen 1 an seine Stelle treten kann. Dieses Wechselspiel von Kausalwissen 1 und Kausalwissen 2 – im ersten Kapitel salopp umschrieben mit dem Kinderlied „*Die Wissenschaft hat festgestellt ...*“ – geschieht aber nicht nur in Bezug auf das Herzinfarkttrisiko. Die Ambivalenz zieht sich durch die gesamte Ernährungsaufklärung: Wissenschaftliche Forschungen stellen eine funktionale Wirkung (förderlich oder schädlich) fest und kommunizieren diese. In weiteren Experimenten wird dieses Ergebnis angezweifelt, an anderer Stelle wieder verteidigt. Der Verbraucher ist infolge dessen verunsichert. Was Produkte des Functional Food betrifft, so zieht *Der Spiegel* gegen Ende des Untersuchungszeitraums die Schlussfolgerung: Die Wirkung der meisten Produkte sei wissenschaftlich umstritten, dennoch würden die Umsätze damit steigen. Der Lebensmittelchemiker Pudol erklärt dieses Phänomen ebenfalls in einem der Artikel damit, dass die Verbraucher damit versuchen, einen Ausgleich für sonst ungesunde Ernährungsweisen zu schaffen.

*Ganzheitlichkeit und Individualisierung der Ernährungswissenschaft*

Dies führt direkt zur vierten Entwicklung, die hier zutage tritt. Dabei geht es um die Klärung der Frage, wie ein Körper am besten bei guter Gesundheit bleibt, also welcher körperliche Zustand anzustreben sei und wie man diesen am besten erreichen kann. Über die ganzen dreißig Jahre hinweg bleibt unbestritten: Ein gesunder Körper soll möglichst schlank sein. Gegen Ende der achtziger Jahre tritt zu der Auffassung, dass dies vor allem über die Nahrungszufuhr zu regeln sei, immer häufiger, dass zusätzlich die Verbrennung reguliert werden kann und sollte. Mit der Zeit kristallisiert sich ein verstärkt ganzheitlicher Zugang zum Körper heraus, verbunden mit einer Individualisierung der medizinischen Kriterien.

Dies zeigt sich am Teilpfad der Fettleibigkeit besonders deutlich. Die Suche nach dem richtigen Maßstab, der die Körperfülle in verschiedene Risikozonen einteilt, erstreckt sich bis ins Ende der neunziger Jahre. Das heißt nicht, dass das Ergebnis danach unbestritten gewesen wäre. Mitte der Siebziger scheint sich Fettleibigkeit in den Köpfen der Deutschen langsam zum Problem zu entwickeln. Etwas mehr auf den Rippen zu haben, war teilweise noch ein Zeichen für Wohlstand und begann dann, ein Zeichen für Charakterschwäche zu werden. Bis etwa 1980 galt die Faustregel: Das Normalgewicht berechnet sich nach der Körpergröße. Nimmt man die Größe in Zentimetern und zieht 100 ab, erhält man das Normalgewicht. Zwanzig Prozent darüber beginnt das Übergewicht. Danach war die Auffassung verbreitet, dass etwas mehr besser ist und so kletterte die Risikogrenze 1985 auf vierzig Prozent über dem Normalgewicht (Körpergröße in Zentimeter minus 100). Diese relativ breite Spanne versuchte man in der ersten Hälfte der Neunziger zu noch weiter auszuweiten und zugleich zu differenzieren, in dem man das bisherige Normalgewicht zum Idealgewicht machte und das Normalgewicht 10-15 Prozent darüber festsetzte. Seit Ende der neunziger Jahre gilt die Orientierung am sogenannten Body Mass Index (BMI). Diese Kennzahl berücksichtigt nicht nur die Körpergröße, sondern auch das Alter und die Grenzen für Ideal-, Normal- und Übergewicht berücksichtigen zudem noch das Geschlecht. Im Ergebnis fällt die Einteilung etwas großzügiger als aus in den Siebzigern, aber doch strenger als in den Neunzigern. Die Verwendung des BMI läutete im Grunde einen Paradigmenwechsel ein. Es wurde klar, dass man Männer und Frauen, Alte und Junge nicht über einen Kamm scheren kann. Was für den einen ein gesundes Gewicht ist, kann dem anderen schädlich sein. Am Ende des Untersuchungszeitraums geht man soweit, anzunehmen, dass das richtige Maß höchstindividuell zu bestimmen sei. Man müsse zusätzlich berücksichtigen, wo das Fett im Körper liegt, welcher Körperbau und welche Ethnie vorliegen.

Doch egal, welcher Maßstab gerade gilt: Im gesamten Zeitraum ist in den Artikeln die Rede davon, dass die Gesellschaft immer fatter werde. Die Theorien für die Ursachen von Fettleibigkeit lösen sich dagegen häufig ab und reichen von der individuellen Verantwortung über genetischen Fatalismus bis hin zur diffusen und individuellen Multifaktorialität.

Zunächst gewann die Verwertung von Nahrung durch Bewegung und Förderung des Stoffwechsels neben rein zufuhrorientierten Ursachen an Bedeutung. Dann ist im *Spiegel* der Versuch einer Entlastung des Individuums von seiner Verantwortung zu lesen. Der Einzelne könne oft gar nichts dafür, dass er fettleibig sei, die Gesellschaft diskriminiere ihn aber deswegen und er sei ein Opfer. Unbestritten bleibt allerdings, dass Ernährungsumstellung und Bewegung immer noch am wirksamsten seien. Doch eine Verhaltensänderung traut man dem Menschen nicht so recht zu, weshalb am Ende die Hoffnung in der medikamentösen Steuerung des Hormonhaushalts und damit in der Regulierung des Hungers im Hirn liegt.

Auch darüber, welche Folgen Übergewicht für die Gesundheit habe, herrschten im Zeitverlauf unterschiedliche Meinungen. Anfangs dachte man noch, jedes Kilo Übergewicht reduziere die Lebenserwartung um acht Monate. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre und zu Beginn der Achtziger galt: Ein bisschen Fett auf den Rippen schade nicht, sondern erhöhe sogar noch die Lebenserwartung. Ähnlich sah man das am Ende der neunziger Jahre. Als typische Erkrankungen bei Erwachsenen, die durch massive Fettleibigkeit ausgelöst werden, nannte *Der Spiegel* bis 1985 immer wieder Nierensteine, Gallensteine, Diabetes, Asthma, Bluthochdruck und Herz-Kreislauf-Probleme. Ab der Mitte der Achtziger nahm man die Kinder in den Fokus. Die Verbreitung von Fettleibigkeit bei Schülern führe dazu, dass immer mehr unter Konzentrations- und Schlafstörungen, Müdigkeit und Bewegungseinschränkungen litten. In der Summe sei zudem ihre gesellschaftliche Teilhabe eingeschränkt. Gegen Mitte der neunziger Jahre gewinnt die volkswirtschaftliche Dimension an Bedeutung, denn es wachse eine Generation von „Teilleistungsgestörten“ heran. Ein zunächst individuelles Problem wird öffentlich, es findet eine Verschiebung der Moral nach innen zur Moral nach außen statt.

#### *Leben mit Zivilisationsrisiken*

Die fünfte Entwicklung, die im Physisch-Instrumentellen zu erkennen ist, erinnert an einen Trend, der später beim Konsumpolitischen eine wichtige Rolle spielt (vgl. Kapitel 4.5.4). Dies ist der Hinweis auf ein kollektives Reaktionsmuster auf Risiken und Probleme, die die Gesamtgesellschaft nicht akut und nicht primär, sondern langfristig und indirekt betreffen. Nachdem ein Risiko bekannt wurde, beginnt zunächst eine Phase des Aktionismus, dann die Suche nach Gründen oder Schuldigen und daraufhin die Entwicklung von Gegenmaßnahmen. Dies führt in einigen Fällen zu einem neuen technischen Optimismus, der wie eine kollektive Beruhigungspille wirkt.

Im Fall des hier untersuchten Orientierungsmusters zeigt sich zunächst ein Bedürfnis, über gesundheitliche Risiken der Ernährung aufgeklärt zu werden. Danach ist es aber schnell wieder still um diese Risiken. Offenbar wurde also ein Teil des Risikos mit den verfügbaren technischen Mitteln gebannt, ein anderer Teil durch Aufklärung dem Einzelnen überantwortet und der Rest gleichermaßen schicksalhaft angenommen. Es folgt eine Phase

der Akzeptanz, man lebt mit den Risiken wie Krebs und Herz-Kreislauf-Erkrankungen genauso wie man sich damit abgefunden hat, dass eine Gesellschaft mit ihren Verbrechern und andere gemeinschaftsschädigenden Mechanismen leben und einen Umgang damit finden muss.

Functional Food ist in dieser Betrachtung Teil der technischen Problemlösung. Sie gerät – wie die Landwirtschaftsmethoden und Gentechnik in der konsumpolitischen Betrachtung – in den achtziger Jahren in die Kritik. Dieses Produktsegment rettet sich dann aber dank technischer Entwicklung über diese Krise hinweg und erfährt ab der Mitte der Neunziger dank Innovationen wie probiotischen Joghurtkulturen und der Impfbanane neue optimistische Prognosen.

Die fundamentale Verunsicherung in der modernen Gesellschaft durch die Rinderkrankheit BSE schlug sich in der Abfolge kurzer Phasen nieder, die jeweils etwa zwei Jahre dauerten und 1990 begannen. Zunächst herrschte Angst vor dem rätselhaften Phänomen, die man mit ersten Folgenabschätzungen in den Griff zu bekommen versuchte. Der Stand des Wissens blieb dann zunächst konstant und die Angst latent. 1994 war ein erster Aktionismus in Form von Debatten über zu ergreifende Maßnahmen zu beobachten. Es folgte der zweite Aktionismus, der darin bestand, Schuldige zu suchen, die das Grundvertrauen in die moderne Gesellschaft erschüttert hatten. Ab 1998 begann das Leben mit der Seuche wie mit einem der anderen Zivilisationsrisiken, unterbrochen vom ersten BSE-Fall in Deutschland im Jahr 2000. Dieser führte zur Erkenntnis, dass dieses Risiko systemimmanent und eine Agrarwende nötig sei. Kurz danach ist das Thema aus den Augen und aus dem Sinn.

Auch beim Thema Gammelfleisch ist die Abfolge zu erkennen: Aufgeregtheit, Schuldigsuche, Kontrollmaßnahmen, Beruhigung. In anderen Fällen von Verunreinigung durch auszumachende Akteure wirkte sich dieses Reaktionsmuster konsumpolitisch aus, wie im betreffenden Kapitel ausführlicher nachzulesen ist. In den achtziger Jahren führten zahlreiche Unfälle und Skandale zu aufgeregter Berichterstattung. Doch was die Umweltverschmutzung angeht, so verschwindet das Thema in den Neunzigern nahezu ganz.

## 4 Dimensionsgeschichte: Das Orientierungsmuster des Konsumpolitischen

„Die Macht der Konsumenten“ lautet das Motto der zweiten Dimension. Nicht der einzelne Verbraucher ist mächtig. Erst in der Masse haben die Nachfrager ein Wörtchen mitzureden, wie das System der Lebensmittelerzeugung und -verteilung aussehen soll und kann. Doch es ist noch nicht lange her, dass das Bild des Konsumenten in der Kulturwissenschaft und Soziologie eher dem einer Marionette der Werbung und dem eines Opfers des Kapitalismus entsprach. Dass die Konsumentenschaft als der Che Guevara des 21. Jahrhunderts gesehen wird, ist eine vergleichsweise neue Entwicklung. In der Literatur wurde dafür in den letzten zehn Jahren der Begriff des *politischen Konsums* (vgl. Abschnitt 4.2) geprägt. Allerdings setzen die Verbraucher diese Macht oft gar nicht bewusst ein.

### *Fußabdruckdenken*

Für die Soziologie ist es kein innovativer Gedanke, dass sich kulturell gewachsene Denkmuster still und leise in kleinsten Schritten weiterentwickeln. Veränderungen in immer wiederkehrenden Abläufen zwischen den Akteuren sind für die am tiefsten darin Verstrickten am meisten verborgen. Das gilt für langjährige Paarbeziehung wie für die Gesellschaft. So hat sich klammheimlich ein Orientierungsmuster in die kollektive Vernunft geschlichen, das ich als *Fußabdruckdenken* bezeichnen möchte. Plötzlich tauchte es allortorten auf: Als CO<sub>2</sub>-Abdruck meines Pendlerverhaltens oder meines Rindersteaks, als Fußabdruck von 140 Litern virtuellen Wassers, die meine Tasse Morgenkaffee angeblich der Welt entzieht.<sup>79</sup> Das Bild des Fußabdrucks findet sich in Zeitungsartikeln und ökologischen Aufklärungstexten, wo es meist als individuelles Maß für Umweltbelastung steht. Ich verwende diese Metapher hier umfassender. Denn auch wenn sich die Produktlinienanalyse als volkswirtschaftliches Instrument als nahezu utopisch erwiesen hat (vgl. Bunke 1998), so hat ihre Grundidee die Mikroebene erreicht. Die Produktlinienanalyse fragt: Welche Folgen in ökologischer, ökonomischer, sozialer und technischer Hinsicht gehen von einem Produkt aus? Der *Fußabdruck* hat sich von einem ideologischen Blick auf die Welt zum Qualitätsmerkmal empor

---

<sup>79</sup> Neuestes Konzept des ökologischen Fußabdrucks ist nach dem CO<sub>2</sub>-Abdruck der sog. Water-Footprint. Grundlegend für hierfür ist der Begriff des virtuellen Wassers, der um die Jahrtausendwende von niederländischen Wissenschaftlern des UNESCO Institute for Water Education geprägt wurde (vgl. Allan 1998, Hoekstra/Hung 2005, Chapagain/Hoekstra 2007 und 2003). Ähnliches beschreibt der Australier Zygmunt (2007) mit den Begriffen *hidden waters* bzw. *embedded water*. Vgl. auch Kürschner-Pelkmann (Süddeutsche Zeitung, 22.08.2006).

gestrampelt und seine subtile Präsenz ist gerade dabei, das Wirtschaften massiv zu verändern. Hier geschehen Entwicklungen auf der Mikroebene in Wechselwirkung mit Akteuren der Mesoebene (Institutionen und Organisationen, soziale Bewegungen) und beide üben letztlich Einfluss auf Mechanismen der Makroebene aus. Wie sich dieser Wandel in der kollektiven Aufmerksamkeit niederschlägt und damit kollektive Orientierungsmuster konstruierten und beeinflussten, ist Gegenstand dieses Kapitels. Als Quelle dienen auch hier Artikel des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* aus den Jahren 1975 bis 2005 (zur Stichprobe vgl. Kapitel 2). Wie ich später noch ausführlicher darstellen werde, gehört das Fußabdruckdenken in die Haltung der Moral nach außen (vgl. Kapitel 1).

### *Fingerabdruckdenken*

Das zweite große Thema in der Geschichte des konsumpolitischen Orientierungsmusters folgt der Moral nach innen (vgl. Kapitel 1). Im Vordergrund steht hier das Produkt an sich mit seinen primären Eigenschaften. Das Prinzip des Denkens, das hinter konsumpolitischen Motiven dieser Art steckt, kehrt das Fußabdruckdenken um: Es interessiert sich nicht dafür, welchen Impact das Produkt auf diverse Systeme ausübt. Im Mittelpunkt stehen vielmehr die Fragen: Welche Spuren haben Produktions- und Verarbeitungstechnik an diesem Produkt hinterlassen, was haben sie dem Lebensmittel an Materiellem und Immateriellem hinzugefügt und wie kann der Verbraucher dies erkennen, um sein Wissen als Parameter in die Wahlentscheidung einfließen lassen zu können? Ich wähle dafür das Bild des *Fingerabdruckdenkens*, weil es um primäre Eigenschaften geht, die – mit Mitteln der chemischen oder symbolischen „Spurensicherung“ – zumindest theoretisch nachweisbar sind. Die Wahl von Begriffen aus der Forensik nimmt bereits einen weiteren Aspekt dieser Thematik vorweg: Traditionell belastet ein Grundmisstrauen die Beziehung der Verbraucher zur Lebensmittelproduktion. Verwirren, Verschweigen, Vertuschen sind die drei „V“s der vermeintlichen Verschwörung der Lebensmittelindustrie gegen die Verbraucher, wie sie die Medien im Zuge von Skandalen gebetsmühlenhaft wiederholen und die aufzudecken sich Verbraucherorganisationen wie *Foodwatch* auf die Fahnen geschrieben haben. Wie sich das moralisch innenorientierte Fingerabdruckdenken entwickelt hat und dass es eine wichtige Rolle im Rahmen des politischen Konsums spielt, obwohl diese Facette in gängigen Definitionen nicht herausgestellt wird, möchte ich ebenfalls anhand von *Spiegel*-Artikeln und über die Zeit von 1975 bis 2005 rekonstruieren.

Doch vor der Auswertung der Quellen (Abschnitte 4.4) werde ich kurz in den historischen Kontext des *neuen Konsumerismus* einführen (Abschnitt 4.1) sowie das dieser Arbeit zugrunde liegende Verständnis des *politischen Konsums* in gängige Konzepte aus der Literatur einordnen (Abschnitt 4.2). Welche thematischen Komplexe und Fragestellungen die Pfadbeschreibungen aufspannen, führe ich in Abschnitt 4.3 aus. Die Zusammenfassung der Ergebnisse erfolgt in Abschnitt 4.6.

## 4.1 Der neue Konsumerismus

### *Boykott – vom Mittel großer Handelsakteure zum Konsumenteninstrument durch Industrialisierung*

Seit den Anfängen der Industrialisierung, welche die Massenproduktion erst ermöglichte und in deren logischer Konsequenz der Massenkonsums steht, gab es Anstrengungen, über Aufrufe zum Kauf oder zum Nichtkauf, wirtschaftliche und politische Akteure unter Druck zu setzen. Am ältesten ist das volkswirtschaftliche Mittel des Wirtschaftsembargos bzw. Handelsboykotts. *Die Menge macht's*, und eine große Nation kann mit ihren – unter Umständen enormen – Import- und Exportströmen den Welthandel massiv beeinflussen. Hierzu braucht es nicht unbedingt Massenproduktion; dieser Mechanismus funktionierte schon, als vor allem Rohstoffe in verhältnismäßig kleinen Mengen tausende Kilometer durch unwegsames und gefährliches Gebiet zurücklegten. Der Gedanke, dass der einzelne Konsument weltwirtschaftlich eingebunden ist und ohne ihn streng genommen „nichts läuft“, hat sich erst sehr spät entwickelt.<sup>80</sup> Diese Wirkungsbeziehung benötigte die schiere Menge an gleichartigen Produkten, die von wenigen großen Konzernen vertrieben werden. Nur so kommen Größenverhältnisse von Kaufakten zu Stande, die, wenn sie von außen (von einer Verbraucherschaft) gesteuert werden, Pläne von Unternehmern durchkreuzen können. Man kann im Rahmen des politischen Konsums also von Skaleneffekten sprechen. Doch auch wenn diese Rahmenbedingungen für politisch orientierten Konsum hergestellt sind, so bedeutet das noch lange nicht, dass das Mittel auch eingesetzt wird. Die Kontextfaktoren sind erst als hinreichend zu betrachten. Der kollektive Wille, das geteilte Ziel und die richtige Art des Wissens sind notwendig.

Die politische und wirtschaftliche Macht eines Zusammenschlusses von Kaufleuten wie dem der mittelalterlichen Hanse ist teilweise vergleichbar mit dem Einfluss heutiger internationaler Konzerne. Bereits im 14. Jahrhundert hat der Hansetag über Wirtschaftssanktionen entschieden. Die so genannte Verhansung sah vor, ganze Städte und Gebiete vom Handel mit der Hanse auszuschließen, die den Interessen des Bündnisses schaden wollten. Heute erhalten Konzerne ihre politische Macht indirekt durch ein politisches Vakuum, das von zunehmender Deregulierung herrührt. Vergleichbar mit der Art von Machtausübung, die der wirtschaftliche Riese Hanse nutzte, um seine Interessen durchzusetzen, sind aktuelle Schlagzeilen von der Art: ALDI „drückt die Milchpreise“, Lidl „beutet seine Mitarbeiter aus“, Hedgefonds ziehen „ruchlos wie die Heuschrecken“ durch die heimische Wirtschaft.

An dieser Macht wollen die Konsumenten anscheinend mehr und mehr teilhaben. Die Macht der Hanse speiste sich daraus, dass sie die Interessen weniger Akteure mit vielen Handelsbeziehungen und großen heterogenen Warenmengen vereinte. Die Verbraucher

---

<sup>80</sup> Vgl. auch Schelsky 1976, zit. n. Holzer 2007.

gewinnen Macht durch ihre Zahlenstärke, durch die Addition vieler kleiner Konsummengen von standardisierten Produkten und durch die vergleichsweise standardisierte Bedürfnisstruktur – ein Produkt der Mediatisierung und Globalisierung von Werten.

### *Tun und Lassen*

Politisch aktiv sein kann man in zweierlei grundlegender Weise: Durch strategisch ausgerichtetes Tun und durch gezieltes Lassen. Die älteste Form politischen Konsums ist daher der *Boykott*. Der Boykott ist aus einem einfachen Grund ein nahe liegendes Mittel: Auf etwas bewusst zu verzichten, das man nicht gut heißen kann, braucht weniger Möglichkeitsspielraum als die Gegenstrategie des *Buykotts*: mit dem Kauf eines Produktes das Wünschenswerte voranzutreiben. Der Asket hat es – konsumpolitisch gesehen – immer leichter. Denn im Rahmen der Lebensmittelbeschaffung wird besonders deutlich, dass den Boykott und den Buykott ein nicht auflösbarer Tradeoff verbindet. Nicht essen kann – abgesehen vielleicht von den Anhängern einer im Wortsinn (miss-)verstandenen „Lichtdiät“ – kaum einer. Also ist der Verzicht auf ein Lebensmittel, das den wie auch immer motivierten Ansprüchen nicht genügt, immer mit der Suche nach Alternativen verbunden. Gibt es sie nicht, muss man im wahrsten Sinne des Wortes in den sauren Apfel beißen. Nicht zufällig hat sich nach dem Wegfall der Zünfte Mitte des 19. Jahrhunderts der staatliche Lebensmittelschutz in Deutschland in einer Zeit entwickelt, in der eine Abstimmung der Verbraucher mit den Füßen mangels Ausweichmöglichkeiten gar nicht realistisch war (vgl. Teuteberg 1995, 1986a). Dies hängt, wie auch Teuteberg (ebd.) argumentiert, mit der Ausbildung des Städtewesens zusammen, die die Subsistenzwirtschaft von der historisch ersten Alternative zur individuell letztmöglichen gemacht hat. Mit der Folge, die zugleich soziologisches Mantra ist: der *Entfremdung* von Produkt und Produktionsprozess.<sup>81</sup>

Die Lebensmittelsicherheit ist uns bereits in der Dimension des Physisch-Instrumentellen begegnet. Verunreinigte Lebensmittel und Verdorbenes gefährden ganz konkret und auf molekularer Ebene die Gesundheit. Würde es bei der staatlichen Lebensmittelüberwachung bleiben, wäre das Thema im konsumpolitischen Orientierungsmuster fehl am Platze. Hier sind vielmehr die Wurzeln der neu entdeckten Konsumentenmacht zu suchen. Denn zunächst lösen Verletzungen der Lebensmittelsicherheit politische Bemühungen aus, die dem Selbsterhalt der Verbraucherschaft verpflichtet sind. Die treibende Kraft des organisierten Verbraucherschutzes kommt daher aus innengerichteten Motiven (Moral nach innen). Gemeinsam setzt man sich für ein Recht auf unverfälschte und sichere Lebensmittel ein.

---

<sup>81</sup> Für Antonie, einer der Hauptfiguren in Thomas Manns „Die Buddenbrooks“, wird die Aufforderung einer Gastgeberin auf dem Lande Mitte des 19. Jahrhunderts zum Leitmotiv: „Dem Scheibenhonig können Sie vertrauen, Fräulein Buddenbrook... Das ist reines Naturprodukt... Da weiß man doch, was man verschluckt...“ (Mann 1989:120)



Jüngerem Datum ist die Entstehung des Modus der Moral nach außen im konsumpolitischen Orientierungsmuster.

*Moral nach innen: Konsumerismus und die Entstehung moderner Verbraucherschutzinitiativen und Verbraucherbewusstsein*

In den 1920er entstanden zunächst in den USA, in den 1950ern auch in Europa Verbraucherschutzinitiativen. Michael Hilton (2005:20) nennt die Entwicklungen in Frankreich als wegweisend für die Nachbarstaaten. In beiden Fällen sympathisieren die Vorreiter mit der Arbeiterbewegung. In Frankreich sind es im Wesentlichen sogar die Gewerkschaften selbst, die sich für Verbraucherrechte engagieren.

„Obwohl es in keinem anderen Land eine solche Mobilisierung an der Basis gab, reagierten die französischen Verbraucher damit auf Fragen, denen sich eine ganze Generation wohlhabender Konsumenten in den westlichen Ländern gegenüber sah: In der zunehmend technischen und komplexen Wirtschaft dieser Länder taugten die hergebrachten Fähigkeiten nicht mehr, mit denen eine Hausfrau als typische Käuferin die Produkte beurteilte. In dieser Situation suchten Verbraucher und Verbraucherinnen institutionelle Hilfe, Führung und Schutz im Marktgeschehen“ (ebd.).

Während also im 19. Jahrhundert fehlende Wahlalternativen einen fürsorglichen Staat zum Handeln aufgefordert haben, sind es in der Mitte des 20. Jahrhunderts andere Entwicklungen, die eine Bewegung auslösen: Die Kombination aus (1) dem Gewieftsein der Produzenten, (2) der Undurchsichtigkeit der Wirtschaftsprozesse und (3) verloren gegangener, unmöglich zu erwerbender oder noch nicht entwickelter Kompetenz der Kunden, die Qualität von Produkten zu beurteilen. Hundert Jahre nach den ersten allgemeinen Lebensmittelverordnungen begnügt man sich jedoch nicht mit der entgegengebrachten Fürsorge qua Gesetz und Kontrolle. Es braucht mehr Engagement; der Verbraucher will mündig sein und einen Teil der Kontrolle zurückgewinnen. Das Bedürfnis nach „institutionelle[r] Hilfe, Führung und Schutz im Marktgeschehen“, wie Hilton es oben genannt hat, steht nur dann im Einklang mit der Bewegtheit der Verbraucher, wenn klar ist, dass es sich um Aufklärungsdenken handelt. Es genügt eben nicht, dem Staat zu vertrauen, dass er schon dafür sorgen wird, dass seine Schäfchen genießbares Gras vorfinden. Letztlich muss es also auf die Bereitstellung von Informationen über eine wachsende Anzahl von Produkten hinauslaufen, damit der Verbraucher echte Entscheidungskompetenz erlangt. Dieser Forderung kommen Warentests nach, die in eigens dafür gegründeten Testzeitschriften publiziert werden.<sup>82</sup> Hilton (vgl. ebd:21) betont aber, dass Wohlstand,

---

<sup>82</sup> Vgl. Hilton (2005:19ff): 1929 „Bulletin“ der Organisation Consumer's Research, USA; 1950er „Consumer Reports“ der Consumers Union; 1961 „Que Choisir“ der Union Fédérale des Consommateurs, Frankreich; 1970 „50 Millions des Consommateurs“ des Nationalen Verbraucherinstituts (gegründet 1960), Frankreich; 1953 Gründung des Konsumentenbonds mit

Technisierung und ausgeklügelte Werbe- und Verkaufstechniken nur *eine* Erklärung für die Mobilisierung der Verbraucher ist. Auslöser seien Konflikte und Benachteiligungen im Marktgeschehen gewesen. Eine deutsche Besonderheit ist, dass die Bewegung viel stärker von der Vermittlungsleistung der Regierung zwischen Wirtschaft und Verbraucher geprägt ist. Die Stiftung Warentest war lange nach ihrer Gründung 1964 öffentlich finanziert. Erst enorme Verkaufszahlen der Zeitschrift *Test* von einer Million im Jahr 1990 führte zu einer Kürzung der staatlichen Zuschüsse (vgl. ebd:23).

Die geschilderte Bewegung behandelt die Literatur unter dem Begriff „Konsumerismus“ (vom englischen consumerism). Michael Hilton (2005:18) definiert ihn als „organisierte[n] Versuch, individuellen Käufern im Marktgeschehen einen besseren Gegenwert für ihr Geld zu erkämpfen“. Die politischen Ziele des Konsumerismus sind zwar noch immer letztlich innenorientiert, also auf den persönlichen Nutzen des Konsumenten ausgerichtet. Doch geht es nach und nach um mehr als nur um sichere und authentische Lebensmittel. Der Verbraucher will nicht nur vermeiden, krank oder über den Tisch gezogen zu werden. Er möchte indes mehr Qualität fürs gleiche und am liebsten noch weniger Geld.

Innenorientierter politischer Konsum ist neben Forschung, Aufklärung und Lobbyarbeit nur ein Mittel des Konsumerismus, wenn nicht sogar in den meisten Fällen nur eine Begleiterscheinung. Nach der Lektüre von Testberichten ist klar, welches Produkt auf keinen Fall gekauft werden kann – ja: darf. „*Ich bin doch nicht blöd*“, ist der geniale Werbeslogan hierzu, mit dem ein Händler auf raffinierte Weise genau diesen Nerv trifft. Dahinter steckt ein Abstrafen der „bösen“ Verkäufer und ein Belohnen der „guten“ und die Frage, in welches Verkaufsetting der Verbraucher sein Geld investieren möchte. Das geschieht in vielen Fällen eher unbewusst, ist aber letztlich indirektes Einmischen in die Art und Weise, wie Wirtschaft betrieben werden soll. Solange dies aus einem Unrechtsbewusstsein heraus passiert, ist nach meiner Auffassung auch hier von politischem Konsum zu sprechen.

*Moral nach außen: Entstehung des politischen Konsums im engeren Sinne*

Aber nicht nur eine Moral nach innen, die sich um die Zweierbeziehung von Verbraucher und Produkt dreht, ist Beweggrund für politischen Konsum. Im Laufe der Zeit verbreitete sich die Auffassung, dass *mein Essen* nicht nur a) mir und meinem Kollektiv nicht schaden, sondern auch b) mir sogar immer mehr Nutzen, also bessere Qualität liefern soll. Der nächste Schritt war c) der Wunsch danach, dass mein Essen *anderen* nicht schaden soll, auch wenn mich diese Schädigung nicht direkt treffen würde.

---

erfolgreichster Testzeitschrift (1990: 650.000 Mitglieder und Abonnenten), Niederlande; 1957 Gründung der Association des Consommateurs (1993: 325.000 Mitglieder und Abonennten), Belgien; 1957 „Which“ der 1956 gegründeten Consumers' Association, Großbritannien (1987: fast eine Million Abonnenten).

Wenn die Lebensmittelsicherheit in Deutschland in Gefahr ist, besteht die Möglichkeit, dass der Einzelne die Folgen am eigenen Leib zu spüren bekommt. Aber wenn in einem Produktionsland die Arbeitsbedingungen menschenunwürdig sind, entsteht dem Endverbraucher erstmal kein Schaden. Hier liegt der Anknüpfungspunkt für eine andere moralische Qualität: Moral nach außen. Mit der Erkenntnis der „Grenzen des Wachstums“<sup>83</sup> betritt sie zum ersten Mal die öffentliche Bühne der Konsumgesellschaft. *Die Anderen* zu schützen, ist das Ziel. Seien es die nachfolgenden Generationen oder seien es – mitunter räumlich weit entfernte – Akteure der Produktions- und Distributionskette.

Der Weg dieser Bemühungen in die globalökonomische Relevanz führte durch eine Zeit symbolischen Aktivismus. Kleinere Gruppen, von den Target-Groups der breiten Wirtschaft belächelt, engagierten sich für Naturkostläden und trugen bitteren Nicaragua-Kaffee in Jutetaschen nach Hause. Doch sie setzten den Samen für eine Konsumentenmoral, die über die eben erst gefestigten Verbraucherrechte hinaus reichte.

#### *Der moralische Fußabdruck als Qualitätsmerkmal*

Damit diese Moral sich überhaupt in Bezug auf den Konsum von Industrieprodukten entfalten konnte, musste eine ganz neue Kategorie von Qualität entstehen. Nicht nur Funktionalität, Geschmack, Textur, Geruch, Verträglichkeit, Exklusivität, Haltbarkeit oder Verarbeitung sind hier entscheidend. Es geht um den moralischen Fußabdruck, den das Produkt im Laufe seiner Biografie in der Welt hinterlässt. Dieses Fußabdruckdenken ist der Schlüssel zum neuen politischen Konsum, der die Moral nach außen verinnerlicht hat. Damit die Moral nach außen handlungsleitend sein kann, also als Orientierungsmuster dienen kann, sind bestimmte Bedingungen notwendig. Dies sind zugleich jene Bedingungen, die aus der inneren Logik des politischen Konsums heraus erst zum Fußabdruckdenken führen: Sie liegen im verfügbaren Wissen darum, was mit einem Produkt passiert, was die Beteiligten darüber hinaus noch verantworten, welche Folgen dies über den Produktionsprozess hinaus hat und schließlich in dem Bekenntnis, welche Folgen nicht tragbar sein sollen.

---

<sup>83</sup> „Grenzen des Wachstums“ bzw. im Original „The Limits to Growth“ ist der Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, den Dennis Meadows, Donella Meadows, Erich Zahn und Peter Milling 1972 vorgelegt haben. Das Ziel der Autoren war es, die Forschungsergebnisse von Modellstudien am MIT, an denen sie selbst mitgearbeitet haben, für ein breites Publikum aufzubereiten. Das Innovative an ihrem Vorgehen beschreiben sie mit den Worten: „Die MIT-Studie nutzt erstmals die neuartigen Techniken der wissenschaftlichen Systemanalyse und Computersimulation, um durch die Kombination großer Informationsmengen präzise Prognosen über die langfristige Entwicklung weltweiter Probleme abzugeben.“ (Meadows et al. 1973:2) Zweifel darüber, ob mit Computersimulationen präzise Prognosen zu treffen sind, gibt es nicht nur bezüglich dieser Studie genügend. Dennoch erschien das Buch 1992 in einer ersten Aktualisierung, eine zweite folgte im Jahr 2006.

*LOHAS – Mehr als neue Ökos: Distinktion durch Inkommensurabilität*

Auch in der Ausprägung der Lebensstile hat der Aspekt des politisch korrekten Alltags mehr und mehr an Bedeutung gewonnen. Die neuen Ökos, sie nennen sich selbst „LOHAS“ (Lifestyle of Health and Sustainability), haben sich im Herbst 2007 zur ersten deutschlandweiten Konferenz getroffen. In ihren Beschreibungen und Bekenntnissen erklären sie sich selbst als Vertreter einer neuen konsumhistorischen Epoche. Auf der Konferenz verdichtete Fred Grimm, Autor von *Shopping hilft die Welt verbessern. Der andere Einkaufsführer* (2006), die Entwicklung der vergangenen 25 Jahre.<sup>84</sup> Was in den achtziger Jahren des Antikonsumismus hieß: „Ich kaufe, also bin ich ein Schwein.“, hätten die Yuppies der Neunziger verwandelt in „Ich kaufe, also bin ich.“ LOHAS wendeten die Rolle des Verbrauchers heute in „Ich kaufe, also bin ich der Bestimmer.“ (Grimm 2007, zit. n. Unfried, die tageszeitung, 22.09.2007)

Indem sie scheinbar widersprüchliche Orientierungen verzahnen, erscheinen die LOHAS als jene Gruppe, die in den Augen von Nico Stehr (2007) die Moralisierung der Märkte verantwortet und vorantreibt. Es ist damit zu rechnen, dass nur ein Bruchteil derer, die sich wie LOHAS verhalten, sich selbst auch so bezeichnen. Die „Dunkelziffer“ ist vermutlich sehr hoch. Das Kennzeichen dieser neuen Verbraucher ist die konsequente Umarmung des hedonistischen Materialismus unter dem Vorzeichen der Nachhaltigkeit. In das Bild gehören die Möglichkeit des gezielten Liebesentzugs und das Bewusstsein, von der Umarmung zum Schwitzkasten übergehen zu können. Ob die Motive *wirklich edel* sind, oder doch genauso selbstdarstellerisch wie die der Yuppies, tut nichts zur Sache. Wichtig ist, was hinten rauskommt. Davon betroffen ist Unfried (2007) zufolge in den USA im Jahr 2007 bereits eine Käuferschicht von geschätzten 63 Millionen Menschen, was 30 Prozent der Bevölkerung entspricht. Mittlerweile ist die Zielgruppe der LOHAS für die Marktforschung die interessanteste und erfährt dadurch eine Redefinition. Das Institut für Demoskopie Allensbach charakterisiert in der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse die Gruppe unter dem Publikationsthema „Der gesellschaftliche Wandel generiert neue Zielgruppen“. De Sombre (2008) beschreibt ihre Leit motive mit dem „Megatrend Gesundheit“, der Beobachtung, dass sich dort Ökologie „vom politischen Thema zur privaten Handlungsmaxime“ entwickle und dass es sich hierbei um eine sensible Kundschaft handle, die von Firmen soziale Verantwortung einfordere (Corporate Social Responsibility). Der Allensbacher Studie zufolge gehört immerhin jeder achte Deutsche über 14 Jahre, das sind 12 Prozent der betrachteten Grundgesamtheit, zu den LOHAS. Überdurchschnittlich viele Angehörige seien weiblich, über fünfzig Jahre alt, hätten mindestens Fachhochschulreife und bewerteten ihre wirtschaftliche Lage insgesamt als „sehr gut“ oder „gut“. De Sombre charakterisiert ihren Konsumstil als „in hohem Maße qualitätsorientiert“ und „deutlich

---

<sup>84</sup> Vgl. die tageszeitung vom 22.09.07.

überdurchschnittlich innovationsoffen“. LOHAS legen großen Wert auf regionale Herkunft der Produkte und „gründliche Informationen“ und seien „überdurchschnittlich markenorientiert“. Ihre hohe Ausgabebereitschaft, die auch in der hier zitierten Studie bestätigt wurde, macht die LOHAS zu einer so attraktiven Konsumentenzielgruppe und verleiht ihnen in Sachen Marktdefinition ein Gewicht, das über die rein quantitative Bedeutung in der Bevölkerung weit hinaus reicht.

Die Popularität ihrer Weltauffassung im Gegensatz zum ewig-schrulligen Nischendasein der Naturkostler ist dem Verzicht auf Verzicht zu verdanken. Die technischen wie zivilisatorischen Errungenschaften der Moderne mitunter in der Schublade zu lassen, wie es einst die „Müslis“ - jetzt „LOVOS“ (Lifestyle of Voluntary Simplicity) vorleben, mag dem einen oder anderen vernünftig erscheinen. Menschlich ist es wohl kaum und daher auch nicht mehrheitsfähig. Es kann sich hingegen als zivilisatorische Errungenschaft erweisen, dass es mit der Haltung der LOHAS einem veritablen Teil der Gesellschaft in den Industrienationen gelingt, Kalkül und Gefühl zusammenzubringen.<sup>85</sup>

Diese Entwicklung schlägt die Brücke zwischen dem konsumpolitischen Orientierungsmuster und dem symbolisch-ästhetischen. Ein wichtiger Aspekt im Wandel des Symbolisch-Ästhetischen liegt in seiner Hinwendung zum Konsumpolitischen und umgekehrt. Denn während die Distinktion noch in den siebziger Jahren eher über den Konsum besonderer Produkte geschah, ist dies für diejenigen, die sich nach *unten* abgrenzen möchten, immer schwerer geworden. Denn zwei Entwicklungen haben zur einer Demokratisierung von Luxusprodukten geführt: Die Zunahme des allgemeinen Wohlstands machen auch seltene Lebensmittel erschwinglich für die Masse, die sich in der Erlebnisgesellschaft *auch mal was gönnt*. Dazu kommt, dass diese Produkte – man nehme nur Räucherlachs als Beispiel – durch neue Produktionsmethoden wie die Aquakultur auch eine rapide Preissenkung erfahren haben und allgemein der Anteil des Einkommens, der für Lebensmittel ausgegeben wird, gesunken ist. Weil man sich aber nicht mehr durch den Konsum *anderer Produkte* von der Masse abheben kann, tut man dies nun über die gleichen Produkte, aber *anderer Qualität*. Die Qualitätsmerkmale, auf die es hier ankommt, sind allerdings abstrakt. Sie entstehen im Kopf, weshalb sie sich so gut für die Distinktion eignen. Das Statement lautet nicht mehr: *Ich kann mir etwas leisten, das du dir nicht leisten kannst, aber gerne würdest*. Sondern: *Ich leiste mir Dinge, die du dir nicht leisten willst, weil du ihren Mehrwert entweder nicht nachvollziehen kannst oder willst*. Die Abgrenzung erfolgt also nicht primär über das Zeigen materieller Ausstattung, sondern über die Demonstration von Verantwortung und Geist. Neid spielt dabei keine Rolle mehr, die Abgrenzung ist perfekt, weil sie mit dem Mittel Inkommensurabilität arbeitet.

---

<sup>85</sup> Vgl. zum Begriffspaar „Gefühl und Kalkül“ Schulze (07.06.2007).

*Die Anbieter reagieren auf die Moralisierung der Nachfrage*

Die eben geschilderte Entwicklung vollzieht sich derzeit nicht nur im Lebensmittelmarkt. Hier ist sie aber besonders augenfällig. Gründe dafür liegen zu einen darin, dass Veränderungen im Lebensmittelmarkt unmittelbarer und breiter wahrgenommen werden<sup>86</sup> und zum anderen darin, dass die Moralisierung im Vergleich zu anderen Märkten tatsächlich stärker greift.

Die Reaktion des Lebensmitteleinzelhandels ist ein Indikator dafür, dass eine Moralisierung unter anderem des Lebensmittelkonsums nicht nur eine Passion engagierter Müslis ist, sondern den breiten Markt erreicht hat: Discounter sind dafür bekannt, dass sie Trends aufgreifen, aber nie selbst setzen. Kaum eine der Einzelhandelsketten leistet es sich mehr, auf ein eigenes Biosortiment zu verzichten. Einzelne führen sogar Fairtrade-Produkte mit wachsendem Erfolg. Wie umfassend der moralische Fußabdruck der Produkte wahrgenommen wird, zeigt der quasi erzwungene Ausstieg der Schwarz-Gruppe aus der Biomarktkette *Basic* im Jahr 2007. Wenige Monate nach dem Erwerb großer Anteile der Aktiengesamtheit verkaufte die Gruppe das Wertpapierpaket wieder. Der Druck, den Konsumenten und Lieferanten ausgeübt hatten, wurde zu groß (vgl. z. B.: Haustein-Tessmer, Welt-Online 09.11.2007). Denn die Schwarz-Gruppe wird mit ausbeuterischen Anstellungsverhältnisse in ihren anderen Ladenketten in Verbindung gebracht.

Unter dem Begriff der *Corporate Social Responsibility* lässt sich diese Facette des moralischen Fußabdrucks fassen. Obwohl Corporate Social Responsibility (CRS) und Corporate Citizenship (CC) seit wenigen Jahren in den unterschiedlichsten Disziplinen und in der medialen Öffentlichkeit sehr viel Aufmerksamkeit erfährt, stellt Polterauer (2008) fest, dass die begleitende Forschung zu diesem „Phänomen“ noch in den Kinderschuhen steckt. Es sei noch nicht einmal geklärt, ob es sich überhaupt um ein empirisches Phänomen handelt, oder ob hier nur ein theoretisches Konzept vorliegt beziehungsweise eine „neoliberale oder sozialromantisierende Utopie (...) [, die] in der unternehmerischen Praxis vor allem als ‚Greenwashing‘ zu verstehen“ ist (ebd.:35f).<sup>87</sup> Den ersten Definitionsversuchen gemeinsam zu sein scheint (vgl. ebd.:34) zum einen die Freiwilligkeit des Engagements, das zweitens zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beitragen soll. Zwar gehört dazu, dass die Unternehmen

---

<sup>86</sup> Lebensmittel gehören zu den Verbrauchsgütern mit der kürzesten Halbwertszeit. Das macht den Nahrungsmittelmarkt „schneller“ und innovationsintensiver als beispielsweise den Automobilmarkt. Die hohe Frequenz, in der die Verbraucher ein Produkt kaufen, macht sie bei allem Mangel an Sensoren für den subtilen Wandel für Veränderungen aufmerksam. Die Entlastungsfunktion des Alltäglichen, nämlich sich am Immergleichen festhalten zu können, führt dazu, dass selbst kleine Veränderungen als Irritationen hervortreten.

<sup>87</sup> Als Greenwashing gilt oft auch der sogenannte „Code of Conduct“, eine Selbstverpflichtung, die Konzerne formulieren und in dessen Sinne sie Sozial- und Umweltberichte veröffentlichen (vgl. Moorstedt 2007).

mit dem Engagement nicht im selben Maße eigene Interessen bedienen (Weiterbildung, Familienfreundliche Arbeitszeiten etc.), jedoch sollte es auch nicht den Firmenzielen entgegenstehen. Daher sei es legitim, wenn eine *Win-Win-Situation* entsteht. Ein drittes Merkmal ist die Reichweite der Unternehmen. Die weltweite wirtschaftliche Vernetzung ist der globalen politischen Handlungsfähigkeit überlegen. „Vor diesem Hintergrund wird die Aufgabenverteilung zwischen staatlichen, zivilgesellschaftlichen und ökonomischen Akteuren verhandelt und die Rolle von Unternehmen mit den Begriffen CC und CSR umschrieben.“ (ebd.) Die derzeitige Forschung erklärt CRS und CC mit dem Druck, den Nichtregierungsorganisationen auf internationale Konzerne ausüben (vgl. ebd.:37). Von einem reinen Marktkalkül mit Blick auf die Wünsche der politisch orientierten Konsumenten als Motivation, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen, ist zumindest bei Polterauer nicht die Rede. Diese Möglichkeit sollte bei der Begründung eines Forschungsgebietes meines Erachtens aber nicht vernachlässigt werden.

## 4.2 „Politischer Konsum“ – ein junger Forschungsgegenstand

Im Juni 2005 veranstalteten die Sektion „Politische Soziologie“ und die „AG Konsumsoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gemeinsam in Göttingen die Tagung „Politischer Konsum – konsumierte Politik“. Diese Tagung brachte zwei Publikationen hervor, die ein nicht länger zu übersehendes Phänomen aus verschiedenen Perspektiven diskutiert, verstreute Arbeiten bündelt und den Gegenstand des politischen Konsums in der Soziologie etabliert. Sie dokumentieren zugleich den Stand des recht jungen Forschungsgebiets. Es handelt sich dabei zum einen um den Tagungsband (Lamla/Neckel (Hg.) 2006) und zum anderen um das Schwerpunktheft des Forschungsjournals *Neue Soziale Bewegungen* (4/2005) mit dem Titel „Unterschätzte Verbrauchermacht – Potenziale und Perspektiven der neuen Verbraucherbewegung“. Die hier gesammelten Ansätze dienen mir unter anderen als Grundlage für einen kurzen Abriss, der klären soll: Wie lässt sich der Begriff des politischen Konsums fassen und wo ist mein hier vorgestellter Ansatz zu verorten? Welche Formen kann man unterscheiden und welche Macht haben die Verbraucher tatsächlich? Was sind die Entstehungsbedingungen für dieses Phänomen? Welche Rolle spielt bei allem das Phänomen der sozialen Bewegungen?

### *Zum Begriff „politischer Konsum“*

Die Definitionen *politischen Konsums* orientieren sich meist an der Autorenschaft um die schwedische Politikwissenschaftlerin Michele Micheletti, die offenbar das Phänomen im englischsprachigen Publikationsraum erstmals sozialwissenschaftlich gefasst hat. Als Bezugstexte dienen häufig Micheletti (2003), Micheletti/Føllesdal/Stolle (2004[2003]) und Stolle/Hooghe/Micheletti (2005), Stolle/Micheletti (2005).

Folgende Merkmale des politischen Konsums bzw. der politischen Verbraucherschaft finden sich in Stolle/Micheletti (2005), Lamla (2006) und Holzer (2007):

- Verbraucher entscheiden sich für oder gegen bestimmte Hersteller und Produkte (Micheletti/Føllesdal/Stolle 2004[2003]).
- Sie tun dies auf der Basis politischer, ökologischer und/oder ethischer Kriterien (vgl. ebd.).
- Sie wägen ab und wählen aus, weil sie das Verhalten von Institutionen oder der Wirtschaft verändern wollen (vgl. Stolle/Micheletti 2005:41).
- Die verfolgten Ziele sind zumindest theoretisch realisierbar. Rückwärtsgerichtete „Strafaktionen“ wie ein Pastaboykott nach einem verlorenen Fußballspiel gegen Italien fallen nicht darunter (vgl. Holzer 2007).



- Ihr Umgang mit Produkten bringt die Einbettung der materiellen Produkte in einen Kontext hervor, den man als den *politischen Hintergrund* der Produkte bezeichnen kann (vgl. Stolle/Micheletti 2005:41).
- Kaufentscheidungen gelten als *politischer Konsum*, „wenn sie sich nicht nur auf wirtschaftliche Kriterien wie das Preis-Leistungs-Verhältnis berufen, sondern gleichzeitig als Ventile für im weitesten Sinne ‚politische‘ Motive dienen“ (Stolle/Hooghe/Micheletti 2005 zit. n. Holzer 2007:253).
- Politischer Konsum ermöglicht die Zweckentfremdung des Kaufakts für nichtwirtschaftliche Zwecke (vgl. Holzer 2007:253).<sup>88</sup>
- Politischer Konsum umfasst Praktiken, die „eher explizit als implizit politisch motiviert sind und mit denen sich die Konsumentinnen (sic!), indem sie die exit-, voice- und loyalty-Optionen des Marktes nutzen, bewusst und absichtsvoll auf eine Politik hinter den Produkten beziehen.“ (Lamla 2006:12, er bezieht sich auf Micheletti/Føllesdal/Stolle 2004[2003])
- Es liegt eine Mischung aus privaten und politischen Kaufmotiven vor:  
„Es handelt sich [beim politischen Konsum] um Konsumententscheidungen, bei denen zwar auch, aber nicht nur private Anliegen Berücksichtigung finden, sondern zudem Acht gegeben wird auf Ungerechtigkeiten in den Ordnungen des globalen Handels, z. B. auf die Inkaufnahme von Menschenrechtsverletzungen bei Standortentscheidungen multinational operierender Konzerne, auf Kinderarbeit oder fehlende Sozialstandards in den Herstellerbetrieben oder auf die Missachtung von ökologischen Folgen der Produktion.“ (ebd.:13)

Bei den Texten zum politischen Konsum fällt auf, dass der Verbraucherschutz in seiner Entstehungsgeschichte oft als vorbereitende Entwicklung für den politischen Konsum Eingang in die Diskussionen und Beschreibungen findet. Die von mir gewählte Perspektive, in der der Komplex des Verbraucherschutzes ebenfalls als ein Modus des politischen Konsums erscheint, teilen zwar Holzer (2007) und Lamla (2005). Sie verdichten die Aspekte allerdings nicht zu zwei Dimensionen, die ich Fingerabdruckdenken und Fußabdruckdenken nenne. Dass sie zwei Seiten derselben Medaille sind, wird damit dort wenig deutlich.<sup>89</sup>

---

<sup>88</sup> Die Reaktion der Unternehmen darauf ist allerdings wiederum höchst wirtschaftlich: Die Konsumenten geben mehr Geld für einen ethischen Mehrwert aus? Wunderbar! CSR ist für die Unternehmen eine Win-Win-Situation, denn im gesättigten Markt ist jede Zusatznachfrage ein Wunder und jeder Gewinn an Marktanteilen das Beste, was einem Anbieter passieren kann. Es wäre zu diskutieren, ob dies den Bereich der Unternehmensethik in Ermangelung einer Verzichtskonstellation bereits verlassen hat.

<sup>89</sup> Siegrist (1997:27) hält in einer geschichtlichen Betrachtung von Konsum, Kultur und Gesellschaft im modernen Europa zunächst etwas Überraschendes fest: „Indem man konsumierte, wurden überdies bis in die 1970er Jahre die zentralen Weltanschauungs- und Kulturkonflikte symbolisch und materiell

Micheletti und Stolle (2005) sprechen auch das „Footprint“-Konzept an. Sie beziehen sich dabei an einer Stelle auf eine Bewegung, die den Begriff ökologisch versteht, nicht im erweiterten Sinne, wie ich es tue. An anderer Stelle werden aber *footprints* mit der Definition von Sub-Politikern in Verbindung gebracht. Das seien Bürger, die sich verantwortlich für ihren eigenen Risikoschutz und für die Folgen ihres täglichen Lebens und Handelns auf Umwelt und Gerechtigkeit fühlen.

Allen drei Quellen ist gemeinsam, dass sie zwei äquivalente Strategien zum Ausgangspunkt nehmen: Tun und Lassen (BW), Unterstützung und Ablehnung (vgl. Holzer 2007), *loyalty* und *exit* (vgl. Hirschman 1970 zit. n. ebd., vgl. Lamla 2006:13), Entscheidung für und gegen Produkte (Micheletti/Føllesdal/Stolle 2004[2003]).

#### *Formen politischen Konsums und empirische Hinweise*

Holzer (vgl. 2007:254ff) unterscheidet die eben umrissenen Phänomene politischen Konsums von denen, die an klassische Konfliktlinien gekoppelt sind. Darunter versteht er staatlich verordneten politischen Konsum und stellvertretenden politischen Konsum. Im ersten Fall schreibt der Staat seinen Bürgern bestimmte Kaufentscheidungen vor bzw. legt sie ihnen nahe. Das prominenteste Beispiel ist das im Dritten Reich ausgesprochene Verbot, bei Juden zu kaufen. Stellvertretender politischer Konsum liegt dann vor, wenn die Verbraucher freiwillig, aber im Sinne des Staates bzw. einer Autorität und um dessen bzw. deren Interessen zu verfolgen handelt. Der Boykott dänischer Produkte in muslimischen Ländern 2006 im Rahmen des Karikaturenstreits ist hierfür ein Beispiel.

Der politische Konsum, um den es hier geht, kennt verschiedene Formen, die sich vier Phasen zuordnen lassen. Diese Phasen finden sich bei Lamla (2005) ebenso wie bei Holzer (2007) und entstammen offenbar Lang/Gabriel (2005). Im vorherigen Abschnitt (4.1) ist der Kontext dieser Phasen ausführlicher dargestellt. In einer ersten Episode im 19. Jahrhundert sind *Konsumgenossenschaften* entstanden, die sich um Preise und Produktqualität bemüht haben. Für den Beginn des 20. Jahrhunderts brachte man die Aktivitäten auf den Begriff *value for*

---

ausgetragen. Erst in den siebziger und achtziger Jahren verflüchtigte sich in Westeuropa die über Jahrhunderte zum inneren Zwang verfestigte Gewohnheit, religiöse, ethnische, nationale, wirtschaftliche und ideologische Differenzen auch über den Warenkonsum auszutragen.“ Doch hier entsteht nur auf dem ersten Blick ein Widerspruch; der zweite Blick bringt einen fruchtbaren Vergleich zutage. Politischen Konsum könnte man konsumgeschichtlich auch als Fortführung einer fest verankerten Funktion interpretieren: Der des demonstrativen Konsums. Der Konsument demonstriert mit seinem Verhalten wo er hingehört, welche Werte er hat. Im Unterschied zum demonstrativen Konsum, wie ihn Veblen beschreibt, ist die Botschaft an den Adressaten nicht (mehr in erster Linie): „Ich bin anders!“ bzw. „Wir gehören zusammen!“, sondern: „Mit dem, was Du machst, bin ich nicht einverstanden und wenn Du es nicht änderst, verlierst Du mich dauerhaft als Käufer!“ bzw. „Weiter so!“. Auch ist im ersten Fall der Adressat dem Sender so ähnlich, dass Distinktion notwendig scheint. Im zweiten Fall liegt eine David-Goliath-Beziehung vor.

*money*. Ihre Ziele waren Wettbewerbsüberwachung, Verbraucherinformation und Qualitätsprüfung. Die dritte Phase in den 1960ern nennen die Autoren *Naderismus*. In dieser Zeit herrschte eher Kritik am Massenkonsum und der Vorwurf an große Konzerne, dass sie die Verbraucherinteressen vernachlässigten. Die vierte Phase – zur Jahrtausendwende – eröffnet erst die Dimension die ich *Fußabdruckdenken* nenne. Die Konsumenten werden zu „wirtschaftlichen Wählern“, sie „stimmen an der Supermarktkasse darüber ab, welche Art von Produkten sie künftig erhalten möchten“ (Dickinson/Carsky 2005 zit. n. Holzer 2007). Es handelt sich um eine Politik des alltäglichen Lebens, „life politics“ (vgl. Beck 1993, Giddens 1991, beide zit. n. Holzer 2007). Wirtschaftssystem und Politik werden neu integriert. Diese Beobachtungen haben Nico Stehr zu seiner Theorie von der „Moralisierung der Märkte“ gebracht (vgl. Abschnitt 4.5.1). Die neue Form des politischen Konsums zeigt eine „Dematerialisierung des Produkts“, wie der Designer Phillippe Starck (zit. n. Moorstedt 2007:286) diagnostiziert. Er formuliert weiter: „Der Markt der Zukunft wird moralisch sein, oder er wird gar nicht sein“, und bläst damit in dasselbe Horn wie Stehr.

Stolle/Micheletti (2005) betonen die empirische Bedeutung des politischen Konsums, wie er sich in der weltweit steigenden Zahl der Boykotte niederschlägt (vgl. Friedmann 1999 zit. n. ebd.). Zudem wachse die Zahl der Gütesiegel und Produktkennzeichnungen dramatisch an (Micheletti 2003 zit. n. ebd.). Die Menge der verkauften Waren mit Fairtradesiegel habe sich in fünfzehn europäischen Ländern, USA und Kanada von 1997 bis 2003 verdreifacht – Tendenz in fast allen Staaten steigend. Auch der Anteil der Fläche, die organisch bewirtschaftet werden, habe sich in sechzehn europäischen Ländern von sehr geringen Prozentsätzen auf über fünf Prozent im Jahr 2003 enorm erhöht, in der Schweiz und Österreich sogar bis auf dreizehn Prozent. Sie verweisen auch auf Umfragestudien, die im Verbraucherverhalten Veränderungen in der Motivation feststellen, den Einkauf als Ort politischen Handelns zu begreifen.

#### *Bedingungen für die Entstehung des politischen Konsums im Sinne des Fußabdruckdenkens*

In der Literatur finden sich verschiedene Erklärungen bzw. Bedingungsfaktoren für die Entstehung des politischen Konsums, wie er sich aktuell darstellt. Die hier vorgestellten bewegen sich auf einer konkreteren Ebene als die großen Bedingungsbeziehungen für eine Moralisation der Märkte bei Stehr (2007): *historisch einmaliger Grad persönlichen Wohlstands, nie da gewesener Wissensstand des imaginären Gesamtkunden, soziale Extension der Märkte und Deregulierung*.

(1) *Leichte Verfügbarkeit von Informationen*: Moorstedt (2007:258) betont, dass das Informationszeitalter, das Potenzial habe, den Konsumenten aus seiner Unmündigkeit zu befreien:

„Moderne Verbraucher können wissen, daß der chinesische Arbeiter von einem Turnschuh, der im Laden 100 Euro kostet, nur 40 Cent erhält. Sie können wissen, daß die

genmanipulierte Baumwolle für ein Paar Jeans 8000 Liter Wasser verbraucht und ganze Landstriche austrocknet, sie können wissen, daß bei einem Linienflug von Frankfurt nach New York jeder einzelne Passagier so viel CO<sub>2</sub> produziert, wie ein durchschnittlicher Autofahrer in einem ganzen Jahr.“

Allerdings hatte der Verbraucher auch nie mehr Möglichkeiten, Informationen zu erhalten. Und nie wurde er ungewollt mit mehr Informationen – verständlich oder chiffriert – versorgt. Vielmehr obliegt es auch dem Verbraucher, sich jene Informationen zusätzlich zu beschaffen, die ihn in die Lage versetzen, diese Fakten einzuordnen und zu bewerten. Denn die Zahlen alleine sagen noch nichts darüber aus, ob „virtuelles Wasser“ tatsächlich verloren ist und wie es um den Zusammenhang von CO<sub>2</sub> und Klimawandel steht. Denn nicht nur in diesen beiden Fällen streiten Experten am Spielfeldrand des Gerangels um politisch korrekte Verhaltensweisen.

Dazu kommt, dass die letzte Frage nach den Werten, die der Einzelne mit seinem politischen Konsum verfolgen will, nur er selbst beantworten kann. Man müsste im Fall des Konsumpolitischen fast von einem *Desorientierungsmuster* sprechen.

(2) *Divergierendes Verbraucherverhalten*: Moorstedt (vgl. ebd.: 290f) erklärt weiter, dass die ethischen Konsumenten noch lange nicht die Mehrheit haben und von einer „Machtübernahme weit entfernt“ seien. Die meisten Verbraucher seien indes der Grund dafür, dass es ethischen Konsum überhaupt als Kontrapunkt gibt: „Die meisten Konsumenten verhalten sich auch im Zeitalter des ethischen Konsums nicht wie weltverbessernde Revolutionäre, sondern wie Neoliberale und Marktradikale.“ So auch Hillekamp 2006 (zit. n. ebd.:291) in *Die Zeit*: „Wir selbst drücken die Preise, bis als Produktionsstandort unserer Waren nur noch die Dritte Welt in Frage kommt.“

Eine entgegengesetzte Entwicklung sehen Stolle/Micheletti (2005) als Grund für die Entstehung des politischen Konsums in der heutigen Ausprägung. Sie beobachten das wachsende Bewusstsein der Verbraucher dafür, „dass niedrige Verkaufspreise die tatsächlichen wirtschaftlichen und menschlichen Kosten der Herstellung eines Produkts verschleiern.“ (ebd.: 42)

(3) *Rolle des Staates in politischen Fragen wird diffuser und schwächer*: Stolle/Micheletti (2005) weisen auf das Reichweitenproblem nationalstaatlicher Regierungen hin. Die Regulierungsmöglichkeiten sind territorial begrenzt, die wirtschaftlichen Zusammenhänge sind es keineswegs. Das hier entstehende Machtvakuum wird von wirtschaftlichen Akteuren gefüllt, und die Konsumentenschaft ist ein solcher Akteur, der sich um seinen Machtanteil bemüht.

(4) *Veränderung der Märkte durch intensive Globalisierung*: Mehr und mehr Großkonzerne könnten mehr und mehr natürliche Ressourcen ausbeuten und immer billiger in Ländern herstellen, die außerhalb ihres Absatzmarktes liegen, so Stolle/Micheletti (vgl. 2005). Gleichzeitig

würden, aufgrund des oben genannten Machtvakuum, die Möglichkeiten für Unternehmen wachsen, sich aus der sozialen und ökologischen Verantwortung zu stehlen. Das motiviere die politischen Konsumenten zusätzlich.

(5) *Zunehmende Orientierung der Konzerne am Käufer – Marketing im gesättigten Markt:* Stolle/Micheletti (2005) stellen fest, wie auch ich eingangs, dass Großfirmen immer mehr Geld in Marktforschung, Promotion und Markenstrategie investieren. Sie sind in höchstem Maße am Käufer orientiert, um seine Aufmerksamkeit im enormen Konkurrenzkampf zu erlangen. Verbraucher kommen den Unternehmen insofern entgegen, als sie mehr und mehr *customized* Produkte, also Maßgeschneidertes, Individualisiertes nachfragen, die ich *myProdukte*<sup>90</sup> nennen möchte. Die Unternehmen verkaufen einen nachgefragten Mehrwert – häufig auf Kosten der Produktionsfirmen, die schnell und flexibel zu erschwinglichen Preisen maßgeschneiderte Produkte herstellen sollen.

#### *Soziale Bewegungen und politischer Konsum*

Die Rolle der sozialen Bewegungen im politischen Konsum ist nicht ganz geklärt. Man diskutiert, ob es sich beim politischen Konsum um eine neue soziale (Verbraucher-) Bewegung handelt<sup>91</sup>, oder ob die existierenden sozialen Bewegungen eher als Zielgeber für das Fußabdruckdenken fungieren. Zu letzterem tendiert beispielsweise Holzer (2007), der den Verbraucher mit den Werkzeugen *loyalty* und *exit* ausgestattet sieht. Die sozialen Bewegungen steuern noch *voice* dazu. Ihre Themen, so Holzer, seien daraufhin für Produzenten sogar wichtige Signalgeber für Verbraucherpräferenzen. Die Umwidmung der selbsternannten Gruppe der LOHAS zur derzeit attraktivsten Marketingzielgruppe bestätigt das nur.

In meinem Ansatz verorte ich die Verbraucherschutzbewegung innerhalb des Fingerabdruckdenkens. Das Fußabdruckdenken formiert meines Erachtens keine soziale Bewegung, sondern nimmt die sozialen Bewegungen als Taktgeber in einer Art Dienstleistungsbeziehung wahr. Die Konsumenten wählen unter Umständen gerade deshalb den Einkaufswagen als Mittel der Politik, weil sie keiner Bewegung angehören (wollen).

---

<sup>90</sup> Der Onlinehandel ermöglicht in immer mehr Sparten, personalisierte Produkte zu kaufen. Seien es die individuelle Biomüslimischung (Mymuesli GmbH [Hg.] 2009) oder selbstbeschriftete Schokolinsen (Mars, Inc. [Hg.] 2008), der Handel reagiert auf den Überdruß der Kunden, immer mehr Standardprodukte in einer Einkaufsmonokultur zu finden. „Marke Eigenbau“ nannten Friebe/Ramge (2008) ihr Buch, in dem sie diesem Phänomen auf die Spur kommen.

<sup>91</sup> Diese Auffassung teilen beispielsweise Lamla (2005) und Hilton (2005).

### 4.3 Ausgewählte Themen zur Darstellung des konsumpolitischen Orientierungsmusters

Produkte zeichnen sich durch materiell-funktionale Qualitätsmerkmale und durch kontextuell-symbolische Merkmale aus. Einfluss auf die Materiell-Funktionalen auszuüben, ist Ziel des innenorientiert motivierten politischen Konsums, die Mitgestaltung des zweiten Merkmalsraums das der außenorientiert motivierten Kaufhandlungen.<sup>92</sup> In dem, was ich weiter oben als Fingerabdruckdenken und Fußabdruckdenken bezeichnet habe, verschmelzen die beiden Qualitätsdimensionen mit dem Gestaltungswillen des Verbrauchers.

Um über das Mittel des Konsums politisch handeln zu können, braucht der Akteur in beiden Fällen eine Vorstellung über das Wünschenswerte. Hierbei handelt es sich um *normatives* Wissen. Des Weiteren benötigt er *empirisches* Wissen, nämlich über die tatsächliche Übereinstimmung oder Abweichung des Vorfindbaren vom Wünschenswerten. Und schließlich ist der *Wille* konstitutiv, einen Beitrag dazu zu leisten (monetär und nichtmonetär), festgestellte Abweichungen zu minimieren.

Das Engagement müsste also dazu dienen, die Qualitätssituation für die Konsumentenschaft nach eigener Definition (1) zu verbessern, (2) bei einer Verschlechterung nicht tatenlos zuzusehen oder (3) ihr wenigstens nicht aktiv Vorschub zu leisten. Der Verbraucher ist daher angewiesen auf den Zugang zu Wissen über das Produkt und seine Biografie sowie die Kontextbedingungen, die es in Produktion und Handel einbettet.

Die nächsten Kapitel zeichnen nach, wie sich dieses Orientierungsmuster in den vergangenen dreißig Jahren im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* niedergeschlagen hat. Es finden sich zum einen Hintergrundinformationen, also Produkt- und Kontextwissen, die Darstellung von Diskursen über Ziele und Werte sowie Metaberichterstattung über Organisationen und Bewegungen und deren Aktivitäten. Die Ausführungen des vorherigen Abschnitts legen nahe, die beiden Modi der Moral nach innen (das Fingerabdruckdenken) und der Moral nach außen (das Fußabdruckdenken) als getrennte Themenkomplexe zu behandeln. Den ersten Modus rekonstruiere ich im Ganzen unter dem Aspekt des Verbraucherschutzes. Der zweite Modus fordert zur gegenstandsorientierten Differenzierung auf: Beginnend mit der medialen Beschäftigung mit Produktion der Lebensmittel und ihrer Verbindung zum Umwelt- und Artenschutz, steht anschließend die Berichterstattung über Handelsbedingungen im Fokus. Politische Verflechtungen, die sich direkt oder mit Herstellern oder Händlern von

---

<sup>92</sup> Micheletti/Follesdal/Stolle sprechen von *politischen Verbraucherhandeln* und betonen damit den Charakter der Handlung, der einem Kaufakt inne wohnt: „Verbraucher überlegen und entscheiden sich auf der Basis politischer, ökologischer und/oder ethischer Kriterien für oder gegen bestimmte Hersteller und Produkte.“ (2003 zit. n. Stolle/Micheletti 2005:41)

Lebensmitteln in Verbindung bringen lassen, bilden den letzten Themenstrang, der innerhalb dieses Modus nachzuzeichnen ist.

### *Vorstellung der Codes*

Zunächst wurden aus der gesamten Stichprobe von 1133 Texten über den Zeitraum 1975 bis 2005 jene ausgewählt, die eines oder mehrere der im vorherigen Absatz skizzierten Themen berühren, und mit dem Code „konsumpolitisch“ belegt. Dies trifft auf 311 Artikel zu, das sind immerhin 27 Prozent. In der Stichprobe befinden sich die Texte aus jeder zweiten *Spiegel*-Ausgabe des genannten Zeitraums, die sich im weitesten Sinne mit Lebensmittel beschäftigen. (Zur Stichprobe vgl. Kapitel 2.4.)

Mit diesem Code „konsumpolitisch“ sind Texte dann versehen, wenn sie – zumindest bezogen auf einzelne Passagen – wenigstens eine der folgenden Eigenschaften aufweisen:

1. Sie dienen im engeren oder weiteren Sinne als Ansatzpunkt für politischen Konsum, in dem Sie (a) Produktwissen oder (b) Hintergrundwissen bzw. Kontextwissen bieten.
2. Sie berichten über politischen Konsum oder Verbraucherengagement, dazu zählen beispielsweise Meldungen über Boykottaktionen, über Verbraucherschutzorganisationen und deren Stellungnahmen oder Aktivitäten.

Nicht aufgenommen wurden Berichte über Lebensmittelskandale, die bereits im Kapitel über das physisch-instrumentelle Orientierungsmuster abgehandelt wurden, also über von Akteuren in der Produktionskette verursachte gesundheitsschädliche Verunreinigungen und Funde von „Gammelfleisch“. Ebenfalls nicht berücksichtigt sind Berichte über BSE.

Außerdem wurden Berichte über EG/EU-Subventionen ausgeschlossen. Zwar liefern diese Artikel auch Hintergrundinformationen über die Produktionsbedingungen, Ökonomie und politische Verflechtungen. Im *SPIEGEL* haben diese Artikel jedoch in der Regel die Funktion eines „EU-Bashings“. Für den einzelnen Konsumenten stellen diese Darstellungen einen vermeintlichen „Wahnsinn der Überregulierung“ etc. heraus, ohne dass dies für ihn in seiner Rolle als Marktteilnehmer echte Ansatzpunkte liefern würde.

Die Rekonstruktion des Pfades, den das konsumpolitische Orientierungsmuster beschritten hat, verläuft textlogisch nicht parallel zur Dimensionsgeschichte des Physisch-Instrumentellen, die ich entlang des Modells des praktischen Syllogismus entwickelt habe. Die in den jeweiligen Begriffen verdichteten Inhalte sind ganz eigen strukturiert, wie ihre Analyse anhand der Berichterstattung ergeben hat. Konsumpolitisches Handeln ließe sich selbstverständlich ebenfalls als praktischer Syllogismus darstellen, doch liegen in dieser Dimension zusätzliche zentrale Angelpunkte an anderer Stelle als in der Unterscheidung von Wert, Wissen und Handeln. Der Aufbau der Deskription und Interpretation möchte daher erneut dem Gegenstand gerecht werden und nicht statisch einem einmal definierten Analyseschema folgen.

#### 4.4 Moral nach innen: Fingerabdruckdenken und Verbraucherschutz

Im Pfad des Codes *Verbraucherschutz* finden sich Texte, die sich auf Verbraucherrechte und vor allem Produktwissen beziehen. Diese Texte liefern entweder

1. Informationen über das Produkt zum Abschätzen dessen primärer Qualität (Subcode: *Hintergrund*), darunter Informationen über Hersteller und Händler, die für die Produktqualität (auch Fälschungen) verantwortlich sind (abgesehen von gesundheitsschädlichen Veränderungen am Produkt oder Verunreinigungen) sowie Informationen über vertrauensbildende Maßnahmen in Form von freiwilligen Zertifikaten und Kennzeichnungen (Subcode: *Echtheit/Fälschung*),
2. Informationen über die Angemessenheit von Preisen (Subcode: *Wucher/Preise*),
3. Informationen über Aktivitäten des institutionalisierten Verbraucherschutzes (Subcode: *Aktion*) oder
4. Informationen über Neuerungen, die ebenfalls zur Verbraucheraufklärung gehören sowie zum Bild des mündigen Verbrauchers. Denn zum einen soll er wissen, welche Möglichkeiten er hat (dies ist selbst aus klassisch konsumkritischer Sicht der „unschuldige“ funktionale Aspekt von Werbung), und zum anderen soll er frühzeitig Entwicklungen kennen, um ggf. durch bewussten Nichtkauf oder gar klassisches politisches Engagement Gegenmaßnahmen ergreifen zu können (Subcode: *Innovation*).

Wie schon in der Pfadbeschreibung zur physisch-instrumentellen Dimension stelle ich jedem Thema ein Säulendiagramm voran, das die Verteilung der bezüglich der gegenstandsorientiert ausgewählten Aspekte (Subcodes) zusammengehörigen Artikel über die Zeit zeigt. Denn eine qualitative Analyse, die nach Entwicklungsmustern sucht, kommt nicht ohne quantitative Betrachtungsweisen aus. Dies ist auch dann ertragreich, wenn in einer so hochauflösenden Betrachtung, wie sie hier geschieht, oftmals nur wenige Analyseeinheiten pro Jahr zu verzeichnen sind. Die Summe der Artikel nach Subcodes ist größer als die Gesamtsumme, da manche Artikel verschiedene Aspekte enthalten und mehrfach in unterschiedlichen Unterabschnitten behandelt werden.



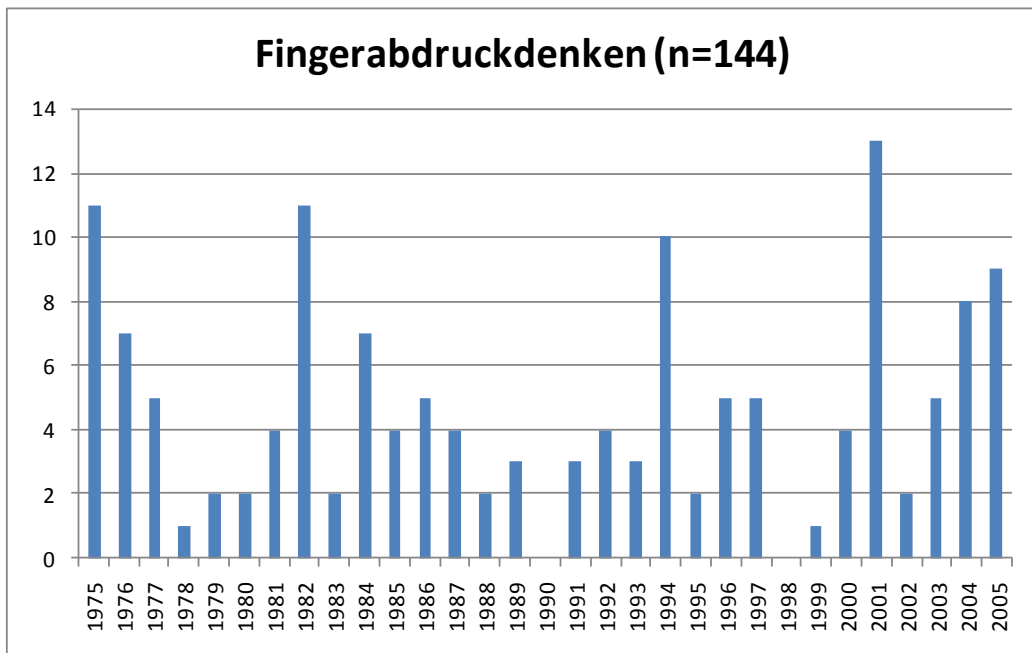


Abbildung 4.4-1: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die den Subcodes des Fingerabdruckdenkens zugeordnet wurden

#### 4.4.1 Hintergrund

Der Subcode *Hintergrund* nimmt inhaltlich eine Schlüsselstellung innerhalb des Modus der Moral nach innen ein, denn hier zeigen sich die zentralen Entwicklungen des Fingerabdruckdenkens. Mit 90 zugeordneten Artikeln, also einem knappen Drittel der Substichprobe, ist dieser Subcode auch mengenmäßig am bedeutendsten.

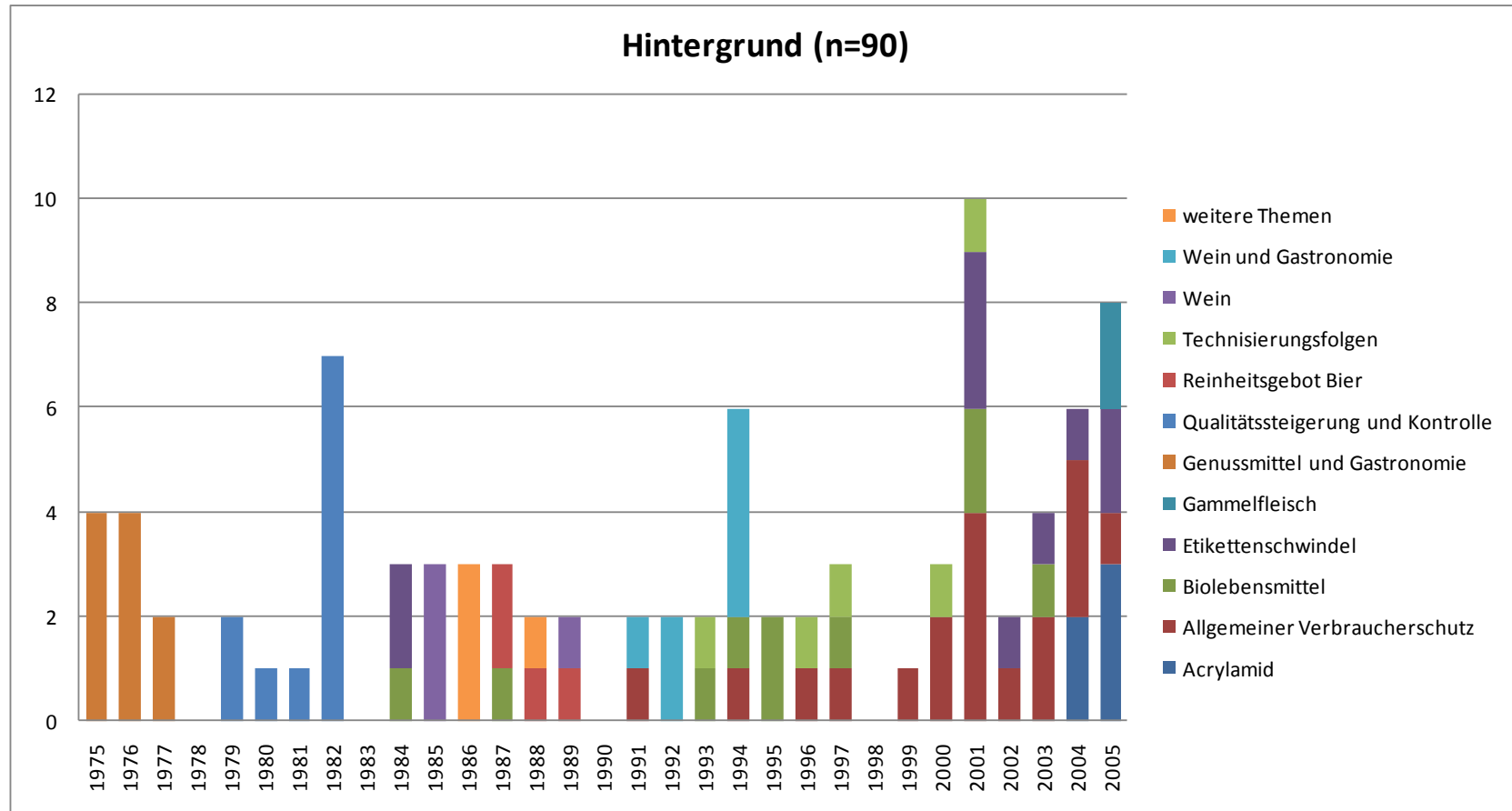


Abbildung 4.4-2: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die den Subcodes der Thematik *Hintergrund* zugeordnet wurden

Die zeitliche Streuung dieser Artikel gliedert sich in fünf Abschnitte. Mit dem Code *Hintergrund* wurden Artikel belegt, die solche Hintergrundinformationen liefern, welche dem Konsumenten helfen, die Produktqualität selbst einzuschätzen. Sie liefern, um beim Bild des Fingerabdruckdenkens zu bleiben, Pülverchen und Pinselchen, mit dem die Spuren sichtbar gemacht werden können. Häufungen dieser Artikel treten in den Jahren 1975-1977, 1979-1982, 1984-1989, 1991-1997 und 1999-2005 auf. Die Zeitspannen werden immer länger und die Zahl der Artikel steigt zur letzten Phase hin im Durchschnitt überproportional (10/11/20/22/39). Nachdem im Jahr 2005 die zweithöchste Spitze zu verzeichnen ist, ist damit zu rechnen, dass in den Folgejahren eine ähnliche Artikelhäufung auftritt.

Es drängt sich die Frage auf, ob dieser erste, rein quantitative Eindruck auch eine inhaltliche Entsprechung findet. Verbindet also diese Kumulationen jeweils eine thematische oder logische Klammer, die es rechtfertigt, hier von semantischen Episoden zu sprechen?

Der inhaltlich gravierendste Einschnitt zeigt sich beim Jahr 1983. Bis dorthin scheint die Befassung mit Lebensmittelqualität eher eine Elitenbeschäftigung zu sein. Gegenstand der Berichterstattung sind vor allem der Wein und die Bedrohung seiner *sakrosankten* Unverfälschtheit, sowie eingestreute Anekdoten rund um die Gastrokritik. Ab Mitte der achtziger Jahre steigt die Themenvielfalt schlagartig an. Wein spielt zwar nach wie vor eine wichtige Rolle, doch während der Anteil der Berichte über den Rebensaft an den *Hintergrund*-Berichten in der Stichprobe in den Jahren 1975-1982 noch über ein Drittel ausmachte (zusammen mit der Gastrokritik beläuft sich der Anteil sogar auf deutlich über die Hälfte), befasst sich im Zeitraum von 1984 bis 2005 lediglich jeder sechste der *Hintergrund*-Artikel damit. Die relative Bedeutung des Weins nimmt von Abschnitt zu Abschnitt ab. Ein Viertel der Artikel behandelt das Thema in der Teilstichprobe von 1984-1989, nur noch ein gutes Fünftel von 1991-1997. Im letzten Abschnitt schrumpft der Anteil sogar auf unter ein Zwölftel, allerdings bei gleichzeitigem Anstieg der Gesamtzahl der Artikel.

Was hier zunächst wie Traubenzählerei anmutet, führt zu einer wichtigen Beobachtung: Sich als Verbraucher kollektiv mit der Qualität von Lebensmitteln zu befassen, scheint noch in den siebziger Jahren eine Sache der – in dieser Zeit traf der Schichtenbegriff noch einigermaßen die Wirklichkeit – Oberschicht gewesen zu sein. Dafür lassen sich verschiedene mögliche Erklärungen finden, die im Wesentlichen mit zwei Entwicklungen zusammenhängen: Dem Wandel der sozialen Ungleichheit von vertikaler zu stärker horizontaler Differenzierung und der Entwicklung des Massenkonsums, einhergehend mit einer Standardisierung der Produkte und der Technisierung der Produktion.

Die Literatur verwendet den Begriff *food awareness* für die wachsende Aufmerksamkeit für Essen im gesellschaftlichen Diskurs (vgl. u. a. Atkins/Bowler 2001:4ff) der späten neunziger Jahre. Die Einflüsse der horizontalen Differenzierung und der Entwicklung des

Massenkonsums schlagen sich in der Dimension des Konsumpolitischen stärker nieder als in der Dimension des Physisch-Instrumentellen. Dies ist damit zu begründen, dass der Ausgangspunkt der Beschäftigung mit dem Thema Essen und Lebensmitteln sowie den *food régimes* (Atkins/Bowler 2001:22ff) im physiologisch-instrumentellen Orientierungsmuster außerhalb der Thematik liegt: Essen und dessen Qualität sind, betrachtet man den ernährungsphysiologischen Komplex, unabhängige Variablen in den dort relevanten Kausalzusammenhängen, dem Zusammenspiel von Lebensmittelkonsum mit Gesundheit und Krankheit. Deutlicher ist die steigende *food awareness* dort ab Mitte der neunziger Jahre bei den Themen Functional Food, Convenience Food, BSE und der Entdeckung neuer Zusammenhänge zu erkennen (vgl. Abschnitte 3.3 und 3.4).

In der innenorientierten Facette des Konsumpolitischen fungiert die Qualität des Essens stets als abhängige Variable. Es geht um die primäre Qualität des Produkts und das Gestalten der Rahmenbedingungen, die Einfluss darauf ausüben. Bei den Ausführungen zum Modus der Moral nach außen, dem Fußabdruckdenken, begegnet uns das erstaunliche Phänomen, dass das Produkt innerhalb dieses Denkens zunächst als abhängige Variable „startet“ und dann wie ein Boomerang als unabhängige Variable zurückkehrt. Denn zunächst braucht es eine Aufladung des Produkts mit sekundären Eigenschaften (die Herstellungsbedingungen sind hier zunächst die unabhängige Variable), damit in einem zweiten gedanklichen Schritt die Entscheidung des Konsumenten für oder gegen ein Produkt selbst wieder unabhängige Variable bei der Beeinflussung von Herstellungs- oder Handelsbedingungen sein kann.

Die Orientierung an den fünf Aufmerksamkeitswellen bietet sich auch aus inhaltlichen Gründen an. Je seltener die hochkulturtypischen Essensthemen werden (Phasen 1 und 2), umso weniger ist die öffentliche Beschäftigung mit Essen ein Luxusthema und umso mehr steigt die Themenvielfalt, dringen beispielsweise Biolebensmittel ins kollektive Bewusstsein und werden Qualitätsprüfsiegel eingeführt. Die Phase 3 öffnet dabei die Diskussion für ein breites inhaltliches Spektrum und bereitet die Themen vor, die in Phase 4 ausgebaut werden. In der Phase 5 ist eine gewisse „Siegeldämmerung“ zu beobachten. Um den Verbraucherschutz wird mehr und mehr gerungen, nachdem sich gezeigt hat, wie wenig der Verbraucher weiß, was er zu sich nimmt. Doch wie entwickelten sich die Themen der Hintergrundberichte konkret? Werfen wir phasenweise einen Blick in die Artikel.<sup>93</sup>

#### *Die Säkularisierung des Weines und andere knappe Güter im Fokus (1975-1977)*

In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre bestimmen Hintergrundberichte zu Luxusprodukten beziehungsweise Genussartikeln die Stichprobe zum *Verbraucherschutz*.

---

<sup>93</sup> In kleinerer Type gedruckte Passagen enthalten zusammenfassende Artikelreferate. Sie sollen die Datenlage transparent machen, auf deren Basis die weiteren Abstraktionen und theoretischen Überlegungen entstanden sind.

Was den Wein angeht, so ist 1975 die Rede von einem „Skandal“ (197519089): Ein Viertel aller Exporte aus Deutschland sei gar kein reiner Wein aus Deutschland, sondern eine Mischung aus einheimischem und südländischem. Die Betrugsmentalität hat offenbar aber auch das Inland ergriffen: Mehr als die Hälfte des deutschen amtlich geprüften Prädikatsweines ist laut *Spiegel* mit Zucker gesüßt. Das Weingesetz von 1971 sollte das Vertrauen in die einheimischen Weine zurückbringen, habe aber dazu geführt, dass nun fast alles, was in Deutschland gewachsen ist, als Qualitätswein ausgewiesen wird. Der Skandal, der unter anderem als Anlass zur Verabschiedung des Weingesetzes zu sehen ist, beschäftigte im Jahr 1976 das Mainzer Landgericht und auch erneut den *Spiegel*: Man habe 1970 in der Pfalz ein Gemisch aus sechs Millionen Litern belgischen Kunstweines mit 690.000 Litern Wasser und anderthalb Millionen Litern Wein hergestellt und bis auf einen geringen Rest als Schaumwein verkauft (197641058). Weiteren Nährboden für Misstrauen in die Qualität des Weines bietet die Enthüllung, dass offenbar dieselben Tanklaster für den Transport von Wein und von Chemikalien verwendet werden (197715087). Mit Deklarationstricks werde das Verbot umgangen, dass Wein und angeogener Traubensaft nur in ausschließlich für Lebensmittel verwendeten Behältern transportiert werden darf. So sei Wein auf dem Papier zu Traubensaft und die eine oder andere Chemikalie zu Speiseöl geworden, um Leerfahrten zu vermeiden. Vorwürfen der Bonner Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände hätten sich deutsche Behörden der Lebensmittelkontrolle im Fall von noch nicht verarbeiteten Trauben aus Italien stellen müssen. Trotz vorliegender Untersuchungsergebnisse, dass die Pestizidbelastung der Früchte teilweise die DDT-Grenzwerte um mehr als das Zehnfache übersteigen, hätten sich die Beamten passiv verhalten (197743142).

Betrug gibt es nicht nur im Weingeschäft. 1975 berichtet das Magazin darüber, dass gleich mehrere amerikanische Getreidehandelskonzerne Auslandskunden um mehrere Millionen Dollar betrogen haben. Sie hätten Kornwaagen manipuliert und falsche Angaben zur Qualität gemacht (197529056).

Ein Authentizitäts-Skandal betrifft ein echtes Luxus- aber auch Symbolprodukt. Im Jahr 1976 sei bekannt geworden, dass die Gänseleberpastete, für die Frankreich berühmt ist, zu 60 Prozent aus Israel oder Bulgarien stammt. Das war bereits der zweite Schlag innerhalb kürzester Zeit fürs Image des Gourmetmarktes: Als französisch ausgegebene Schnecken für den Export seien oft aus China oder der Türkei gekommen, wie zu einem früheren Zeitpunkt publik wurde. Ob der Bedeutung des Wirtschaftszweiges habe die Regierung zu diesem Thema geschwiegen (197617208).

Die Gastronomiekritik wirkt unter Kenntnis der späteren Berichterstattung wie ein Orchideenthema. Dem *Spiegel* ist es aber stets einen Hinweis wert, wer die Stars und Sternchen der Gaumenfreuden sind, vor allem wenn – wie im Jahr 1975 geschehen – mehr als dreißig deutsche Köche degradiert werden. Dem hätten 12 Neuauszeichnungen gegenüber gestanden. Im Deutschland-Michelin 1976 hätten nur noch 140 Hotels und Restaurants einen Stern für „gute Küche, die Beachtung verdient“ (197551134).

Der späteren Bedeutung zu urteilen, ist das Thema Reinheitsgebot für deutsches Bier dagegen von breitem Interesse. Mit einer Entscheidung der EG-Kommission aus dem Jahr 1975 habe man dieses allerdings zunächst auch innerhalb des europäischen Wirtschaftsbündnisses abgesichert, wenn auch der Export von ausländischem Bier nach Deutschland möglich sein soll (197553043). Bis 1987 bleibt es – zumindest innerhalb der Stichprobe – ruhig um das Reinheitsgebot.

Das letzte Thema des betrachteten Zeitabschnitts behandelt erneut knappe Güter – allerdings nicht unter dem Authentizitätsaspekt. Der *Spiegel* spricht davon, dass Kartoffeln in Folge eines trockenen Sommers und verringerter Anbauflächen zum Luxusartikel geworden seien. Die Preise hätten sich vervielfacht, in Belgien gebe es Kartoffeln nur auf dem Schwarzmarkt (197605084). Ein halbes Jahr später warnen Verbraucherschützer davor, sich die Dürre als Grund für Verteuerung der Nahrungsmittel verkaufen zu lassen. Sie verwiesen darauf, dass nie alle Produkte gleichermaßen betroffen seien und Mischkalkulationen zum Tragen kommen müssten, und griffen die Landwirtschaftslobby sowie Politiker der CDU/CSU an (197633045).



Abbildung 4.4-3: Kartoffelknappheit (197605084)

*Weinsynkretismus – obsoleter Qualitätskontrollen (1979-1982)*

Noch deutlicher als im eben beschriebenen Zeitraum dominieren Wein- und Gastrothemen die Hintergrundberichterstattung im Übergang zwischen den siebziger und achtziger Jahren. Zunächst geht es um Maßnahmen der Qualitätssteigerung und -kontrolle von deutschen Weinen.

So habe die Winzerlobby 1979 in Brüssel gefordert, dass saure Weine aufgekauft und zu Alkohol verarbeitet werden, wenn die EG nicht wie bisher die Veredelung von Landwein zu Qualitätswein durch Zuckerveredelung unterstütze (197901034). Im selben Jahr hätten badische Winzergenossenschaften angeprangert, dass Qualitätskennzeichnungen nicht standardisiert seien und davon benachbarte Konkurrenten aus Rheinland-Pfalz mit minderwertigeren Produkten und weniger strengen Qualitätskontrollen profitierten. Die hier vom *Spiegel* zitierten Genossenschaften hätten bereits vorweggenommen, dass Zuckerzusätze im Prädikatswein zwar verboten sind, aber nicht nachweisbar und damit auch nicht sanktionierbar (197933062). 1980 ermittelten dann auch Staatsanwälte und das Landeskriminalamt in Mainz in dieser Sache. Der *Spiegel* berichtet von zweihundert Millionen Litern Wein, die trotz Zugabe von Flüssigzucker in die Hochpreisklasse eingestuft worden seien. Insgesamt habe man 5,7 Millionen Liter Flüssigzucker in 820 Millionen Liter Wein gemischt (198045084).

Davon, dass deutscher Wein für den Export mit billigerem Wein aus Südeuropa vermischt worden sei, schrieb *Der Spiegel* bereits 1975. Sieben Jahre später, 1982, sei die Staatsanwaltschaft erneuten Panschereien auf der Spur. Die amtliche Prüfung hätten mehr als 170.000 Hektoliter 1980er-Wein aus Anbaugebieten durchlaufen, die in jenem Jahr lediglich einen Ernteertrag von etwa 80.000 Hektoliter nachweisen konnten. Zugleich wird nach großen Mengen italienischen Weines gesucht, die in Rheinland-Pfalz verschwunden sein sollen (198205084). Wenige Wochen später hätten Nachforschungen des Untersuchungsausschusses einem *Spiegel*-Bericht zufolge gezeigt, dass „lasche Aufsicht“ die „Weinkriminalität begünstigt“ habe (198251071).

Einen weiteren Fall nicht greifender Qualitätskontrolle beschreibt das Magazin 1981 aus dem Mineralwassermarkt. Der Bund „Deutscher Brunnen“ stehe mit der charakteristisch geformten Flasche bei Kunden für besonders gesundes Wasser. Dies zeige ein Marktanteil von 60 Prozent. Der strenge Maßstab von mindestens 1.000 Milligramm gelöster Salze oder 250 Milligramm freien Kohlendioxids werde aber Untersuchungen zufolge nicht immer eingehalten. Angaben auf Etiketten seien oft nicht korrekt und man habe Verunreinigungen durch Schimmel, Schmutz oder Mörtel entdeckt. Die vertrauensserweckende Flasche dürften die beanstandeten Abfüller aber weiterhin verwenden, weil sie bereits vor 1910 als Mineralquelle anerkannt waren. Das mache sie zu sogenannten „privilegierten Brunnenbetriebe“ (198147074).

Die Gastronomiekritik als Qualitätswegweiser für Feinschmecker erhielt 1982 einen Dämpfer. Zum ersten Mal habe ein Wirt einen Testesser auf Schadensersatz verklagt. In dem Artikel ist außerdem die Rede davon, dass das deutsche Publikum Gastronomiekritiken

„verschlänge“ und Lob und Verriss im Umsatz der Restaurants deutlich zu spüren seien (198209069). Im selben Jahr kündigt *Der Spiegel* an, dass der Gault-Millau-Guide Deutschland im Folgejahr mit dem Fazit erscheinen werde: „Einige Spitzenleistungen, ansonsten sehr viel Mittelmaß“ (198251179).

Eine breitere Schicht von Gästen betreffen Berichte über *McDonald's* und Restaurants der DDR. 1982 sei es zu einer Gerichtsverhandlung zwischen dem Fastfoodkonzern und dem Verleger der Hamburger Zeitschrift „Spontan“ gekommen, über die *Der Spiegel* berichtet. Letzterer habe *McDonald's* schlechter Arbeitsbedingungen und einer miserablen Qualität der Speisen beschuldigt (198229074).

Zwar „muckten“ Gaststättenbesucher in der DDR dem *Spiegel* zufolge 1982 mehr und mehr gegen die Zustände in der Gastronomie auf (198233080), auch begegne man dem mit dem Auflegen von Gästebüchern für Lob und Tadel sowie mit der Aufstockung von Personal und der Lockerung von Regeln. Dennoch ordne ein West-Berliner Testesser, der für einen Speiseführer des Hamburger Journals „VIF“ über fünfzig ostdeutsche Restaurants besucht habe, 70 Prozent der Lokale in die beiden schlechtesten von fünf Kategorien ein. Das Ministerium für Handel und Versorgung habe Belegexemplare einstampfen lassen und den Bericht eine „Unverschämtheit“ genannt (198247270).

#### *Wo liegt die Wahrheit? (1984-1989)*

Für die zweite Hälfte der achtziger Jahre ist kein bestimmendes Thema auszumachen. Zu Beginn dieses Kapitels war die Rede davon, dass nach 1983 ein Einschnitt passiert ist: Die Beschäftigung mit den Hintergründen der Lebensmittelqualität steht von nun an auf einer breiteren Basis. Ein Blick auf den Pfad des physisch-instrumentellen Orientierungsmusters zeigt, dass zu dieser Zeit BSE noch weit entfernt war, allerdings häuften sich ab 1984/85 Artikel, die „Verursacher“ und „Vermeider“ von gesundheitsschädlichen Einflüssen auf Lebensmittel benennen. Zwar gibt es Überschneidungen in der Artikelauswahl zum Subcode *Hintergründe*, der sich auf primäre Produktqualität bezieht. Diese betreffen aber wenige Ausnahmen. Um zwei Beispiele zu nennen: Derselbe Artikel fällt bezüglich der mangelnden Kontrollen durch die Behörden im vorhin genannten DDT-Fall bei italienischen Trauben in den Subcode *Hintergründe* und bezüglich der gesundheitsschädigenden Wirkung von DDT-belasteten Früchten in den Einzugsbereich des Subcodes *Verursacher und Vermeider*. Oder ein anderer Bericht: Die giftige Wirkung von Glykol einerseits (*Verursacher und Vermeider*) und der Verbraucherbetrug durch künstliches Süßen des Weines andererseits (*Hintergründe*). Diese Fälle weisen auf die Multidimensionalität der Themen hin, sind aber zu wenige, um die zeitgleiche Häufung der Subcodes zu erklären.

Kleinere und größere Betrügereien, die oft nur im Ausnutzen des bestehenden Systems oder im Verschweigen von unliebsamen Sachverhalten bestehen, finden also plötzlich Beachtung. Dass es neuerdings ein Publikum für diese Berichterstattung gibt, ist plausibler als die Vorstellung, vor 1984 hätte kein Hersteller oder Händler versucht, seinen Vorteil durchaus



zulasten des Verbrauchers auszuspielen. Allerdings deutet vieles darauf hin, dass die Vermehrung der technischen Möglichkeiten in Herstellung und Verarbeitung von Lebensmitteln auch die Bandbreite der legalen und illegalen Schummelei erweitert. Die Diskussion darüber, wo innerhalb der Gesetzestreue die Grenze der Legitimität verläuft, wird damit notwendigerweise befruchtet und hinkt der technischen Entwicklung gezwungenermaßen immer etwas hinterher.

In Reichweite dieser These liegt beispielsweise die Berichterstattung über Formfleisch. Durch ein „Poltern“ genanntes Verfahren würden kleine Fleischstücke stundenlang gerührt und später wieder zu einem größerem Stück zusammengepresst. Dieses Fleisch sei zart und werde vor allem den Bedarfen in Großküchen gerecht. Außerdem ließen sich zum Beispiel Kleinteile von Geflügel auf diese Weise besser und teurer verkaufen, so *Der Spiegel*. Wenn keine Abfallprodukte beigemischt werden, sei aus ernährungsphysiologischer Sicht Formfleisch nicht zu bemängeln. Verbraucherschützer und andere Akteure wie Metzger oder Lebensmittelkontrolleure konzentrierten sich daher auf die Beanstandung nicht korrekter Qualitätsangaben und die Forderung nach genauen Deklarationsvorschriften (198407075).

In eine ähnliche Richtung geht, wenn auch weniger durch Dritte explizit gemacht, die Vorstellung eines neuen Verfahrens, das beim der Champagnerherstellung das Rütteln durch eine Pille aus Kalziumalginat ersetzen und die Produktion damit verbilligen soll (198415249).

#### Reinheitsgebot

Ob die Stoßrichtung „Qualität“ ebenfalls bei der Frage im Vordergrund steht, ob Zusätze von Ei und Soja in nach Deutschland importierter Wurst erlaubt sein sollen, würden Verbraucherverbände bezweifeln, die *Der Spiegel* in einem Artikel von 1987 anführt. Zumindest macht er plausibel, dass ein Reinheitsgebot nicht nur – wie das Bundesgesundheitsministerium argumentiert – der „Erhaltung des althergebrachten, den deutschen Verbrauchern seit langem vertrauten Produktcharakter“ diene. Es würde ebenfalls den einheimischen Markt für Fremdprodukte verschließen (198753059).

Mit dem Reinheitsgebot für Bier gerät im selben Jahr eine noch weit bedeutsamere Institution der kulinarischen Landschaft in den Fokus, die die Öffentlichkeit über drei Jahre immer wieder beschäftigt. Einige Wochen vor der Befassung mit den erlaubten Inhaltsstoffen der Wurst habe der Europäische Gerichtshof die Öffnung des deutschen Marktes für ausländisches Bier verabschiedet. Das freiwillige Versprechen der deutschen Brauer, weiterhin auf chemische Zusätze im Bier zu verzichten, halte der im *Spiegel* zitierte Vorstand der Versuchsanstalt für Bierbrauerei für „Sonntagsgerede“. Sie würden sich, so seine Prognose, ab 1989 dem Konkurrenzdruck beugen und Konservierungsstoffe zusetzen. Denn dann komme die Pflicht, ein Haltbarkeitsdatum anzugeben (198721135). Dass den Deutschen in dieser Zeit – und hier vor allem den Bayern – das Reinheitsgebot des Bieres heilig ist, zeigen die Sanktionen, die der Vorstandsvorsitzende der *Löwenbräu AG* infolge eines Fauxpas zu spüren bekommen habe. „Er kratzte am Reinheitsgebot, er lobte ausländisches Bier, und er redete über Schadstoffe in deutschem Bier“, so *Der Spiegel*, und Löwenbräu drohe ein Schankverbot auf dem Oktoberfest. Bußbekundungen und das

Versprechen der Vorstandsvorsitzenden, nach Altötting zu pilgern, hätten offenbar das Brauhaus rehabilitiert, aber noch nicht den Funktionär. Die Vehemenz der Reaktionen auf die öffentlichen Äußerungen des Vorstandsvorsitzenden zeigt die Sorge vor der Bedrohung von innen. Bislang habe es ja nur „Brüssel“ auf das Reinheitsgebot abgesehen, gemeinsam hätte man dem entgegenstehen können. Sabotage aus den eigenen Reihen wird daher sofort sanktioniert (198813110).

Ein Artikel aus dem Jahr 1989 bekundet schließlich den endgültigen Fall des Reinheitsgebots für deutsches Bier. Die Richtlinie der EG-Kommission, die festlegen werde, welche Inhaltsstoffe in europäischem Bier enthalten sein dürfen, stehe über deutschem Recht. Der Präsident des deutschen Brauerbunds habe an seine Mitglieder appelliert, freiwillig das Reinheitsgebot weiterhin einzuhalten, um am Markt bestehen zu können (198911129).

## Wein

Das Jahr 1985 ist ein echtes Weinjahr. Zumindest beim *Spiegel*. Drei Artikel zu diesem Thema allein in einem Jahr finden sich in der Stichprobe der Hintergrundberichte.

Sie beginnen mit der Patentmeldung über ein Verfahren, mit dem die Desinfektion des Weines ohne Schwefel auskommt. Der *Spiegel* betont, dass die Verbraucher davon gar nichts hätten, da der Zusatz im Gegensatz zu anderen Lebensmitteln ohnehin nicht auf dem Etikett ausgewiesen werden müsse. Er weist aber darauf hin, dass in deutschem Wein bis zu 400 Milligramm Schwefel pro Liter enthalten sein dürfen (198507112).

Hier zeichnet sich, wie schon beim Formfleisch die Ansicht ab, dass es genüge, wenn der Konsument der Ware ansehen kann, was drin ist. Dann kann die Gesetzgebung auch locker sein. Die Idee des mündigen Verbrauchers nimmt hier Gestalt an.

Das größere Weinthema geben allerdings die Glykolfunde zunächst in österreichischen und dann auch in deutschen Weinen ab. Obwohl laut *Spiegel* den Behörden schon seit April bekannt gewesen sei, dass österreichische Weine mit Diethylenglykol, auch als Frostschutzmittel bekannt, gesüßt worden waren, hätten sie erst Anfang Juli die Verbraucher gewarnt (198529017). Bereits Ende Juli berichtet das Magazin in seiner Titelstory über Funde derselben Chemikalie in deutschen Weinen und darüber, was im Wein enthalten sein dürfe, was nicht und was dennoch gerüchteweise hineingelange (198531068). Zu ersterem gehörten neben Weinhefe und Weinsäure auch Blutmehl, Gummiarabikum und Fischblasen. Unzulässig seien unter anderem Bromessigsäure, Blausäure und grenzwertüberschreitend große Mengen an schwefliger Säure. Wieder zitiert *Der Spiegel* die Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände mit dem Plädoyer für eine offene Deklaration. Die Argumentation gehe dahin, dass die Konsumenten dann Produkte mit beispielsweise hohem Schwefelzusatz ablehnen würden und der Gehalt dieser Substanz gesenkt würde. Die Winzerlobby blockiere dahingehende Bemühungen aus Brüssel, um den Verbraucher mit so vielen Informationen nicht zusätzlich zu verunsichern. Dass allerdings jedes Etikett nichts wert ist, wenn es nicht die Wahrheit spricht, daran werden die Weintrinker erinnert, als 1989 der Prozess gegen die Verantwortlichen im Weinpanscher-Skandal der frühen achtziger Jahre an der Mosel und in

Rheinlandpfalz beginnt. Der *Spiegel* nimmt dies zum Anlass, um den einstigen Skandal neuerlich chronologisch nachzuzeichnen (198907090).

### Biolebensmittel

Die Glaubwürdigkeit des Etiketts erhält in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre auch in anderen Lebensmittelsparten mehr Aufmerksamkeit.

Schon als die Biobranche im Vergleich zu heute noch in den Kinderschuhen steckte, führte man Studien durch, die nachweisen sollten, ob es geschmackliche oder ernährungsphysiologische Unterschiede zwischen konventionell angebauten Nahrungsmitteln und Bio-Produkten gibt. Im Jahr 1984 berichtet *Der Spiegel* von einer Biokost-Studie. Sie habe keinerlei Unterschiede zwischen konventionell angebauten und biologisch erzeugten Produkten nachweisen können, weder was die Belastung mit Schadstoffen angeht, noch bezüglich des Geschmacks. Vertreter und Befürworter des Ökolandbaus würden das Ergebnis einem methodischen Fehler zuschreiben: Die Testartikel hätten jeweils dem Handel entstammt, und seien nicht direkt vom Bauern geholt worden. Da die Aufschrift „biologisch“ nicht geschützt sei und von Anbietern oft als Mittel der Preiserhöhung verstanden werde, sei keineswegs gesichert, dass die untersuchte Bioware „echt“ gewesen ist. Dass in Bioprodukten Umweltgifte nachzuweisen sind, sei unvermeidbar. Auch der Umstand, dass die Studie mit nahezu einer Million Mark vom „Hauptarbeitskreis Düngung“ finanziert worden ist, lasse die Kritiker aufhorchen. Sie verwiesen auf die Ergebnisse einer Untersuchung, die deutlich höhere Schadstoffbelastungen in konventionell angebautem Obst und Gemüse nachweist. Diese sei aus Kostengründen abgebrochen worden, werde nun aber mit Unterstützung des nordrheinwestfälischen Umweltministeriums fortgeführt (198411087). Drei Jahre später überschreibt *Der Spiegel* einen umfassenden Artikel zu diesem Thema mit „Biologisch angebaute Produkte sind besser und bekömmlicher, allerdings auch teurer – und nicht immer echt.“ Es folgen die Ergebnisse eines „Qualitätsvergleichs von biologischen und konventionell erzeugten Feldfrüchten“, an dem Politiker, konventionelle Landwirte, Biobauern und Händler teilgenommen hätten. Und es ist die Rede davon, dass es erstmals eindeutige Erkenntnisse darüber gebe, dass Bioprodukte auf ganzer Linie besser seien, wenn auch teurer. Die Verunsicherung der Verbraucher sei auf „schwarze Schafe“ der Branche zurückzuführen. Ein langer Hintergrundbericht über die Verbreitung und die strengen Richtlinien des Ökolandbaus schließt sich an (198727059).

### Weitere Themen

Die Diskussion um die Aufschrift „alkoholfrei“ auf alkoholfreiem Bier ist ein weiteres Beispiel dafür, dass die Verbraucherinformation stets der Definition und Regulierung bedarf. Der Alkoholgehalt betrage 0,3 bis 0,5 Promille; die Deklaration „alkoholfrei“ wäre demnach irreführend. Hersteller wehrten sich gegen ein Verbot dieser Bezeichnung. Auch Fruchtsaft und Weißbrot enthielten ähnliche Promillewerte (198643124).

Von der Lebensmittelbranche freiwillig eingeführte Qualitätssiegel gehen einen Schritt weiter in der Deklaration. Ein solches habe der Deutsche Tierschutzbund zusammen mit der

Bauernorganisation „Arbeitsgemeinschaft bäuerlicher Landwirtschaft“ 1988 für Schweinefleisch entwickelt. Es solle dem Verbraucher die Möglichkeit geben, Fleisch aus Massentierhaltung von dem aus bäuerlichen Höfen stammenden zu unterscheiden. Das Gütesiegel solle ausreichendes Platzangebot, Futtermittel vom heimischen Acker und den Verzicht auf bestimmte Medikamente garantieren (198825095).

Dass der Verbraucher ständig auf der Hut sein müsse, vermittelt *Der Spiegel* nicht nur in der Berichterstattung über nicht wahrheitsgemäße Produktaufschriften. Er thematisiert, dass Schleichwerbung, obwohl verboten, auch im öffentlich-rechtlichen Fernsehen Gang und Gäbe sei. Es existiere gar eine Preisliste für Productplacement (198623117). Im gleichen Jahr erläutert das Magazin, dass die Vitamingläubigkeit in der Bevölkerung von der Werbung ausgenutzt werde und daher vor allem positive Auswirkungen auf den Markt von Ernährungsergänzungsmitteln habe, nicht aber auf die Gesundheit der Verbraucher (198651162).

#### *Vertrauensbildende Maßnahmen: regulierende Deregulierung (1991-1997)*

Die nächste Aufmerksamkeitswelle für Bedingungen, die die Qualität von Lebensmitteln beeinflussen, ist zwischen den Jahren 1991 und 1997 zu erkennen. Der Wein und seine verlorene Unschuld sind bis 1994 wieder Thema, aber lange nicht so ausführlich und häufig wie in den Vorjahren. Interessant ist in diesen Jahren, dass mit dem stetig wachsenden Marktanteil von Biolebensmitteln auch mehr hinterfragt wird, was es denn damit auf sich hat und ob die ökologisch angebauten Nahrungsmittel auch halten, was sie versprechen. Es gibt Anzeichen, dass das Entstehen eines parallelen Marktes, dessen Daseinsberechtigung darin besteht, per se *besser* zu sein, im Verein mit anderen begleitenden Entwicklungen (vgl. Abschnitt zu BSE im Kapitel 3) zu einer ganz neuen Kultur des Hinterfragens geführt hat. Ebenso ist festzustellen, dass der Einfluss der Technisierung in der Lebensmittelproduktion verstärkt in den Blick gerät.

#### Wein und Gastronomie

Was offensichtlichen Erfolg hat, findet schnell Nachahmer und Fälscher:

Behutsam würden die westdeutschen Weinkenner nach der Wende jene trockenen Weine der Anbaugelände Saale, Elbe und Unstrut im Osten der Republik entdecken, die zu DDR-Zeiten den Funktionsträgern vorbehalten waren. Das schreibt *Der Spiegel* 1991 (199147104). Die Produktionsmengen seien allerdings so gering, dass die westdeutschen Winzer nach der Wende nicht um ihren Marktanteil bangen. Das Magazin berichtet von ersten Etikettenfälschungen, die rheinland-pfälzischen Wein als sächsischen ausgewiesen hätten. Ähnlich ergeht es den Weinen aus dem Barrique-Fass. *Der Spiegel* erläutert die Entwicklung einer Mode: Anfang der Achtziger hätten deutsche Winzer begonnen, den Wein im Eichenfass auszubauen, ganz nach französischem Vorbild und in der Hoffnung, ihn teurer verkaufen zu können. Kritiker hätten ungehalten reagiert. *Der Spiegel* zitiert Beschimpfungen als „Vaterlandsverräter“ oder „Totengräber des Deutschen Weines“. Der Erfolg scheint den Winzern aber Recht zu geben; andernfalls würde es nicht erste Trittbrettfahrer geben, die

misslungene Weine mit einem Barrique-Aroma kaschieren wollen. Umweltschützer seien schon in Sorge um die Eichenwälder (199247318). Nicht durch ein ungewöhnliches Verfahren, sondern durch dick auftragende Etiketten hätten Winzer im Bordelais versucht, auch weniger hochwertige Weine zu hohen Preisen zu verkaufen. Dies sei ihnen laut *Spiegel* auch eine Zeit lang gelungen, bis selbst für Laien die schlechte Qualität erkennbar gewesen sei. Der Bordeaux-Wein sei dadurch in eine Preiskrise geraten, die 1992 ihren Höhepunkt erreicht habe (199415128). In all der Unübersichtlichkeit, welche Weine als qualitativ hochwertig einzustufen sind und welche nicht, wolle das neue deutsche Weingesetz aus dem Jahr 1994 Orientierung schaffen. Es habe ein neues Qualitätssiegel geschaffen, welches für „Qualität garantierten Ursprungs“ (QgU) stehe. Der *Spiegel* berichtet von der Kritik, der dieses Siegel und seine Folgen ausgesetzt seien (199435091): Die Maßstäbe für Prädikatsweine seien zu niedrig angesetzt, zu viel Maschineneinsatz sei erlaubt und schlechtere, dafür rationeller zu bearbeitende Lagen würden zu stark aufgewertet. Zudem dürfe Prädikatswein nun bereits ab 1. Dezember verkauft werden, was als qualitätsmindernd bewertet werde. Das Siegel täusche Qualität also nur vor und sei eher ein staatliches Mittel, um der Industrialisierung im Weinbau Vorschub zu leisten. Nur zwei Qualitätsfaktoren würden gestärkt: kräftiger Rebschnitt, um die Ernte zu verringern und höhere Öchsle-Grad-Zahlen. Auch ein staatlich kontrolliertes Siegel könne für die Schwierigkeit, Qualität zu beurteilen, in diesem Fall keine Abhilfe schaffen. Ähnliches gelte für den Fall benzolbelasteten Olivenöls. Zwei Monate nach dem großen Olivenölskandal, bei dem unzulässige Mengen von Benzol selbst in teuersten Olivenölen gefunden worden waren, habe die EU-Kommission von der Bundesregierung verlangt, den eben eingeführten Grenzwert von 0,5 Milligramm pro Kilo wieder abzuschaffen. Sie habe dies mit unzulässigen Handelshemmnissen begründet (199423065).

Im Jahr 1982 war die Rede von einem Gastronom, der erstmals rechtliche Schritte gegen einen Restaurant-Kritiker eingeleitet hatte. 1992 habe American-Express einen „respektlosen“ Restaurant-Führer einstampfen müssen, an dem sich die Häuser zudem finanziell beteiligt hatten (199237091). 1994 seien es Winzer, die ihren Riesling vom englischen Weinkritiker Pigott unangemessen schlecht und auf unverschämte Weise beurteilt sehen (199445111) und ihn daher verklagen wollen.

#### Biolebensmittel

Auf nur drei Jahre konzentrieren sich die Artikel zu Biolebensmitteln in dieser Sequenz, nämlich die Jahre 1993 bis 1995.

Zunächst sei unter anderem bei der Europaabgeordneten Breyer von den Grünen eine neue EG-Verordnung auf Unverständnis gestoßen. Auf der Liste zulässiger Zutaten für Bio-Lebensmittel führe das Dokument unter anderem „gentechnisch veränderte Mikroorganismen“ auf, während gleichzeitig die Produzenten erfolgreich verhindern würden, dass gentechnisch veränderte Produkte als solche auf dem Etikett zu kennzeichnen sind (199307016). Am Rande bemerkt habe eine Untersuchung von zufällig ausgewählten Lebensmittelprodukten im Auftrag des BUND 1997 dennoch keine Spuren von genmanipuliertem Soja nachweisen können (199745018). In der Diskussion, ob

Biolebensmittel sich signifikant von konventionell hergestellten unterscheiden, erhielten die Ökovertreter 1994 neuerlichen Rückenwind. Der *Spiegel* zitiert eine mehrjährige Studie der Universität Kassel und der Fachhochschule Fulda. Sie ergebe, dass Bier, welches aus Ökogerste und biologisch angebautem Hopfen gebraut wurde, deutlich weniger schadstoffbelastet sei als herkömmliches. Die Gerste enthalte keine Pflanzen- und Tierbekämpfungsgifte und nur halb soviel Cadmium, der Hopfen sei ebenfalls frei von Pestiziden und weise eine deutlich geringere Nitratkonzentration auf. Das Bier sei allerdings wegen der fehlenden Konservierungsstoffe nur wenige Monate haltbar (199421087). Auch im Biomarkt gilt: was sich gut verkaufen lässt, findet nicht nur Nachahmer, sondern auch Fälscher. So berichtet *Der Spiegel* von Pestizidfunden in Tee, der als biologisch angebaut verkauft worden sei. Unklarheit bestehe aber auch bei der Seriosität der Tests selbst (Ökotest) (199517077). Das Misstrauen scheint sich aber nicht auf andere Sparten der Ökobranchen auszuweiten. Im gleichen Jahr ist die steigende Nachfrage nach „gesunden Lebensmitteln“ dem *Spiegel* eine Meldung wert, die er offenbar mit Bio-Lebensmitteln gleichsetzt. Auf zwei Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche werde Ökolandbau betrieben, ein Handbuch der Stiftung Ökologie & Landbau gebe bundesweit Tipps für den Bioeinkauf (199541016).

#### Technisierungsfolgen

Lebensmittelherstellung ist selbstverständlich in weiten Teilen Lebensmittelindustrie. Dies zeigen die vorgestellten Berichte über die Weinerzeugung ebenso wie jene, die Konservierungstechniken thematisieren, die Vorzüge der nichtindustriellen Tierhaltung und die Anfälligkeit der Großindustrie für Betrügereien. In den meisten Fällen wird die Wirkung der Technisierung auf die Qualität eher negativ eingestuft.

Frische Lebensmittel mithilfe radioaktiver Strahlung zu konservieren, verleite dazu, bereits verdorbene Lebensmittel wieder verkaufsfähig zu machen, so ein im *Spiegel* zitierter und von der Zunft für seine Überzeugung sanktionierter australischer Experte. Zudem beeinträchtige die Bestrahlung Geschmack, Geruch und Farbe der Nahrungsmittel (199343224). Dass sich allerdings Hochtechnologie positiv auf die Qualität der Produkte in fast umfassender Hinsicht auswirken kann, beschreibt *Der Spiegel* im Artikel über einen artgerechten Massenstall für Schweine. Die Tiere hielten sich dabei im Freien auf, hätten Bewegungsspielraum und Abwechslung. Das Motto laute: Jedes Schwein kann zu jeder Zeit das tun, was es gerade tun möchte. Das Ergebnis sei besser durchblutetes Muskelfleisch, geringerer Fettgehalt und schmackhafteres, damit auch teureres Fleisch (199601162).

Diese Erfindung steht außerdem für den nur scheinbar paradoxen Trend, mit Hilfe von neuester Technologie der Natur wieder so nah wie möglich zu kommen.

Der so genannte „Hühnerbaron“ Pohlmann ist hingegen der Inbegriff für Skrupellosigkeit in der Massentierhaltung. Im Jahr 1997, als Pohlmann längst eine Freiheitsstrafe auf Bewährung und Zuchtverbot in Deutschland aufgelegt worden sei, berichtet *Der Spiegel* über eine Multi-Millionen-Klage in den USA. Alte und teilweise schlechte Eier habe die Firma in den Vereinigten Staaten als frisch deklariert (199715020).

## Verbraucherschutz allgemein

Die übrigen Berichte in dieser Sieben-Jahres-Sequenz könne man mit „Mehr Schein als sein“ überschreiben, beginnend mit „Aufdeckungsjournalismus“ über die „Süßtafel“ der DDR.

Der *Spiegel* berichtet über vormals geheime Akten, die dokumentierten „wie die Bürger des SED-Staats beim Essen und Trinken betrogen wurden“. Durch gezielte Forschung habe man in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre Ersatzmischungen für teuer zu importierende Zutaten wie Früchte, Kakao, Nüsse, Öle und Kaffee entwickelt. Kakaoimitat habe man aus roten Rüben oder Getreide und Zucker hergestellt, und das Zitronat aus grünen Tomaten sei gar preisgekrönt gewesen. Eine Zutatenliste auf der Verpackung habe es nicht gegeben, für den Verbraucher sei die Zusammensetzung also nicht nachvollziehbar gewesen. Doch das Stierblut in der Süßtafel wird ins Reich der Legenden verwiesen (199117108). Die Strategie des Täuschens scheint in den beginnenden neunziger Jahren des Westens eine andere zu sein. Aromatisierter Kaffee kam gerade aus den USA zunächst in Berlin, der Stadt der Trendsetter. Der *Spiegel* schreibt darüber und kommt zur Bewertung, dass der süße Duft nur die „Schäbigkeit“ verdecke, die dahinter stecke, denn der Kaffee schmecke nach gar nichts (199405106).

Dass das Gesundheitsstreben und der Glaube der Konsumenten an die Wirkung unsichtbarer Nährstoffe als Einfallstor der Werbewirtschaft genutzt wird, ist uns bereits im Fall der Vitamine im *Spiegel* begegnet.

1996 betreten die „probiotischen Kulturen“ die Bühne der Milchprodukte. Selbst wenn Fachleute mit ihrer Skepsis ob der Wirksamkeit der Bakterien hinsichtlich einer Stärkung der Lebenskraft und des Immunsystems sowie des Cholesterinabbaus fehl liegen sollten: Der hohe Preis sei nicht gerechtfertigt, weil dieser Joghurt in der Herstellung ebenso teuer sei wie jeder andere (199631108). Nicht nur bei den *gesunden* Nahrungsmitteln ist in der Gunst der Verbraucher offenbar der Schein entscheidender als das Sein. Ein Geschmackstest unter deutschen Brauern zeige 1997, dass sich die großen Biere im Geschmack weit weniger unterscheiden, als Markengebaren und Preis vermuten ließen. Dennoch entscheide das Image über das Qualitätsurteil. Die Produkte von kleinen Brauereien seien dagegen unverwechselbarer (199737129).

## *Siegeldämmerung (1999-2005)*

### Etikettenschwindel

Noch in der vorhergehenden Artikelsequenz lag es nahe, wie in den Jahren davor, der Berichterstattung über Wein einen eigenen Abschnitt in diesem Kapitel zu widmen. Ab 1999 nimmt dieses Thema erstmals so wenig Raum ein, dass es nur als eines von vielen im Rahmen der Aufklärung über Etikettenfälschung und Täuschung auftaucht.

2001 befürchtet *Der Spiegel* eine Fortführung des Etikettenschwindels bei Eiern. Als Beispiel nennt er den ostholsteinischen „Hof Bargerbrück“, der Bauernhofidylle und freilaufende Hühner auf seine Kartons drucke, dessen Eier aber aus Batteriehaltung stammten. Noch

dazu aus einer, die für Verwahrlosung bekannt sei (200129142). Im gleichen Jahr hätten Untersuchungen des Chemischen Untersuchungsamt Hamm ergeben, dass Pistazieneis mitunter nichts enthalte „was auch nur entfernt mit Pistazien zu tun hat“, so *Der Spiegel*. Weder die Bezeichnung „Pistazieneis“ noch „Eis mit Pistaziengeschmack“ seien zutreffend (200135018). In einem Folgeartikel zu den Nachrichten über „Fleischpanscher“, die Kochschinken und Putenfleisch mit Wasser gestreckt hätten, erklärt das Magazin, dass das ganze Bundesgebiet und nicht nur Supermarktware, sondern auch Restaurantbesucher betroffen seien. Der Fleischanteil in solchem Schinken betrage mitunter nur 60 Prozent (200149018). Auch hier scheint die Bezeichnung „Schinken“ nicht mehr gerechtfertigt. 2005 erregen Schinkenimitate erneut die Aufmerksamkeit des *Spiegels*. Drei Viertel der vom Bayerischen Landesamt für Gesundheit und Lebensmittelsicherheit untersuchten Pizzas seien beanstandet worden (200507022). Wie in den bisher genannten Fällen werde dem *Spiegel* zufolge auch bei Absinth mehr versprochen als tatsächlich vorhanden ist. Kräuterauszüge aus Wermut machten das Wesen des Absinth aus. In mehr als der Hälfte der Proben des Chemischen und Veterinäruntersuchungsamtes in Karlsruhe hätten sich kaum oder überhaupt keine Inhaltsstoffe finden lassen, die auf Wermut hinweisen (200439020). Einen Erfolg aus Verbrauchersicht konnte 2003 die erst im Vorjahr neu gegründete Organisation *Foodwatch* erzielen. Der Konzern *McDonald's* stelle seine Kampagne ein, die damit geworben habe, dass die Brötchen lediglich aus Weizen, Hefe, Wasser und einer Spur Salz und Zucker gebacken werden. Verschwiegen habe man Emulgatoren E471, E472e und E481 sowie Öle und Invertzucker (200341020).

Wein darf sich die Aldi-Ware, die 2002 in die Nachrichten gelangt, zwar noch nennen, doch scheint es der Discounter dem *Spiegel* zufolge mit der Herkunftsbezeichnungen nicht so genau zu nehmen. Sowohl die Prosecco- als auch Chiantilieferanten stünden im Verdacht, mehr Wein aus der angegebenen Lage verkauft zu haben, als überhaupt vorhanden war. Aldi wisse um die Fragwürdigkeit der Quellen, berufe sich aber auf Laboruntersuchungen, die aus Expertensicht über die Herkunft gar nichts aussagen können (200231075). Jener Wein, über den *Der Spiegel* im Jahr 2005 berichtet, hat aus Kritikersicht mit dem, was man sich in Europa gemeinhin unter Wein vorstellt, noch weniger zu tun. Die EU-Kommission scheine in Verhandlungen mit den USA über die Einfuhrerlaubnis von gepanschem Wein zu unterliegen. Der Zusatz von Tanninen oder Eichenchips, das Fraktionieren und Verdünnen mit Wasser sei in den Vereinigten Staaten möglich (200537172). Dass die Sortenreinheit und Herkunftsgarantie nicht unbedingt notwendig für eine gute Qualität sein muss, zeige das Experiment eines deutschen Winzers. Das Nachrichtenmagazin beschreibt, wie dieser billigen Discounter-Wein aus unterschiedlichsten Ländern in eigene Flaschen gefüllt habe und damit ohne Beanstandung durch Qualitätskontrollen gekommen sei. Zugleich hätten andere Winzer kritisiert, dass Weine durch die amtliche Qualitätskontrolle zu einheitlich werden, weil ein ungewöhnlicher Charakter seltener zugelassen werde (200543092).

Verbraucherschutz allgemein, Beurteilung von Qualität und Prüfsiegel



Wie es gelingen kann, Verbraucher zugleich vor schlechten Lebensmitteln und falschen Versprechungen zu schützen und sie zugleich als mündige Konsumenten ernst zu nehmen, ist eines der großen Themen des beginnenden 21. Jahrhunderts. In keiner Zeitspanne beschäftigt sich *Der Spiegel* derart häufig mit gesetzlichen Regelungen, die sowohl Schutz vor wirtschaftlich interessantem, aber für den Verbraucher nachteiligem Gebaren bieten als auch für mehr Transparenz im Lebensmittelmarkt sorgen sollen. Ob der Verbraucher hierbei wirklich in seiner Rolle gestärkt wird, oder ob ihn letzten Endes die Konfrontation mit der Komplexität des *food régimes* derart überfordert, dass es sich für den Verbraucher um einen Pyrrhussieg handelt, ist auf Basis der hier verwendeten Quellen nicht zu entscheiden. Ebenso wenig, wie die Frage beantwortet werden kann, ob die neue *Food Awareness* auch zu qualitativ hochwertigeren Lebensmitteln führt. Der Lebensmittelchemiker Udo Pollmer, der derzeit wohl populärste Wissenschaftler auf diesem Gebiet, erklärt im *Spiegel* im Jahr 2000, dass der Verbraucher ohnehin nicht in der Lage sei, die Qualität der Lebensmittel zu beurteilen, und teure Ware nicht generell besser sei als billige. Biolebensmittel seien beispielsweise vor allem deshalb teurer, weil die Erträge geringer seien (200049330).

Den symbolischen Auftakt der Berichte zum allgemeinen Verbraucherschutz im hier betrachteten Zeitraum von 1999 bis 2005 macht eine Verletzung bayerischen Stolzes, für unsere Zwecke eher eine Randnotiz:

Bisher sei man davon ausgegangen, dass das Reinheitsgebot für Bier erstmals 1516 in Bayern durch Herzog Wilhelm IV. erlassen wurde. Dass ein mehr als 80 Jahre älteres Urrezept aus Thüringen nur abgekupfert worden sein soll, habe Proteste des Bauernverbandes geweckt (199917213). Mit dem Reinheitsgebot für Bier habe Verbraucherschutzministerin Künast 2001 die nötigen Richtlinien für Futtermittel verglichen: In eine deutsche Kuh dürften nur Wasser, Gras, Rüben und Getreide. Anlass sei die bevorstehende Zulassung der gentechnisch veränderten Maissorte Artuis durch das Bundessortenamt. Dass die Stimmung unter den Verbrauchern für Genprodukte zu der Zeit extrem schlecht sei, lasse die Grünenpolitiker hoffen, dass die Herstellerfirma den Mais nicht auf den Markt bringt, so *Der Spiegel* (200123038). Zwei Jahre später erklärt Künast im *Spiegel*-Interview, dass sich der Import von Lebensmittel, die aus gentechnisch veränderten Pflanzen erzeugt wurden, nicht verhindern lasse. Sie setze auf eine Kennzeichnungspflicht für bewusst verwendete genveränderte Inhaltsstoffe, um dem Verbraucher die Wahlfreiheit zu lassen. Unabsichtliche Verunreinigungen sollen gegebenenfalls erst ab einem Schwellenwert von 0,9 Prozent deklarationspflichtig sein. Dies könne man aber durch Abstandsregelungen, Schutzpflanzungen und Schutzzonen gering halten (200313179). Im Jahr 2000 nannte *Der Spiegel* schon Dimensionen von 50-70 Prozent der Fleisch- und Backwaren, die im Verdacht stünden, Gensoja zu enthalten (200049330).

Im Sommer des Jahres 2001 werden die ersten Vorbereitungen für ein Verbraucherinformationsgesetz vorgestellt. Anders als in den USA, wo Produzenten verunreinigter Lebensmittel im Internet an den Pranger gestellt würden, dürften die deutschen Behörden lediglich den Fund kundtun, aber keine Namen nennen. Das Gesetz

solle ermöglichen, dass die Konsumenten künftig die Ergebnisse von amtlichen Untersuchungen einsehen können. Zudem wolle die Initiative eine transparentere Deklaration von Inhaltsstoffen erreichen, was vor allem für Allergiker wichtig sei (200049312). Eine solche Regelung fordert im Jahr 2000 bereits ein Züricher Allergologe im *Spiegel*. Auch Informationen über die Art und Weise der Produktion beziehungsweise des Anbaus sollen künftig ausgewiesen werden (200123050). Bezüglich der kontrollierten Produktion von konventionellen Lebensmitteln habe das Verbraucherschutzministerium zunächst ein Qualitätssiegel geplant, welches zu Beginn des Jahres 2001 die Grünen-Politikerin Bärbel Höhn eingefordert habe (200103025) und das nun durch ein eigenes Label des Bauernverbandes obsolet werde. Erwerben könnten es nur solche Produkte, für die sich der gesamte Produktionsablauf rekonstruieren lasse. Tiere müssten frei von Antibiotika aufgezogen worden sein und bei Pflanzen müsse über die Menge der Düngemittel Buch geführt worden sein (200131018,1). Das aus diesem Vorhaben und im Kontext der BSE-Krise entstandene QS-Siegel gelangt in den Folgejahren mehrfach in die Presse. Beispielsweise im Skandal um zweitausend Tonnen dioxinverseuchter Futtermittel in Thüringen im Jahr 2003. *Der Spiegel* berichtet davon, dass mindestens zehn der Tiermastbetriebe, die mit diesem Futter beliefert worden sind, ihre Produkte mit dem QS-Prüfsiegel auszeichnen durften (200309017). Das bereits so jung beschädigte Prüfsiegel erhält 2004 einen weiteren harten Schlag, als bekannt wird, dass in acht Schlachthöfen mit QS-Zulassung nicht konsequent auf BSE getestet worden sei (200411020).

Eine erstaunlich klare Deklaration, die der niedersächsische Landwirtschaftsminister Bartels für jene Produkte vorschreiben wolle, welche durch die Verbreitung nitrofenverseuchten Futtermittels in Bio-Höfe nun keine Bioqualität mehr haben, stehe im Verdacht, eher den Interessen der Staatskasse zu folgen als denen des Verbraucherschutzes. Die Produkte sollten durchaus in Supermärkten verkauft werden, nur nicht als Bioprodukte und mit der Aufschrift: „Diese Ware ist mit Nitrofen kontaminiert“ (200225019).

Im Frühjahr 2004 weist *Der Spiegel* in einem Artikel über die Absatzschwierigkeiten von *Coca Cola* und *Pepsi* auf den Einfluss der Verbraucher hin. Die Softdrinkhersteller hätten zu kämpfen, weil süße Limonaden angesichts der Problemlagen Übergewicht und Diabetes bei Jugendlichen einen Imageverlust erlitten hätten (200417106). Doch erst zwei Wochen vorher zeigt der Bericht über den Tiefkühlkosthersteller *Frosta*, dass Verbraucherwünsche und Verbraucherhandeln deutlich voneinander abweichen können. Die Firma weise auf ihren Produkten alle Zutaten vollständig aus und verzichte auf Aromazusätze, Farbstoffe und Geschmacksverstärker. Alle Inhaltsstoffe seien ökologisch vertretbar. Zwar habe eine Studie ergeben, dass 75 Prozent der Verbraucher eine lückenlose Auflistung der Zutaten wünschten und 61 Prozent keine Aromastoffe oder Glutamate kaufen würden. Doch letztlich siege der Geldbeutel über den Gaumen (200415100). Im Jahr 2005 wiederholt *Der Spiegel* das Scheitern der *Frosta*-Strategie noch einmal und setzt es in Beziehung zum „Gebot der Stunde“: Transparenz. Obwohl in Folge des BSE-Skandals die Kunden wissen wollten, was in den Lebensmitteln enthalten ist, würden sie nicht auf das Kleingedruckte schauen. Ein Experte meine gar, dass sie es ohnehin nicht verstehen würden (200525070).

Die Belastung von Kartoffelchips und anderer gebratener oder gebackener stärkehaltiger Lebensmittel mit Acrylamid wurde im Zuge der Rekonstruktion des physisch-instrumentellen Orientierungsmusters bereits ausführlich unter den Aspekten der Gesundheitsschädigung behandelt.

Obwohl die schädigende Wirkung von Acrylamid weitgehend unbestritten sei, hätten die Bemühungen vieler Hersteller, die Produktion so anzupassen, dass weniger Gift entsteht, einer Untersuchung von *Foodwatch* zufolge zu wünschen übrig lassen. Der Grenzwert, den die Regierung festgesetzt hat, fördere eine Umstellung nicht und sei mit 1000 Mikrogramm pro Kilo zu hoch angesetzt (200417018). Analog dazu lautet die Kritik an der Bundesregierung im Fall der Lebkuchen im selben Jahr (200449018). Im Frühjahr 2005 sei die Belastung bei vielen Produkten seit den letzten Tests im Vorjahr gar noch gestiegen. Der gesetzliche Grenzwert bleibe unverändert, obwohl einzelne Produzenten gezeigt hätten, dass der Acrylamidgehalt auf ein Sechstel des Schwellenwertes gesenkt werden kann (200523020). Ein halbes Jahr später habe ein Bericht des Bundesinstituts für Risikoforschung die Forderung von *Foodwatch* unterstützt, mittels einer Farbskala den Gehalt von Acrylamid in Lebensmitteln auszuweisen. Doch gesetzlich verbindlich könnten solche Maßnahmen nicht gemacht werden, dies verhindere das europäische Wettbewerbsrecht (200541021). Wenn es nach einigen amerikanischen Selbsthilfegruppen und Juristen ginge, so müssten auch Fastfoodketten wie *McDonald's* mit gedruckten Hinweisen vor gesundheitlichen Schäden durch den Verzehr ihrer Speisen warnen. Der *Spiegel* berichtet 2005 von ersten erfolgreichen Schadensersatzklagen gegen *McDonald's* und Snackhersteller (200515078).

Ein Skandal, der noch weit über den Untersuchungszeitraum hinausragt, nimmt Ende 2005 seinen Lauf. Den Medien ist zu entnehmen, dass so genanntes Gammelfleisch nachweislich in den Handel gelangt sei. Dies löst vornehmlich eine Diskussion um die Kontrollpraxis der Behörden aus und darum, wie die Öffentlichkeit schneller und qualifizierter informiert werden kann.

Den Sprecher des Bundesverbands der Lebensmittelkontrolleure zitiert *Der Spiegel* mit den Worten, dass „kein Verbraucher sicher sein kann, was er kauft“. *Foodwatch* tritt dem Bericht zufolge mit der Forderung auf, die Namen mangelhaft arbeitender Betriebe zu veröffentlichen, um dem Verbraucher die Möglichkeit des Boykotts zu geben (200543020). Als zu erfahren gewesen sei, dass dieser Betrug schon seit Anfang des Jahres einzelnen Mitarbeitern bekannt war, diese aber aus Angst vor disziplinarischen Folgen geschwiegen hatten, habe die Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten einen Schutz für Tippgeber gefordert (200545020).

## Technologiefolgen

Die Technisierung der Lebensmittelherstellung ist, wie im Abschnitt über den BSE-Skandal im physisch-instrumentellen Dimensionspfad dargestellt, um die Jahrtausendwende ein Thema in der Öffentlichkeit. So finden sich in BSE-Spitzenzeiten auch Hintergrundberichte über Folgen der Technisierung, die andere Produktgruppen betreffen und sich auf die Qualität auswirken.

2000 erklärt beispielsweise ein niederländischer „Gewächshausexperte“ im *Spiegel*-Interview, dass die Deutschen mit ihrer Kritik an den holländischen Tomaten, die sie „Wasserbomben“ nannten und schließlich ablehnten, eine Entwicklung von der Quantität zur Qualität ausgelöst hätten (200043240). Von Qualitätsverlust durch das Setzen auf Quantität im Produktionsprozess spricht der Bericht über Mastputen, die aufgrund der Verhältnisse der Massentierhaltung oft unter Hautentzündungen und vergrößerte Brustbeinschleimbeutel leiden würden. Die verletzten Teile müssten aus dem Fleisch herausgeschnitten werden (200147227).

## Biolebensmittel

Der Markt und die Aufmerksamkeit für biologisch erzeugte Lebensmittel erfahren in der Zeit der für Verbraucher besorgniserregenden Meldungen über BSE einen Aufschwung.

So reagiert *Der Spiegel* mit einer ausführlichen Reportage darüber, dass der Zeitpunkt für eine Agrarwende reif sei. Dem Vorstandsmitglied von Bioland zufolge dauere es erfahrungsgemäß fünf bis acht Jahre, bis Kunden gute Vorsätze – wie den Kauf ökologischer Produkte – in die Tat umsetzen. Es ist außerdem die Rede von einem neuen Qualitätsverständnis und davon, dass „Öko“ seine ideologische Note verlieren und die Botschaft lauten müsse „Genuss ohne Reue“ (200103025). Die Initiative „Ja! Natürlich“ sei 1994 in Österreich gegründet worden und bar jeden Verdachts, auf der von BSE ausgelösten Welle der Verunsicherung zu schwimmen. *Der Spiegel* stellt sie im Sinne von „best practice“ vor: *Schaut her, so kann's funktionieren*. Der Gründer erkläre das derzeit notwendige Ziel: „Raus aus den anonymen Warenströmen“ – hin zur Wiedererkennbarkeit des Produkts (2001311116). Wie wichtig ein geschlossener Erzeugerkreislauf sei, hätten die Kritiker des 2003 eingeführten EU-Biosiegels betont. Das deutsche Biosiegel solle sich nicht an den Vorgaben der EU orientieren, sondern an den strengeren Richtlinien der deutschen Bioverbände (200307018).

#### 4.4.2 Preis-Leistungs-Verhältnis

Der deutsche Geiz beim Lebensmittelkauf ist bereits sprichwörtlich. 13,8 Prozent des Haushaltseinkommens gaben die Deutschen durchschnittlich im Jahr 2006 für Nahrungsmittel, Getränke und Tabak aus (Statistisches Bundesamt [Hg.] 2009). 1970 waren es noch 24,5 Prozent (Deutsche Bundesbank [Hg.] 2007). Im europäischen Vergleich liegt Deutschland damit deutlich im unteren Bereich. 1999 lag das Minimum bei 10,1 Prozent in Luxemburg, das Maximum bei 21,2 Prozent in Polen (vgl. European Communities 2001).

Produktqualität ist im Konsumkontext nicht ohne die Relation zum Preis zu denken. Aus der hier dargestellten konsumpolitischen Sicht des Verbraucherschutzes lautet daher die Frage: Ist der Preis für die Qualität auch angemessen? Bezüglich Lebensmittel liegt der Begriff „Preis-Leistungs-Verhältnis“ nicht gerade nahe, ist aber durchaus treffend.

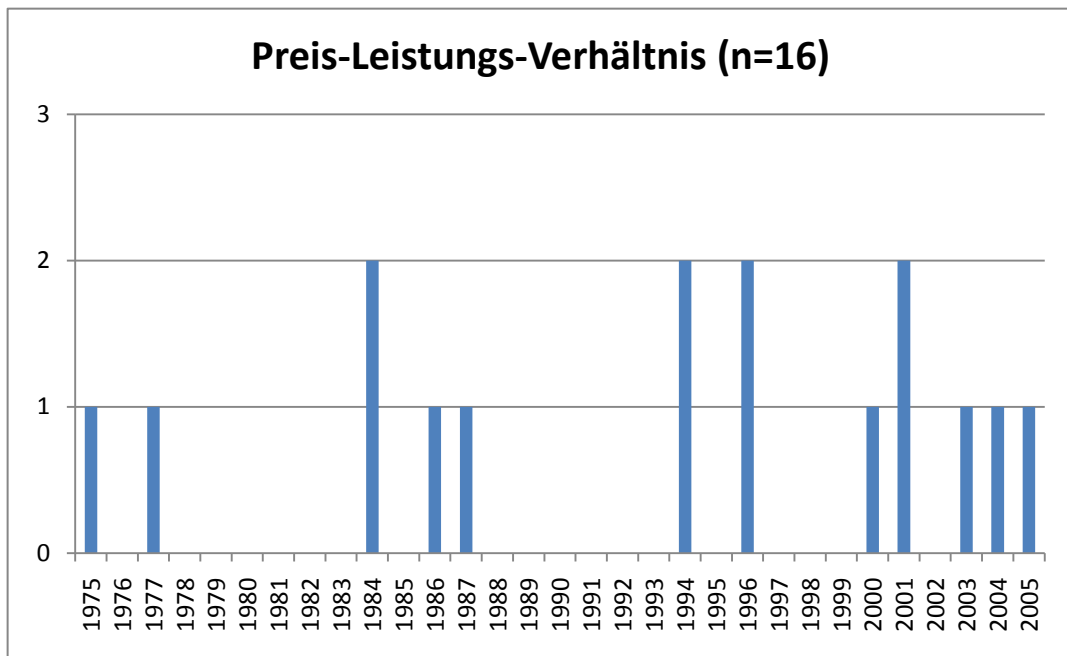


Abbildung 4.4-4: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Preis-Leistungs-Verhältnis* zugeordnet wurden

Die *Spiegel*-Artikel im Zeitraum 1975 bis 2005 bilden eine interessante Entwicklung ab, die indes auch nicht gerade neu ist. Berichte, die den Preis von Lebensmitteln thematisieren, finden sich immer wieder. Alle sind in gewisser Weise mit einer Warnung verbunden: Konsumenten, passt auf! Allerdings kippt der Duktus dieser Texte in der Mitte der neunziger Jahre. Heißt es bis 1994 in der Regel „eigentlich zu teuer“ wird daraus 1996 erstmals „eigentlich zu billig“. Ebenso verändert sich das Bild des Konsumenten darin; er gewinnt an Mündigkeit.

Der Verbraucher, der davor gewarnt werden muss, nicht auf Tricks hereinzufallen, ist zunächst Adressat einer Reihe von Meldungen.

Da entlarvt *Der Spiegel* Kir-Royal als überteuertes Modegetränk, das in Frankreich an der Theke nur 80 Pfennig kostete, in den Bar hierzulande aber das Sechsfache (197523142). Dahinter schwingt mit: *Und ihr seid so dumm und fallt darauf rein*. Ein heimliches Lob erhalten die Konsumenten, als sie offenbar erfolgreich den Kaffeeröstern die rote Karte gezeigt hatten: Die Röster hätten Umstände auf dem Weltmarkt nur vorgeschoben, um die Preise drastisch zu erhöhen, aber die Verbraucher hätten die Preiserhöhung nicht erduldet und eine Senkung erzwungen (197733061). Einen ähnlichen Mechanismus, der den Konsumenten Weisheit bescheinigt, beschreibt das Magazin 1984 wieder im Fall von Kaffee und 1994 beim Wein. Im ersten sollte durch eine neue Röstmethode der Kaffee 25 Prozent ergiebiger sein, was die Hersteller gleich dazu veranlasste, nur noch 400g in die Verpackung zu füllen (198411128). Den nach anfänglichen Erfolgen letztlich doch gescheiterten Versuch, durch beschönigende und wohlklingende Etiketten eine bessere Weinqualität vorzutäuschen, greift *Der Spiegel* ebenfalls auf (199415128).

In den achtziger Jahren mussten die Verbraucher offenbar einige Angriffe auf den Geldbeutel hinnehmen, der Darstellung des *Spiegels* folgend.

Der Meldung der Einführung einer Steuer von 10 Prozent in Hamburg auf alle außer Haus konsumierten Getränke („sogar Milchtrinker bleiben nicht verschont“) (198403083) folgt 1986 der Bericht über die Diskussion im Bundesfinanzministeriums, im Zuge der Steuerharmonisierung der EG eine Weinsteuern einzuführen (198621126). 1987 würden die Verbraucher dem Magazin zufolge bei der Verteilung der Vorteile einer härter werdenden Markt leer ausgehen. Obwohl Importe billiger würden und zugleich viele Rohstoffe ungewöhnlich billig seien, würden die Händler die günstigeren Preise nur selten an die Verbraucher weiterreichen. Der *Spiegel* führt die Argumente in unterschiedlichen Branchen dafür zwar auf, aber am Ende bleibt der Eindruck, man rede sich nur heraus (198710107). Dass die Preise für Kaffee und andere Rohstoffe 1994 Rekordhöhen erreicht hätten, schreibt das Magazin diesmal Spekulanten zu, die dafür gesorgt hätten, dass Erzeuger einen Großteil ihrer Ernte zurückhielten (199421103).

Hier endet die Gewohnheit des *Spiegels*, den Konsumenten mit Samthandschuhen anzufassen. Ihn, den bis dato Schuldlosen, der vor privaten wie staatlichen Betrügereien gewarnt werden musste.

Zwischendurch gibt es mal noch eine Warnung, dass man sich nicht von der Werbung täuschen lassen solle und der Preis von Nestlés probiotischem Joghurt nicht gerechtfertigt sei (199631108), oder es wird beobachtet, dass das gesetzlich vorgeschriebene kostengünstige alkoholfreie Getränk oft nicht existiere oder unattraktiv sei (200327022).

Doch von nun an wird der Konsument in die Verantwortung genommen. Die Botschaft ist immer ähnlich: Der Geiz der Verbraucher, wenn es um Lebensmittel geht, sei einer der

wichtigsten Faktoren, die zu jener Situation in der Lebensmittelproduktion geführt hätten, die infolge diverser Lebensmittelskandale in die Kritik geraten ist.

Bereits 1996 zitiert *Der Spiegel* den Öko-Bauern und Europaabgeordneten Friedrich-Wilhelm Graefe zu Baringdorf. Man werde sich daran gewöhnen müssen, künftig mehr für Lebensmittel ausgeben zu müssen (20 Prozent statt 13 Prozent), wenn man gesunde Lebensmittel wolle. Die Skandale seien auf den Rationalisierungsdruck zurückzuführen und eine Folge der Logik der Leistungssteigerung. Billige Fleischpreise seien trügerisch, denn im Hintergrund stünden Milliarden von Steuermitteln für Skandalmanagement (199615101). Diese Argumentation greift *Der Spiegel* wieder in einer Titelstory „Frankenfood aus dem Labor“ auf. Hier spricht ein Bauer, der kurz zuvor auf Ökolandwirtschaft umgestellt hatte, davon, dass der Preisverfall die konventionellen Bauern in eine Zwangslage versetzten, die ein idealer Nährboden „für Schweinereien“ sei. Im gleichen Artikel wird der Koch der Nation, Siebeck, mit einer Aussage über die Deutschen zitiert: „Essen dürfe wenig kosten, egal wie es produziert wird, egal woher es kommt – ‚wenn es nur billig ist‘“ (200049312). Und so geht es weiter. Unter der Überschrift „Ökolust statt Körnerfrust“, rechnet *Der Spiegel* vor, was die Erzeugung eines „Billigstandard-Schweins“ koste: 264 Mark. Ein Bioschwein koste 533 Mark. Im Einzelhandel bleibe ein Unterschied von 50 Prozent, doch die Verbraucher würden einer Studie der Uni Hohenheim zufolge nur 30 Prozent mehr bezahlen wollen und eine große Auswahl im Supermarkt, die leicht als Bio-Ware zu erkennen ist. Die Hälfte der Verbraucher kaufe nur über den Preis (200103025). Das Thema kommt ebenfalls im Interview mit EU-Kommissar Fischler zur Sprache, dem missfällt, dass ausgerechnet die sensibelsten Lebensmittel wie Frischfleisch und Milch als Ramschware in den Supermärkten gehandelt werde (200103030). Unter dem Titel „Geiz macht arm“ thematisiert *Der Spiegel* die weit reichenden Folgen der Sparmentalität auf unterschiedlichste wirtschaftliche Bezüge (200451080). Ein Jahr später erklärt Franz Kotteder im Interview, wie schon Baringdorf fast zehn Jahre früher, dass die Preise beim Discounter sich nicht rechneten: „Was der Verbraucher im Supermarkt spart, zahlt er dann mit seinen Steuern für Agrarsubventionen. Oder gar mit dem eigenen Arbeitsplatz.“ Gerade bei den Discountern als Marktprofis glaubt Kotteder an die Macht der Konsumenten (200543095).

### 4.4.3 Aktivitäten des institutionalisierten Verbraucherschutzes

Der institutionalisierte Verbraucherschutz hatte 1975 seine bedeutendsten Entwicklungen bereits hinter sich. Schon 1953 haben sich die Verbraucherverbände zu einem Dachverband zusammengeschlossen, zur „Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände e.V.“ Dieser führte 1961 den ersten vergleichenden Produkttest durch. 1964 wird die „Stiftung Warentest“ als bundeseigene Stiftung gegründet. Im europäischen Vergleich ist es ungewöhnlich, dass der Staat sich dieses Thema zueigen machte (vgl. Hilton 2005). Heute finanziert sich die Stiftung Warentest zwar überwiegend aus Erlösen ihrer zahlreichen Publikationen, doch auch weiterhin unterstützt die Bundesregierung mit etwa 12,5 Prozent des Gesamtetats die Organisation (ohne Bildungsbereich). 1992 hatte sich die Bundesregierung aus der Finanzierung der Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände herausgezogen und die Verantwortung den Ländern übertragen. Der dadurch angestoßene Reorganisationsprozess führte zur Gründung des Vereins *Verbraucherzentrale Bundesverbands e. V.* im Jahr 2000. Ihm angeschlossen sind die örtlichen Verbraucherzentralen und andere unabhängige Organisationen, die gemäß den Vereinszielen arbeiten (Verbraucherzentrale Bundesverband e. V. [Hg.] 2009).

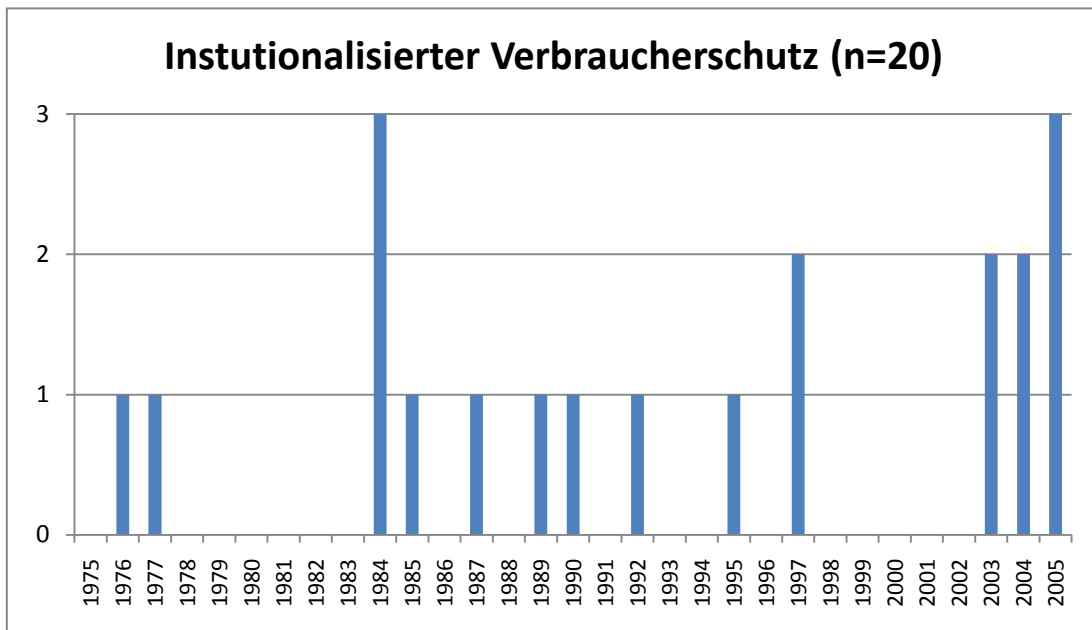


Abbildung 4.4-5: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Instutionalisierter Verbraucherschutz* zugeordnet wurden



Die Verteilung der Artikel zum institutionalisierten Verbraucherschutz markiert bilderbuchartig drei jeweils zeitgemäße Formen des Verbraucherschutzes. Dies ist zum einen die Zeit des klassischen Verbraucherschutzes, der sich für den Verbraucher – und das heißt an dessen Stelle – einsetzt. Ab Mitte der achtziger Jahre weiten sich die Ziele des Verbraucherschutzes von gesundheitlichen auf ökologische und soziale Ziele aus. Die in diesem Sinne 1985 entstandene Bonner *Verbraucher Initiative* ist zudem eine Verbraucherbewegung, also als politisches Engagement *von unten* einzustufen, und damit ein Gruppenphänomen. Den Verbraucherschutz dominiert im beginnenden 21. Jahrhundert zumindest in der Öffentlichkeit eine ganz junge Organisation: *Foodwatch*. Sie steht für die lose und unverbindliche Einbindung des mündigen und individualisierten Verbrauchers im Rahmen von Kampagnen und Aufklärung.

Wenn *Der Spiegel* Stimmen der Verbraucherschützer zu Wort kommen lässt oder über deren Aktionen berichtet, handelt es sich bis in die späten achtziger Jahre überwiegend um jene der Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände. Sie sind es, die 1976 vor ungerechtfertigten Preiserhöhungen trotz der Dürrefolgen für die Landwirtschaft warnten (197633045) und die den Kunden lobten, wenn er mal wieder eine Bauernfängerei durchschaut und die Händler mit Nachfragerückgang bestraft hat (197733061, 198411128). Die Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände habe 1984 darauf hingewiesen, dass sich Formfleisch unbemerkt vom Verbraucher einen Markt schaffen werde und dass die Qualitätsangaben überzogen seien (198407075). Sie habe die transparente Deklaration von Inhaltsstoffen im Wein gefordert (198531065). Und sie habe die Bemühungen der Regierung um ein Reinheitsgebot für Wurst für Augenwischerei erklärt. Es ginge nicht um Verbraucherinteressen, sondern um eine Abschottung des nationalen Marktes (198753059). Ein letztes Mal führt *Der Spiegel* etwas unspezifisch „die Verbraucherverbände“ 1992 an, denen frische Lebensmitteln an Tankstellen ein „Gräuel“ seien (199243171).

Seit Mitte der achtziger Jahre war der klassische Verbraucherschutz, der klar im Einzugsbereich des Staates liegt, nicht mehr alleine im Feld. 1985 gründete sich die schon erwähnte Bonner „Verbraucher Initiative e.V.“ Sie möchte eine Alternative zu den etablierten Verbraucherverbänden sein und nennt sich selbst Bundesverband kritischer Verbraucherinnen und Verbraucher. Sie hat sich dem ökologischen, gesundheitlichen und sozialen Verbraucherschutz verschrieben (Die Verbraucherinitiative e. V. [Hg.] 2009). Damit fallen ihre Anliegen stärker in die Facette *Fußabdruck*, also den außenorientierten Flügel des konsumpolitischen Orientierungsmusters, als die der klassischen Verbraucherverbände. Auch die Zeitschrift *Ökotest* erscheint 1985 zum ersten Mal.

Ein weiterer Hinweis darauf, dass die Außenorientierung in der Mitte der achtziger Jahre mehr Gewicht im Verbraucherschutz erhalten hat, ist die Einmischung von Ökoverbänden: Als es um die von vielen als dubios beurteilte „Biokoststudie“ von 1984 geht (198411087), sind es Organisationen des Ökolandbaus, Ökoinstitute, Umweltschutzverbände, der BUND und die Grünen, die sich gegen zwei Dinge wehrten: Gegen die schlechte Presse für den Ökolandbau aber auch gegen die unzulässige Verunsicherung der Verbraucher. Sie hätten

bereits erkannt, dass der Verbraucher eine bedeutende Instanz für die Erreichung ihrer Ziele ist. Analog dazu entwickeln sich die Bemühungen im Bereich der Gentechnik. Sowohl Greenpeace als auch den BUND nennt *Der Spiegel* im Jahr 1997. In beiden Artikeln geht es darum, ob gentechnisch veränderte Organismen in Lebensmitteln enthalten seien, oder nicht. Greenpeace habe Nestlé vorgeworfen, „genmodifizierte Rohstoffe“ für Babynahrung zu verwenden. Der Konzern wolle daraufhin vorerst auf solche Inhaltsstoffe verzichten, schließe einen späteren Einsatz aber nicht aus (199709018). Der BUND sei mit einer Aktion anlässlich der Nahrungsmittelmesse Anuga gescheitert. Mehr als 20 Produktproben habe er an ein unabhängiges Labor geschickt, das diese auf genmanipulierte Inhaltsstoffe untersuchen sollte. Es seien keinerlei nachgewiesen worden, woraufhin der BUND eine geplante Protestaktion abgesagt habe (199745018).

1989 stellt *Der Spiegel* die Bonner Verbraucherinitiative und ihre Entstehungsgeschichte vor: Weil die etablierten Verbraucherverbände sich im Streit um die Gefährdung durch dioxinhaltige Holzschutzmittel häufig als „Papiertiger“ erwiesen hätten, sei die Zeit für eine neue Initiative reif gewesen, die „verärgerte Konsumenten“ versammelt. Der mündige Konsument sei bei den klassischen Verbänden zu kurz gekommen. Nach vier Jahren hätte die Organisation bereits 6.000 Mitglieder aufweisen können, 30 Aktionsgruppen vor Ort und einen Etat von 800.000 Mark. Der *Spiegel* vermutet, die Initiative sei die schlagkräftigste bundesdeutsche Verbraucherorganisation (198947266). Vier Jahre später engagiere sie sich für die Deklaration bestrahlter Lebensmittel (199213244). 1995 habe sie zuletzt das Wort im Fall der Pestizidfunde in Biotees geführt (199517077). Der *Spiegel* berichtet auch von Erfolgen kleinerer Initiativen. Zum Beispiel habe der Verbraucherschutzverein Berlin den Streit gegen *Ferrero* für sich entscheiden können. Sie hätten *Ferrero* vorgeworfen, eines ihrer Produkte als Pausenbrot und Milchmahlzeit zu bewerben, obwohl es sich um kariesfördernde Süßigkeiten handele (199019139).

Ihren Erfolg hatte die Bonner Initiative wohl nicht zuletzt der Tschernobyl-Katastrophe zu „verdanken“. Mit ihrem Einsatz für die Überwachung der Strahlenbelastung von Lebensmitteln im Einzelhandel und deren Auszeichnung hätten sie bei den Verbrauchern ins Schwarze getroffen, wie ein *Spiegel*-Artikel anklingen lässt (198947266).

Die Gründung und der schnelle Erfolg der Bonner Verbraucher Initiative erinnert an den Aufstieg von *Foodwatch*. Der ehemalige Greenpeace-Geschäftsführer Thilo Bode gründete die Organisation 2002 in Berlin. Auch hier schien wieder eine *Zeit reif* gewesen zu sein; seine *andere Art* des Verbraucherschutzes hatte schnellen Erfolg und erzielte diesen zunächst mit einem etwas subtileren Thema: Die Belastung von Lebensmitteln mit Acrylamid. Die Organisation zählte Anfang 2010, also acht Jahre nach ihrer Gründung, über 15.000 Fördermitglieder (Foodwatch e. V. [Hg.] 2010). Das Phänomen *Foodwatch* unterscheidet sich vom Phänomen „Verbraucherinitiative“ unter anderem durch einen von Anfang an hohen Professionalisierungs- und Dienstleistungsgrad; dadurch, dass stärker Themen gesetzt als aufgegriffen werden, durch die Geschwindigkeit des Wachstums und durch seine Medienpräsenz.

Man kann sagen, dass *Foodwatch* Marktführer bei Claims zum Thema Verbraucherschutz und Lebensmittel ist. Von 2003 bis 2005 ist *Foodwatch* im Rahmen *Der Spiegel*-Stichprobe in sechs von acht Fällen aktiver Part in Sachen Verbraucherschutz. Sei es im Fall der als zu unschuldig dargestellten Brötchen von *McDonald's* (200341020), im Drängen um Aufklärung der BSE-Test-Panne innerhalb des QS-Prüfsystems (200411020) oder bei der Forderung nach niedrigeren Grenzwerten und einer Kennzeichnungspflicht für den Gehalt an Acrylamid in Nahrungsmitteln (200449018, 200523020, 200541021). Vereinzelt berichtet *Der Spiegel* von Selbsthilfe- und Verbrauchergruppen, die mit juristischem Beistand in USA Fastfood-Konzerne verklagen (200343081, 200515078).

#### 4.4.4 Innovationen

Die Innovationen in der Sphäre der Lebensmittel, über die *Der Spiegel* berichtet, gliedern sich in fünf Bereiche. Zur Vorstellung von Marktneuheiten gehören sowohl neue Produkte als auch neue Verpackungen. Innovative Verkaufsettings fließen ebenso ein wie neue Verfahren der Herstellung oder Konservierung von Lebensmitteln. Fehlen dürfen auch nicht Moden, die hierzulande aufgegriffen wurden.

Die doppelte Selektivität der hier betrachteten Artikel kommt bezüglich der Innovationen vermutlich besonders stark zum Tragen. Sie haben selten echten Nachrichtenwert, sondern bilden eher die Sahnehäubchen der Berichterstattung. Dennoch möchte ich sie vorstellen, weil sie einen Eindruck davon vermitteln, wie sich die Lebensmittellandschaft verändert hat und auf welchem Niveau sich Neuerungen abspielten. Vereinzelt ist es interessant zu betrachten, was aus den vorgestellten einstigen Neuerungen geworden ist. Die Gesamtverteilung der Artikel in der Stichprobe über die Zeit ist in diesem Fall nicht besonders aussagekräftig. Allenfalls ließe sich daraus ablesen, dass in Zeiten, in denen Lebensmittelskandale ein großes Gewicht in der Berichterstattung haben, für Innovationsberichterstattung wenig Raum bleibt. Dass die Aufmerksamkeit für Innovationen im Laufe der Zeit offenbar zurückgeht, kann auch auf einen Gewöhnungseffekt hindeuten beziehungsweise auf ein inflationäres Auftreten von Neuerungen in einem mit der Zeit gesättigten Lebensmittelmarkt, der sich in immer kürzeren Abständen neu erfinden muss.

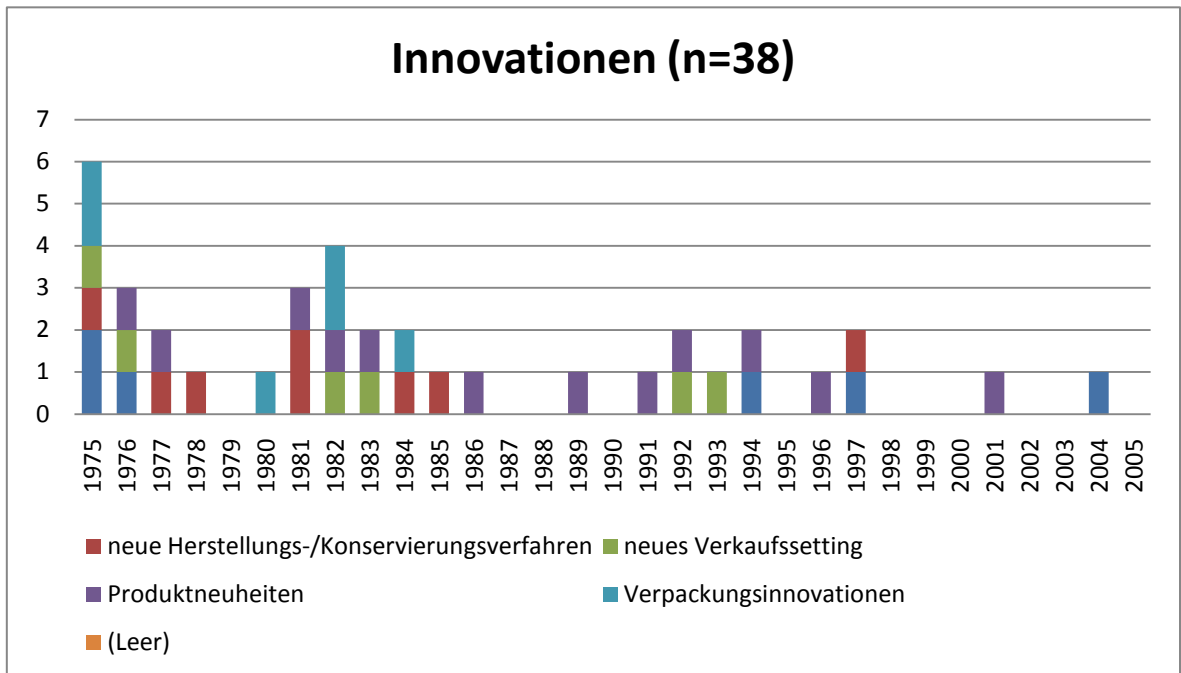


Abbildung 4.4-6: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Innovationen* zugeordnet wurden

#### Moden

Den Speisezettel erweiternde Trends auf dem deutschen oder ausländischen Markt finden sich vor allem in den siebziger Jahren in den Artikeln:

1975 erregt ein neuer, in großen Städten erfolgreicher Kneipentyp die Aufmerksamkeit des *Spiegels*, der dem Gast ein Setting des „Fressens“ biete. Die „urgemütliche Atmosphäre“ erinnere an „die ausschweifenden Feste siegestrunkenen Germanenhorden“ (197521150). Im gleichen Jahr entdeckten die Deutschen den Kir Royal (197523142). Das Kinoereignis „Der weiße Hai“ von Steven Spielberg habe in den USA die Nachfrage nach Haifisch-Steaks angekurbelt. So berichtet *Der Spiegel* davon, dass Hai in Schulkantinen, Mensen und Hotelketten auf der Speisekarte stünden. Auch ein Hamburger Importeur preise die Haifischsteaks als geschmacklich gut und billiger als Steinbutt an (197603121). Am Rande bemerkt: Der Versuch des Discounters Lidl im Jahr 2005, Haifisch ins Sortiment aufzunehmen, ist an massiven Protesten von Tierschützern gescheitert (focus 23.05.05; faz 24. Mai 2005, DIE WELT 24. Mai 2005). Der Blick auf den US-Markt ist beim *Spiegel* immer auch mit der Wahrscheinlichkeit verbunden, zukünftige Entwicklungen auf dem einheimischen Markt vorwegnehmen zu können. So stellt er 1981 die in USA seit 1960 immer erfolgreichere Eiscreme Häagen Dazs vor, die damit werbe, ohne künstliche Geschmacks- und Konservierungsstoffe auszukommen und dabei mehr Sahne und Ei, dafür weniger Luft zu verwenden. Tatsächlich wurde 1987 das erste Häagen-Dazs-Café in Europa

eröffnet und zwar in Köln (franchise-net GmbH [Hg.] 1996-2008). Der Getränkemarkt ist stärker modischen Schwankungen ausgesetzt, so haben sich von den exotischen Biermarken, die 1994 dem *Spiegel* zufolge „im Kommen“ waren, zwar über die Jahre einige in den Regalen gehalten, blieben aber eine von vielen Modewellen, die kommen und gehen. Interessant ist, dass *Der Spiegel* auch diese Prognose aus der Entwicklung eines Nachbarmarktes ableitet: Der Schweizer Markt sei ein Testmarkt für Deutschland (199419068). Dies ist auch längerfristig der Fall; beispielsweise diente der Coffee-Shop-Kette Starbucks zunächst die Schweiz als Testmarkt für Deutschland, Frankreich und Italien (Die ZEIT Nr. 12/2001). Aus Amerika nach England sei 1997 das Wellnessgetränk Wheatgrass-Juice gekommen, das Kräfte gegen Nervosität, Impotenz und Glatzenbildung wecken solle (199727095). Im Abschnitt über Fitness und Wellness (vgl. Abschnitt 3.3.2) sind weitere ähnliche Neuerungen zu finden. „Bizarre Tomaten“, Züchtungen alter Sorten, eroberten laut *Spiegel* 2004 den US-Markt mit ungewöhnlichen Formen und Farben (200441166).

### *Produktneheiten*

Der *Spiegel* stellt immer wieder konkrete Marktneueinführungen vor.

Seit 1976 können in deutschen Küchen und Büros mit einem Gerät, der Doppelkaffeemaschine Duomat, zwei verschiedene Sorten Heißgetränk zubereitet werden (197605128). Aber technische Innovationen erhalten im Bereich Lebensmittel weniger Aufmerksamkeit als neue verzehrfähige Produkte: Kalifornische Landwirte züchteten einem *Spiegel*-Artikel von 1977 zufolge eine würfelförmige – aber im Nachhinein betrachtet offenbar nicht marktförmige – Tomate. Sie füge sich dank ihrer Form besser in die industriellen Prozesse ein und solle den Züchtern zu einem nahezu doppelten Ausstoß verhelfen (197713232). *Time* sprach bereits zehn Jahre früher von diesen Plänen (TIME Inc. [Hg.] 1967). Heute vegetiert die „square tomato“ nur noch in Scherzartikelversandhäusern vor sich hin (Interplay UK Limited [Hg.] 2008).

Deutlich erfolgreicher konnten sich über die Jahre Lebensmittel behaupten, die das Etikett „light“ trugen.

Der *Spiegel* berichtet 1981 von neuen kalorienarmen Lebensmitteln, die die Lebensmittelmultis wie *Nestlé* und *Kraft* verstärkt entwickelten (198125107). Dem folgen auch *Coca Cola* und *Pepsi*, die ein Jahr später ihre *Diet Cola* und *Pepsi free* zur Marktreife bringen und sich wechselseitig in ihrem Werbeaufwand überbieten (198233038). Im Frühjahr 2008 lancierte *Coca Cola* zwei neue Varianten der *Cola light*: *PLUS Lemon C* und *plus Green Tea*. Das Konzept „light“ bleibt marktfähig, eine Aufwertung im Sinne von Functional Food und Wellness erscheint offenbar Erfolg zu versprechen.

Fürs Kuriositätenkabinett könnte man diese beiden Meldungen sammeln:

Japanische Forscher hätten essbares Papier entwickelt, von dem Dank seines Nährstoffgehaltes ein Stapel reiche, um einen Menschen einen Monat lang zu ernähren (198333161). Und in Emsland beschäftigten sich die Behörden mit der Erfindung eines Brotes, das zur Hälfte aus Torf gebacken sei (198609076).

Näher an den akuten Bedürfnissen der Verbraucher als die selbstkochende Nudelsuppendose (199005197) scheint die Entwicklung des Bosch-Kühlschranks zu sein, der vier getrennte Kühlzonen bereithalte – für verschiedenste Lebensmittel die ideale Frischhalteumgebung (198913247).

Getränke sind ein besonders flüchtiges Gut. Sie werden ständig und überall konsumiert, der Preis ist überschaubar und das Risiko gering, wenn man Neues probiert. Es gibt also eine hohe Bereitschaft zur Substitution und daher ein breites, vergleichsweise billiges Experimentierfeld für die Produzenten, durch geringe Veränderungen oder Zusätze in der Rezeptur Spielräume zur Absatzsteigerung auszuloten. Im Marktbericht „Handel Aktuell“ aus dem Jahr 2006 (EHI Retail Institute GmbH 2006:300) teilen sich die Getränke die ersten Plätze der Innovationsintensität mit den Milchprodukten und Süßwaren. Die Zahl neuer Getränkeprodukte schwankt zwischen 173 im Jahr 1999/2000 und 129 im Jahr 2005/2006<sup>94</sup>. Als Vergleich dient ein Ausschnitt der zitierten Übersicht. Es ist allerdings zu beachten, dass es sich bei der Warengruppe Getränke um eine sehr heterogene Kategorie handelt, die, wie bei den restlichen Nahrungsmitteln geschehen, ebenfalls feiner differenziert werden könnte:

Warengruppen	Anzahl						
	99/00	00/01	01/02	02/03	03/04	04/05	05/06
Molkereiprodukte	120	103	132	138	167	164	143
Getränke	173	72	127	166	146	122	129
Süßwaren/Schokolade	188	167	183	140	131	139	146
Fertiggerichte (ohne TK)	45	26	44	46	39	30	27
Frühstücksprodukte	19	15	22	21	25	26	33
Brot/Backwaren	29	17	12	22	22	18	16

Abbildung 4.4-7: Zahl neuer Getränkeprodukte 1999 bis 2006; Quelle: „Zahl neuer Artikel im Lebensmitteleinzelhandel 1999-2006“ (EHI Retail Institute GmbH 2006:300)

Fast alles, was in den anderen Sektoren verkaufsfördernd ist, lässt sich für die Getränkewirtschaft besonders leicht ausschlichten: Die Vorliebe für leichte, kalorienreduzierte Kost, die Nachfrage nach exotischen Früchten, der Erfolg von Kinofilmen, das Bestreben, aktiv für seine Gesundheit zu sein oder die Kombination bislang nicht zusammengehöriger Zutaten. Ab den neunziger Jahren macht die Getränkewirtschaft

<sup>94</sup> Im Berichtsjahr 2000/2001 sinkt die Zahl der Neueinführungen bei fast allen aufgeführten Produktgruppen auffallend stark, so dass es sich hierbei möglicherweise um systematisch bedingte Ausreißer handelt.

davon offenbar extensiven Gebrauch. Auch Märkte wie die USA oder Japan markieren wieder ihre Vorreiterfunktion; in der Stichprobe zu Beginn der neunziger Jahre gleich in drei Fällen:

Zu nennen sind die Entwicklung eines deutschen Pils „extra dry“, die eine Erfolgsgeschichte aus Japan aufgreife (199151097), die holprige Einführung der *Pepsi crystal*, einer farblosen und kalorienreduzierten Cola, die in den USA als New-Age-Getränk gehandelt wird: Sie solle Reinheit, eiskaltes Wasser und Gesundheit symbolisieren (199221305). Und schließlich nehme mit Haselnuss und anderen Geschmacksrichtungen aromatisierter Kaffee Einzug in die Berliner Cafészene, der in den USA bereits Verkaufsschlager sei (199405109).

Von dem 1995 eingeführten Joghurt *LC1* von *Nestlé* war bereits im Rahmen der Verbraucheraufklärung und -warnung die Rede. Die erstmals dem Joghurt zugesetzte „probiotische“ Kultur solle die Darmflora und das Immunsystem stärken sowie den Cholesterinspiegel senken, so die Werbung laut *Spiegel* (199631108).

Für einige neue Produkte im Lebensmittelbereich hat das Europäische Parlament den Oberbegriff „Novel Food“ geprägt und 1997 in einer eigenen Verordnung den einheitlichen Umgang damit im Binnenmarkt, wie zum Beispiel bezüglich Sicherheitsprüfungen, geregelt.<sup>95</sup> Rein juristisch zählen gentechnisch veränderte Produkte oder Inhaltsstoffe seit 2004 nicht mehr darunter, weil es seit dem eine eigene Verordnung für genveränderte Organismen (GVO) gibt. Die Richtlinie greift ordnungspolitisch also Produktinnovationen wie die eben erwähnten probiotischen Joghurt-Kulturen auf und begegnet der fehlenden Erfahrung mit dem Produkt im Hinblick auf Lebensmittelsicherheit und ernährungsphysiologische Aspekte. Drei verbraucherschutzpolitische Gesichtspunkte stehen daher im Vordergrund der Genehmigung: Die Lebensmittel dürfen „keine Gefahr für den Verbraucher darstellen; keine Irreführung des Verbrauchers bewirken; sich von Lebensmitteln oder Lebensmittelzutaten, die sie ersetzen sollen, nicht so unterscheiden, daß ihr normaler Verzehr Ernährungsmängel für den Verbraucher mit sich brächte“ (Artikel 3 Verordnung (EG) Nr. 258/97). Der *Spiegel* widmet in dieser Zeit den Versprechungen der Gentechnikindustrie eine Titelstory (199715210). Ich möchte hier lediglich die Produktinnovationen für den Verbraucher herausgreifen. Antizipierte Gesundheitsgefahren habe ich im Rahmen des physisch-instrumentellen Orientierungsmusters rekonstruiert, der Aspekt der Nachhaltigkeit folgt im nächsten großen Abschnitt zum Fußabdruckdenken.

---

<sup>95</sup> Mit dem Begriff werden solche Lebensmittel oder Zutaten bezeichnet, die vor dem 15. Mai 1997 in der Europäischen Gemeinschaft „noch nicht“ oder „nicht in nennenswertem Umfang für den menschlichen Verzehr verwendet“ wurde und die unter eine der Gruppen von Erzeugnissen fallen, die die *Verordnung (EG) Nr. 258/97 der Europäischen Parlaments und des Rates über neuartige Lebensmittel und neuartige Lebensmittelzutaten vom 27. Januar 1997* auflistet. Diese Liste ist in Abschnitt 4.5.2.3 zitiert.



Der *Spiegel* zitiert Verheißungen, die von Bohnen mit besserer Eiweißzusammensetzung, koffeinfreiem Kaffee, Orangen ohne Schale, kernlosen Melonen, schärferem Pfeffer und Möhren und Erbsen, die in der Dose knackig bleiben sollen, sprechen. Riesenkarpfen und Turbolachse seien bereits erfolgreich durch Genmanipulation erreicht worden, an krankheitsunempfindlichen Hühnern und Schweinen werde gearbeitet. Es stehe eine Revolution des Essens bevor wie bei der Einführung der Tiefkühlkost in den dreißiger Jahren. Erfolgsmeldungen gebe es auch bezüglich einer stärkereichereren Kartoffel, die beim Frittieren weniger Fett aufsauge; in Australien sei es gelungen, Wein mit besserem Aroma und kräftigerer Farbe zu erzeugen, und eine Reispflanze habe ein Gersten-Gen erhalten, um in Trockenheit besser zu gedeihen und auch salzige Böden zu vertragen. Der *Spiegel* rechnete 1997 damit, dass „wahrscheinlich schon in wenigen Jahren (...) solche Zukunftspflanzen in den Regalen liegen [werden]“.

Dies bleibt zwar aus, aber einen längeren Artikel sind dem *Spiegel* „Steaks vom Weizenacker“ wert, die eine niederländische Forschergruppe als „novel protein foods“ bezeichnen. Auf der Spitze der BSE-Hysterie erlebten Fleischimitate aus Soja und Weizen einen nie da gewesenen Boom. Der *Spiegel* zitiert Entwickler dieser Produkte, die eine Notwendigkeit der Abkehr vom Fleisch hin zum Ersatzprodukt aus ökologischen Gründen prophezeiten (200111200).

#### *Verpackungsinnovationen*

Über Verpackungsinnovationen berichtet *Der Spiegel* ausgehend von der Stichprobe in den ersten zehn Jahren des Untersuchungszeitraumes.

Die Einführung der PET-Flasche für *Coca Cola* habe 1975 Aufsehen erregt. Bei Umweltschützern werde diese Neuigkeit mit Sorge aufgenommen und Biochemiker fürchteten eine gesundheitsschädliche Reaktion des säurehaltigen Getränks mit dem Kunststoff. Der Vorteil, der immer wieder angeführt werde, ist die Gewichtsreduktion beim Transport (197529104). In dessen Dienst stehe auch eine weitere Innovation aus demselben Jahr: Ein Verfahren für Gaststätten, das lediglich den Transport von Cola-Konzentrat erfordert, welches erst am Verzehrort mit Leitungswasser vermischt und karbonisiert werde (197545206). Die 1975 entwickelte Technik nennt sich heute Post-Mix und stellt neben dem sogenannten Pre-Mix eine gängige Praxis im Ausschank dar (Postmix AG 2008). Bezüglich der Gewichtsersparnis in der Milchdistribution stellt *Der Spiegel* zunächst ebenfalls eine Kunststoffflasche als Neuentwicklung vor. Aus dem Werkstoff Makrolon gefertigt, solle die bis zu hundert Mal wiederbefüllbare Flasche helfen, Gewicht und Müll zu reduzieren (198031185). Heute ist diese Verpackungsart kaum noch anzutreffen. Ebenfalls nicht durchgesetzt hat sich – trotz der Ersparnis von fünf bis zehn Pfennigen pro Liter – der zwei Jahre später erprobte 250-Liter-Kanister, aus dem der Kunde die Milch in mitgebrachte Gefäße selbst zapfen sollte (198209117).

Dagegen ist der Landwein zum Zapfen aus dem Plastikschlauch mit Pappkartonhülle noch heute anzutreffen, er sei erstmals 1984 hierzulande verkauft worden (198401063). Mehr als nur eine neue Verpackung ist der Vorstoß französischer Austernhändler, die edlen Tiere in

Dosen und Tiefkühlbeutel anzubieten. Denn damit lasse sich das sonst so sensible frische Lebensmittel schlagartig überall hin exportieren (198219121).

#### *Neues Verkaufsetting*

Nicht alle ungewöhnlichen Verkaufsettings, über die *Der Spiegel* berichtet, markieren einen Wandel in der Landschaft des Einzelhandels oder des Außer-Haus-Verzehrs.

Während die Kaffeefilialisten bereits seit den sechziger Jahren mit hochwertigen Nonfoodartikeln zum Selbstkostenpreis Kunden in die Läden lockten, berichtet *Der Spiegel* 1975 von ersten Tests mit Billigprodukten (197545102). Mittlerweile ist *Tchibo* ein wichtiger Akteur im Nonfoodmarkt. Welcher Anteil des Gesamtumsatzes von 3,2 Milliarden Euro im Jahr 2008 auf dieses Segment fällt, weist der Konzern allerdings nicht aus (vgl. Tchibo GmbH 2009). Vom Exportartikel aus Hongkong zum Preis von einer Million Mark, einem komplett ausgestatteten China-Restaurant, das in nur fünfzehn Tagen aufgebaut werden könne, war nach der Berichterstattung im Jahr 1976 nichts mehr zu hören (197613169). Auch „Skinny-Menu“, eine Geschäftsidee aus München, existiert anscheinend nicht mehr. Die Idee dahinter war, Berufstätigen am Arbeitsplatz zu ermöglichen, ihre Diät einzuhalten. Sie sei parallel zur Einführung der Light-Produkte im Supermarkt und der kalorienarmen Softdrinks entstanden. Die Kunden hätten sich mit leichten Menüs der Nouvelle-Cuisine im Abonnement beliefern lassen können, für die Zusammenstellung seien ein Ernährungswissenschaftler, ein Arzt und ein Koch verantwortlich gewesen (198229153). Dahingegen ist die erste Sushi-Bar Münchens, von der *Der Spiegel* 1983 berichtet, bei weitem keine Eintagsfliege oder auch nur Randerscheinung geblieben. Vermutlich verhalf der Zeitgeist der vitaminreichen, kalorienarmen und eiweißreichen Kost zum Durchbruch, unterstützt durch das Flair des Exotischen (198339283). Auch frisches Gebäck an Tankstellen anzubieten wurde – 1992 zum ersten Mal von Verbraucherschützern thematisiert (199243171) – in den letzten fünfzehn Jahren zur Normalität. Die 1993 sofort monierte Umwandlung des Speisewagenkonzepts im Intercity-Express durch die Deutsche Service-Gesellschaft (DSG) der Bahn in einen Am-Platz-Service bei Vorbestellung (199327089) wurde wieder rückgängig gemacht.

#### *Neue Herstellungs-/Konservierungsverfahren*

Zu Innovationen, die einen tatsächlichen oder symbolischen Fingerabdruck an den angebotenen Lebensmitteln hinterlassen können, gehören auch Techniken der Herstellung und Verarbeitung beziehungsweise Konservierung. Technologien und Verfahren, die gesundheitsschädliche Spuren ziehen, finden im Orientierungsmuster des Physisch-Instrumentellen Beachtung. Jene, die wegen erwiesener oder vermuteter Folgen für assoziierte Kontexte Aufmerksamkeit erregen, kommen im Abschnitt des Fußabdruckdenkens zur Sprache.

So bleiben wenige Artikel aus der Stichprobe übrig, die lediglich der Information über Neuentwicklungen und deren Vorteile dienen.

Experimente mit Tierfutter sind in den siebziger Jahren offenbar stärker von Interesse als später, wobei das große Thema der Tiermehlverfütterung im Kontext BSE noch einmal Raum greift. 1975 berichtet *Der Spiegel*, dass in der Schweiz eine technisch aufbereitete Mischung aus Klärschlamm und Jauche nicht nur als Dünger verwendet, sondern auch versuchsweise an Zuchtferkel verfüttert werde, bei denen sie als Kraftfutter wirke (197541100). Eine ebenfalls ungewöhnliche Beigabe zum Tierfutter hätten Züchter 1977 in den USA praktiziert, sie hätten dem *Spiegel* zufolge Zement unter das Futter von Rindern gemengt, die daraufhin vier statt zwei Pfund am Tag zugelegt und zarteres Fleisch geliefert hätten (197753065).

Das Ziel der eben beschriebenen Versuche ist die Effizienzsteigerung in der Fleischproduktion. Sie hat mittlerweile an Noblesse eingebüßt, wie die Ausführungen zu BSE und zur Agrarwende zeigen. Effizienzsteigerung und Rationalisierungsgewinne stehen auch Pate für ein Projekt, das wie ein Kampf gegen Windmühlen anmutet. Zwar meldet *Der Spiegel* 1978 die Entwicklung einer Krabbenschälmaschine in Bremerhaven, die im Vergleich zu einer geübten Pulerin die 75-fache Menge an Krabben pro Stunde von der Schale befreien könne. Die Kosten seien aber etwa gleich hoch, so *Der Spiegel* (197837248). Recherchen haben ergeben, dass es noch jahrzehntelang problematisch war, eine zufriedenstellende Maschine zu entwickeln, deren Ergebnisse es wenigstens qualitativ mit denen der Handarbeit aufnehmen können. 2004 berichten Medien davon, dass es günstiger sei, die Krabben nach Marokko zu verschiffen und dort mit der Hand schälen zu lassen. Das Fleisch komme sogar mit geringerer Keimzahl von der langen Reise zurück an die Nordsee als das aus der Maschine (vgl. Steinberger 2004). Erst 2007 scheint dem Friesen Alwin Kokken ein kleiner technischer Durchbruch in Sachen Pulmaschine gelungen zu sein (vgl. NDR (Hg.) o.J.).

Lange Produktions- und Handelsketten erfordern eine lange Haltbarkeit von Lebensmitteln. Die Konservierungstechnik ist daher die älteste und bedeutendste Lebensmitteltechnologie (vgl. u. a. Blimlinger 1998). In den Achtzigern finden sich im *Spiegel* Meldungen über neu entdeckte Möglichkeiten auf diesem Gebiet.

Fisch sei deutlich länger frisch zu halten: Kurzes Blanchieren in 88 Grad heißem Wasser töte Mikroorganismen ab, die an kaltes Wasser gewöhnt sind und denen die Kühlkette nicht sonderlich zusetzt (198113249). Und Früchte wie Bananen ließen sich mit einer Art Schutzfilm aus Zucker ebenso vor dem Verderb schützen wie mittels energieaufwändiger Kühlung. Die Zuckerschicht lasse Kohlendioxid aus der Frucht entweichen, schütze sie aber zugleich vor Oxidation (198137249). Zumindest die Blanchiermethode für Fisch konnte sich offenbar nicht durchsetzen. Dem Geschäftsführer von *Oceanfood* war auf Anfrage hin zumindest nicht bekannt, dass sie angewandt würde. Auch Bananen werden anscheinend weiterhin gekühlt transportiert.

Ebenfalls aus den achtziger Jahren stammen die Meldungen über ein chemisches Verfahren, das das manuelle Rütteln der Flaschen bei der Champagnerherstellung ersetzen könne (198415249). Zumindest bei den Marktführern konnte sich allerdings der Rüttelroboter durchsetzen (Henkell & Co. Sektkellerei (Hg.) o.J.). Die Weinkonservierung ohne Schwefel,

über dessen Patentierung *Der Spiegel* 1985 berichtet (198507112), ist offenbar bereits mindestens sieben Jahre früher entwickelt worden (vgl. Jung 1978).

Eine Methode, die 1997 im *Spiegel* vorgestellt wird, um Fleisch zarter zu machen, klingt zunächst so kurios, dass man meinen sollte, hiervon höre man einmal und nie wieder. Ein Fleischforscher aus den USA, Morse Solomon, breche Proteine auf und lockere Zellwände im Filet, indem er das Fleischstück in Vakuum packe und einer Unterwasserexplosion aussetze (199723175). Zehn Jahre später noch widmet die *ARD* diesen Experimenten einen Fernsehbeitrag (Das Erste (Hg.) 2007) – ausgerechnet am 1. April 2007 und unter der Frage „Wahr oder falsch“? Der Bericht im *Spiegel* hingegen erschien im Juni, also bar jeden Scherzverdachts, auch *3sats* Wissensmagazin *nano* stellt den Wissenschaftler und seine Studien im Februar 2004 vor (*3sat.online* (Hg.) 2004). Von „Serienreife“ war seit dem aber nichts zu erfahren.

#### 4.4.5 Der Entwicklungspfad des Fingerabdruckdenkens. Vom Opfer zum Täter, vom Anbietermarkt zum Nachfragermarkt

Die übergreifende Betrachtung der Entwicklungspfade des Fingerabdruckdenkens ergibt ein stimmiges Bild. Es lassen sich vier teilweise aufeinander aufbauende Trends identifizieren, die letztlich sehr stark mit der Veränderung des Marktes vom Anbieter- zum Nachfragermarkt zusammenhängen. Diese vier Entwicklungslinien sind: (1) Demokratisierung des Fingerabdruckdenkens, (2) stufenweiser Verlust des Vertrauens in Hersteller und Kontrollinstanzen, (3) regulierende Deregulierung und (4) Entstehung von Verbraucherverantwortung durch eine neue Verbrauchermacht.

##### *Demokratisierung des Fingerabdruckdenkens*

Die Demokratisierung des Fingerabdruckdenkens zeigt sich darin, dass zum einen die Aufmerksamkeit für die Unverfälschtheit und andere primäre Qualitätsmerkmale von Nahrungsmitteln im Laufe der Zeit gestiegen ist. Diese Aufmerksamkeit betrifft zudem eine immer breitere Produktpalette und ein immer weiter gefächertes Publikum. Bei der Analyse der *Spiegel*-Stichprobe zeigte sich dies unter anderem in der Zunahme der Artikel über die Zeit. Und während in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre und zu Beginn der achtziger Jahre vor allem die Qualität von Wein und anderen Luxusgütern im Fokus standen, wuchs die Themenvielfalt immer weiter an und umfasste auch alltägliche Produkte für die Masse wie Schinken, Brot und Bier.

Dass das Fingerabdruckdenken mit der Zeit in der Mitte der Bevölkerung angekommen ist, hat verschiedene Gründe. Ein wichtiger ist die zunehmende *Massenproduktion* von Lebensmitteln und von Nachrichten für eine weitgehend deckungsgleiche Zielgruppe. Erst dadurch erreichte der Markt für ein Produkt oder eine Lebensmittelparte die kritische Größe, um über die immer stärkere Verbreitung der Massenmedien im Falle von Beanstandungen eine Nachricht wert zu sein. Denn während früher lokal begrenzte Maßnahmen gegen einen Handwerksbäcker ergriffen wurden, der zu kleine Brötchen gebacken hat, stehen heute Milliardenkonzerne am Pranger der Weltöffentlichkeit. Längst nicht abgeschlossene *Konzentrationsprozesse* im Lebensmittelmarkt fördern diese Entwicklung zusätzlich. Wenn eine immer kleinere Zahl von Anbietern einer immer größeren Zahl von Kunden (auf dem Weltmarkt) gegenübersteht, steigt auch der Nachrichtenwert von Aktivitäten dieser Anbieter. *Normierung und Standardisierung* von Produkten macht diese zudem vergleichbarer und anschlussfähig für Testberichte.

Mit der Massenproduktion gehen *Industrialisierung* und *Technisierung* von Lebensmitteln einher, die natürlich zur *Rationalisierung* der Produktion einladen und dadurch eine Vielzahl technischer Möglichkeiten zur Produktveränderung beziehungsweise -fälschung hervorbringen. Man betrachte nur die Berichterstattung aus dem Jahr 1984 über Formfleisch,

welches durch Zusammenpressen von stundenlang gerührten kleinen Fleischstücken entsteht. Der Übergang von herkömmlicher Verarbeitung im großen, industriellen Stil zur Lebensmittelfälschung ist stufenlos.

*Mediale Aufklärung, Aufdeckung kleinerer Schummeleien und Fälschungen im großen Stil* haben die Bevölkerung immer stärker sensibilisiert. Da sich ein Nachrichtenmagazin aus ökonomischen Gründen nach den Interessen der Leserschaft richtet, ist dies eine weitere Erklärung für die Zunahme der Artikel und der Themenvielfalt im Spiegel.

Die Demokratisierung des Fingerabdruckdenkens ist aber nicht nur durch angebotsseitige und mediale Prozesse zu erklären, sondern auch durch Entwicklungen in der Gruppe der Nachfrager. Hier sind vor allem der breitere Zugang zu *Wohlstand und Bildung* zu nennen, die nicht nur die Reichweite und die Wirkung von Medienberichten erhöhen, sondern auch zu einer „Veralltäglichung unnötigen Luxus“ hin zum „weit verbreiteten Genussmittel“ (Merki 2003:83ff). Auch über Essen zu reden, von dem genügend da ist, war einst Luxus und ist nun alltäglich. Dies zeigt eine Verschiebung der Aufmerksamkeit von der Quantität (satt) zur Qualität (zufrieden). Auch hier findet also eine Veralltäglichung der Qualitätsdiskussion statt, während echte, zur Distinktion geeignete Luxusgüter im Lebensmittelbereich genauso wie knappe Güter immer schwerer zu finden beziehungsweise zu erzeugen sind.

#### *Stufenweiser Vertrauensverlust in Hersteller und Kontrollinstanzen*

Vor allem zwischen 1975 und 1989 ist zu beobachten, wie das Vertrauen der Verbraucher zunächst in die Hersteller und dann in die Kontrollinstanzen nach und nach schwindet. Die erste Kröte, die der Konsument und Spiegelleser schlucken musste, war die Säkularisierung des Weines. Der Glaube an die sakrosankte Reinheit des Weines wurde durch Panschen, falsche Deklaration und unerlaubte Zusätze nachhaltig beschädigt. Die Spiegelartikel, die sich mit Fälschungen und Fehletikettierungen beschäftigen, erwecken den Eindruck, dass man keinem Winzer und später auch keinem Lebensmittelhersteller über den Weg trauen dürfe. Auch wenn man beim Wein zunächst mit dem Finger auf das Nachbarland Österreich gezeigt hatte: Mit dem ersten Glykolfund in deutschem Wein war spätestens klar, dass hierzulande dieselben Marktmechanismen wirken, die zu den Schummeleien in der Lebensmittelproduktion führen.

Institutionelle Qualitätskontrollen, die daraufhin beim Wein und anderen Produkten wie Fleisch eingeführt wurden, erwiesen sich in einigen Fällen als wirkungslos und teilweise kontraproduktiv. Es gab Fälle, in denen die Kontrollen offenbar nicht sachgemäß durchgeführt wurden oder lückenhaft waren (z. B. QS-Siegel, BSE, Gammelfleisch). Sie schränkten zudem beispielsweise beim Wein kulturelle Vielfalt ein und trieben Standardisierung der Produkte und des Geschmacks noch weiter voran. Und in anderen Fällen wurden sie als falsch konzipiert betrachtet, wenn etwa Schwellenwerte als zu hoch eingeschätzt wurden, wie bei Schwefel im Wein oder Acrylamid in gerösteten Produkten.

Solche Pannen und kriminellen Strategien von Herstellern und Kontrolleuren erfahren, wie bereits oben ausgeführt, im Massenmarkt und durch Massenmedien eine schnelle Verbreitung. Im kollektiven Gedächtnis stehen sie dann leicht als Pars-pro-Toto und beschädigen das Vertrauen in Institutionen und Hersteller grundlegend. Hinweise darauf, dass Maßnahmen zum Verbraucherschutz letztlich ökonomisch motiviert sein könnten, verstärkten diesen Effekt vermutlich zusätzlich. Beispielsweise diene der Einsatz der Regierung für das deutsche Reinheitsgebot bei Wurst und Bier wohl zumindest unter anderem der Schließung des nationalen Marktes innerhalb des europäischen Binnenmarktes.

#### *Regulierende Deregulierung*

Der eben beschriebene Vertrauensverlust setzt eine zirkuläre Entwicklung in Gang, die ich als regulierende Deregulierung bezeichnen möchte. Im saloppen Zeitraffer mit grober Auflösung betrachtet, läuft diese Spirale so ab: Skandale um Fälschungen und Etikettenschwindel zerstören das Vertrauen in die Hersteller. Der Staat und die Hersteller werden daraufhin aktiv und entwickeln staatliche und freiwillige Kontrollen. Dies erzeugt bei den Verbrauchern ein vorübergehendes Sicherheitsempfinden. Das Bekanntwerden von Fällen, in denen die Kontrollen nicht greifen konnten oder untergraben wurden, zerstört das zarte Pflänzchen des neu gewonnenen Sicherheitsempfinden wieder und der Verbraucher sieht sich auf sein eigenes Urteilsvermögen zurückgeworfen. Es ertönt der Ruf nach dem mündigen Verbraucher, der auf der Basis möglichst transparenter Produktinformationen selbst entscheiden soll, zu welchen Lebensmitteln er greifen möchte. Zunächst stehen ihm Informationen zu den Inhaltsstoffen in detaillierter Form zur Verfügung, später auch immer mehr Zusatzwissen über die Herstellungsbedingungen und Hintergründe zum Produkt und zum Produzenten. Weil aber diese Informationsflut den Verbraucher wieder überfordert und alles andere als Orientierung bietet, springen erneut Institutionen ein und helfen mit neuen Siegeln aus, die für die Einhaltung einer ganz bestimmten Dimension von Richtlinien stehen und diese garantieren sollen.

Abstrakter gesehen, handelt es sich hier um einen wiederholten Wechsel von Regulierung und Deregulierung. Bis zur Mitte der achtziger Jahre dauert die Zeit der Regelungen, was in einem Lebensmittelprodukt enthalten sein darf und was nicht (*Regulierung I*). In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre ging man dazu über, festzulegen, welche Inhaltsstoffe zumindest ausgewiesen werden müssen, damit der Verbraucher zurückweisen kann, was er nicht zu sich nehmen möchte (*regulierende Deregulierung I*). Diese Entwicklung führte zu mehr Informationen für den Verbraucher und stärkte seine Mündigkeit. Als es aber auch hier erste Missbrauchsfälle gab, kam es erneut zur *Regulierung (II)* in dem Bemühen, festzulegen, welche Produktzustände oder Verarbeitungsweisen mit bestimmten Deklarationen versehen werden dürfen (z. B. im Fall des alkoholfreien Bieres). Und schließlich stehen das EU-Biosiegel oder das QS-Siegel für eine zweite Welle der *regulierenden Deregulierung (II)*. Sie sollen verlässliche Informationen und Kontrollprozesse garantieren.

Dennoch sind über die Zeit eine Siegeldämmerung und ein gewisser Lebensmittelagnostizismus festzustellen. Die Erkenntnis, die den Verbrauchern oft bleibt, ist: *Ich weiß, dass ich nichts weiß*. Die Orientierung an Siegeln und Kontrollmarken hat – wenn sie überhaupt stattfindet – eher den Charakter der Wahl des kleinsten Übels oder läuft irrational ab. Darüber lässt sich aber auf der Grundlage der vorliegenden Datenbasis keine Aussage treffen. Allerdings kann man von einem Fall kognitiver Dissonanz sprechen: Der Tiefkühlkostproduzent *Frosta* hat nach aufwändiger Entwicklungsarbeit Produkte ohne Zusatz künstlicher Aromen, Farbstoffe und Geschmacksverstärker auf den Markt gebracht. Obwohl Verbraucher in Umfragen genau dies wünschten, konnte das Produkt nicht in ausreichender Menge abgesetzt werden, weil die Verbraucher doch über den Preis kauften. Ein Experte erklärte dazu, dass Verbraucher fünf Jahre brauchen würden, bis sie umsetzen, was sie selbst wünschen (200415100).

#### *Entstehung von Verbraucherverantwortung durch neue Verbrauchermacht*

Die vierte Entwicklung ist eng mit den anderen verwoben. Die Demokratisierung des Fingerabdruckdenkens, der allmähliche Vertrauensverlust in Akteure der Lebensmittelsphäre und das Hin und Her von Regulierung und Deregulierung bringen mit sich, dass die Verbraucher immer mündiger werden. Das bedeutet, innerhalb des Wirtschafts- und Rechtssystem traut man ihnen immer mehr Eigenverantwortung zu und räumt ihnen – zumindest formal – auch mehr Macht und Mitgestaltung ein. Dies hat diverse Facetten:

Betrachtet man die Entwicklung bezüglich des Preis-Leistungs-Verhältnisses, so wendete sich das Blatt in der Mitte der neunziger Jahre. Vorher wurde der Konsument beispielsweise von Verbraucherschutzinstitutionen gewarnt, wenn Produkte *eigentlich zu teuer* waren im Vergleich zu ihrer Qualität. Der – zugespitzt formuliert – unmündige, uninformierte Konsument war häufig in der Opferrolle. Später, ab der zweiten Hälfte der neunziger Jahre begegnete man der Masse der Verbraucher dagegen mit dem Vorwurf, dass die Produkte *eigentlich zu billig* seien. Denn der Käufer hätte jetzt im Grunde alle Möglichkeiten, sich über seine Lebensmittel mittels Verpackung, Hintergrundberichte oder Informationen im Internet zu informieren. Gleichzeitig orientiere sich aber die Masse vor allem am Preis und fördere damit eine Entwicklung zu immer kostengünstigeren Herstellungsmethoden, die das Leben nur scheinbar billiger machen, weil dabei externalisierte Kosten nicht einberechnet sind. Der Konsument wird vom Opfer zum Täter (und potenziellen Retter). Die neu gewonnene Macht, die unter anderem mit der Deregulierung einher geht, nimmt ihn zugleich in die Verantwortung und befeuert das Fußabdruckdenken. Es entsteht ein Appell, der die Moral nach außen gegen die Moral nach innen ausspielt und dem Fußabdruckdenken Raum und Gehör verschafft.

Die Akzentverschiebung von der Opfer- zur Täterrolle und das Hinzutreten der Moral nach außen schlagen sich auch in der Entwicklung des institutionalisierten Verbraucherschutzes



nieder. Bis Mitte der achtziger Jahre war der klassische Verbraucherschutz präsent; meist in Gestalt der Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände, die nach Kräften warnten, lobten und forderten. 1985 gründete sich der Bundesverband kritischer Verbraucherinnen und Verbraucher und sah sich zuständig für ökologischen, sozialen und gesundheitlichen Verbraucherschutz – doch *Der Spiegel* bringt ihn nur bei klassischen Themen ins Spiel. Vielleicht handelte es sich auch nur um Lippenbekenntnisse, das ist hier nicht eindeutig zu erkennen. Im Weiteren wurden allerdings auch immer wieder Ökoverbände beispielsweise bei der Beurteilung von Biokost aus Verbrauchersicht eingebunden und die Zeitschrift *Ökotest* erscheint 1985 zum ersten Mal. Zur Jahrtausendwende erfindet sich der Verbraucherschutz ganz neu. Stellvertretend dafür ist die Organisation *Foodwatch* zu nennen. Der neue Verbraucherschutz weist sich durch einen hohen Professionalisierungsgrad, seine (auch finanzielle) staatliche Unabhängigkeit und das Mittel der Kampagnenarbeit aus. Die Verhaltensänderung von Herstellern und staatlicher Regulierung ist zwar ihr strategisches Ziel, aber sie gehen es nicht direkt an, sondern verwenden ein vielversprechendes Vehikel. Sie nehmen die neu gewonnene Verbrauchermacht ernst und wollen die Verantwortung und den Einfluss mobilisieren, indem sie auf Aufklärung und Aktivierung setzen. Vor dem Hintergrund der oben dargestellten Entwicklungen scheint die Entstehung dieser Form des Verbraucherschutzes eine zwangsläufige Konsequenz zu sein, weil sie die weltwirtschaftliche und mediale Situation sowie die Rolle des Konsumenten darin erkennt und sowohl richtig abbildet als auch festigt.

Wie schon mehrfach angeklungen, ist die wirtschaftliche Situation zum einen von der Globalisierung mit ihren Konzentrations- und Deregulierungsprozessen geprägt und unterliegt derzeit einer Moralisierung. Zugleich handelt es sich – zumindest in der sogenannten westlichen Welt – um einen Nachfragermarkt. Das bedeutet, das Angebot übersteigt die Nachfrage, der Markt ist gesättigt und wer noch etwas absetzen möchte, muss sich etwas einfallen lassen. Dies ist ein weiterer Grund für die neue Stellung des Konsumenten im ganzen Geschehen und seine neue Macht. In der Pfadbeschreibung schlägt sich das auch bei der Betrachtung der Berichterstattung zu Innovationen nieder. Die Innovationen, die sich auf Herstellungs- und Konservierungstechniken sowie Verpackung beziehen, fanden alle vor 1990 statt. Diese Innovationen sind Steigerungsphänomene und ihr Abebben ist ein Zeichen dafür, dass bahnbrechende Entwicklungen nicht mehr zu erwarten sind und wir diesbezüglich angekommen sind (vgl. zu Steigerung und Ankunft Schulze (2003) und Kapitel 5 in dieser Arbeit). Weitere Ankunftsphänomene sind Innovationen, die sich vor allem auf das Verkaufsetting, Produktneuheiten (Facettenänderungen wie Form, Farbe, Geschmack, Design) und Moden beziehen. Sie zielen auf Abwechslung im gesättigten Markt und im Kampf um Marktanteile.

## **4.5 Moral nach außen: Fußabdruckdenken oder *Das Leben der Anderen***

### **4.5.1 Die Moralisierung der Märkte**

Was ich eingangs als Fußabdruckdenken eingeführt habe, greift Nico Stehr (2007) in seinem Buch „Die Moralisierung der Märkte“ auf, die er als „[e]ine Gesellschaftstheorie“ versteht. Dort erarbeitet er die These, dass der Markt einen symbolischen und strukturellen Wandel erfahre. Dieser bestehe zum einen in der Abkehr von der rein materiellen Rationalität. Des Weiteren näherten sich die Rollen des Konsumenten und die des Bürgers mehr und mehr an, und die Konsumpolitik werde immer bedeutender, weil der Konsument an Handlungsfähigkeit gewinne.

Der Wandel gehe einher mit einer Wiederkehr der Marktregulierung nach Zeiten konsequenter Deregulierung. Wirtschaft und Gesellschaft orientierten sich vermehrt an den Werten Fairness, Authentizität, Goodwill und Nachhaltigkeit.

In der Folge, so Stehr, erhielten Waren über ihren materiellen Wert hinaus noch einen moralischen Wert und zugleich manifestierten sich gesellschaftliche Werte und Normen in den Produkten – in Waren wie in Dienstleistungen. Die Ökonomie sei folglich nicht nur ein Austausch von Waren, sondern auch von Werten.

Nun ließe sich einwenden, dass das doch schon immer so war. Es lässt sich aber, geht man mit offenen Augen durch die Welt, nicht leugnen, dass eine politische Konsumauffassung stärker ausgeprägt ist denn je. Nicht nur die in Abschnitt 4.2 vorgestellten empirischen Befunde bestätigen das, auch die Masse der Aufklärungs- und Ratgeberliteratur mit Titeln wie: „Die Einkaufsrevolution. Konsumenten entdecken ihre Macht“ (Busse 2006), „Shopping hilft die Welt verbessern: Der andere Einkaufsführer“ (Grimm 2006) oder „50 einfache Dinge, die Sie tun können, um die Welt zu retten, und wie Sie dabei Geld sparen“ (Schlumberger 2006). Aus England kommt der mittlerweile auch ins Deutsche übersetzte Bericht über einen ethischen Selbstversuch: „A Life Stripped Bare: My Year Trying To Live Ethically“ des *Guardian*-Journalisten Leo Hickman (2006).

Wie es zu dieser Moralisierung der Märkte kommt, beschreibt Nico Stehr nur in Ansätzen. Er führt zwar drei aus seiner Sicht entscheidende Faktoren an, die da lauten:

- (1) Historisch einmaliger Grad persönlichen Wohlstands,
- (2) rapider Anstieg des so genannten Humankapitals bzw. kulturellen Kapitals und
- (3) die soziale Extension der Märkte.

Doch eine Vorstellung davon, wie sich dieser Wandel konkret vollzogen hat, um ihn verstehen zu können und um seine Bedeutung für künftige Entwicklung beurteilen zu können, vermag er in seinen Ausführungen nicht zu erzeugen.

Hier leistet die konsequente Analyse von *Spiegel*-Artikeln gute Dienste. Es lässt sich ein thematisch kleinteiliges Gerüst historischer Episoden herausarbeiten, welches erhellt, warum es sich genau so entwickelt hat und nicht anders.

Die Themen des Fußabdruckdenkens, die ich in einzelnen Entwicklungssträngen nachvollziehe, haben daher eines gemeinsam: Sie zeigen einen Umgang mit Lebensmitteln der Folgen thematisiert, welche außerhalb des physiologischen Ernährungssystem und außerhalb der unmittelbaren, funktionalen und materiellen Verbraucherinteressen liegen. Hier geht es immer um *das Leben der Anderen*. Die Beschreibungen reflektieren die Entstehung von Qualitätsmerkmalen, die mit der Funktionalität des Produkts selbst nicht zusammen zu bringen sind.

Im Einzelnen lassen sich aus den Artikeln des *Spiegel* folgende Themenkorridore extrahieren, die den Verbraucher mit Wissen über Produktionsbedingungen, Herkunft und Folgen des Wirtschaftens und der Allokation versorgen, damit dieser zumindest theoretisch und in begrenztem Maße über folgende Fragen mitentscheiden kann:

Innerhalb des Codes *Ökologie/Kultur*:

- (1) Unter welchen ökologischen Bedingungen sollen Lebensmittel erzeugt werden und unter welchen nicht (Subcodes: Landwirtschaft und Gentechnik)?
- (2) Welche Warenströme kann und will der Verbraucher unter kulturellen und ökologischen Gesichtspunkten gutheißen (Subcodes: Regionalität und Herkunft)?
- (3) Welche ökologischen Folgen möchte er in Kauf nehmen und welche nicht (Subcodes: Umweltschutz, Artenschutz, Gentechnik)?

Das Gemeinsame dieser drei Fragen ist die Tendenz, etwas Einmaliges vor irreversibler Zerstörung bewahren zu wollen.

Innerhalb des Codes *Ökonomie*:

- (4) Welche ökonomischen Bedingungen sollen Produktion und Handel bestimmen (Subcodes: Einzelhandel, Fairtrade) und
- (5) welche weltwirtschaftlichen Verflechtungen (Subcode: Weltmarkt) sollen unterstützt werden?
- (6) Möchte er sich und seine Lage in den Kontext der Welternährung einordnen (und wenn ja: wo?) – im Bewusstsein, mit seinem Verbraucherverhalten Teil der Unternehmung Welternährung zu sein?

Verbindend für diese drei Fragen ist die mögliche Einflussnahme auf strukturell bedingte ökonomische Belastungen und die Ungleichverteilung von materiellen und immateriellen Ressourcen im Kontext der Weltregionen, aber auch vor Ort.

Innerhalb des Codes *Politische Verflechtungen*:

Lebensmittel haben weitere virtuelle Merkmale, die nicht nur wirtschaftspolitisch relevant sind, sondern auch weltpolitische Verflechtungen ausdrücken. Zu denken ist hier an

(7) politische, beziehungsweise ideologische Motive im Im- und Exportverhalten einer Volkswirtschaft, wie beispielsweise das Verhängen eines Embargos, um politischen Druck auszuüben, oder an den staatlichen Aufruf, Importprodukte einer Nation zu boykottieren. Auch positive Sanktionen bis hin zu diplomatischen Langzeitbeziehungen drücken sich meist in wirtschaftlichen Beziehungen aus.

(8) Zudem werden immer wieder Fälle beschrieben, in denen eine Nation aus politischen Gründen eine ausreichende Versorgung der Bevölkerung herzustellen nicht in der Lage ist.

Diese Art von Information dient weniger als handlungsleitendes Wissen für den Verbraucher, sondern stellt über die Ernährungssolidarität eine Verbundenheit und einen Anknüpfungspunkt für Weltpolitik dar. Im Orbit der konsumpolitischen Orientierungsmuster handelt es sich hierbei also um eine Randerscheinung, bleibt aber ein wichtiger Aspekt der (wachsenden) Food Awareness.

#### **4.5.2 Ökologische und kulturelle Aspekte**

Artikel, die Lebensmittel mit dem Bewahren von Kultur und Ökologie in Verbindung bringen, häufen sich mit der Zeit, wie in der nachstehenden Grafik deutlich zu sehen ist. Dieser Trend begegnete bereits in Sachen Verbraucherschutz, dem Fingerabdruckdenken. Auch die Zunahme der Berichterstattung in den Themen Kultur und Ökologie ist Teil der wachsenden Food Awareness.

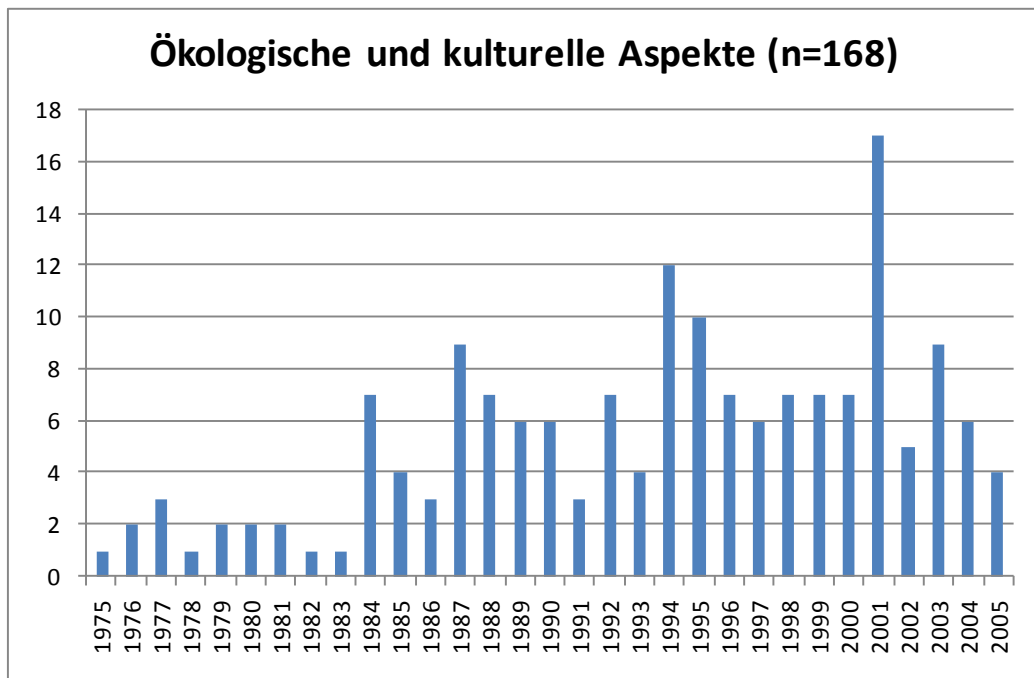


Abbildung 4.5-1: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Code *Ökologische und kulturelle Aspekte* zugeordnet wurden

Ein vorweggenommener Blick auf die darin enthaltenen Subcodes zeigt, dass diese ansteigende Häufung nicht etwa in der Dominanz eines einzelnen Aspekts gründet. Vielmehr greift nahezu jeder Subcode in seiner quantitativen Entwicklung dieses Muster auf: Die meisten Artikel innerhalb dieses Codes thematisieren den *Arten- und Tierschutz*. Zahlenmäßig ist dieses Thema dicht gefolgt von der *Landwirtschaft und ihren Formen*. Beide häufen sich ab der zweiten Hälfte der achtziger Jahre und treten in immer höher ausschlagenden Wellen auf. Die Abgrenzung zwischen den beiden Themenkomplexen ist nicht besonders trennscharf – strenggenommen bildet der Arten- und Tierschutz ein Unterkapitel der landwirtschaftlichen Produktion. Der eine oder andere Artikel könnte hier wie dort eingehen und tut es oft auch, wenn auch unter leicht verändertem Fokus (Pearson's  $r$  beträgt 0,23). Hier geht es aber darum, Gegenstände zu beschreiben, die den kollektiven Verbraucher bewegen und interessieren, und nicht darum, eine ausgeklügelte Taxonomie zu entwickeln. Das Thema *Gentechnik* erfährt seit 1989 nahezu ungebrochen große Beachtung; *Regionalität* zeigt kein besonderes Entwicklungsmuster, was auch an der geringen Zahl der Artikel dazu in der Stichprobe liegt. Soziale Bewegungen, welche ich lieber *Projekte in der Gesellschaft* nennen möchte, die sich Bewahrung auf die Fahnen schrieben, tauchen vor allem ab Mitte der Neunziger auf.

#### 4.5.2.1 *Landwirtschaft und ihre Formen*

Erst ab Mitte der achtziger Jahre sprechen die Stichprobenartikel vermehrt von der Landwirtschaft. Die versprengten Texte der Siebziger erscheinen auf den ersten Blick abgekoppelt von der restlichen Berichtsgeschichte, gewissermaßen wie getrost vernachlässigbare Ausreißer.

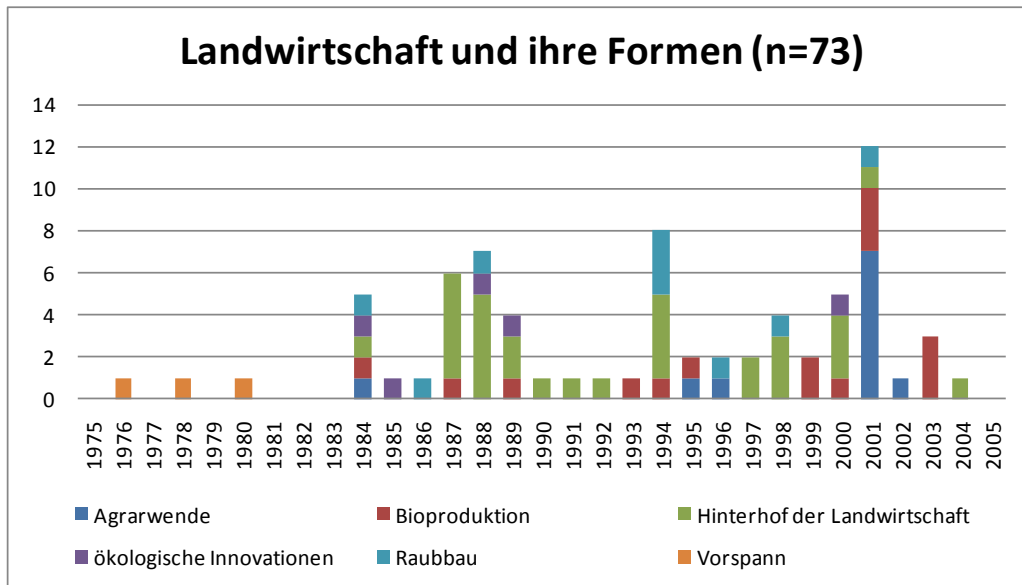


Abbildung 4.5-2: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Landwirtschaft und ihre Formen* zugeordnet wurden

Doch berichtet nur einer von ihnen über eher randständige oder für die Gesamtheit der Artikel untypische Dinge: über die Entwicklung einer Möglichkeit, klimaunabhängig und damit ganzjährig Grünfütter für Kühe zu züchten (197643134). Die beiden anderen sind Vorboten späterer Dauerbrenner:

Da sind zum einen die Japaner als ein Volk von Fischessern. Sie sehen sich dem *Spiegel* zufolge schon 1978 damit konfrontiert, ihren Bedarf nur noch schwer durch reinen Fischfang auf See decken zu können. Der Überfischung möchten sie mit dem Bau von Fischfarmen an der Küste und gezielten Zuchtmethoden entgegenwirken (197831105).

In dieser Zeit ist die Technik der Aquakulturen so ausgereift, dass sie erstmals wirtschaftlich von Interesse ist. Viele Jahre optimierte man diese Zuchtmethoden fernab der breiten Öffentlichkeit. Doch gerät diese Art der Fischwirtschaft in den Neunzigern genauso in die Kritik wie andere konventionelle Produktionsmethoden für Lebensmittel.

Der Tierschutz bzw. die artgerechte Tierhaltung in der Landwirtschaft stellen das zweite Thema, das damit bereits vor der wachsenden Food Awareness angelegt war. Konrad Lorenz selbst bereitet unter der Überschrift „Tiere sind Gefühlsmenschen“ etwas vor, das in den Folgejahren immer mehr Raum greift: die Sensibilität für den „technomorphen“ Umgang mit unseren Nutztieren und die Frage nach ihrer Berechtigung (1980/47251). Dem Tier- und Artenschutz widme ich zwar einen eigenen Abschnitt; innerhalb dieser Themensammlung zur Landwirtschaft und ihren Formen scheint der Artikel dennoch eine Wende in der Aufmerksamkeit zu markieren.

Denn nicht nur Berichte über artgerechte Tierhaltung häufen sich seit dem, sondern auch die Reportagen, die die standardisierten Formen der Landwirtschaft dem Laien zugänglich machen und damit vom starren Gleis der Selbstverständlichkeit nehmen. In diesen Schritten verändert sich auch die Berichterstattung über Landwirtschaft: Zunächst berichtet *Der Spiegel* in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre darüber, *wie es eigentlich zugeht* in der Tier- und Pflanzenzucht; die Wirkmechanismen im komplexen wirtschaftspolitischen Agrarsystem bleiben dabei nicht außen vor (siehe die Häufung der Artikel in den Jahren 1987 und 1988). Die landwirtschaftliche Produktion wird in der ersten Hälfte der Neunziger immer häufiger mit dem Thema *Raubbau* in Verbindung gebracht; bedeutend ist hier vor allem das Jahr 1994. Parallel dazu wächst die Zahl der Artikel, die sich mit der biologischen Landwirtschaft auseinandersetzen. Sie sind für den Ausschlag im Jahr 1989 verantwortlich, der in der Grafik zu sehen ist. In der Mitte der achtziger Jahre beginnt *Der Spiegel* mit einzelnen Reportagen über Bio-Exoten. Und in dieser Zeit, nämlich 1982, verwendet das Magazin erstmals den Begriff *konventionelle Landwirtschaft* für alles, das nicht den strengen Maßstäben der Biolandwirtschaft unterliegt (Ausgabe 30/1982). Schließlich erfährt der Biozweig eine solche Aufmerksamkeit, dass in der zweiten Hälfte der Neunziger und seit 2000 die Berichterstattung über Biolandwirtschaft überwiegt. Diese Artikel werfen meist einen etwas schiefen Seitenblick auf die konventionelle Parallelwelt. Gleichzeitig untergräbt das von der Verbraucherministerin Renate Künast geprägte Konzept der Agrarwende die scheinbare Unvereinbarkeit zweier Universen, die den klassischen Kampf zwischen Gut und Böse ausfechten. 2001 ist *das* Jahr der Agrarwende; in keinem der Folgejahre berichtet *Der Spiegel* mehr darüber.

Ein eher kleineres Thema blitzt unregelmäßig auf: Der (oft implizit als rückständig betrachtete) Umgang mit Pestiziden in anderen Ländern. Und wie auch sonst berichtet *Der Spiegel* innerhalb des Themenkomplexes Landwirtschaft von Innovationen und präsentiert Trouvaillen aus der Forschung.

#### 4.5.2.1.1 *Im Hinterhof der industriellen Landwirtschaft*

Beginnen wir den Streifzug durch die Berichterstattung über Landwirtschaft mit dem eher beschreibenden Blick hinter die Kulissen.

Durch die Brille des *Spiegel* betrachtet, kommen die Landwirte selten gut weg. Beginnend mit einem Artikel über die Gefahren nitratverseuchten Trinkwassers für Säuglinge (198415244), berichtet das Magazin über die mangelnde Selbststeuerungsfähigkeit der Bauern in Bezug auf nachhaltiges Wirtschaften. Zur Eindämmung der Stickstoffausbringung, die für den hohen Nitratgehalt im Trinkwasser verantwortlich ist, habe 1984 die nordrhein-westfälische Landesregierung eine Erhöhung des Wasserpreises geplant, um damit einen Zuschuss zur Investition in Lagermöglichkeiten von Gülle und Jauche zu finanzieren. Ein ähnliches Ziel habe die EG mit einem Anreizsystem zum Natur- und Artenschutz im Jahr 1987 verfolgt. Wenn die Bauern unter klarer vertraglicher Regelung Flächen brach liegen ließen, erhielten sie eine Förderung, die ausgleichen soll, dass die Preise, die die EG für die bäuerlichen Erzeugnisse bezahlt, oft unter den Kosten liegen (198711071). Doch auch die zweite Novellierung des bundesdeutschen Umweltschutzgesetzes, die ein Jahr später diskutiert wird, schützte laut *Spiegel* erneut eher die Landwirtschaft denn die Umwelt (198825045).

In einer mehrteiligen Reportage stellt *Der Spiegel* fünf Wochen lang den „alltäglichen Irrsinn“ der Landwirtschaft und die Geschichte des „europäischen Agrarmonsters“ ausführlich dar. In der Stichprobe befinden sich zwei dieser umfangreichen Artikel (198749104, 198745070). Thematisiert werden in diesen beiden die Düngepraxis und die für Überproduktion verantwortlichen europäischen Agrarsubventionen. Ein weiterer Faktor, der die nie dagewesenen Produktionsmengen erst ermögliche, sei der Futtermittelimport aus Übersee (198749110). *Der Spiegel* überschreibt den Artikel „Das Vieh der Reichen frißt das Brot der Armen“, weil etwa ein Viertel der Eiweißzufuhr in der Viehzucht aus Nicht-EG-Staaten komme, die oft zugleich Schwierigkeiten hätten, ihre eigenen Bevölkerung zu ernähren. Insgesamt gelten Landwirte als kühle Rechner, die das „bäuerliche Denken“, nämlich „gesunde Nahrungsmittel zu produzieren und die Natur zu pflegen“ zugunsten des Geldverdienens aufgegeben hätten (198833020). Aus wirtschaftlichen Gründen würden die Züchter zu Medikamenten (198833024) und Hormonen greifen und „lieblos und schnell“ produzieren (198835051). Tiere, so *Der Spiegel*, seien für den Bauern keine Haustiere mehr, nicht mehr Teil des ökologischen Kreislaufs. Anlässlich eines weiteren, ein Jahr später aufgedeckten Falls von Hormonverseuchung berichtet das Magazin von einem Bauern, der seine nur mit Naturfutter aufgezogenen Kälber am Markt nur schwer platzieren habe können (198935082). Im Jahr 2000 berichtet *Der Spiegel* darüber, was stattdessen bisweilen verfüttert werde: medikamentenbelastetes Tiermehl, gestreckt mit Abwässern, Küken aus dem Muser, gestrandete und giftbelastete Pottwale, die zu Tiermehl verkocht werden sowie Klärschlamm und Transformatorenöl (200011072). In der Titelstory „Frankenfood aus dem Labor“ (200049312) fasst *Der Spiegel* sämtliche Ängste zusammen, die „Agro-Business“ und „Food Konzerne“ in der Bevölkerung auslösen. Wie die Bauern trotz sinkender Preise zu ihren Erfolgen in der Züchtung kommen, ist allerdings vor allem dann Thema, wenn es zu einem öffentlichen Skandal kommt, wie in der Stichprobe zuletzt im Jahr 2001. Da wurde bekannt, dass Bauern in ganz Deutschland tonnenweise Antibiotika an Schweine verfütterten (200105030).

*Wie es in der Landwirtschaft zugeht* – diese Art der Berichterstattung erhält in den Neunzigern nach und nach kritischere Züge.



Zunächst wird erklärt, dass salmonellenverseuchte Lebensmittel eine direkte Folge der hochgradig technisierten Massentierhaltung (vor allem der Geflügelhaltung) seien, wie die Wirkungskette aussehe und welche Maßnahmen ergriffen werden sollten: strengere bakteriologische Überwachung und mehr Vorsicht beim Endverbraucher in der Verarbeitungshygiene (199101061). Wirklich problematisiert werden Legebatterien erst 1997, als in Mecklenburg Europas größter Betrieb mit 800.000 Tieren entstehen soll (199707064) und 1998 als das Bundesverfassungsgericht darüber entscheiden soll, ob die Verordnung zur Käfighaltung verfassungswidrig ist (199811172). Nicht nur in Norwegen, wo 1989 beispielsweise 110.000 Tonnen Zuchtfisch produziert worden seien (eine knappe Verdreifachung seit 1980) und Umweltschützer schimpften, „Die scheißen uns die Fjorde zu“ (199009231), stößt die Massenzüchtung von Fisch mit den bisherigen Methoden in der Mitte der Neunziger an ökologische Grenzen. Dies schlage sich zum Beispiel in der Zerstörung indischer Mangroven und der Verseuchung von Küstenregionen in ganz Südostasien durch Shrimpsfarmen nieder. Deshalb würden sich Forscher im Bereich Aquakultur verstärkt neuen Entwicklungen in diesem „maritim-industriellen Komplex“ widmen, so *Der Spiegel*. Immer mehr Fisch- und Meerestiersorten sollten mit speziellen Techniken kultiviert und die bisherige Zucht ausgeweitet werden (199291167, 199415192). 1997 stammte schon mehr als ein Viertel der Speisefische aus Aquakulturen, was unvorhergesehene ökologische Folgen habe (199845237). 2004 berichtet *Der Spiegel* über erste Erfolge, Heilbutt auf offener See zu züchten. Eine neue Generation hochseetauglicher Gehege sollte dies auch für Kabeljau und Thunfisch möglich machen. Weitere – wenn auch vage – Ideen seien Zuchtschiffe, das Konditionieren von Jungfischen, die sich als erwachsene Tiere einfach anlocken ließen, oder der „Ocean Drifter“: ein riesiger Käfig, der unter Wasser im Golfstrom treiben würde (200423164).

Von einer Produktionshilfe, die den *Spiegel*-Leser überrascht haben möge, ist 1994 die Rede: Bauern setzten offenbar Abfallprodukte der gentechnischen Enzymindustrie als kostenlosen Dünger ein (199425188). Ebenfalls dem Rationalisierungswillen zu verdanken sind Methoden, die – *Der Spiegel* zitiert einen englischen Weinkritiker – den Niedergang der Weinerzeugung verantworteten: Fragwürdige Filtertechnologien, mechanische Lesemethoden, Verbannung natürlicher Hefen, zu hohe Erträge, zu frühe Ernte (199445111). Die Berichterstattung in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre hat mehr und mehr den Charakter einer (in Anbetracht der technischen Entwicklung vergleichsweise spät) emergierenden Erkenntnis, dass Pflanzenzucht und Tierzucht „zur Industrie geworden“ sind (199715216).

Der Blick auf die Gepflogenheiten in der internationalen Landwirtschaft durch die *Spiegel*-Brille zeigt, dass der Einsatz von Pestiziden in vielen Ländern viel weiter verbreitet scheint als hierzulande.

1987 berichtet *Der Spiegel* von einer halben Million brasilianischer Landarbeiter, die Verletzungen bei der Handhabung von Pestiziden erlitten. Einer Studie des Nationalrats Christlicher Kirchen zufolge seien weltweit jährlich 10.000 bis 40.000 Menschen daran gestorben (198741159). Der Einsatz sei nicht nur intensiver, man verwende in der „dritten

Welt“ auch Chemikalien von Firmen, die in deren Land längst verboten sind; beispielsweise ging 1989 ein derartiger Vorwurf gegen BASF durch die Presse (198817185, 198933979). Der *Spiegel* berichtet 1994 von einem Fall von Plantagen in Chile, wo die betroffenen Arbeiter nicht gewusst hätten, mit welchen Chemikalien sie in Berührung kamen bzw. welche Gefahren damit verbunden sind (199425124). Was in den Entwicklungsländern oft nicht ins Gewicht falle, mache den Pestizideinsatz in Deutschland teuer: Trinkwasseraufbereitung, Überwachung von Lebensmitteln durch Behörden, Behandlungs- und Krankenhauskosten und Arbeitsausfall. Der *Spiegel* zitiert hier die Studie des hannoverschen Agrarforschers Waibel, der die volkswirtschaftlichen Kosten auf jährlich 250 bis 300 Millionen Mark schätzte – und das ohne Berücksichtigung von chronischen Krankheiten wie Krebs. Die Landwirtschaft erziele dagegen einen Nutzen von 1,15 Milliarden Mark, die Kosten trage die Allgemeinheit (199805018).

Dass die Art und Weise, wie *Der Spiegel* über die *ganz normalen* Methoden der Landwirtschaft berichtet, die er seit Anfang der achtziger Jahre auch *konventionell* nennt, eine industriekritische Sichtweise erhalten hat, wurde in diesem ersten landwirtschaftlichen Streifzug deutlich. Inhaltlich untermalt *Der Spiegel* solche Stoßrichtungen häufig mit Experteninterviews. In Fragen der Lebensmittelherstellung und Ernährung tritt immer wieder Udo Pollmer auf, der beispielsweise 2000 damit zitiert wird, dass unsere Nutztiere vor zwanzig Jahren auf ganz andere Nahrungsbedürfnisse hin gezüchtet worden seien. Das Gras auf der Weide würde zu Mangelernährung führen (200049330).

#### 4.5.2.1.2 *Landwirtschaft und Ökologie*

Mit der wachsenden Kritik an der industriellen Landwirtschaft entwickelt sich auch die mediale Aufmerksamkeit für alternative Anbau- und Zuchtinitiativen. Meistens wird die Kritik erst im Zuge der Berichterstattung über die ökologische Landwirtschaft geübt.

Die ökologische Landwirtschaft ist in dem Maße, in dem Wesen und in der Hartnäckigkeit, mit der sie sich mit ihren Produkten derzeit im Markt behauptet und wächst, zunächst als *Innovation* zu sehen. Die oben belegte Kritik an der industriellen Landwirtschaft geht einher mit einer Kritik am Künstlichen und des darauf folgenden Beschwörens eines Nimbus des Natürlichen. Die Unterscheidung zwischen künstlich und natürlich lässt sich nur scheinbar anhand des Ausmaßes industriellen Technikeinsatzes definieren. Die empirisch feststellbare Differenzierung des Begriffspaars ist allerdings anders gelagert. Statt von der Technisierung Abstand zunehmen, sind wir mit dem Paradox konfrontiert, dass eine breite Versorgung mit „natürlichen“ Produkten nur unter Übertragung mancher bestehender und unter Entwicklung neuer Technologien gelingen kann. Hierfür sprechen zwei zentrale Gründe: Zum einen wären die Erträge zu gering, um in einer hochdifferenzierten Gesellschaft eine ausreichende Versorgung zu erzielen. Zum anderen brachte die kulturelle Entwicklung in der fortgeschrittenen Modernisierung funktionale Anreicherungen und Relevanzverschiebungen hervor, die sich auf den technischen Fortschritt gründen und auf die gesamte Sphäre

Lebensmittel ausgerichtet sind. Die Beispiele hierfür reichen vom Bild (der Idee), das der Konsument von bestimmten Lebensmitteln hat und dessen Entsprechung er erwartet, bis hin zur Darreichungsform, die er als Konsument gewohnt ist und nicht aufzugeben bereit ist. Das kann der makellose Apfel sein, der auch im Bioladen zu finden ist und sich optisch nicht vom konventionellen Vertreter derselben Sorte unterscheidet. Oder die Nachfrage nach Convenience-Produkten. Dieses Marktsegment hat längst in der Variante „bio“ Erfolg und wächst.

Nicht nur die ökologische Landwirtschaft ist als Innovation im Ganzen zu sehen. Der *Spiegel* berichtet immer wieder über *ökologische Innovationen*, die die Landwirtschaft selbst anstößt und die sie immer produktiver machen. In den hier dargestellten Fällen ist aber nicht nur die Mengensteigerung interessant, sondern auch der Qualitätszuwachs und die ökologischen Folgen. Welche dieser Innovationen sich davon in der Stichprobe zeigen, möchte ich kurz skizzieren. Wie bei den anderen Themen ist es auch hier nicht meine Intention, eine lückenlose Ereignisgeschichte zu präsentieren. Es handelt sich um Schlaglichter, die Trends aufzeigen können. Zur wirkmächtigsten der genannten Innovationen, der Etablierung der biologischen Landwirtschaft, finden sich im *Spiegel* zahlreichste Artikel. Sie thematisieren Wohl und Wehe, Sinn und Unsinn der *Bioproduktion*. Dies ist der zweite inhaltliche Bereich, den ich gesondert abstecken möchte. Den dritten Themenkomplex bildet der *Raubbau* durch Landwirtschaft, gefolgt von der gegensteuernden Maßnahme: der *Agrarwende*.

#### *Ökologische Innovationen*

Ein Verfahren, das man 1984 unter dem Namen Carborain patentiert habe, solle Pflanzenwachstum durch Versetzen des Gießwassers mit CO<sub>2</sub> deutlich verbessern und den Einsatz von giftigen Düngemitteln verringern (198407061). Ähnlich verblüffend einfach klingt die Methode, die in England im Labor erprobt worden sei: Zugabe von Strom habe Zellen von Tabakpflanzen schneller wachsen lassen (198525185). Für den *Spiegel* war dies Grund zur Hoffnung, dass Kleingärtner und Großbauern „im nächsten Jahrtausend“ „Blütenpracht und Nutzpflanzenenerträge per Schalldruck verstärken“ könnten. 1989 macht der Dinkel als neu entdeckte Getreidesorte Schlagzeilen, denn die Pflanze brauche wenig Düngung, weil sie besonders viel Stickstoff aus dem Boden zieht, und sie sei robust gegen Pilzbefall (198907094). Im Kontext der anderen Innovationen gesehen, passt sie also genau in die Suche nach Strategien, die es ermöglichen, auf Chemikalien im Pflanzenbau weitestgehend zu verzichten.

Von einem zunächst unökologisch anmutenden Verbot berichtet *Der Spiegel* 1988: In Holland, wo es zu der Zeit die meisten Stalltiere pro Quadratmeter gegeben habe, habe man lokale Weideverbote für die Nacht verhängt – als Maßnahme gegen die „Gülle-Flut“. Die Massentierhaltung verursache 40 Prozent der Nitratbelastung im Boden. Außerdem schreibt *Der Spiegel* von Plänen, Gülle direkt in den Boden einzuleiten, statt zu versprühen, und damit die Bildung von Aerosolen zu vermeiden (198851079).

Aus dem Platzmangel der niederländischen Landwirtschaft erwuchs wohl die Idee des „Deltaparks“, über dessen Konzipierung das Magazin im Jahr 2000 berichtete. Im Hafen von Rotterdam sollte in einem mehrstöckigen Hochhaus eine automatisierte „Fertigungsanlage für Grundnahrungsmittel“ untergebracht werden (200043238). Die unterschiedlichsten räumlichen Voraussetzungen sollten optimal auf die Zuchtbedingungen der Nutztiere abgestimmt werden. 300.000 Schweine, 250.000 Legehennen, 1.000.000 Masthähnchen, Lachse im Keller und eine Insektenzucht als Protein- und Futterlieferant sollten dem *Spiegel* zufolge auf mehreren Stockwerken untergebracht werden. Die ökologischen Vorteile wären Kreislaufwirtschaft, räumliche Nähe zu den Verbrauchern, Wärmerückführung, Windkraft, Methannutzung und Biogasnutzung. Eigene Recherchen haben ergeben, dass dieses Vorhaben zunächst große Unterstützung durch die Regierung erfuhr, dann aber aufgrund der Reaktion in der Öffentlichkeit und in den Medien gescheitert ist. Im Magazin *nano* des Senders *3sat* heißt es dazu in einem Betrag vom 15.02.2001: „Effektiver geht es eigentlich nicht. Aber die Bürger wollen so ein ‚Agropolis‘ nicht, denn sie sind entsetzt von der Idee, Schweine in einem geschlossenen Gebäude zu halten.“ (3sat.online 2001)

Einen anderen Weg, nämlich den zurück zur traditionellen Landwirtschaft, ging der europäische Forscherbund Safe (Silvoarable Agroforestry for Europe). Der *Spiegel* berichtet 2004 von der ertragreichen und umweltschonenden Methode, Bäume und Nutzpflanzen wieder gemischt anzubauen. Bis in die fünfziger Jahre sei das in Europa noch üblich gewesen. Mischfelder würden mehr Ertrag bringen, Bäume das Getreide vor schädigenden Wettereinflüssen schützen und der Boden werde zudem vor Erosion bewahrt (200451160).

### *Bioproduktion*

Die Beschäftigung mit der Qualität von Bioprodukten im *Spiegel* habe ich bereits im Abschnitt zum Fingerabdruckdenken, der Moral nach innen, beschrieben. Hier geht es nun um die landwirtschaftliche Seite, die Veränderungen der Produktionsbedingungen und des Marktes.

Bereits 1984, in den Anfängen des Erfolgs der Ökolandwirtschaft, scheinen die Bauern ersten Anfechtungen ausgesetzt zu sein und müssen sich gegen Studien zur Wehr setzen, die die Qualität der Bioprodukte negativ beurteilten, weil sie keine Unterscheidung zwischen Trittbrettfahrern, die nicht geschützte Deklarationen verwenden, aber ihre Standards nicht einhalten, und selbstverpflichteten Ökobauern wie *Demeter* oder *Bioland* machten (198411087). Doch auch die Einführung von Siegeln, die dem Verbraucher Sicherheit geben sollen, ist nicht unproblematisch. *Der Spiegel* berichtet 1993 von der neuen EG-Verordnung, nach der „gentechnisch veränderte Mikroorganismen“ als Zutaten im Herstellungsprozess des ökologischen Landbaus zulässig seien (199307016). Auch im Jahr 2003, als das Biosiegel, das die Einhaltung der EU-Biorichtlinien garantieren soll, eingeführt wurde, hätten deutsche Ökolandwirte protestiert. 1.800 Betriebe des Ökoverbands Naturland hätten Landwirtschaftsministerin Künast von den Grünen per Unterschrift aufgefordert, ihr Siegel an den strengeren Standards der deutschen Ökoverbände auszurichten und nicht an den niedrigeren der EU (200307018).

Die Artikel der Stichprobe zeichnen das Wachstum der Ökolandwirtschaft nach. Da die „Bierberichterstattung“ im *Spiegel* einen hohen Stellenwert einnimmt (siehe die Artikel zum Reinheitsgebot) spiegelt sich auch hier der Biotrend: Eine Brauerei aus dem fränkischen Neumarkt habe als eine der ersten Brauereien bereits 1988 5.000 Liter Biobier gebraut, für das Folgejahr rechnet man mit einer Verdoppelung. Der *Spiegel* erklärte, dass ein Kasten des Bieres hundert Quadratmeter naturbelassene Fläche pro Jahr sichere, da Hopfen und Gerste nur mit Mist und Gülle gedüngt würden (198911084). Acht Jahre später zitierte *Der Spiegel* eine Studie, die bestätigt habe, dass Biobier keine Pflanzen- und Tierbekämpfungsgifte enthalte, halb soviel Cadmium wie herkömmliches Bier und deutlich weniger Nitrat (199421087). Aber nicht nur am Bier zeigt sich der Erfolg der Biolandwirtschaft. 1.900 Betriebe führt *Der Spiegel* 1987 an, die nach ökologischen Grundsätzen circa 3.000 Hektar bewirtschafteten, dies entspricht dem Magazin zufolge 0,3 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche. *Der Spiegel* nennt auch noch einmal Kriterien, die hier zu erfüllen seien: Keine Chemie, sondern mechanische Unkrautvernichtung, Verzicht auf mineralischen Kunstdünger, vielseitige Fruchtfolge und ganzheitliches, autarkes Wirtschaften. Der Gewinn pro Hektar stehe im Vergleich zur konventionellen Landwirtschaft bei 1.181 DM zu 1.288 DM (198727059). Im Jahr 1995 gibt *Der Spiegel* an, dass nun 2 Prozent der Fläche vom Ökolandbau bewirtschaftet werden (199541016). Im Jahr 2001 seien es in Österreich 10,1 Prozent, während der EU-Durchschnitt noch bei 2 Prozent liege. *Der Spiegel* sieht Österreich hier als Vorreiter; mit einem Marktanteil der Biomilch von 13 Prozent hätten Bioprodukte in dem Land die Massen erreicht (200131116). Aus Deutschland wird dagegen vor allem von Absichtserklärungen berichtet. Die Appelle an Verbraucher, Bio-Eier zu kaufen, sind laut *Spiegel* im Jahr 1999 nicht von Erfolg gekrönt. Allerdings kämen mehr als 50 Prozent der Nachfrage aus der Industrie, da habe der einzelne Verbraucher wenig Einfluss (199927192). Im selben Jahr berichtet das Magazin, dass die Veranstalter der Expo den dort zugelassenen Gastronomien zur Auflage gemacht hätten, zehn Prozent ihrer Lebensmittel aus biologischem Anbau zu beziehen (199939018). Um zu illustrieren, welche Bastionen der Ökoanbau bereits zu Fall gebracht hat, berichtet *Der Spiegel* vom ehemaligen Großfabrikanten der Herta-Wurst. Der einstige Verfechter der industrialisierten Lebensmittelproduktion, der – so das Magazin – teils wöchentlich 25.000 Schweine und 5.000 Rinder aus Massenhaltung verarbeitet hatte, gründete einen Biohof mit eigener Verarbeitung in Bäckerei, Käseerei, Brauerei, Metzgerei und Gaststätte (200049324). Dennoch sei Deutschland, 2001 betrachtet, schon mal weiter gewesen. Für jenes Jahr nennt *Der Spiegel* eine ökologisch bewirtschaftete Fläche von 2,6 Prozent (200103025). 2003 schreibt das Magazin, dass die Zahl der gelegentlichen Biokäufer im Alter zwischen 30 und 39 Jahren im Vergleich zum Vorjahr um 12 Prozent gestiegen sei (200335089).

Im selben Jahr stellt *Der Spiegel* ein Experiment aus den USA vor, in dem drei Modellplantagen jeweils nach unterschiedlichen Prinzipien geführt wurden: konventioneller, ökologischer und integrierter Anbau. Nach fünf Jahren habe der Biohof nicht nur die süßesten Äpfel aufweisen können, sondern auch die beste Bodenqualität, gleiche Erträge, weniger Energieaufwand und um 50 Prozent höhere Preise. Der Ökoanbau rentiere sich also nicht nur ökologisch, sondern auch wirtschaftlich (200117225). Die positiven Effekte des Ökolandbaus auf die Bodenbeschaffenheit beschreibt *Der Spiegel* auch im Jahr 2004: Die

Felder von Biolandwirten seien weniger anfällig für Überflutung und nähmen doppelt so viel Wasser auf wie konventionell bestellte Felder, weil durch den Verzicht auf schwere Landmaschinen der Acker lockerer sei und die natürliche Durchlüftung durch Insekten und Würmer fördere (200335089).

### *Raubbau*

Im Kontrast zu den Entwicklungen auf dem Gebiet der ökologischen Landwirtschaft – gewissermaßen als dessen Argumentationsgrundlage – steht der Themenkomplex *Raubbau*. Im *Spiegel* häufen sich ab der Mitte der achtziger Jahre die Darstellungen von landwirtschaftlichen Praktiken, die – so wird es in den Artikeln bewertet – die Natur in nicht nachhaltiger Weise ausbeuteten. Die im Folgenden kurz skizzierten Artikel gehen auf Raubbau durch Landwirtschaft eher grundsätzlich ein, während für Tier- und Artenschutz und Umweltschutz jeweils ein eigener Abschnitt vorgesehen ist (vgl. 4.5.2.2).

Der *Spiegel* zitiert 1984 eine Studie des Washingtoner Worldwatch Institutes. Derzufolge gehe bei etwa der Hälfte aller landwirtschaftlich genutzten Flächen mehr Ackerboden durch Erosion verloren, als durch natürliche Regeneration wieder ersetzt werde. Dies sei vor allem in den USA, der UdSSR, China und Indien der Fall (198443279). Im Jahr 1986 zitiert *Der Spiegel* die „Arbeiterzeitung“ aus China, die an das ökologische Gewissen appelliere mit den Worten: „Die Erde ist ein Rohstoff, der sich nicht vermehrt.“ Anlass für diese Ermahnung sei der Umstand gewesen, dass nach vier ertragreichen Jahren die Menge des geernteten Getreides drastisch abgesunken war. Im Zuge der Industrialisierung stünden immer weniger Flächen zur Verfügung und der Agrarsektor schrumpfe (198605139).

In Deutschland sollte 1988 das Naturschutzgesetz zum zweiten Mal novelliert werden. Im Entwurf dazu sieht *Der Spiegel* eine Privilegierung der Landwirtschaft und teilt damit die Einschätzung der großen Naturschutzverbände. Naturnutz gehe über Naturschutz, so das Magazin. Großer Kritikpunkt ist die Vielzahl der zu unverbindlichen Anweisungen: „Es soll mit Grund und Boden sparsam umgegangen werden“ (198825045). Dafür, dass die Folgen des Raubbaus keine abstrakte Größe seien, die sich allenfalls erst Generationen später zeitigten, sensibilisiert *Der Spiegel* einige Jahre später mit einem Artikel über den Kakaoanbau im Amazonasgebiet. Die großflächige Rodung der Wälder dort drohe die letzten wilden Kakaopflanzen zu vernichten. Ihr Erbgut könne aber dereinst existenziell für den Kakaoanbau sein, da die hochgezüchteten Monokulturen anfällig für Erkrankungen seien. Im Wildkakaos vermutete man Resistenzgene (199403163).

Der Bereich, in dem der Raubbau die Bedingungen der Lebensmittelerzeugung besonders früh eingeholt hat, ist der Fischfang. Im Abschnitt über den Tier- und Artenschutz nimmt dieser daher besonders viel Raum ein. 1994 beschreibt *Der Spiegel* den „ruinösen“ Wettbewerb auf den Weltmeeren. Auf dem Ozean seien drei Millionen Fangschiffe unterwegs, die immer weniger Fische herausholten. Fangquoten und Treibnetzverbote fruchteten kaum. *Der Spiegel* vergleicht die internationale Fischerei mit dem Prinzip der verbrannten Erde. Der Leiter des Instituts für Seefischerei wird mit der Auffassung zitiert, dass man durch Überfischung kein Tier ausrotten könne – vorher ginge der Fischer pleite

(199401138). Eine Möglichkeit, die unbeachteten absoluten Fangquoten durch etwas Wirkungsvolleres zu ersetzen, stellt *Der Spiegel* noch im gleichen Jahr vor: Britische Forscher hätten einen Chip entwickelt, der – am Tier angebracht – die Reiserouten von Fischen aufzeichnen soll. Damit könne man gezielte Fangverbote von laichenden und jungen Fischen für die Gebiete aussprechen, in denen sich die für die Arterhaltung wichtigen Tiere bevorzugt aufhalten (199417221). Ganz anders will der weltgrößte, norwegische Düngemittelhersteller dem *Spiegel* zufolge dem Rückgang der Fischbestände entgegenwirken: Durch Düngung der Meeresalgen könnten die Fischbestände wachsen. Meeresbiologen sähen darin ein „hirnrissiges“ Vorhaben, da das Einleiten von Phosphor und Stickstoff im großen Stil zu Sauerstoffmangel und vermehrtem Wachstum giftiger Algen sowie Quallen führen könne. Doch die europäische Kommission unterstütze die Idee der Norweger, so *Der Spiegel* (199609223). Um trotz der schwindenden Bestände noch wirtschaftliche Fischmengen an Land zu bringen, setzten die Trawler Treibnetze ein, deren Länge über dem erlaubten Maß von 2,5 Kilometern liegen. Damit zitiert *Der Spiegel* Greenpeace, die forderten, von den immer effizienteren Fangmethoden wegzukommen und sich um nachhaltigerer Fischerei zu bemühen. Schon 1989 ächtete eine UNO-Resolution das Auswerfen von Treibnetzen, in denen jährlich Millionen Delphine, aber auch Haie und Seevögel verenden. Ein Verbot seitens der EU-Kommission scheiterte zunächst 1994, könne aber, so *Der Spiegel*, 1998 beschlossen werden (199823198). Bezüglich der Fleischerzeugung sei das wachsende Interesse der Verbraucher an Fleischimitaten auf Pflanzenbasis im Zuge der BSE-Krise, so *Der Spiegel*, in den Augen der Forscher auch eine Chance, dem Raubbau entgegenzuwirken. Es wäre eine Möglichkeit, die Zahl der Zuchttiere einzudämmen, die die Umwelt durch Urwaldzerstörung für Futteranbau und Boden- und Gewässerverschmutzung durch Gülle ruinierten (200111200).

### *Agrarwende*

Das Thema Agrarwende zeichnet sich in der Stichprobe *Der Spiegel*-Artikel in drei zeitlichen Inseln ab. Zum ersten Mal ist davon die Rede im Zuge der Berichterstattung über eine Denkschrift der EKD (Evangelische Kirche in Deutschland) des Jahres 1984, also in der Zeit, die – ausgelöst durch die Tschernobylkatastrophe – die Diagnose *Risikogesellschaft* (Beck 2007 [1986]) hervorbrachte.

In ihrer Denkschrift forderten die evangelischen Kirchen eine Umkehr der Agrarpolitik innerhalb der darauffolgenden zehn Jahre: Familienbetriebe statt Fleisch- und Eierfabriken, Bauernhöfe statt Massenbetriebe, Hecken und Feldraine statt Agrarwüsten. *Der Spiegel* veröffentlicht Teile aus der Schrift, die vor allem zwei Ziele in den Vordergrund stellt: Die Existenzsicherung der heimischen Bauern und eine umweltschützende Produktion (198410030).

Nach diesem „Aufschlag“ zum Thema durch die Kirchen findet sich in der getroffenen Artikelauswahl elf Jahre lang kein Text dazu. Einzig die beiden bereits genannten - vom *Spiegel* als halbherzig dargestellten – Bemühungen, Bauern den Ertragsausfall zu erstatten, wenn sie Flächen brachliegen lassen, sowie der oben skizzierte Bericht über die zweite

Novellierung des Naturschutzgesetzes („Naturnutz“) in den Jahren 1987 und 1988 können in diesen Rahmen gestellt werden. Ansonsten finden sich bis 1995 zwar zahlreiche Artikel zum Hormonskandal, über Salmonellen aus der Massentierhaltung (siehe Abschnitt *Im Hinterhof der industriellen Landwirtschaft*) sowie zur Gentechnik. Doch erst die Ergebnisse einer Gruppe von Zukunftsforschern bringen die Agrarwende 1995 wieder ins Gespräch (zumindest aus Sicht der Stichprobe).

Im Nachgang zur UN-Versammlung in Rio de Janeiro stellten sie ihr Konzept für eine ökologisch umgestaltete Bundesrepublik vor, das neben dem Verzicht auf Straßenbau und Fernreisen sowie der Entschleunigung des Wirtschaftskreislaufs die Umstellung der Landwirtschaft auf biologisch-dynamischen Anbau vorsehe. Außerdem sollten die Deutschen nur noch heimische Produkte und jeder nur ein zugewiesenes Kontingent an CO<sub>2</sub> und Fläche verbrauchen, so ihre Empfehlung laut *Spiegel* (199543214). Weniger drastische Einschnitte forderte etwa ein halbes Jahr später der Ökobauer und EU-Parlamentarier Baringdorf, um die Logik der Leistungssteigerung zu durchbrechen, die immer wieder zu Hormonskandalen und ähnlichem führen wird. Ihm geht es dem *Spiegel* zufolge um artgerechte Haltungsformen. Rinder sollten auf der Weide, Kälber nicht in Dunkelkäfigen und auch Hühner nicht im Käfig sein. Die Wende, so Baringdorf, koste Arbeitseinsatz auf den Bauernhöfen, die der Verbraucher durch teurere Lebensmittel bezahlen müsse. Als adäquate Mittel, diese Wende zu erreichen, sehe er neben der Preisgestaltung Förderrichtlinien und Verbote. Er weise auf die verzerrte Wahrnehmung angesichts billigen Fleisches im Supermarkt hin: Die Kosten für die Folgenbeseitigung der kostensparenden Landwirtschaft würden mit Steuergeldern beglichen (199615101).

Wieder folgen einige Jahre, in der sich die Stichprobe dem Thema Agrarwende nicht explizit widmet. Sechs Jahre lang beherrschen die Themen Gentechnik und Verpackung die Berichtslandschaft. 2001 widmet *Der Spiegel* dann das Titelthema eines Heftes der von der Regierung Schröder ausgerufenen Wende in der Landwirtschaft.

Zunächst unterstellt *Der Spiegel*, dass die personellen und inhaltlichen Veränderungen im Landwirtschaftsministerium, das von nun an Verbraucherschutzministerium heißt, vor allem dazu dienen, den Schaden auszubügeln, den die Versäumnisse bei BSE-Kontrollen durch das Gesundheits- und Landwirtschaftsministerium angerichtet hatten. Die Agrarwende sei – so *Der Spiegel* – nichts als eine eilig erfundene Parole (200103020). In derselben Ausgabe des Magazins stellt *Der Spiegel* die Kampagne ausführlich dar. Im Nachgang des Rinderwahnskandals würde Schröder naturnahe Agrarproduktion fordern, während der Bauernverband erklärt habe, dass die Bauern doch schon immer nichts anderes gemacht hätten. Es gebe genug Denkmodelle, so *Der Spiegel*, doch die Bauern und Verbraucher müssten es – auf Dauer – wollen. Sieben Aspekte gehörten Experten zufolge zu den Erfordernissen einer Agrarwende: (1) Abkehr von der Massentierhaltung ohne eigene Futterbasis, (2) Abschied von der Prämierung bloßer Massenproduktion für den Weltmarkt, (3) Beendigung der materiellen Benachteiligung der Bauern, die Natur- statt Kraftfutter füttern, (4) Koppelung der landwirtschaftlichen Subventionen an Umwelt- und Qualitätskriterien, (5) transparente Nahrungsmittelketten, die dem Verbraucher den



Durchblick über Herkunft und Produktion erlauben, (6) regionalisierte Märkte und (7) die Einführung einer Positivliste für Tierfutter. Man müsse nicht nur, wie der Landwirtschaftsminister von Sachsen-Anhalt meine, die Jungbauern ansprechen, die den Generationenwechsel im elterlichen Betrieb vollziehen. Dabei sei vom Verbraucher her zu denken, denn diese Maßnahmen seien teuer und Bioprodukten hafte noch immer das Image von Askese an. Und die Wünsche der Verbraucher, so ein Agrarmarktexperte aus Neubrandenburg im *Spiegel*, seien bekannt: Die Produkte dürften maximal 30 Prozent teurer sein als konventionelle Produkte, sie müssten im Supermarkt erhältlich und leicht als bio erkennbar sein. Außerdem lege er auch bei diesem Produktsegment Wert auf eine große Auswahl (200103025). Wenig Aussicht auf Erfolg der Agrarwende sieht *Der Spiegel* im selben Heft, wenn nicht die Futtermittelindustrie reformiert würde. Derzeit verende sie die billigsten Zutaten, darunter auch Klärschlamm, was durch den weitgehenden Wegfall der Deklarationspflicht 1988 noch erleichtert worden sei (200103028). Zuletzt kommt der EU-Kommissar Fischler zum Thema Agrarwende in dieser dritten Ausgabe des Jahres 2001 zu Wort. Zum einen verteidige er die Agrarpolitik der EU, die besser sei als ihr Ruf und solche Bemühungen schon längst unterstütze. Nur Deutschland habe eben diesbezüglich seinen Freiraum noch nicht genutzt. Positiv bewertet er den Ansatz, von der Nachfrageseite her zu denken und die Produkte über Supermärkte abzusetzen. Er erinnerte an den Marktanteil von 10 Prozent für Bioprodukte in Österreich (200103030).

Auch die letzten vier Fälle stammen alle aus dem Jahr 2001.

Zum einen zitiert *Der Spiegel* im Zuge des deutschlandweiten Antibiotikaskandals bei Schweinen einen Experten des Robert-Koch-Instituts, welcher der Auffassung ist, dass Pharmaka in der Zucht weitgehend vermieden werden könnten, wenn sich die Haltebedingungen der Tiere änderten (200105030). Und während ein Artikel Mitte 2001 verkündet, dass mit den ersten Bioprodukten bei Aldi (Brotaufstrich und Joghurt, für Milch stehe man noch in Verhandlungen) die Agrarwende im Discounter angekommen sei und andere nachziehen werden (200117034), ist an anderer Stelle schon der Abgang auf die Kampagne zu lesen. Der Erfolg hänge vom Verbraucher ab, so Künast laut *Spiegel*. Der angestrebte Marktanteil von 20 Prozent bis 2011 sei unrealistisch und das eigene Ministerium sei schon froh über 10 Prozent, so *Der Spiegel*. Doch große Ökoverbände monierten, dass auch Maßnahmen der Politik versäumt worden seien. Weder ein Antibiotikaverbot, Vorgaben zur Reduktion der Nitratmenge oder ein stimmiges Naturschutzgesetz seien auf den Weg gebracht worden. Die Ministerin verweise auf den Widerstand der Agrarlobby (200117034). Was den Marktanteil der Bioprodukte betrifft, schätzten Experten 2002 im *Spiegel* die Lage ähnlich ein. 20 Prozent seien zu hoch gegriffen, 12 Prozent wären bestenfalls möglich (200203017).

#### **4.5.2.2 Tier- und Artenschutz**

Deutlicher als bei den anderen Themen innerhalb der ökologisch-kulturellen Aspekte steigt die Zahl der Artikel im *Spiegel*, die sich mit dem Arten- und Tierschutz auseinandersetzen, zwischen 1975 und 2005. Eine erste Häufung ist zwischen 1975 und 1980 zu erkennen.

Zögerlich beginnt die Berichterstattung bereits mit einem Hauptthema des ganzen Pfades: mit der Bedrohung der Fischbestände in den Weltmeeren durch den internationalen Fischfang.

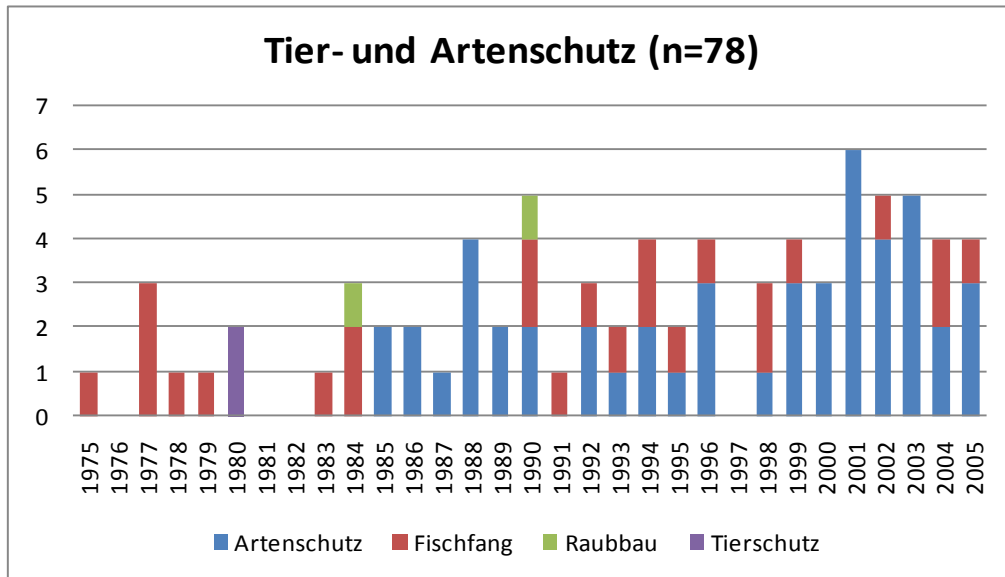


Abbildung 4.5-3: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Tier- und Artenschutz* zugeordnet wurden

Zwischen 1970 und 1975 sei die Tonnage der Weltfischerei um 50 Prozent gestiegen, was dem technologischen Fortschritt zuzuschreiben sei, der das Echolot und die Steuerung der Fangtiefe ermöglicht habe. Die Küstenländer hätten ihre Fangzonen teilweise bereits auf 200 Meilen ausgedehnt. Einige Fischarten wie Hering, Rotbarsch und Kabeljau seien einst „Billigware“ gewesen, jetzt würden sie als Delikatesse verkauft. Die „Gruppe Ökologie“<sup>96</sup> warnt in diesem ersten Artikel: „Bald sind die Meere leergefischt“. *Der Spiegel* führt zwei Bedingungen an, unter denen die Erträge stabil zu halten seien: das Erschließen weiterer Reservoirs und die Beachtung der „optimalen Dauerertragsfähigkeit“ des Bestandes, was nur durch internationale Zusammenarbeit, weltweite Kontrollen und Fangquoten möglich sei (197531036). Der Preis für Hering sei sodann dem *Spiegel* zufolge im Laufe von zwei Jahren von 80 Pfennig auf zwei Mark pro Kilo gestiegen (197707152). 1978 berichtet das Magazin über das Vorhaben der Fischnation Japan, zwei Milliarden Mark in die Entwicklung von

<sup>96</sup> Die „Gruppe Ökologie“ wurde 1972 von Heinz Sielmann, Horst Stern, Konrad Lorenz, Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Otto Koenig, Paul Leyhausen, Bernhard Grzimek sowie Forstwirtschaftler, Naturschützer und Journalisten gegründet. Sie wollten gegen einen „Fortschritt von der Natur weg“ protestieren (vgl. DasErste.de o. J.)

Fischfarmen zu investieren. Weil die Erträge aus dem Fischfang sinken würden, habe man auch dort die Fangzone auf zweihundert Meilen ausgedehnt. Vor der Küste habe man tausend Delfine geschlachtet, weil diese die Fischbestände dezimiert hätten. 1978 habe ein Sechstel der Welternte aus Aquafarmen von Japanischen Züchtern gestammt. Schwierigkeiten würden allerdings die Industrieverseuchung in den Gewässern bereiten (197831105). Dass die verschmutzten Gewässer den Fischen schaden, hätten US-Forscher an verschiedenen Tierarten festgestellt: In „großer Zahl“ seien in amerikanischen Küstengewässern Muscheln und Austern, aber auch Schellfisch an Krebs erkrankt (197707152).

Nicht nur, was die Fischbestände angeht, entwickelt sich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre mehr und mehr ein Bewusstsein für den Tier- und Artenschutz, sofern man den *Spiegel* als Indikator hierfür heranzieht. Eine aus Sicht bedrohter Arten positive Nachricht ist 1977 zu lesen.

Frostnächte zwei Jahre zuvor hätten mehr als Zweidrittel der brasilianischen Kaffeeernte zerstört, was den Preis innerhalb weniger Wochen verdoppelt habe. Da nun mit Kaffee mehr zu verdienen sei als mit Elfenbein, sei ein Rückgang der Elefantenwilderei zu verzeichnen (197727124). Von einem wirtschaftlichen Verdrängungsprozess anderer Art berichtet *Der Spiegel* 1979. Die Gansbestände gingen in Deutschland drastisch zurück; 1982 könne man voraussichtlich zum letzten Mal eine bayerische Gans zubereiten. Als Grund gibt das Magazin ein Geburtendefizit und die zunehmenden billigen Importe aus Ostblock-Ländern an (197931875).

Betrachtet man dieses Phänomen im Kontext des Orientierungsmusters *Ökologie/Kultur*, ist dies eher dem Rückgang einer kulturellen Tradition zuzuschreiben, denn es sagt auch etwas über die Verschiebung bei Zuchtpraktiken, nicht nur über Artenschutz.

Im Jahr 1980 entwickelt sich eine sehr grundlegende Perspektive und globaler Handlungsdruck sowohl in Bezug auf den Artenschutz als auch hinsichtlich des Tierschutzes.

Der *Spiegel* zitiert in einem längeren Artikel ein globales Umweltschutzprogramm der Vereinten Nationen mit dem indianischen Sprichwort: „Wir haben die Erde nicht von unseren Eltern geerbt, sondern von unseren Kindern geliehen.“

In dem Programm werde vor allem die Vernichtung fruchtbarer Böden (bis 2000 ein Drittel Verlust) als Gefahr benannt. Eine Folge davon sei die Bedrohung nützlicher Tierarten. In einer Bestandsaufnahme spricht der zitierte UN-Bericht von insgesamt 25.000 bedrohten Pflanzenarten (darunter auch Nutzpflanzen) und 1.000 gefährdeten Wirbeltierarten. Als bedeutende Maßnahme betrachte die sogenannte World Conservation Strategy (WCS) ökologische Entwicklungshilfe. Zwar sei hier die Rede davon, dass die Bevölkerung der Industrienationen ein Vielfaches der Rohstoffe derer verbräuche, die in Entwicklungsländern leben. Aber von einer Einschränkung ist nicht die Rede, sondern davon, dass die reichen Länder nicht länger die Mittel vorenthalten dürften, die die armen Länder brauchen, um ihre Umwelt zu schonen. Die bisherigen nationalen Strategien zum Schutz der Biosphäre seien zu

zersplittert und unkoordiniert. Entwicklungshilfe unterstütze oft den Teufelskreis zwischen Armut und Raubbau an den Ressourcen. Die WCS postuliere, dass keine Art von Lebewesen so stark dezimiert und kein Ökosystem so stark belastet werden dürfe, dass der Bestand gefährdet wäre. Mahnend führe der Bericht den Fischfang an, dessen Erträge zwischen 1970 und 1976 von 4,3 auf 3,5 Mio. Tonnen gesunken seien (198017210).

Ein ähnlich markanter Schlüsselartikel erscheint Ende 1980 zum Thema Tierschutz.

Konrad Lorenz verfasst anlässlich einer aus seiner Sicht missverständlichen Darstellung seiner Theorien einen Gastartikel. Darin zieht er eine Parallele von der Nutztierhaltung zu den wohlgefütterten, aber seelisch verwahrlosten Wohlstandskindern und bezeichnet beides als Verbrechen. Er wehrt sich gegen die Entschuldigung, man könne nicht mit Sicherheit sagen, was in dem Tier vorgehe und ob es leide. Vielmehr müsse man bei Tieren mit intensivem seelischem Erleben rechnen. Er verurteilt Legebatterien und nimmt an, dass es den Säugetieren in Massenhaltung noch schlechter ergehe (198047251). Legebatterien standen am Anfang desselben Jahres im Fokus der Öffentlichkeit. Der *Spiegel* berichtet von einer Studie, in der Wissenschaftler über Aufzeichnungen akustischer Signale die Qualen der Hühner in Legebatterien erforschten. Diese habe ergeben, dass den Tieren Bedingungen aufgezwungen würden (Enge, Medikamentenverabreichung, Dämmerlicht), die sie daran hinderten, ihre natürlichen Bedürfnisse auszuleben. Die Signale, die sie geben, zeugten von großer Unruhe und tiefer Aggression. Der Verhaltensforscher König wird mit den Worten „verantwortungslose Tierquälerei“ zitiert. Das Magazin erwähnt zudem ein Urteil des Oberlandesgerichts Frankfurt, das in der Batteriehaltung ein Verstoß gegen das Tierschutzgesetz sehe (198001151).

Die vier wichtigen Teilpfade des Codes *Tier- und Artenschutz* sind mit der Beschreibung der Artikel zum Thema aus den ersten fünf Jahren der Stichprobe angestoßen: Die grundsätzliche Warnung vor dem Raubbau, die Herausforderungen im Fischfang, der Artenschutz aus speziellen Anlässen und der Tierschutz.

### *Raubbau allgemein*

Die Meldungen über Warnungen vor dem Raubbau an der Natur hängen eng mit der Berichterstattung über Umweltschutz allgemein zusammen, die später noch detaillierter beschrieben wird. Aber zwei wichtige Artikel gehen dezidiert auf den Umgang mit der Umwelt im Sinne des Artenschutzes ein.

Das ist zum einen der Artikel über die EKD-Denkschrift von 1984, der weiter oben bereits im Rahmen der Agrarwende vorgestellt wurde. Die EKD wird hier mit der Forderung zitiert, die Natur und Landschaft seien für kommende Generationen funktionsfähig zu halten. Sie prangere an, dass die Flora und Fauna durch Umwelteinflüsse so geschädigt sei, dass fast jede zweite Tier- und Pflanzenart bedroht sei (198415030). Ein weiterer Artikel berichtet über das ökologische Desaster, welches das Militärregime Pinochets in Chile hinterlasse; darunter ausgeplünderte Meere durch freigeibigen Umgang mit Fanglizenzen, abgeholzte Wälder und Dauersmog in Santiago (199011202).

### *Fischfang und Fischzucht*

Während die bedrohten Fischbestände zwischen 1975 und 1980 vergleichsweise viel Aufmerksamkeit erfahren (in der Stichprobe in der Hälfte der Artikel) und auch 1983 und 1984 thematisiert werden, pausiert das Thema bis 1990. In der Zwischenzeit dominieren der Tierschutz und der Schutz der unterschiedlichsten bedrohten Arten die Berichtslandschaft. Von 1990 bis 2005 widmet *Der Spiegel* – wie immer aus Sicht der Stichprobe – jährlich mindestens einen Artikel der Fischproduktion, mit Ausnahme von 1997, 2000, 2001 und 2003.

Die beiden Artikel der achtziger Jahre gehen zum einen darauf ein, dass die in den USA heimischen Bestände des kalifornischen Störs durch rege Schwarzmarktaktivität bedroht seien, seit die USA iranischen und russischen Kaviar boykottierten. Die Boykottanlässe seien politischer Natur und lägen in der Geisellaffäre in Teheran und in der Afghanistan-Invasion durch die Sowjetunion begründet (198301095). Zum anderen beschreiben sie eine Entspannung in der Heringspopulation der Nordsee, aber zugleich einen drastischen Rückgang der Krabbenbestände. In Schleswig-Holstein sei die Menge der Anlandungen von Krabben im Laufe eines Jahres um 93 Prozent gesunken. Dass die Gründe hierfür ebenfalls im menschlichen Eingriff ins Ökosystem zu suchen seien, könne man nicht ausschließen. Wahrscheinlicher seien Beutezüge anderer Fischarten (junger Kabeljau, junger Wittling), die aufgrund von Lebensraumveränderungen auf offener See stärker ins Wattenmeer zögen als sonst (198425060).

Schleppnetze sind nicht nur die Fangmethode, über die *Der Spiegel* am häufigsten berichtet. Ebenso schleppend war den Artikeln zufolge auch der Prozess, der zum Verbot der bis zu 145 Kilometer langen Fangwerkzeuge führen sollte.

1991 schreibt *Der Spiegel* davon, dass jährlich eine Million Delphine und Wale, dazu Robben, Schildkröten, Wasservögel und sogar Pottwale in den Fangnetzen verendeten. Die UNO habe ein Verbot der Fangtechnik ab Juni 1991 beschlossen, ein Jahr später solle es auf alle Weltmeere ausgeweitet werden. Die EG berate darüber, dennoch Netze bis 2,5 Kilometer Länge zuzulassen (199127192). Das 1993 in Kraft getretene Verbot der UNO finde kaum Beachtung, so *Der Spiegel* 1994. Die Seezunge sei in der Nordsee fast ausgerottet, ebenso die Scholle und in der Ostsee der Dorsch. Vor Grönland seien die Fischgründe leer, wo man vor allem Kabeljau und Rotbarsch gefischt habe. Vor Neufundland bestehe seit 1992 gar ein Fangverbot für Kabeljau. Internationale Fangquoten könnten ihren Zweck nicht erfüllen, da sie über den Erträgen lägen (199401138).

Nach dem Verbot der Schleppnetze setzten die Hochseefischer drei Jahre später eine neue Technik ein: Bis zu 120 Kilometer lange Fangleinen. Die seien zwar besser für Wale und Delphine, nicht aber für den Albatros, der es auf die Köder abgesehen habe und 40.000-fach jährlich an die Angel gehe. Die neue Fangtechnik werde sich besonders auf die Bestände von Heilbutt, Schwertfisch und Thunfisch auswirken, so das Magazin (199647296). Die „Vorhänge des Todes“, wie *Der Spiegel* die Bezeichnung von Tierschützern für die Schleppnetze zitiert, beschäftigen die Öffentlichkeit auch im Jahr 1998, neun Jahre nach

deren weltweiter Ächtung durch die UN-Resolution 1989. Laut FAO verendeten jährlich noch immer eine Million Delphine in den Fängen der Fischer. Nun wolle auch die EU die Netze verbieten. Bislang dürften sie in EU-Gewässern noch 2,5 Kilometer lang sein, aber viele Fischer würden sich aus wirtschaftlicher Not nicht daran halten, da die Erträge noch immer sinken würden (199823198).

1999 umreißt *Der Spiegel* mit der Geschichte des Kabeljaufangs auch die Geschichte der modernen Fangtechnik. Während man noch im 19. Jahrhundert mit Segelschiffen auf die Kabeljauschwärme gewartet habe, sei es im 20. Jahrhundert möglich gewesen, den Fisch mit maschinengetriebenen Schiffen und Schleppnetzen zu verfolgen. Das systematische Leerfischen habe schließlich zum Kabeljaukrieg um die 200-Meilen-Zone zwischen Island und Großbritannien in den siebziger Jahren geführt<sup>97</sup>. Vor Neufundland sei es sogar 1992 verboten gewesen, auf Kabeljaufang zu gehen (199913282). In der vorliegenden Stichprobe findet sich erst 2005 die nächste Episode in Sachen Schleppnetze. Denn Greenpeace habe vor der Küste Italiens auch nach dem fast umfassenden Verbot von Treibnetzen in der EU im Jahr 2002 einige Trawler erwischt, die das Verbot missachtet und bis zu 16 Kilometer lange Netze verwendet hätten. Anstatt die EU-Förderung für den Schiffsumbau ihrer Zweckbestimmung gemäß einzusetzen, hätten viele Bootsbesitzer das Geld einfach behalten und fischten weiter wie bisher, so eine Forscherin der Organisation Oceana im *Spiegel* (200533155).

Neben der Entwicklung der Schleppnetzfisherei berichtet *Der Spiegel* über die Bestandssituation einzelner Fischarten.

1990 ist ihm die Dezimierung des Hais eine Nachricht Wert, der in USA den Rang einer Standardmahlzeit erlangt habe. Im Vergleich zu 1985 seien sechs Mal mehr Tiere gefangen worden, 38 von 350 Haiarten seien vom Aussterben bedroht. US-Umweltschützer forderten Schonzeiten und Fangquoten (199023227). Zwei Jahre später findet sich ein neuerlicher Bericht: Einhundert Millionen Haie würden jedes Jahr durch Fischer getötet. Vor allem die Flosse sei begehrt, weshalb 39 von 350 Arten durch Überfischung und Sportfischerei bedroht seien (199201160). In Aserbaidschan wolle man groß ins USA-Geschäft mit Kaviar einsteigen, so *Der Spiegel* 1993. Die bisherigen 50 Tonnen produzierten Kaviars wolle man verdoppeln und zu günstigen Preisen verkaufen, um dem russischen Kaviar Konkurrenz zu machen, dessen Qualität angeblich infolge von Verschmutzung der Wolga schlecht sein soll. Doch auch das Kaspische Meer sei seit Jahren überfischt, so das Magazin (199321172). Mithilfe von eingepflanzten Chips habe man im Jahr 2000 die Reiserouten der Scholle erforscht, um Gebiete mit laichenden und jungen Fischen zumindest zu bestimmten Zeiten vom Fang ausnehmen zu können. Diese Methode solle helfen, die umstrittene und wenig wirksame Quotenregelung durch ein neues Konzept zu ersetzen (199417221). Nach dem sich die Heringsbestände nur durch ein sechs Jahre andauerndes Fangverbot in der Nordsee der Siebziger wieder erholen hätten, betrage der Heringsbestand 1995 erneut nur noch die

---

<sup>97</sup> Von einem Streit um die 200-Meilen-Fangzone zwischen Norwegen und Russland berichtet *Der Spiegel* 2005. Es sei hierbei um die Küste um Spitzbergen (200543169) gegangen.

Hälfte dessen von 1990. Schuld seien vor allem dänische Fischer, die viele Jungfische wegfangen würden, um sie zu Fischmehl und Viehfutter zu verarbeiten (199523212). Die Praxis, Wildfische zu Futter zu verarbeiten, führt *Der Spiegel* 1998 auch als Grund dafür an, dass die breite Einführung von Aquakulturen sich nicht positiv auf die Wildbestände auswirke. Selbst die Zuchtfische würden damit versorgt; Lachse und Garnelen erhielten beispielsweise die zwei- bis vierfache Menge des Ertrags an Fischmehl und Fischöl (199845237).

Eine weitere Quelle für Fischfutter sieht die FAO dem *Spiegel* 2002 zufolge in den riesigen Mengen an Krill. Ende siebziger Jahre habe man die kleinen Krebse als Lösung des Welternährungsproblems vorgeschlagen, was allerdings an der schwierigen Verarbeitungsfähigkeit gescheitert sei. Mittlerweile würde Japan versuchen, Surimi daraus herzustellen, auch Indien wolle ihn zu Ernährungszwecken nutzen. In Tiefkühlkost, Kosmetika und Wundsalben finde er bereits Verwendung. Allerdings sei der Bestand weniger stabil und vorhersagbar als zunächst angenommen und Krill ein wichtiges Glied in der Nahrungskette des südlichen Ozeans, vor allem für Wale, Pinguine und Robben (200209184).

Die Überfischung der Meere mache sich unter anderem dadurch bemerkbar, dass die Fänge von Heilbutt, Kabeljau und Thunfisch stagnierten und die gefangenen Fische immer kleiner würden. 28 Prozent der wirtschaftlich bedeutsamen Bestände müssten als ausgeplündert gelten und 47 Prozent stünden an der Grenze zur nachhaltigen Bewirtschaftung. Daher gebe es jetzt erste Versuche, Aquafarmen auf hoher See zu betreiben, um der Platznot zu entgehen, die mittlerweile in Küstennähe bestehe, und um den Ertrag durch höheren Wasserdurchsatz zu steigern (200423164). Von einer neuen Technik, die helfe, Fischbestände besser zählen zu können, berichtet *Der Spiegel* im gleichen Jahr. Ein Laserradar liefere dreidimensionale Bilder von Fischschwärmen bis zu einer Tiefe von 50 und einer Länge von 200 Metern, ohne die Fische dabei zu stören (200447174).

### *Artenschutz*

Der Teilpfad der Berichterstattung über den Artenschutz beginnt im Untersuchungszeitraum mit einem für den weiteren Verlauf untypischen, oben erwähnten Artikel. Die Rede ist von der Entspannung im Elefantenbestand durch lukrative Kaffeegeschäfte. Vor allem Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre ist der Tenor ein deutlich anderer. Positive Nachrichten aus Sicht der bedrohten Arten gibt es wenige. In drei Fällen in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre wird der Artenschutz in Verbindung mit Berichten über Boykottaufrufe präsentiert. Der zweite bereits vorgestellte Artikel dieses Teilpfads, jener über die sinkenden Bestände der deutschen Gans durch Konkurrenz von Importen aus dem Ostblock, geht eher in die Richtung der Bedrohung von Kulturpflanzen und Nutztierarten durch Standardisierung, Monopolisierung und Industrialisierung in der Landwirtschaft. Dies ist ein häufiges Thema vor allem zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Der dritte wichtige Komplex in diesem Pfad ist der Walfang, wovon ebenfalls zu Beginn des 21. Jahrhunderts in der Stichprobe am häufigsten zu lesen ist.

Die Boykottaufrufe bzw. -praktiken, über die *Der Spiegel* berichtet, haben 1985 den Schutz von Schildkröten und Fröschen zum Ziel, sowie 1988 den Walschutz. Ein für das außenorientiertes Orientierungsmuster, das Fußabdruckdenken, bedeutender Artikel behandelt die Politik mit dem Einkaufskorb:

Boykottaktionen bundesdeutscher Ökologie- und Friedensbewegungen hätten wachsenden Erfolg. Als Beispiel nennt das Magazin, dass der Hersteller Lacroix Schildkrötensuppe aus dem Sortiment genommen habe. Ein weiterer Aufruf kommt vom WWF und gilt dem Verzicht auf Froschschenkel, denn in Bangladesch drohe eine ökologische Katastrophe durch das Fehlen der natürlichen Insektenvernichter. 250 Küchenchefs hätten die Delikatesse bereits von der Speisekarte genommen (198537114). Im selben Jahr berichtet *Der Spiegel* von einem Gebiet in Indien, in dem sich die Malaria ausbreite, weil auch dort Frösche fehlten. Über 16 Prozent mehr Froschschenkel als im Vorjahr seien von dort exportiert worden, vor allem in die USA, nach Frankreich und in die Niederlande. Schutzversuche seien bislang vergeblich gewesen (198537183). Wie mühsam und wohl auch müßig die Froschschutzbemühungen beispielsweise im Fall von Bangladesch waren, erklärt *Der Spiegel* fünf Jahre später: Durch die Golfkrise seien die Ölpreise derartig gestiegen, dass Bangladesch sein Etatdefizit über den Export von Froschschenkeln ausgleichen und das 1988 erlassene Ausfuhrverbot aufheben wolle (199047175). Aus dem Jahr 1988 stammt ebenfalls ein Artikel, der einen Boykottaufruf thematisiert. Umweltschützer forderten auf, isländische Fischereiprodukte zu verweigern, da das Land sich nicht an das Walfangverbot der Walfangkommission halte, das von 1986 bis 1990 gilt. Der Konzern Nordsee habe erklärt, nur noch Rotbarsch isländischer Fischer zuzukaufen, wenn die Erträge der deutschen nicht reichten. Iglu wolle die Herkunft der Produkte auf der Verpackung deklarieren. Laut Greenpeace fehlten nur noch zwei Großunternehmen, um Island zum Umdenken zu bewegen (198845144).

Gefährdete Arten kommen ohne Boykottkontext vereinzelt zur Sprache.

1987 berichtet *Der Spiegel* über die bereits an anderer Stelle erwähnte Förderung von Landwirten durch die EG, die Flächen unter bestimmten Bedingungen brach liegen lässt, unter anderem zum Schutz von Vogel- und Froscharten (198711071). Ausnahmsweise offenbar ohne direktes menschliches Verschulden würden 1990 die Wildkaninchenbestände deutlich abnehmen; seit 1979 sei die Zahl der erlegten Tiere um die Hälfte geschrumpft. Grund dafür sei die Zunahme natürlicher Fressfeinde wie Hauskatze, Habicht, Fuchs, Iltis, Marder, Mäusebussard und andere (199003199). Die Mode der barrique-ausgebauten Weine gefährde zu Beginn der neunziger Jahre nach Ansicht von Naturschützern die deutschen Eichenwälder. Zumal das Jahr 1992 voraussichtlich einen guten Jahrgang hervorbringen werde. Vier bis sechs Fässer könne man aus einer ausgewachsenen Eiche herstellen. Sie könnten maximal drei Jahre im Einsatz sein (199247318). Der Fang chilenischer Loco-Schnecken sei bereits seit 1988 verboten, da sich das Tier kurz vor dem Aussterben befunden habe und eine Zucht bislang nicht gelungen sei. Für die Delikatesse würden Feinschmecker jährlich 70 Millionen Dollar ausgeben, weshalb trotz Verbot 6.000 Tonnen des zarten und leicht zu erntenden Tieres jährlich ins Ausland geschmuggelt würden. Alleine



2.000 Tonnen würden im Land verzehrt (199307184). Die überfischten Gründe im Indischen Ozean drängten Fischer vor die Küste Ostafrikas, wo sich häufig Seekühe in den Netzen verfangen. Sechs Jahre zuvor habe es noch 130 Seekühe gegeben, nun seien nur noch 13 gesichtet worden. Eine verendete Seekuh ernähre ein ganzes mosambikanisches Dorf eine Woche lang, ein Verbot wäre daher unwirksam (200313166).

Eine besonders hohe Aufmerksamkeit wird dem Walfang bzw. dem Walschutz zuteil. Wie in einem der Artikel beschrieben, stehe der Wal infolge von Vermenschlichung auf der Sympathieliste ganz oben, was möglicherweise den *Spiegel* selbst zur ausführlicheren Berichterstattung bewogen haben mag.

Genannt wurde bereits der Artikel von 1988, in dem von den Isländern die Rede war, die sich dem Walfangverbot nicht beugen wollten. 2001 berichtet *Der Spiegel* davon, dass die Mehrheit der Walschützer in der Internationalen Walfangkommission bald schwinden könne, 40 bis 50 Prozent der Stimmen könnten bereits die Walfangbefürworter für sich verbuchen. Die Landwirtschaftsministerin vermute, Japan würde ausgewählte Länder für den Beitritt zur Kommission bezahlen. Dass die Vereinbarung von 1986, auf den Fang von Walen zu verzichten, Makulatur sei, werde dadurch deutlich, dass täglich vier Wale getötet werden – entweder zu sogenannten wissenschaftlichen Zwecken wie in Japan oder aus Tradition wie in Norwegen. Dort habe man das Verbot von vorneherein abgelehnt, man plane gar die Ausweitung des Fangs von Zwergwalen auf 549 im laufenden Jahr und den internationalen Export wieder zu erlauben. Eine Alternative zum schlechten Moratorium könne eine gute Quotenregelung zur nachhaltigen Nutzung sein, so *Der Spiegel*. 1994 sei dies zum ersten Mal diskutiert worden (200129147). Ein Jahr später schreibt *Der Spiegel*, dass Norwegen in der aktuellen Saison 650 Wale geschossen habe. Binnen zweier Jahre wolle es die Quote verdoppeln, weil die Bestände der Zwergwale sich erholt hätten. Die Lager seien voller Walspeck, der in Japan als Delikatesse gehandelt werde. Doch die Regierung in Tokio fürchte politische Konsequenzen, da der Handel mit Walfleisch verboten sei. Ökologisch sei das Fangverbot bei Zwergwalen nicht begründbar, so wird ein Mitarbeiter von „High North Atlantic“ zitiert. Greenpeace bestreite dies, nach deren Angaben brauchten die Zwergwale 100 Jahre zur Stabilisierung. *Der Spiegel* vermutet, dass es hier um einen Tabubruch geht: Die Freigabe von Zwergwalen könne eine Diskussion über die Fangerlaubnis für Großwale auslösen (200239140). Nach Norwegen wolle 2003 auch Island wieder den Walfang aufnehmen, so das Magazin. Man habe die Internationale Walfangkommission gebeten, 500 Wale fangen zu dürfen, davon 200 der stark gefährdeten Finnwale. Als Begründung führte der Antragsteller an, die Tiere zu wissenschaftlichen Zwecken zu fangen; man wolle ergründen, inwiefern Wale die Fischerei beeinträchtigen. Eine im *Spiegel* zitierte Biologin halte das Argument für durchsichtig: Es sei der hochtechnisierte Fischfang, der den Kollaps der Fischbestände zu verantworten habe – es seien nicht die Wale (200315176). Ein knappes halbes Jahr später berichtet das Magazin über eine Zerreißprobe, der sich die Walfangkommission stellen müsse. Die Kluft zwischen Walfangbefürwortern und Walschützern sei größer nie gewesen. Erneut wird erklärt, dass Island nach Japan und Norwegen wieder den Walfang aufnehmen wolle. Es ist die Rede davon, dass möglicherweise die Idee des Waltourismus Island davon abbringen könne, denn sie seien nur

mit Geld zu ködern. Doch das Land wolle jetzt mit „wissenschaftlichem Walfang“ beginnen und 2006 den kommerziellen Walfang zulassen. Sie würden dies mit „kultureller Autonomie“ begründen. Die Kommission sei aufgrund einer annähernden Pattsituation kaum handlungsfähig, die Parteien verfeindet. Seit 1994 werde eine Quotenregelung nur zerredet, ebenso wie das Festlegen von Schutzzonen (200325162).

Ein letzter Aspekt innerhalb des Artenschutzes ist der Schutz von Kulturpflanzen und Nutztierarten, in der Regel mit dem Ziel, ursprüngliches Genmaterial zu erhalten, dem man zum einen „Unverfälschtheit“ und damit in diffuser Weise „Höherwertigkeit“ zuspricht. Teilweise verfügen sie tatsächlich oder vermeintlich über Resistenzen, die den hochgezüchteten Varianten fehlen. Zum anderen sind sie Hoffnungsträger, da befürchtet wird, dass die derzeit massenhaften Monokulturen bald frisches Genmaterial brauchen könnten. Alte Sorten fungierten dann gewissermaßen als Ersatzteillager.

1989 berichtet *Der Spiegel* von der Wiederentdeckung des Dinkels. Diese alte Getreidesorte werde seit zwei Jahren wieder angebaut und zwar mit Unterstützung der Dinkalackerstiftung. Die Vorteile der Pflanze würden in der Fähigkeit liegen, viel Stickstoff aus dem Boden zu ziehen und durch besondere Beschaffenheit der Spelzen das Korn vor Pilzbefall zu schützen. Man käme daher im Anbau ohne Dünge- und Pflanzenschutzmittel aus. Die Renaissance des Getreides habe 1986 mit der Gründung der genannten Stiftung begonnen. Mit der Öffnung der europäischen Märkte 1992 wolle man den hierzulande nicht konkurrenzfähig zu haltenden Weizenanbau durch Dinkelproduktion ersetzen (198907094). Im gleichen Jahr protestierten Bauern in Europa und USA gegen die Versuche der Chemieindustrie, biochemisch umgebaute Tiere und Pflanzen patentieren zu lassen, so *Der Spiegel*. Bauern verlören dann unter Umständen das Recht, selbst Saatgut herstellen zu können und würden sich in Abhängigkeit begeben. Man fürchte zudem genetische Erosion und den Niedergang kleiner Zuchtbetriebe (198921228). Gleichermäßen drohe dem Kakao ein genetischer Verlust. Unaufhörliche Waldrodungen im Amazonasgebiet gefährdeten Pflanzen wilden Kakaos. Die Wildpflanzen könnten womöglich bald notwendig sein, um die derzeitigen Monokulturen zu retten. Man hoffe, dass sie über natürliche Resistenzen verfügen. Da die Samen leicht verderblich und nicht lagerfähig seien, sei es aufwändig und eine permanente Aufgabe, Kakaopflanzen zu bewahren (199403163). Vom Aussterben bedrohten heimischen Nutz- und Haustierrassen wird in zwei aufeinanderfolgenden Jahren Aufmerksamkeit zuteil. Im Jahr 2000 ist die Rede davon, dass ein Drittel der 5.000 Tierrassen, die der Mensch nutzt und züchtet, geringe Überlebenschancen hätten (2001 nennt *Der Spiegel* ein Drittel von 6.500 Rassen) und wöchentlich zwei Haustierrassen sterben würden. Sie seien Opfer der Standardisierung und Industrialisierung. Doch sie verfügten über wichtige Erbanlagen, die drohten, unwiderbringlich verloren zu gehen (200049209). Dem Erhalt dieser alten Rassen hätten sich sogenannte Arche-Bauern verschrieben. Sie züchteten, so *Der Spiegel* 2001, siebenzig alte Rassen. Die Gesellschaft zum Erhalt alter und gefährdeter Nutztierassen nehme sich 84 solcher Rassen an, die jahrhundertlang in ihren Heimatregionen gelebt hätten, bis in den vierziger Jahren die künstliche Besamung die Zucht revolutioniert habe. Diese alten Nutztierassen würden als Kulturgut gelten und eine wichtige genetische Ausstattung für ein Leben unter regionalspezifischen Bedingungen

darstellen. Die FAO habe daher weltweit dazu aufgerufen, solche Nutz- und Haustierrassen zu schützen (200109168). Im Reich der Nutzpflanzen haben sich dies offenbar Biobauern aus Nordkalifornien zu Herzen genommen. Der *Spiegel* beschreibt 2004, dass sie 50 vergessene Tomatensorten anbauen, für die bis zu 14 Dollar pro Kilo bezahlt würden und die meist zwischen fünfzig und hundert Jahre alt seien. Mehr als 1.500 untergegangene Sorten züchteten Öko- und Amateurfarmer in den USA, die Vielfalt sei den Einwanderern aus allen Ecken der Welt zu verdanken. Das Spektrum reiche von grün, gelb, beige, pink und schokoladenbraun zu gepunktet, gestreift und verschieden geformt (200441166). Um die Lieblingskartoffel der Norddeutschen (ihr Marktanteil liege bei 50 Prozent) müsse man sich sorgen, so *Der Spiegel* ein Jahr später. Die Sorte „Linda“ sei so alt, dass die Bauern keine Lizenzgebühren mehr für den Anbau bezahlen müssen. Der Inhaber des Sortenrechts, Europlant, wolle daher den Großanbau stoppen, um sich mit der eigenen Kartoffel nicht selbst Konkurrenz zu machen. Statt den Verbraucher mittels des Sortenrechts vor schlechten Produkten zu schützen, liege hier der Missbrauch für private Interessen vor, so ein Experte im *Spiegel*. Man hoffe darauf, dass das Landwirtschaftsministerium eingreift und biologische Vielfalt erhalten sehen will (200509058).

### *Tierschutz*

Während der Teilpfad des Artenschutzes unter dem *Arche-Noah*-Aspekt des Schutzes ganzer Populationen steht, zielt der Tierschutz auf die Fürsorge für das einzelne Lebewesen und dessen konkrete Lebensbedingungen ab. Der „Startartikel“ im Untersuchungszeitraum hierfür kam schon zur Sprache. Konrad Lorenz, Verhaltensforscher und Begründer der Tierpsychologie im deutschsprachigen Raum, spricht 1980 davon, dass man auch bei Tieren von subjektivem Erleben ausgehen müsse. Der *Spiegel* nennt ihn später den „Einstein der Tierseele“ (198845244).

Die bereits mehrfach erwähnte EKD-Denkschrift, über die *Der Spiegel* 1984 berichtet, geht ebenfalls auf die Thematik des Tierschutzes ein. Sie bezieht sich auf die Massentierhaltung, welche die Tiere in Stress versetze (198415030). Die Tierhaltung in der landwirtschaftlichen Produktion ist schließlich der Angelpunkt, weshalb diese Artikel innerhalb einer Betrachtung von gesellschaftlichen Orientierungsmustern bezogen auf Lebensmittel interessant sind. Grob betrachtet, zeigen sich verschiedene inhaltliche Stränge: Jeweils etwa gleich viel Raum nehmen Artikel über die Lebensbedingungen in der Massentierhaltung und Berichte zur Situation der Henne in Käfighaltung und Legebatterie. Das erstgenannte Thema dominiert im Zeitraum von 1988 bis 1998, also parallel zur Berichterstattung über Hormone im Fleisch. Kurz davor und zwischen 1998 und 2003 liegt der Schwerpunkt auf den Umständen der Legebatterien. Tiertransporte sind immer wieder eingestreut Gegenstand der Berichterstattung.

Die allgemeine Situation der Tiere in der Massenzucht behandelt *Der Spiegel* zunächst ausführlich 1988, also in dem Jahr, in dem die EU den Einsatz von Wachstumshormonen in der Viehzucht untersagte.

Das Magazin stellt die Entwicklung vom Hühnerhof zur Legebatterie und in der Schweinezucht hin zu fabrikähnlichen Mastanlagen dar. Für die Schweine bedeute dies, dass aufgrund der angezüchteten Fleischmassen ihr Knochengerüst sie nicht mehr trägt und zusammenbrechen lässt, der kalte Betonboden die Füße wundscheuert. Zusätzlich dazu stünden die Tiere unter Stress, so dass ein hoher Medikamenteneinsatz erforderlich sei (198833020). Den Schweinen würden ohne Betäubung die Schwänze abgezwickelt, um zu verhindern, dass sie sich die Artgenossen in der herrschenden aggressiven Atmosphäre bis zum Rückenmark gegenseitig abfressen. Der Platz, eingefasst in Metall wegen der Hygiene, reiche gerade aus, um liegen zu können und beim koten die Nachbarschweine nicht zu treffen. Beim kleinsten Verdacht würden Antibiotika eingesetzt. In der Kälberzucht sehe es ähnlich aus, die Tiere lebten zu 300 bis 1.000 in einem Betrieb in Boxen, die 60 mal 160 Zentimeter messen. Sie würden gleich mit antibiotikahaltiger Milchnahrung gefüttert (198833024). Wenn die Kälber zur Schlachtung geführt werden, könnten sie kaum laufen, litten unter Muskelzittern, hätten entzündete Gelenke, Klauenschäden und wären fast blind. Als weiteres Beispiel für die Dominanz der Tierfabriken nennt *Der Spiegel*, dass 90 Prozent der in Deutschland verzehrten Hühner und Hennen nie Erde unter den Klauen gespürt hätten. Der Hormonskandal würde nur für wenige Wochen das Verbraucherbewusstsein schärfen, dann werde „gefuttern wie bisher“ (198835051). In einem Artikel über zunehmenden Vegetarismus als Protest gegen Massentierhaltung und Tiertransporte erklärt *Der Spiegel*, dass Veganer häufig generell die Entrechtung der Tiere anprangerten (199613031).

1992 und 1994 geht *Der Spiegel* kurz darauf ein, dass nun auch für Fische Massenbetriebe möglich seien.

Man habe ein Verfahren entwickelt, das 2.500 Forellen in einem vier Meter hohen und neunzig Zentimeter breiten Tank unterbringe. Dank Dauerbeleuchtung werde die Geschlechtsreife verzögert und die Fleischproduktion angekurbelt (199201167). Doch schon 1994, wie oben ausführlicher dargestellt, werden die Grenzen der Aquakultur sichtbar: Die Lachse norwegischer Züchter würden auf so engem Raum unter Krankheitsanfälligkeit und Parasiten leiden und Seuchen zum Opfer fallen (199415192).

In den Jahren 2000 und 2001 thematisiert *Der Spiegel* in einer zweiten Welle die Bedingungen für Nutztiere in Massenhaltung.

Die Tiere erhielten oft Billigstfutter und Antibiotika. Indem man die Tiere mit Futter aus Kadavern und Klärschlamm nähre, würde man Schweinen und Hühnern die „eigenen Artgenossen“ „zum Fraß vorwerfen“ (200011072). Den Lebensmittelexperten Udo Pollmer zitiert das Magazin mit der Feststellung, dass zwanzig Jahre zuvor die Tiere so gezüchtet worden seien, dass sie mit tierischer Eiweißnahrung am besten gedeihen (200049330).

2001 widmet *Der Spiegel* gut fünfzehn Seiten einer Reportage, die unter anderem der Frage nachgeht „Was fühlen Rinder, Schweine und Hühner?“. Damit greift er die Grundfrage auf, die Konrad Lorenz in einem Beitrag am Beginn des Untersuchungszeitraums in seiner Weise beantwortet hat. Der Auslöser für das erneute Stellen dieser Frage sind Massenkeulungen in Sachsen-Anhalt, nachdem ein Fall von BSE aufgetreten war. Tierschützer würde das „sinnlose“ Sterben von mehr als tausend Tieren empören, das sie auch bei einer weiteren – wirtschaftspolitischen – Maßnahme erwarten. 100.000 gesunde Rinder wolle man töten und zu Tiermehl verarbeiten, das anschließend verbrannt werden soll, um das Fleisch knapper und die Preise höher zu machen. Der Artikel geht weiter und zählt weitere Kollateralschäden auf. So würden von 44 Millionen jährlich aufgezogenen Schweinen über eine Million ungenutzt weggeworfen, weil sie den Schlachthof nicht leben erreichten. Es ist die Rede von 43 Millionen Hennen, die jedes Jahr in Legebatterien verschlissen würden, und davon, dass jährlich jedes zehnte von 250 Millionen Tieren den Transport innerhalb Europas nicht überlebe. Ein kurzer geistesgeschichtlicher Abriss seit Descartes über die Frage, ob Tiere nun fühlten oder nicht, schließt damit, dass Tiere ein komplexeres Seelenleben hätten als angenommen. Und nur, weil sie nicht sprechen könnten, hieße das nicht, dass sie auch nichts empfinden würden. Der *Spiegel* untermauert dies mit zahlreichen Beispielen aus der Verhaltensforschung. Es folgt eine kleine Kulturgeschichte des Schlachtens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, als in Chicago erstmals das Töten von Schweinen industrialisiert wurde. Zwar würden die Tiere seit dem vor dem Schlachten betäubt, doch hätten Forscher dem *Spiegel* zufolge Anlass anzunehmen, dass dies häufig nicht richtig durchgeführt wird (200131212). Einige Monate später berichtet das Magazin von ersten wirtschaftlichen Nachteilen der Massenhaltung bei Puten. Das Brustfleisch weise häufig geschwürige Hautentzündungen und vergrößerte Brustschleimbeutel auf. Gründe seien die rasche Gewichtszunahme, die Ammoniakdämpfe aus der feuchten Einstreu aus groben Holzschnitzeln sowie der Stress der Tiere, die Enge und Dauerbeleuchtung aushalten müssten (200147227).

Der *Spiegel* berichtet aber nicht nur über die aus Sicht der Tierschützer und – so der Tenor der Artikel – aus der Sicht des gesunden Menschenverstandes unzumutbaren Haltungsbedingungen der Nutztiere. Auch positive Entwicklungen oder Erfindungen kommen zur Sprache.

1996 hätten Forscher einen artgerechten Massenstall für Schweine entwickelt. Er entspreche den Forderungen der Tierschützer vom Verzicht auf „Kerkerhaltung im Dunkeln“ und von der Aufzucht im Freien. Das neuentwickelte Konzept sehe vor, dass jedes Schwein zu jeder Zeit tun kann, was es möchte (laufen; duschen; Abenteuerspielplatz, Ruhekissen oder Kotplatz aufsuchen). Die Tiere seien auf diese Weise gesünder, stabiler und würden besseres Fleisch abgeben und das bei schnelleren Aufzuchtzeiten (199601162). 2003 zitiert *Der Spiegel* eine Umfrage, derzufolge 55 Prozent der Verbraucher wegen der artgerechten Tierhaltung zu Bioprodukten griffen. Dieses Motiv stehe an erster Stelle gefolgt vom guten Preis-Leistungsverhältnis (53 Prozent) und gesundheitlichen Überlegungen (52 Prozent) (200335089). 2004 kann man im *Spiegel* von einem Techniker lesen, der zunächst als „Kuhflüsterer“ missgedeutet worden sei. Er analysiere lediglich die Umgebung der Tiere, die

beispielsweise schlecht sähen und daher eine gute Beleuchtung bräuchten, um sich wohlfühlen. Kühe seien sehr sensible Mitarbeiter im Betrieb und könnten nur bei guter Behandlung Leistung bringen. Eine Reportage der ARD über seine Arbeit sollte der Aufklärung dienen, wie Tierwirtschaft eigentlich heute aussieht, das wüssten viele nicht (200447218). Der Fastfood-Gigant *McDonald's* bleibt von Tierschutzforderungen nicht unberührt. 2005 berichtet *Der Spiegel*, dass der Konzern bei seinen Zulieferern künftig auf eine Betäubung von Hühnern vor der Schlachtung durch CO<sub>2</sub> achten wolle. Die Tiere seien vorher oft vom Eintauchen des Kopfes in ein stromdurchsetztes Wasserbad nicht gestorben und dann bei lebendigem Leibe geköpft oder auch versehentlich lebend in kochendes Wasser getunkt worden, ein Verfahren, welches das Entfernen der Federn erleichterte (200503128).

Das zweite große Tierschutzthema ist die Haltung der Hühner in Legebatterien. Anlässe für die Berichterstattung sind entweder die Erforschung neuer, artgerechterer Haltungsformen, die Prüfung der Legehennenverordnung durch den Bundesgerichtshof auf Verfassungswidrigkeit 1998/1999, die geplante Gesetzesänderung 2001/2002 oder das Herausragen von einzelnen Unternehmen der Branche.

1986 stellt *Der Spiegel* das Schweizer Voliersystem vor: Tausend Tiere teilten sich eine große Halle, die mit Sitzstangen, Einstreu und Scharrmöglichkeiten ausgestattet sind. Die Hühner legten in einem abgedunkelten Bereich ihre Eier in Nester. Für die Futtermittellieferung und den Abtransport der Eier würden weiterhin Fließbänder eingesetzt (198607233). Die Volierenhaltung wird von da an von Tierschützern und Verhaltensforschern immer wieder als die ideale Kompromisslösung benannt. Die bis 2005 teilweise erreichte, sogenannte Kleinvolierenhaltung, die sich durch Einführung von Sitzstangen und einem Gemeinschaftsnetz auszeichnet, werde von Verhaltensforschern und Veterinären aber noch nicht gut geheißt. Die räumliche Enge und geringe Höhe führe zu chronischem Stress. Die Tiere könnten nicht flattern, die Flügel strecken oder mit den Flügeln schlagen. Dies sei keine tiergerechte Haltung und mit europäischem Tierschutzrecht unvereinbar. In der Schweiz habe man die Kleinvolierenhaltung nicht zugelassen, da es darin zu Kannibalismus komme (200547120).

Zwei Einzelunternehmer unter den Eierproduzenten nennt *Der Spiegel* innerhalb der Stichprobe. Dies ist zum einen der Fast-Monopolist Pohlmann, der zu den bestehenden fünf Millionen Legehennen weitere 700.000 hinzugekauft habe. Im Zuge dessen spricht *Der Spiegel* bereits von den „umstrittenen Legebatterien“ (198641147). Deutlich negativ fällt ein Besitzer von Legebatterien in Lübeck auf, der teilweise Hunderte von toten Tieren, die offenbar Opfer kannibalistischer Attacken wurden, halboffen lagerte. In dem Betrieb würden 12.000 Hühner auf drei Etagen gehalten (200129142). Gegen den „Hühnerbaron“ Pohlmann habe der Tierschutzbund 2002 Strafanzeige gestellt, weil dieser in einem Betrieb in Ohio, USA, über eine Million Tiere habe verhungern lassen, als ein Sturm die Käfige umgeworfen hatte (200233078).

1998 berät das Verfassungsgericht darüber, ob die Bonner Verordnung von 1988, die die Haltung von Legehennen regelt, verfassungswidrig ist<sup>98</sup>. Der Kläger, das Land Nordrhein-Westfalen, sei der Auffassung, es widerspreche dem Tierschutzgesetz. Dies nimmt *Der Spiegel* zum Anlass, die Lebensbedingungen der Hennen in Legebatterien zu beschreiben: In den „dämmrigen, stinkenden Hallen der Agrarindustrie durchleben die emsigen, flügelschlagenden Haustiere Höllenqualen.“ Es handle sich um „ausgehungerte, zerrupfte Kreaturen, meist zu viert in enge Drahtverhaue gezwängt“, die eine Fläche von einem Viertel weniger als einer DIN-A4-Seite (450 Quadratzentimeter) böte. Ihren Pick- und Hacktrieb agierten sie an den Nachbarhennen aus, was nicht selten zum Tode führe. Der *Spiegel* nennt Beispiele für hühnerfreundlichere Verordnungen wie zum Beispiel aus Schweden, Dänemark und der Schweiz. Dort gebe es je nach Land mehr Platz für die Henne, Sitzstangen, abgedunkelte Legenester oder auch Staubbadgelegenheiten. In Schweden, Finnland und Teilen Österreichs sollte zwischen 2001 und 2005 die Käfighaltung ganz abgeschafft werden (199811172). Doch 1999 wendet sich der Gegenstand, mit dem sich die Verfassungsrichter beschäftigen. Nicht mehr die Verfassungskonformität der Hennenhaltungsverordnung stehe in Frage, sondern ob das Tierschutzgesetz überhaupt verfassungsgemäß erlassen worden sei (199915020). Die EU-Kommission und der EU-Rat wollten erst ab 2003 mehr Platz für Hühner vorschreiben. Der *Spiegel* spricht von einem Zuwachs um Bierdeckelgröße. Ab 2013 sei geplant, nur noch modifizierte Käfige mit Sitzstange, Gemeinschaftsnest und 750 Quadratzentimetern Platz pro Huhn zuzulassen. Die Tierschützer und Verhaltensforscher argumentierten, dass der Tatbestand der Tierquälerei erfüllt sei und eine deutsche Verordnung die EU-Richtlinien nicht als Entschuldigung vorschieben dürfe, es handle sich lediglich um Mindeststandards. Erneut referiert das Magazin die Bedingungen im Käfig und weist darauf hin, dass in den fünfziger Jahren ein Huhn etwa 150 Eier im Jahr gelegt habe. Nun seien es 300 (199927192). Wieder nennt *Der Spiegel* Schweden als „Vorkämpfer“ für die „tierische Würde“. In der EU plädierten die Schweden für 900 Quadratzentimeter Fläche pro Huhn, wovon 600 für ein Nest vorgesehen sein sollten. Es brauche ein Staubbad und eine Sitzstange und die Eierabrollanlage dürfe die Henne nicht stören. Das Magazin bezweifelt aber, dass Schweden sich durchsetzen könne, zu viele Länder stünden dagegen. Doch im eigenen Land werde diese Richtlinie zum Schutz der Legehennen ab 2002 gelten. Verhaltensforscher würden gar Musikberieselung, z. B. von Mozart, empfehlen (199927192). 2001 wolle Renate Künast, Verbraucherschutzministerin, die Käfighaltung zum Jahr 2007 abschaffen, so *Der Spiegel* (200125186), was sie 2002 auch durchgesetzt habe. Nun fürchte man ein Abwandern und den Aufbau von aus Tierschutzsicht noch schlimmeren Käfigen in Russland. Tierschutz sei dort kein Thema (200219196). Auch der Sohn des wegen Tierquälerei in der Farm in Ohio angeklagten Pohlmann, wolle Geschäfte nach Osteuropa verlagern (200233078).

---

<sup>98</sup> In einem Artikel außerhalb der Stichprobe berichtet *Der Spiegel* über die Entscheidung des Gerichts vom Juli 1999, dass die Verordnung aus dem Jahr 1987 verfassungswidrig sei. Damit dürfen nun keine Hühnerfarmen mehr mit Legebatterien zugelassen werden, alte Anlagen aber bestehen bleiben (*Spiegel* ONLINE vom 06.07.1999).

Neben der Massenhaltung und der Situation der Legehennen, sind Tiertransporte ein Thema des Tierschutzes in der Lebensmittelproduktion.

1995 hielten zehntausende Demonstranten in Großbritannien Tiertransporte auf. Sie protestierten gegen Transporte von Schafen und Jungkälbern aus dem eigenen Land nach Holland (199511163). Von Aktivisten in Deutschland berichtet *Der Spiegel* 1996. Angeführt von einer Pastorin hätten einhundert Teams Tiertransporte mit Transparenten verfolgt. Sie seien gegen Transporte von Pferden, Kälbern, Schafen, Hühnern und Schweinen aus Polen oder Tschechien, die 250-millionenfach jährlich durch Deutschland gefahren würden. Wenn schon schlachten, dann wenigstens vor Ort, so zitiert *Der Spiegel* die Tierschützer (199627060). Im Jahr 2003 berichtet das Magazin über Vorhaben der Europäischen Kommission, die Regelungen für Tiertransporte zu verschärfen. Es nennt die Einschätzung des tierärztlichen Überwachungsbeamten der EU-Kommission, der zwar gute Ansätze erkenne, aber die fehlende zeitliche Begrenzung moniere. Die Regelung, die der Entwurf vorsehe, würde eine unendliche Aneinanderreihung von maximal neun Stunden rollen und zwölf Stunden stehen erlauben. Dabei seien die „Pausenzeiten“ für die Tiere keine Erholungszeiten (200331127).

#### **4.5.2.3 Gentechnik in der Landwirtschaft und Lebensmittelproduktion**

Das dritte große Thema im Bereich der ökologischen und kulturellen Aspekte ist die Gentechnik – hier beschränkt auf die sogenannte „grüne Gentechnik“, oder auch Agrogentechnik, und auf jene Bereiche der „roten Gentechnik“, die Nutztiere betreffen. Letztere nehmen allerdings in der Stichprobe und in der Aufmerksamkeit des Magazins einen vergleichsweise geringen Stellenwert ein. Da es in dieser Arbeit um den Bedeutungswandel von Lebensmitteln geht, kann mit der Betrachtung der Herstellungsverfahren nicht Schluss sein. Daher ist ein Teilbereich der sog. neuartigen Lebensmittel oder des *Novelfood* ebenfalls Gegenstand dieses Abschnitts. In die Gruppe der neuartigen Lebensmittel fallen laut *Verordnung (EG) Nr. 258/97 der Europäischen Parlaments und des Rates über neuartige Lebensmittel und neuartige Lebensmittelzutaten vom 27. Januar 1997*:

- „a) Lebensmittel und Lebensmittelzutaten, die genetisch veränderte Organismen im Sinne der Richtlinie 90/220/EWG enthalten oder aus solchen bestehen;
- b) Lebensmittel und Lebensmittelzutaten, die aus genetisch veränderten Organismen hergestellt wurden, solche jedoch nicht enthalten;
- c) Lebensmittel und Lebensmittelzutaten mit neuer oder gezielt modifizierter primärer Molekularstruktur;
- d) Lebensmittel und Lebensmittelzutaten, die aus Mikroorganismen, Pilzen oder Algen bestehen oder aus diesen isoliert worden sind;
- e) Lebensmittel und Lebensmittelzutaten, die aus Pflanzen bestehen oder aus Pflanzen isoliert worden sind, und aus Tieren isolierte Lebensmittelzutaten; außer Lebensmittel oder



Lebensmittelzutaten, die mit herkömmlichen Vermehrungs- oder Zuchtmethoden gewonnen wurden und die erfahrungsgemäß als unbedenkliche Lebensmittel gelten können;

f) Lebensmittel und Lebensmittelzutaten, bei deren Herstellung ein nicht übliches Verfahren angewandt worden ist und bei denen dieses Verfahren eine bedeutende Veränderung ihrer Zusammensetzung oder der Struktur der Lebensmittel oder der Lebensmittelzutaten bewirkt hat, was sich auf ihren Nährwert, ihren Stoffwechsel oder auf die Menge unerwünschter Stoffe im Lebensmittel auswirkt.“

Bedeutsam in der Berichterstattung des *Spiegels* sind vor allem die Gruppen a), b) und d). Ganz genau lässt sich das im Einzelfall allerdings nicht immer abgrenzen, da die Erläuterungen oft nicht so tief reichen, dass eine klare Einordnung möglich wäre. Für unsere Betrachtungen ist dies aber zweitrangig und wir können auf den Oberbegriff rekurren und von „Lebensmitteln und Lebensmittelzutaten in der Gemeinschaft“ sprechen, „die in dieser bisher noch nicht in nennenswertem Umfang für den menschlichen Verzehr verwendet wurden“ – soweit sie mit gentechnischen Verfahren in direkter oder indirekter Berührung stehen (ebd.).

### Gentechnik (n=39)

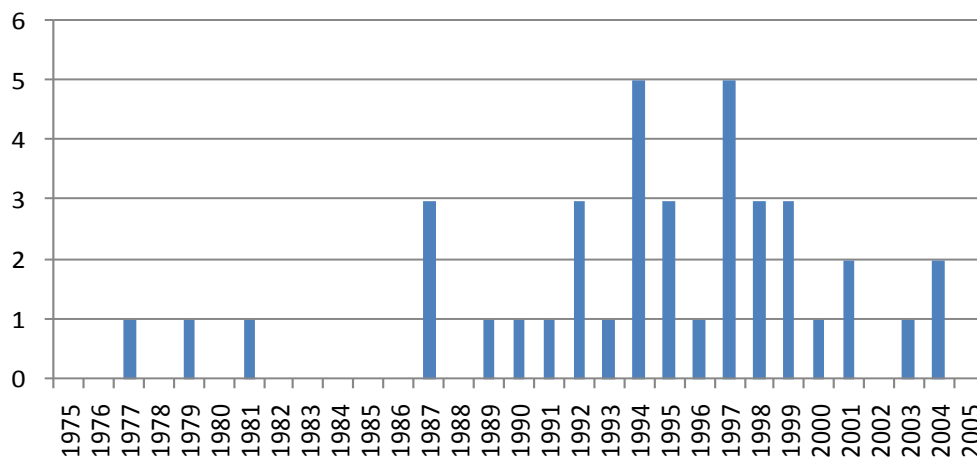


Abbildung 4.5-4: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Gentechnik* zugeordnet wurden

Eine Analyse der Artikel in der Stichprobe nach Themen bietet sich – anders als bei anderen Codes – im Fall der Gentechnik nicht an. Das Gebiet ist bei aller Komplexität doch so eng abgesteckt, dass sich immer wieder dieselben Muster in den Artikeln zeigen, wenn auch nicht immer alle Elemente vertreten sind: Es gibt so etwas wie ein Ereignis, eine neue Entwicklung oder einen recherchierten Hintergrund, meist verbunden mit der aktuellen Rechtslage in

Deutschland, der EG/EU oder jener Nation, über die gerade berichtet wird. Häufig liest man Aufzählungen von Verheißungen, Chancen und Visionen, die Gentechnik als Segen beschreiben. Und mindestens ebenso häufig vertreten sind Listen mit Risiken, Gefahren, Warnungen usw. Dies ist in der Regel mit der Nennung von Akteuren verbunden, die Protestbewegungen anführen oder begleiten. Auch allgemeine Aussagen zur Akzeptanz der Gentechnik in der Bevölkerung, gerne im Vergleich mit anderen Nationen (vor allem den USA), finden sich zahlreich. Auch fehlen Einschätzungen oder Forderungen zum Verbraucherschutz nicht, ebenso wenig die Sichtweise der Erzeuger und Einzelhändler. Kaum ein Thema ist über den gesamten Zeitraum der Analyse so klar strukturiert. Und daraus, welche der Elemente vertreten und wie sie gefüllt sind, lassen sich Phasen des kollektiven Umgangs mit Gentechnik und mit unter Verwendung von Gentechnik hergestellten Lebensmitteln erkennen.

Anfangs, in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre, beschränkt sich die Berichterstattung auf vereinzelte Gesetzesvorhaben und bahnbrechende Innovationen mit anfänglichen Versprechungen (*Erster Aktionismus*). Dann folgt von 1982 bis 1986 eine Latenzphase, sie sich als eine Art *Ruhe vor dem Sturm* beschreiben lässt. Denn zwischen 1987 und 1991 sind den Artikeln der Stichprobe nurmehr *Kassandrarufer* zu entnehmen. Die anschließenden vier Jahre wirken dagegen wie die *Generalprobe mit verteilten Rollen*, in der der Umgang mit Innovationen fast routiniert ist und in der die Akteure vorhersehbar ihr Programm abspulen. Ab 1997 kann man von der *Ankunft in neuer Realität* sprechen. Eine neue Sachlichkeit ist zu erkennen, manches wird wieder relativiert und nicht so heiß gegessen, wie es gekocht wurde.

#### *Erster Aktionismus (1977-1981)*

Der erste Artikel zum Thema in der Stichprobe, die den Zeitraum ab 1975 bis 2005 umfasst, findet sich überhaupt erst in einer Ausgabe aus dem Jahr 1977.

Dort wird berichtet, dass Kalifornien als erster Bundesstaat der USA ein Gesetz erlassen möchte, das Experimente mit DNA und andere „gefährliche biologische Experimente“ der staatlichen Kontrolle unterwerfen soll (197711216). Zwei Jahre später plane die Bundesregierung ein „Gesetz zum Schutz vor Gefahren der Gentechnologie“. Biologen kritisierten, dass dadurch ein vielsprechendes Gebiet der Forschung unnötig eingeschränkt würde. Erste Versprechungen tauchen auf: Die nahe Zukunft werde maßgezüchtetes Vieh bringen, reiche Ernten auch ohne Dünger und viele andere Errungenschaften aus dem Gebiet der roten Gentechnik (197939266). Diese Verheißungen und viele mehr erklangen auch im Zuge der Berichterstattung über einen Durchbruch in der Forschung: Erstmals konnten gentechnische Manipulationen nicht nur an Mikroben, sondern auch an Nutzpflanzen erprobt werden. Der *Spiegel* fragt, ob eine zweite grüne Revolution anstehe und genau danach klingen die Visionen US-amerikanischer Manager und Forscher. Die erste grüne Revolution, die mit Hohertragsorten, Dünger und Pflanzenschutz arbeitet, sei in der Dritten Welt nicht angekommen. Nun erwarte man Pflanzen, die dank eines gentechnischen Eingriffs in ihr Erbgut in salzhaltigem Wasser gedeihen, krankheits- und schädlingsresistent

sind, ihren Stickstoffbedarf aus der Luft decken, Energie des Sonnenlichts besser verwerten und Hitze, Frost und Dürre überstehen. Ziel für ein Gentech-Unternehmen (International Plant Research Institute) sei eine Pflanze mit essbaren Blättern, eiweißreichen Samen, kohlehydratspeichernden Knollen, einem Stängel mit brauchbaren Fasern und stickstoffbindenden Wurzelknöllchen. Der *Spiegel* zitiert eine Marktanalyse nach der mit gentechnisch veränderten Pflanzen bald mehr Umsatz zu erzielen sei als mit Einzellern zur Produktion von Hormonen und Medikamenten. Man erwarte einen Wettlauf zwischen öffentlicher und privater Forschung (198147262).

#### *Ruhe vor dem Sturm (1982-1986)*

Die Berichte vom Ende der siebziger Jahre beschreiben tatsächlich einen Aktionismus. Denn greifbare Ergebnisse sowohl der Gesetzesvorhaben als auch der enthusiastischen Versprechungen aus Forschung und Entwicklung sind erst mal lange Jahre nicht zu erkennen. Das Gesetz, das später neutraler „Gesetz zur Regelung der Gentechnik“ heißt, tritt erst elf Jahre nach dem Erscheinen des hier zitierten Berichts in Kraft. Auch um Neuentwicklungen im Nutzpflanzenbereich ist es erst mal still. So finden sich die nächsten Artikel erst wieder ab dem Jahr 1987.

#### *Kassandrarufo (1987-1991)*

Mit einem Mal ist es vorbei mit der Ruhe. Der *Spiegel* berichtet 1987 über die Veröffentlichung des Berichts der Enquete-Kommission „Chancen und Risiken der Gentechnologie“. Als habe dieser Bericht ein Ventil geöffnet, beginnt eine Welle von Kassandrarufo, denen sich *Der Spiegel* in dieser Zeit anschließt. Jedenfalls sieht er mehr Gefahren „als die Kommission zugeben“ will und meint, es gehe darum, gute Stimmung für die synthetische Biologie zu machen, obwohl der mögliche Nutzen einem bisher kaum kalkulierbarem ökologischen Risiko gegenüberstehe (198705164).

Zwischen 1987 und 1991 ist nur in zwei von sechs Artikeln kurz und knapp von nützlichen Aspekten der Gentechnik die Rede (198705164: klimarobuster Superweizen, der nicht mehr gedüngt werden muss, 199045083: Rationalisierung der Milchproduktion durch gentechnisch hergestelltes Hormon). Dafür werden in allen sechs Berichten je nach Betrachtung bis zu vierzehn verschiedene Risiken angeführt.

Eine Gefahr, die die Kommission vernachlässige, bestehe darin, dass die Welternährung künftig abhängig von der Großchemie sei, da in Nutzpflanzen ein Gen eingeschleust werde, das sie resistent gegen bestimmte Pestizide macht. Außerdem sei die Artenvielfalt bedroht und die Gefahr, die von Retroviren ausgehe, nicht abschätzbar. Der *Spiegel* bezieht sogar in der Weise Position, dass er die Frage aufwirft, ob man nicht nach sozialen und politischen Lösungen für Probleme wie Hunger und Krankheit, Armut und Umweltzerstörung suchen müsse, anstatt in riskanter Weise in die Evolution einzugreifen (198705164). Im gleichen Jahr meldet das Magazin, dass es in den USA nun möglich sei, Tiere patentieren zu lassen – Tiere wie die zwei Jahre zuvor vorgestellte Kreuzung aus Schaf und Ziege. Der Anführer

einer Protestbewegung, die verschiedene Organisationen mit fünf Millionen Mitgliedern vereine, sei Jeremy Rifkin. Die Kritiker forderten eine Gesetzesrevision, da sie die Artenvielfalt bedroht sähen, die Verarmung fortschreiten werde und das Patentamt die Tiere ihrer Integrität beraubten. Das Tierreich dürfe nicht zur „kommerziellen Ausbeutung“ freigegeben werden, so Rifkin dem *Spiegel* zufolge (198719249). Auch christliche Parteien und die Grünen hätten Zweifel und Bedenken, ob es dem Menschen erlaubt sei, per Gentechnik in die Schöpfung einzugreifen. Das Dilemma sei: Die Gentechnik verspreche Riesengewinne für die Industrie und die Gesetzgebung hinke der Realität hinterher. Längst gebe es Forschung an Embryonen und gefrierresistente Erdbeeren (198743035).

1989 ist das Thema Patentierung von Lebewesen auch in Europa aktuell. Chemiekonzerne drängen auf Erteilung weltweiter Patente. Bisher seien Pflanzensorten und Tierrassen in Europa nicht patentierbar, doch die EG habe eine Richtlinie vorgelegt, der zufolge alle Pflanzen und Tiere, die neue chemisch definierbare genetische Informationen enthalten, patentfähig sein sollen. Das gelte auch für die Nachkommen des Erzeugnisses, die bis zu zwanzig Jahre lang mit Lizenzgebühren belegt würden. Kritische Wissenschaftler wendeten sich gegen die Monopolisierung des gemeinsamen Erbes der Menschheit und Regierungen wehrten sich konkret gegen die Monopolisierung von Genen ihrer eigenen Äcker. Es handele sich um ein Milliardengeschäft für die Chemieindustrie und ein Außerkraftsetzen des Saatenschutzgesetzes. Dieses sichere, dass eine einmal angemeldete Pflanze für die eigene Züchtung weiterverwendet werden darf. Man erwarte den Tod kleinerer Zuchtunternehmen und eine genetische Erosion mit allen Nachteilen: Pflanzen, die immer ähnlicher und anfälliger für neue Krankheiten werden. Wie in den USA haben sich Tierschutz-, Bauern- und Züchterorganisationen aus allen EG-Ländern zusammengeschlossen, um zu protestieren (198921228). Vom milchfördernden Hormon BST, das in den USA gentechnisch hergestellt wird und 1990 patentiert wurde, war eben schon kurz die Rede. Das Ziel sei, die Milchbauern mit einem Managementinstrument auszustatten, das ihnen erlaubt, die Milchproduktion vergleichbar mit einem Kraftwerk zu drosseln oder Vollast zu fahren. 1991 werde die FDA über die Freigabe entscheiden, auch bei der EG lägen diese und ähnliche Anträge vor. Der *Spiegel* zitiert Experten mit der Einschätzung, dass die EG einlenken werde, um einen Handelskrieg mit den USA zu vermeiden. Die wissenschaftlichen Argumente seien zu dürftig. Als negative Folgen des BST-Einsatzes nennt *Der Spiegel* zum einen ökonomische: Eine Milchschwemme, den Zusammenbruch der Milchquote, Massenpleiten von Kleinbauern und Umsatzeinbrüche. Für die Kuh seien die Folgen: Bis zu 10 Liter mehr Milch produzieren, häufigere Entzündungsreaktionen des Euters, von Einstichstellen übersäte Haut, um die Hälfte gesenkte Trächtigkeitsrate, leiden unter Hitzekollern. Kritiker zweifelten an der Seriosität des Präparats und monierten viele Wissenslücken. In den USA sei es wieder Rifkin, der die Protestbewegung anführe, in Deutschland hätten sich dreißig Verbraucherschutz-, Umwelt- und Tierschutzverbände zusammengeschlossen (199045083). Der *Spiegel* greift 1991 ein Schreckensszenario auf, das die Medien offenbar im Vorjahr genährt hatten: Bio-Hacker könnten mit einem Genbaukasten im Keller krankheitserregende Organismen und neue Lebensformen heranzüchten. Zwar sei der Genbaukasten harmlos, Experten würden die

Gefahr nicht ausschließen, denn das Gentechnikgesetz sei lückenhaft. Der Handel mit Erbgut sei nicht eingeschränkt, solange es nicht in Organismen eingebaut ist (199137275).

Es ist nun auffällig, dass ab dem Jahr 1992 die Aufzählung von Risiken und Warnungen zwar nicht abreißt, dass aber die Chancen und Versprechungen wieder gleichermaßen auf den Plan gerufen werden.

#### *Generalprobe mit verteilten Rollen (1992-1996)*

In der Zeit von 1992 bis 1996 halten sich aber nicht nur die mantrahaft vorgetragenen Chancen und Gefahren in den Artikeln die Waage. Routinemäßig berichtet *Der Spiegel* auch immer wieder über Protestaktionen, militante Gruppen und die allgemein zögerliche bis vehement ablehnende Haltung der Bevölkerung. Dies ist unter anderem damit zu erklären, dass mit der Ankunft der neuartigen Lebensmittel (Novelfood) beim Verbraucher auch die Gentechnik erstmals direkt angekommen ist. Was bislang eine abstrakte Agrotechnik mit weit entfernten Chancen und Risiken war, ist mit einem Mal greifbar geworden. In diese Phase fallen einige bahnbrechende Ereignisse für den serienmäßigen Einsatz gentechnischer Verfahren in der Lebensmittelproduktion.

Dies beginnt 1992 damit, dass es erstmals gelungen sei, die Weizenpflanze gentechnisch zu manipulieren. Dem *Spiegel* zufolge habe man an der Universität Florida eine Art Wunderweizen geschaffen. Dieser sei nahrhafter, widerstandsfähiger gegen Dürre sowie gegen Krankheit, Unkraut und Herbizide. Bislang habe man nur Reis und Mais gentechnisch manipulieren können. Der so entwickelte Weizen verfüge nun über eine Resistenz gegen das Herbizid *Basta*. Geplant sei auch eine Resistenz gegen Pilze und Viren sowie die Steigerung des Proteingehalts in den Körnern (199237256). Die nächste Innovation, die den Weg der Gentechnik zur Normalität bereitet hat, ist der Marktgang von neuartigen Lebensmitteln. In einer langen Reportage zum Thema führt *Der Spiegel* 1993 lange aus, wie nach und nach die Gentechnik „beim Bauch des Verbrauchers angelangt“ sei. Dieser Artikel steht mehr als alle anderen Pars pro Toto für diese Phase und wird daher etwas ausführlicher wiedergegeben.

Den Grundstein hätten Forscher in Kalifornien gelegt, als sie 1973 erstmals fremdes Erbgut in eine Bakterie einschleusten. Mittlerweile gebe es über fünfzig gentechnisch umgerüstete Pflanzen und zahlreiche neuartige Lebensmittel. *Der Spiegel* zählt bereits auf: schaumstabiles Bier, Gulasch aus Schleimpilzproteinen, sich selbst konservierende Milch und kalorienarme Schweinekopfsülze. Außerdem kündigt er an, dass es in den USA bald eine Tomate ohne Gammeln geben werde. Mit bereits über 3.000 Genlabors sei ein kolossaler Wirtschaftszweig entstanden. In diesem Artikel finden sich auch die meisten Verheißungen, die im Zuge der Diskussion um neuartige Lebensmittel gemacht werden. Man werde damit den Hunger der Welt stillen, ultraleichte Produkte für die Figur herstellen und Früchte mit einem Antimatschgen ausstatten. *Der Spiegel* zitiert Fachleute, die überzeugt sind, dass Gennahrung gesund sei, schmecke und darüber hinaus auch billig sei. Lebensmitteltechnologien würden eine Revolution im Ausmaß der Tiefkühlkost prophezeien. Der Speisekoordinator der EG erklärt dem *Spiegel* zufolge, dass neuartige Nahrung nicht

giftig oder gefährlich sei, während ein Ökologe aus den USA der Überzeugung sei, dass erst 20 Jahre später praktisch alle Nutzpflanzen genetisch manipulierbar würden. Dies betreffe nicht nur Erntesteigerung und Unkrautvernichtung, sondern in erster Linie „Lebensmittelfunktionalität“. Damit sei die gezielte Veränderung von Geschmack, Konsistenz und Nährgehalt von Pflanzen gemeint. Uns erwarteten „Happy Food“ und neuartige Spezialkost für Rentner und Babys. Brotaroma ließe sich schon jetzt gentechnisch herstellen. Diese Entwicklung würde, so *Der Spiegel*, durch immer verrücktere Ansprüche vieler Konsumenten in der westlichen Welt forciert. Der Yuppie koche aus Tüten und Dosen, verlange aber das volle Backofenaroma. Der Schlemmer wolle Süßes, aber nicht dick werden. Kritiker dagegen warnen, dass diese künstlich hergestellten Produkteigenschaften noch kaum erforscht seien. Mikroorganismen, die als Zwischenprodukt benötigt werden, würden nur in manchen Fällen durch Erhitzen getötet. In anderen Fällen würden sie lebend in den Körper gelangen und stellen ein Gefahrenpotenzial dar. Seit kurzem sei bekannt, dass einige Mikroorganismen die Fähigkeit hätten, ihr Erbgut auf andere Einzeller zu übertragen. Besondere Aufmerksamkeit erhält immer wieder die Antibiotikaresistenz, die in fast allen genmanipulierten Pflanzen eingebaut ist, unter Umständen an den Menschen weitergegeben werde und ihn ebenfalls resistent machen könne. So könnten unheilbare Krankheiten entstehen. Der Einsatz von Enzymen sei auch schon ohne Gentechnik bedenklich genug; das Gesundheitsrisiko, das durch die Entwicklung von aktivitätssteigernden, thermostabilen und säureresistenten Kunstenzymen entsteht, sei unabsehbar. Grundsätzlich könne jede gentechnische Veränderung globale ökonomische Verwerfungen auslösen. (199315202)

Ebenfalls zum ersten Mal berichtet *Der Spiegel* über erfolgreiche Protestaktionen: So protestierten Bürgerinitiativen erfolgreich gegen Freilandversuche; die Zulassung des Turbokuhhormons wurde seit 1988 immer wieder aufgeschoben. Eine Sammelbewegung aus mehr als 70 Kritikergruppen habe sich den Namen „Essen aus dem Genlabor - natürlich nicht“ gegeben. Auch deutsche Spitzenköche interpretierten die Entwicklung als Angriff auf Würde, Integrität und Tradition der Kochkunst. Eine Biotechnologieexpertin der Grünen sei der Meinung, in Brüssel werde eine Katastrophe vorbereitet. Die Organisation Environmental Defense moniere, die Konsumenten würden zu Versuchskaninchen für ungetestete Substanzen gemacht. Eine Akzeptanzstudie in europäischen Ländern habe ergeben, so *Der Spiegel*, dass die höchste Akzeptanz für Gentechnik in Ostdeutschland zu finden sei (58 Prozent). Die niedrigste habe man in Westdeutschland festgestellt (35 Prozent). Grünenpolitiker und auch der amerikanische Anführer der Protestbewegung Rifkin drängten auf das Gütezeichen „gentechnikfrei“. Die Kritik werde aber, dem *Spiegel* zufolge, nun auch differenzierter. Es gehe nicht mehr nur darum, Horror und Natur gegeneinander auszuspielen. Manche „Ekelsubstanzen“ könnten gentechnisch sauberer und hygienischer hergestellt werden. Man könne so auch Chemie in Lebensmitteln vermeiden. Längst seien verschiedene Produkte im Umlauf: genmanipulierte Bäckerhefe (Großbritannien), aus gentechnisch manipulierten Hefebakterien hergestelltes Labenzym (Niederlande, Dänemark, Großbritannien), Genlab von Monsanto (30 Prozent Marktanteil in den USA). In Deutschland wären solche Genpräparate nicht verboten, aber das Lebensmittelrecht nimmt sie von der Zulassung aus. Eine Firma aus Dänemark habe

allerdings Enzyme nach Deutschland geschmuggelt, die Brötchen über Tage frisch hielten. Nicht nur die Kritiker scheinen sich in dieser Zeit etwas entspannt zu haben, auch die Gesetzgebung reagiert unaufgeregt. In den USA habe man im Vorjahr beschlossen, dass gentechnisch hergestellte Lebensmittel nicht schärfer zu kontrollieren seien als herkömmliche. Auch die EG-Kommission wolle bis Herbst eine Novelfood-Verordnung durchpeitschen: Kunstspeisen, die bislang noch nicht von Menschen konsumiert wurden, sollen ohne Prüfverfahren zugelassen werden. Eine Kennzeichnungspflicht sei in der EG nicht vorgesehen (199215202).

Die Produkte, die in dieser Phase im Fokus stehen, lassen sich in drei Kategorien unterteilen. Das sind zum einen *Vehikel-Produkte* wie Enzyme und Hefen, die gentechnisch manipuliert oder hergestellt wurden. Zum zweiten handelt es sich um *Nutzpflanzen*, die Fremdgene (vor allem Resistenzgene) in sich tragen und deren Früchte direkt verarbeitet oder verzehrt werden. Die dritte Kategorie bilden *fertige Lebensmittel*, deren Produktionsverfahren auf eine gentechnische Manipulation im weitesten Sinne zurückgehen. Betrachten wir zunächst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Vehikel-Produkte in dieser Phase.

1992 weist ein Artikel erneut auf die Gefahren hin, die durch die gentechnische Herstellung von Enzymen und ihren Einsatz in der Lebensmittelindustrie entstehen können, und bezieht sich auf ein Beispiel aus der Pharmaindustrie. Ein Schlafmittel mit dem Namen L-Tryptophan habe den Tod von 27 US-Bürgern herbeigeführt. Grund sei ein Kopierfehler bei der Übertragung eines Gens in die Produktionsmikrobe gewesen (199237256). Schon ein halbes Jahr später, 1993, schreibt das Magazin allerdings wieder neutral bis verheißungsvoll davon, dass wieder neue gentechnisch hergestellten Bierhefen erprobt würden. Man habe bereits drei Chromosomen entziffert; der Rest solle bis 2000 fertig sein. Das Produkt gezielter Eingriffe und Umbauten seien schaumstabile, kalorienreduzierte, schnellvergärende Blitzbiere mit thermobeständigen und billiger einzusetzenden Hefestämmen. Heineken habe bereits eine Hefe patentieren lassen, die nicht nur Zucker, sondern auch Stärke abbaut und Prozesse wie Maischen und Würzekochen wegfällen lasse. Auch andere Verfahren könnten durch den Einsatz genmanipulierter Hefen weiter rationalisiert werden (199315214). 1994 zitiert *Der Spiegel* den weltgrößten Enzymhersteller: „ohne Gentechnik läuft nichts mehr“ (199425188).

Die zweite Gruppe der Lebensmittel, Nutzpflanzen, ist vor allem deshalb immer wieder einen Bericht wert, weil im Jahr 1994 zum ersten Mal in Deutschland Freilandversuche durchgeführt werden.

Die ersten Freilandversuche habe man mit gentechnisch veränderten Mais- und Rapspflanzen begonnen. Im gleichen Jahr plane man noch 15 Freisetzung. Kritiker seien besorgt, dass angestammte Arten verdrängt und der ungehemmte Einsatz von Unkrautvertilgern begünstigt werden würde. Mühsam erkämpfte Ansätze zur alternativen Schädlingsbekämpfung würden zunichte gemacht. Zudem könnten solche Experimente keine Langzeitrisiken ausloten. Die Stoffwechselprozesse in der Pflanze könnten zum Beispiel krebsauslösende oder allergene Gifte produzieren. Es sei auch nicht abschätzbar,

welche Auswirkungen es habe, wenn fremde Gene an beliebiger Stelle im Empfänger eingebaut würden. Protestbewegungen von Umweltschützern hätten eine dreiwöchige Blockade eines Versuchsfeldes in Niedersachsen und weitere Proteste gegen Rüben und Kartoffeln organisiert. Die Vorteile dieser Pflanzen sollen in der Immunität gegen spezielle Krankheit und in der besseren Eignung für die Industrie liegen. Die Firma *Hoechst* will außerdem Mais und Raps im Freiland testen, die gegen *Basta* resistent sind. Bezüglich der Gesetzgebung befürchtet *Der Spiegel* einen Dambruch: im Bundestag und im Bundesrat sei die Öffnung des Gentechnikgesetzes beschlossen worden. Hierbei habe man die öffentliche Anhörung besorgter Bürger vor Freilandversuchen abgeschafft (199407158).

Während in Europa schon bei relativ kleinen Versuchsflächen von 100 Quadratmetern die Umweltschützer auf den Plan gerufen würden, erprobe man in China auf riesigen Flächen genmanipulierte Pflanzen. Dort führe man an, dass die Industrieländer bereits Folgenabschätzung gemacht und nichts gefunden hätten. Nun müsse man das Fortschrittstempo beschleunigen. Dem *Spiegel* zufolge habe China Nahrungsengpässe zu fürchten. Die Erntesteigerung durch Hochleistungssaat und Pestizideinsatz sei schon ausgereizt. Nach der „grünen Revolution“ komme nun die Genrevolution. Die Pflanzen sollen auf Salzböden, bei Frost und Trockenheit gedeihen, gegen Virusattacken und Insektenschwärme gewappnet sein. Greenpeace fordere den Stopp der Experimente in den Entwicklungsländern; auch Fachblätter warnten. *Der Spiegel* beleuchtet auch die gesetzliche Seite: Im vergangenen Jahr hätten Entwicklungsländer vergeblich gefordert, dass ein völkerrechtlich verbindliches weltweites Gentechnikprotokoll erarbeitet werde, in der Hoffnung die Zusammenarbeit mit den Industrieländern zu verbessern und schnellere Fortschritte im eigenen Land zu erzielen (199501148).

1995 haben sich die Rollen der Akteure bezüglich der Freilandversuche verfestigt. Eine neue Protestform gegen solche Versuche habe sich dem Spiegel zufolge ausgebreitet: Das Blockieren und Besetzen von Äckern, auf denen veränderter Mais und Raps ausgebracht werden sollen, konnte beispielsweise in Südbaden eine Aussaat verhindern. Andernorts hätten Protestler ein Zeltlager auf dem Versuchsacker veranstaltet. Rund 80.000 Bürger hätten bundesweit gegen Freilandversuche mit Mais, Kartoffeln, Zuckerrüben und Raps Einwendungen erhoben. In einigen Fällen seien auch Felder zerstört worden (199525016). Im gleichen Jahr berichtet das Magazin über einen Streit zwischen Forschungsminister Rüttgers und dem Berliner Umweltbundesamt. Rüttgers habe die Behörde wegen der Feststellung kritisiert, die Langzeitwirkungen dieser Experimente seien aufgrund erheblicher Wissenslücken in der Erforschung ökosystemischer Zusammenhänge kaum zu beurteilen. Rüttgers fände dies nicht akzeptabel da es den „Ausstieg aus der modernen gentechnischen Pflanzenzüchtung“ bedeute und „biologische Sicherheitsforschung unmöglich“ mache. Der Präsident des Amtes versicherte daraufhin dem *Spiegel* zufolge, ein Moratorium für Freilandversuche werde nicht angestrebt. Es gelte aber der Hinweis, dass alles auf Basis unzureichenden Wissens erfolge (199547018).

Zwischenzeitlich, im Jahr 1994, berichtet *Der Spiegel* von der Züchtung eines Superreises auf den Philippinen. Dieser ermögliche einen Ertrag von 13 statt 10 Tonnen pro Hektar. Man habe erreicht, dass es keine Schösslinge ohne Ähren mehr gebe und die Zahl der Körner pro



Ähre doppelt so groß sei. Außerdem habe der Reis einen höheren Nährwert als andere Sorten. Mit dem Anbau wolle man noch fünf Jahre warten und bis dahin solle Erbgut eingeschleust werden, das die Pflanze gegen Krankheiten und Schädlinge resistent werden lasse (199445218).

Die dritte Kategorie an Produkten, die in der Phase der *Generalprobe mit verteilten Rollen* an Bedeutung gewonnen haben, findet sich im Spiegel in Form von verarbeiteten, gentechnisch veränderten Früchten und Milch, die unter Einsatz einer gentechnisch hergestellten Milchsteigerungsdroge produziert wurde.

1994 meldet *Der Spiegel* die Freigabe der gentechnisch hergestellten Milchsteigerungsdroge BST in den USA. Das Ziel des Herstellers Monsanto sei es, bis zum Jahresende jede zehnte Kuh damit zu versorgen. Verbraucher und Milchfarmer würden protestieren, sie fürchteten eine stärkere Belastung der Milch mit Antibiotika, denn die mit der Droge versorgten Kühe neigten zu Euterentzündungen. 80 Prozent der milchverarbeitenden Betriebe wollten nur Milch, die ohne den Einsatz von BST hergestellt wurde (199409230). Noch im gleichen Jahr berichtet das Magazin von bevorstehenden Beratungen der Agrarminister Europas über eine etwaige Zulassung dieses Hormons. Es solle die Milchproduktion um bis zu 20 Prozent steigern. In den USA werde bereits jeder fünfte Liter Milch auf diese Weise erzeugt. Ein Experte wird mit der Einschätzung zitiert, dass dies in Europa nur eine Einstiegsdroge sei. In München lägen schon über einhundert Patentanträge auf gentechnisch veränderte Tiere und chemisch verfeinerte Mastmethoden. Darunter seien zum Beispiel Kälber mit besseren Rezeptoren für die Aufnahme von bestimmten Wachstumshormonen. Eine US-Firma wolle die natürliche Wachstumsbremse bei Tieren ausschalten. Der Patentamtsdirektor stelle den Nutzen für den Menschen in Frage. Verbraucher und Supermarktketten protestierten angesichts der Risiken wie Euterentzündungen und missgebildeter Kälber (199441070).

1996 berichtet *Der Spiegel* über die Einführung von Tomatenpüree aus gentechnisch veränderten Früchten ohne Gammelgen in britischen Supermärkten. Dagegen gebe es keine Proteste, die Engländer seien Allesesser. In Deutschland würde man kaum Händler für ein solches Produkt finden. Eine Einführung in Deutschland wäre zwar rechtlich möglich, so *Der Spiegel*. Zwei Drittel der Verbraucher lehnten genveränderte Speisen und Getränke jedoch strikt ab. Das Gentechnikgesetz würde nur den Umgang mit lebenden, vermehrungsfähigen Organismen regeln. Die Frucht fiel darunter, nicht aber das verarbeitete Produkt. Erst die Novel Food-Verordnung der EU würde diese Lücke schließen. Derweil rüste die staatliche Lebensüberwachung bereits für den Ernstfall, denn gentechnisch veränderte Lebensmittel würden in den nächsten Jahren den Markt überschwemmen. Sie seien dabei, Messverfahren zum Nachweis von Gensequenzen zu entwickeln. Auch hier zitiert *Der Spiegel* wieder Kritiker, die diesem neuartigen Sektor skeptisch gegenüberstehen, die Antibiotikaresistenz anprangern, Angst vor Übergriffen auf Darmbakterien haben und Probleme für Allergiker voraussehen (199607160).

*Ankunft in neuer Realität (1997-2005)*

Der vergangene Abschnitt zeigte, wie sich Öffentlichkeit und gesellschaftliche Akteure auf eine neue (gen-) technische Realität vorbereiteten. Es lassen sich Reaktionen auf erste Innovationen im Lebensmittelsektor beobachten, die in großem Maße vom wiederholten Aufzählen der Pro- und Kontra-Argumente geprägt sind.

Ab dem Jahr 1997 macht sich Ankunftsstimmung breit – geht man von den Artikeln der *Spiegel*-Stichprobe aus. Es geht weniger darum, ob es Gentechnik im Bereich der Lebensmittel geben darf oder nicht, vielmehr lauten die Fragen: Wie soll man damit umgehen? Wie lassen sich Gefahren kontrollieren? Und wo ist der Einsatz der neuen Technik sinnvoll? Die Verbraucher geraten stärker in den Blick beziehungsweise verschaffen sich Aufmerksamkeit. Zugleich werden die Argumente sachlicher und die Gegner „erlahmen im Kampf gegen den Genfraß“ (199715210). Dennoch bleiben die Konsumenten bei ihrer ablehnenden Haltung und können durch ihre gestärkte Position Markteinführungen erfolgreich ausbremsen. Ein Beispiel hierfür ist die Erklärung von *Nestlé*, auf gentechnisch veränderte Rohstoffe vor allem in Kindernahrung zu verzichten, obwohl der Chef des Konzerns zuvor betont habe, dass der Einsatz von Genfood bei *Maggi*-Produkten oder Cornflakes und auch bei Kindernahrung nicht auszuschließen sei (199709018). Diese Entwicklung geht einher mit einem deutlich laxeren Umgang der Gesetzgebung mit diesem Thema und enttäuscht die Verbraucher hinsichtlich einer Kennzeichnungsregelung. Die Gegner finden daher weiterhin ausreichend Grund und Anlass, Widersprüche und Missstände zu monieren – nicht nur an die Adresse von *Nestlé*.

Betrachten wir zunächst die Situation auf den Feldern und im Supermarkt sowie die damit verbundenen Forderungen und Debatten zur Kennzeichnungspflicht.

Zu Beginn der hier identifizierten Phase, im Jahr 1997, erscheint im *Spiegel* eine größere Reportage, die dem Leser den aktuellen Stand der verbraucherrelevanten Entwicklungen auf dem Gebiet der Gentechnik nahe bringen möchte. Genveränderte Speisen und Getränke seien im Supermarkt angekommen, es gebe Schiffsladungen mit Mais aus den USA für Tschechien, in denen genveränderte Maiskörner entdeckt worden seien. Zuvor schon habe man in Toblerone Lecitin aus gentechnisch veränderter Soja nachgewiesen. Der Hersteller habe das Produkt zurückgerufen. Süßwarenhersteller hätten Schwierigkeiten, gentechnikfreie Soja zu bekommen.<sup>99</sup> In der EU seien mittlerweile gentechnisch veränderte Sorten von Soja, Raps, Mais und Radicchio erlaubt. Ungeachtet der Versprechungen, die neuen Produkte seien besser im Geschmack und man könne sich auf Bohnen mit verbesserter Eiweißzusammensetzung, koffeinfreien Kaffee, Orangen ohne Schale, kernlose Melonen und schärferen Pfeffer freuen, sei in kaum einem anderen Land die Abneigung gegen

---

<sup>99</sup> Eine Umfrage, die wenig später veröffentlicht wurde, habe ergeben, dass über 80 Prozent der Befragten den Schokoriegel Butterfinger nicht kaufen würden, da dieser Lectitin aus genmanipulierter Soja enthalten könne (199837020).

Gentechnik so groß wie Deutschland. Die Lobby jammere und Konzerne seien schon ungeduldig. Greenpeace verschaffe den Verbrauchern Gehör durch Aktionen in Supermärkten: Mitarbeiter der Organisation verteilten „gelbe Karten“, mit denen Kunden Supermärkte mahnen sollten, Genprodukte zu markieren. Die Aktion, die den Titel „Einkaufsnetz“ trägt, werde unterstützt von der Union der Spitzenköche. Gentechnikexperten der Bundesforschungsanstalt für Ernährung hätten eingeschleuste Gene in Kartoffeln nachgewiesen, die auch in Weiterverarbeitungsprodukten noch zu erkennen gewesen seien. Man wolle Genüberwachungslabors in Deutschland einrichten, um in der Lage zu sein, Gennahrung als solche kennzeichnen zu können (199715210). Im gleichen Jahr hat der *BUND* mehr als 20 Artikel auf Spuren gentechnischer Veränderung untersuchen lassen, doch man habe kein Öl oder Lecitin aus genmanipulierter Soja feststellen können. Daraufhin sei eine Protestaktion gegen importierte Sojaprodukte aus den USA im Rahmen der Messe *Anuga* abgesagt worden. In jenem Jahr habe man in der EU auch über ein Gesetz zur Kennzeichnungspflicht von Genprodukten beraten wollen, dies sei nun auf das Frühjahr 1998 verschoben worden (199745018).

1998 stellt *Der Spiegel* die Verheißungen bezüglich neuartiger Lebensmittel wie impfstoffhaltigen Bananen, schmackhafterer Erdbeeren und Nahrungsmittel mit medizinischer Wirkung als ferne Zukunftsmusik dar und bezieht sich dabei auf Greenpeaceaussagen. Alles bis auf Mais sei noch im Versuchsstadium, nicht einmal beim Weizen sei eine Resistenz gelungen. Die genannten Versprechungen hätten vor allem den Zweck, die Akzeptanz im widerspenstigen Europa zu erhöhen. In den USA finde man die Abneigung befremdlich, dort sehe man vor allem die Exportverluste, weil beispielsweise Frankreich den Anbau und die Vermarktung von Genmais verzögert habe. In den USA fragten Konsumenten nicht, wie Nahrungsmittel hergestellt werden, sondern ob das Produkt am Ende schädlich ist. Die Europäer würden dagegen aber nicht einsehen, worin der Zusatznutzen der neuen Lebensmittel für den Verbraucher liege. Bislang werde nur der Vorteil für die Landwirtschaft erkennbar. Die Einführung einer Kennzeichnungspflicht, über die in der EU diskutiert werde, betrachte man in den USA als Sabotage des freien Welthandels. Dort seien bereits 17 Prozent des Mais und 40 Prozent der Soja genverändert. Die deutschen Landwirte sähen keine wirtschaftlichen Gründe, umzustellen, solange der Verbraucher die Lebensmittel nicht wolle. Zudem nennt das Magazin das Risiko, dass gentechnisch veränderte Nutzpflanzen zunächst eine Erleichterung im Bereich des Pflanzenschutzes bringen könnten, die Natur aber immer ein Schlupfloch finden werde. So könnten Schädlinge in einigen Jahren immun gegen das *bt-Toxin* sein (199841244).

Der zuletzt vorgestellte Artikel zeigt, dass die Debatte um neuartige Lebensmittel niemals ohne Berücksichtigung des Geschehens auf den Feldern auskommt. Aus diesem Grund ist das Thema Gentechnik - bei allen mitschwingenden Verbraucherschutzgedanken - innerhalb des hier entwickelten theoretischen Schemas im *Fußabdruckdenken* aufgehoben, also in der Moral nach außen.

Ein Jahr später, 1999, trifft die US-Bürger offenbar ein heftiger Meinungsumschwung; der Funke des Protests sei von Europa auf die USA überggesprungen, so *Der Spiegel*. Erstmals

hätten drei Abgeordnete eine Verordnung zur Kennzeichnung der betreffenden Lebensmittel gefordert. Der Aktienkurs von Monsanto sei zeitweise so tief gefallen, dass eine feindliche Übernahme befürchtet worden sei. Ähnlich sei es auch England ergangen, dessen Verbraucher ebenfalls einst unvoreingenommen gegenüber Gentechnik gewesen seien. In den USA hätten Aktivisten bei einer Tagung der WTO in Seattle protestiert. Dem Spiegel zufolge habe der Protest wenig mit Wissenschaft zu tun, was das eigentlich Unglaubliche am Siegeszug der Verbraucher sei. Mit erstaunlich wenig harten Argumenten habe man eine Technik dem Untergang näher gebracht, die jahrelang in Labors und im Freiland getestet und von einflussreichen Konzernen durchgesetzt worden sei. Die Furcht vor Allergien würden nur wenige Studien bestätigen, die Wirkung auf die Umwelt, mögliche Schädigung von Flora und Fauna weltweit und unwiderruflich, sei bedenklicher. Den Kritikern in die Hände gespielt habe, dass sich große Versprechungen als Blase erwiesen hätten und es weder weniger Pestizide in der Welt geben werde, noch das Hungerproblem durch Gentechnik zu lösen sei (199949232).

Bereits 1999 berichtet *Der Spiegel* aber davon, dass der *Novartis*-Konzern in Deutschland gentechnisch verändertes Maissaatgut verkaufe, und dies unbeeindruckt von Protesten auch weiter tun wolle. Im Jahr zuvor habe man in Deutschland zum ersten Mal auf 350 Hektar diese Sorte von Mais angebaut. Nach politischen Widerständen seien es aber auch im Folgejahr nur 480 Hektar, und man erwarte neue Proteste zur Erntezeit, denn Deutschland und Spanien seien die einzigen Staaten, die die EU-Freigabe nicht weiter eingeschränkt oder diese Maissorte dennoch verboten hätten. Grund für die Proteste sei vor allem die Angst vor einem Übergang der Penicillinresistenz auf den Menschen. Aufgrund der hohen politischen Aktualität bitte die Gesundheitsministerin den Konzern, auf die Aussaat für dieses Jahr zu verzichten, doch die Konzernleitung sei dagegen (199921086). Als *Der Spiegel* im Jahr 2000 von der Entschlüsselung des ersten Pflanzengenoms (Ackerschmalwand) berichtet, referiert er zum einen erneut die bekannten Versprechungen der schönen neuen Lebensmittelwelt sowie die Warnungen der Kritiker. Dabei stellt er fest, dass 10 Jahre zuvor die Proteste noch militant gewesen seien und zitiert einen Experten, der die nun sachlichere Diskussion darauf zurückführe, dass die wissenschaftliche Arbeit mehr nach außen dringe (200051239).

2001 gilt es dem *Spiegel* zufolge als sicher, dass die gentechnisch veränderte Maissorte Artus als erste Genpflanze in Deutschland frei verkauft werden kann. Die Genehmigung sei kaum aufzuhalten, aber Grünen-Politiker hofften, dass die Herstellerfirma das Produkt vorerst unter Verschluss hält. Die Stimmung für die Produkte bei den Verbrauchern sei zu der Zeit zu schlecht. Greenpeace kritisierte außerdem, dass es niemals Fütterungsversuche an Rindern gegeben habe. Diese würden vor allem aus der Silage versorgt, wo die Gefahr des Gentransfers auf Bakterien besonders hoch sei (200123038).

Der nächste Bericht über anstehende Zulassung von Nutzpflanzen in der EU, die gentechnisch verändert wurden, findet sich in der Stichprobe im Jahr 2003. Zu der Zeit würden weltweit auf fast 60 Millionen Hektar genveränderte Pflanzen angebaut, mit steigender Tendenz. Die Erzeugnisse daraus gelangten auch nach Europa. Im *Spiegel*-Interview erklärt Verbraucherschutzministerin Künast, es sei dringend eine Kennzeichnungspflicht geboten, um den Verbrauchern die Wahlfreiheit zu verschaffen. Es

werde ein Schwellenwert von 0,9 Prozent diskutiert, für einen niedrigeren Wert habe es keine Mehrheit gegeben. Dieser Schwellenwert gelte aber nur für unabsichtliche Verunreinigung, denn bei geplanten Veränderungen wäre eine Kennzeichnung obligatorisch, auch wenn der Anteil geringer sein sollte. Die neue Kennzeichnungsregelung trete voraussichtlich ab Herbst des Jahres in Kraft. Die Gefahr von Verunreinigung lasse sich durch Abstandsregelungen, Schutzpflanzungen, Schutzzonen und Regeln der guten fachlichen Praxis verhindern. Die Frage der Haftung müsse nach dem Verursacherprinzip geklärt werden (200313179).

Wie erfolgreich die Verbraucher sich in ihrer ablehnenden Haltung behaupten können, zeigt, dass auch im Jahr 2004 die Organisation Greenpeace mit der Herausgabe eines Einkaufsratgebers derart viel Druck auf die Einzelhändler ausgeübt habe, dass die meisten eine Zusicherung abgegeben oder wenigstens ihrer Bemühung Ausdruck verliehen hätten, auf gentechnisch veränderte Lebensmittel zu verzichten. Nur unter Markenproduzenten gebe es einige, die auf die rote Liste gesetzt wurden (200403356). Vor diesem Hintergrund erscheint es, als führe die Industrie im Bereich der Gentechnik ein vom Markt abgekoppeltes Eigenleben. Denn ein Jahr später, 2004, berichtet das Magazin von heimlichen Freisetzung von Genmais auf einer Fläche von 300 Hektar. Die Standorte seien geheim, was zu Misstrauen zwischen Bauern führe. Denn das Heikle an dieser Versuchsanordnung ist ihr Ziel: Es solle erforscht werden, wie Genmais in Nachbarschaft zu normalem Mais gedeiht. Die Bauern fürchten zweierlei; zum einen den Übertritt auf das eigene Feld und Umsatzeinbrüche und zum anderen einen Imageschaden, sollte der Standort bekannt werden. Bauern und Umweltschützer protestierten gegen den Test, dessen Geheimhaltung nur deshalb möglich sei, weil eine EU-Richtlinie noch nicht umgesetzt wurde. Dieser Schritt sei seit Oktober 2002 überfällig. So sei selbst im Verbraucherschutzministerium nicht bekannt, wo die meisten der Felder sind. Sachsen-Anhalt biete Unterstützung für Bauern, sollten diese von Absatzproblemen oder einer Zerstörung der Felder betroffen sein. In dem Bundesland habe man einst den ersten Anbauversuch unternommen. Doch Greenpeace-Aktivisten hätten zuvor Biosaat aufs Feld gestreut. Die Pflanzen eines anderen Feldes seien eines Nachts von Unbekannten ausgegraben worden (200421044).

Ein zweiter Schauplatz, auf dem es sich Befürworter und Kritiker eingerichtet haben, ist der der Welternährung beziehungsweise der „zweiten Grünen Revolution“.

Auch im Jahr 1997 zitiert *Der Spiegel* Euphoriker der Gentechnik wie den Forschungsminister Rüttgers, der davon überzeugt sei, dass ohne Gentechnik die zehn Milliarden Menschen im nächsten Jahrhundert nicht satt zu kriegen wären. Auch der FAO-Generaldirektor meine, die Gentechnik werde eine neue „Grüne Revolution“ in Gang setzen. Die erste Grüne Revolution Ende der Fünfzigerjahre mit neuen Einheitspflanzen hätten dem *Spiegel* zufolge mehr Schaden als Nutzen gebracht. In Afrika sei der Prokopfertrag zurückgegangen. Hier führten die Kritiker an, dass der Irrweg durch den massenhaften Anbau von Genpflanzen weiter verstärkt werde, da sich die Bauern nicht leisten könnten, bestimmtes Saatgut mit bestimmter Pestizidsorte zu kombinieren (199715218). An anderer Stelle wird die Meinung

zitiert, dass es sich bei der Welternährung um ein Verteilungsproblem handele, das mit Gentechnik nicht gelöst werden könne (199841244).

Zwei Jahre später bestätigt ein *Spiegel*-Artikel die Position der Kritiker: In Indien gebe es eine breite Protestbewegung gegen patentiertes genmanipuliertes Saatgut, das Bauern von Monsanto kostenlos angeboten worden sei, obwohl das Produkt in Indien nicht zugelassen ist. Man habe auch keinen Hinweis auf international übliche Sicherheitsvorschriften zum Schutz umliegender Felder erhalten. *Der Spiegel* erklärt weiter, dass die hoch verschuldete Landbevölkerung ihr Saatgut oft aus der Ernte gewinnen würde. Nun müsse man befürchten, dass Saatgut bald teuer gekauft werden muss, da Patentprüfungen zu erwarten seien beziehungsweise die Ernte nicht mehr keimfähig sei (199905174). Auch im Jahr 2000 zitiert *Der Spiegel* einen Experten, der keine Alternative zur Gentechnik sieht. Ertragssteigerungen in der dritten Welt seien nötig und anders nicht zu schaffen. Doch *Der Spiegel* schreibt weiter, die Entwicklungsländer könnten sich teure gentechnische Produkte gar nicht leisten, und die Industrie habe kein Interesse, deren einheimischen Gewächse durch Gentechnik ertragreicher zu machen. Hier müssten sich die EU oder die öffentliche Hand engagieren (200051239). Ein Jahr später druckt *Der Spiegel* ein Interview mit einer Gentechnikkritikerin vom Öko-Institut Freiburg ab. Sie ist der Meinung, dass es gar keinen Bedarf an gentechnisch aufgepeppten Lebensmitteln gebe. Eine neue Technik, die verhindere, dass gentechnische Veränderungen über Pollen weitergegeben werden, lasse sich kaum auf Nutzpflanzen der Dritten Welt übertragen. Das Problem der Welternährung ließe sich nur durch nachhaltige Landwirtschaft lösen (200137225).

#### **4.5.2.4 Regionalität**

Immer wieder weisen Artikel im *Spiegel* darauf hin, dass nicht nur ökologische Systeme als bewahrenswert erachtet werden und durchaus durch technische und wirtschaftliche Entwicklungen in ihrer Existenz bedroht sind, sondern auch kulturelle Güter. Hier interessieren nur jene, die als kulinarisch zu bezeichnen sind, beschränkt auf Produkte. Rituale, Gebräuche, Sitten und andere Institutionen zählen hier nicht dazu. Es handelt sich dabei um regionale Besonderheiten, Qualitätszuschreibungen und Spezialitäten, die *Der Spiegel* thematisiert. Die großen Bemühungen, die meist hinter den Sorgen, Aktionen und Ereignissen stehen, sind als klassische Phänomene der Soziologie zu sehen: Abgrenzung nach außen und Kohärenz nach innen. Zwar bewegen wir uns damit im Bereich der Merkmalszuschreibungen zu einem Produkt, wie es bereits im Zuge der Moral nach innen – dem Fingerabdruckdenken – behandelt wurde. Hier möchte ich aber einen Schritt weiter gehen: Im Rahmen der Wahl von regionalen Lebensmittelprodukten kann der Verbraucher die vom *Spiegel* in den folgenden Artikeln benannten Spezifika gezielt aufgreifen und faktisch einen Beitrag zur damit vermittelten Integration leisten.

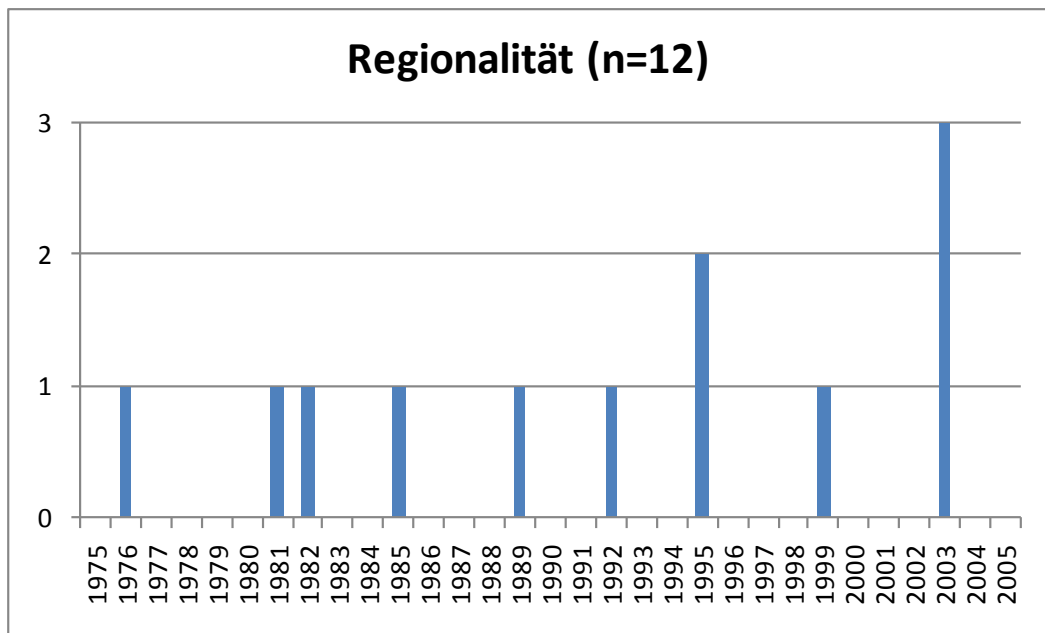


Abbildung 4.5-5: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Regionalität* zugeordnet wurden

Geht es um Alkoholika, werden regionale Empfindlichkeiten offenbar besonders gepflegt. 1975 berichtet *Der Spiegel* von einer Gefährdung des Rufs deutscher Weine im Ausland, da ein Viertel aller Exporte ein Verschnitt heimischer Reben mit solchen aus Südeuropa sei (197519089). Ebenfalls bedroht hätten sich die deutschen Schnapshersteller gesehen, die forderten, dass wesentlich billigere Erzeugnisse aus der DDR deutlicher als solche erkennbar sein müssten als bislang (197637070).

1982 habe das Bonner Justizministerium ein deutsch-österreichisches Herkunftsabkommen unterzeichnet, das einem bayerischen Süßwarenproduzenten nach Ablauf von zehn Jahren verbietet, *Mozartkugeln* unter diesem Namen zu exportieren. Im Inland dürfe er den Namen verwenden, müsse sie aber deutlich als deutsches Produkt kennzeichnen. Einen ähnlichen Vertrag zum „Schutz von Herkunftsbezeichnungen und anderen geografischen Bezeichnungen“ gebe es seit 1967 zwischen Deutschland und der Schweiz. Die Versuche, ein solches Abkommen mit Österreich zu schließen, seien durch mangelndes Interesse und schlechte Erfolgsaussichten seitens Österreichs verschleppt worden. Das Auftauchen von bulgarischen Weinflaschen mit österreichisch klingenden Herkunftsorten 1979 in Westeuropa habe die Regierung in Wien schließlich veranlasst, das Abkommen zu Ende zu bringen. Dabei habe sie so viele Zugeständnisse an den Schutz deutscher Produkte gemacht, dass die Mozartkugel dem nicht auch noch zum Opfer fallen durfte (198231069). Als 1985 Glykolfunde zunächst im österreichischen Wein, dann auch im deutschen bekannt wurden, nahm der Ruf dieser Weinregionen in der Welt kräftigen Schaden. 1983 habe man in den USA sogar Blausäure in deutschen Weinen gefunden (198531068).

Nicht nur Wein und Schnaps, auch einfachem Wasser wird besondere Qualität zugeschrieben, wenn es heimisch klingt. Die Aufschrift „Deutscher Brunnen“ würde vielen Bundesbürgern das Gefühl vermitteln, ein besonders gesundes Wässerchen zu trinken, schreibt *Der Spiegel*, obwohl sich dahinter ein Verband von Abfüllern verberge, dessen Aufnahmekriterien eher formal sind, als sich an Qualität zu orientieren. Abfüller, denen die Aufnahme verweigert wurde, würden von einem Kartell sprechen (198147074). Acht Jahre später berichtet *Der Spiegel* vom harten Wettbewerb auf dem Wassermarkt. Der deutsche Wassermarkt sei aber gut gegen ausländische Konkurrenz abgesichert, der Wachstumsmarkt sei in Deutschland bestimmt von regionalen Brunnenbetreibern, was das Magazin als ökologisch und ökonomisch sinnvoll beurteilt. Lediglich französische Marken wie Perrier hätten Bedeutung (198919139). Doch nur kurze Zeit später, im Jahr 1992, entdeckt *Der Spiegel* einen neuen „Kult“: „Mineralwasser aus möglichst weit entfernten Quellen“. Perrier und andere französische Marken hätten Einbußen hinzunehmen, während Wasser unter hohen Transportkosten aus Norwegen oder Neuseeland importiert werde. Das Magazin bezeichnet dies als ökologischen Wahnsinn (199207088).

Neben dem Transportaufwand von Wasser, der zwar besonders absurd anmutet, aber quantitativ weniger ins Gewicht fällt, kommen in der Mitte der Neunziger auch Obst- und Gemüseimporte wie Erdbeeren aus Südamerika oder Spargel vom südafrikanischen Kap in die Kritik. *Der Spiegel* berichtet von einer Kampagne des BUND, die den Namen „Luftverkehr“ trägt. Nach Angaben der Organisation fielen beispielsweise 10 Prozent der 1,2 Tonnen Luftfracht in Frankfurt auf Frischwaren (199513047). Kurz darauf widmet das Magazin einer Gruppe von Zukunftsforschern eine Meldung. Sie hätten untersucht, wie eine ökologisch umgestaltete Bundesrepublik aussehen würde. Neben dem Verzicht auf Fernreisen, der Einstellung des Straßenbaus und der Umstellung der Landwirtschaft auf biologisch-dynamischen Anbau, dürften sich die Deutschen nahezu ausnahmslos von heimischen Produkten ernähren. Die Grundlage dafür bilde die Verpflichtung zum zukunftsfähigen, Natur und Ressourcen schonenden Wohlstandsmodell, das die UN 1992 in Rio de Janeiro beschlossen hätten (199543214). Dass aber die Konsumenten oft gar nicht bewusst auswählen können, moniert die Leiterin der Ernährungsberatung bei der Verbraucherzentrale Brandenburg im *Spiegel* anlässlich unzulässiger Beimischungen in belgischem Tierfutter. Der Verbraucher könne „wirklich nicht erkennen, woher das Essen stammt“ (199923068). Auf diesen Fall bezieht sich 2003 ein Vertreter von Naturland Süd-Ost. Der Verband betone die Bedeutung geschlossener Erzeugerkreisläufe und, dass Käufer von Biolebensmitteln zu Recht eine regionale Produktion erwarteten. Der Verband protestiere daher gegen die Einführung des EU-Biosiegels, welches zu niedrige Standards ansetze und nicht auf Regionalität achte (200307018). Vom 1. Mai 2003 an werde es im Berliner Reichstagsgebäude, abgesehen von Kaffee und Tee, nur noch deutsche Getränke geben. Das Dachrestaurant habe sogar die Karte umgestellt und wolle dieses Prinzip auch bei Speisen beachten. Anstoß dafür habe ein selbst ernannter „Untersuchungsausschuss Wein“ gegeben und dessen Unverständnis, warum bei offiziellen Anlässen Prosecco statt heimischen Perlweins ausgedient werde (200317038).



#### 4.5.2.5 *Projekte in der Gesellschaft*

Der folgende gedankliche Komplex umfasst die Bemühungen von kaum bis hochgradig institutionalisierten Gruppen bzw. Organisationen, die Gesellschaft in Bezug auf ökologische und kulturelle Aspekte der Lebensmittelproduktion zu gestalten. Diese Beschreibung ist angelehnt an den gemeinsamen Nenner, den Rucht (vgl. Brand/Büsser/Rucht 1999:16) unter zahlreichen Definitionen für *soziale Bewegungen* erkennt. Alleine von (neuen) sozialen Bewegungen zu sprechen, würde aber beispielsweise die Weiterentwicklung und Institutionalisierung der in den siebziger Jahren entstandenen Ökologiebewegung (im Sinne der neuen sozialen Bewegungen nach Rucht 1986:85ff) verkennen. Eine Ausweitung der Betrachtung auf Aktivitäten von Nichtregierungsorganisationen (NGOs) wird dem Wandel der außerparlamentarischen Politiklandschaft und ihrer Integration in das gesellschaftspolitische System eher gerecht. Dass dies überhaupt möglich ist beziehungsweise war, liegt mitunter an der Funktion, die die neuen sozialen Bewegungen nach Rucht (1999:19) inne haben:

„Die typische Funktion sozialer Bewegungen in modernen Gegenwartsgesellschaften besteht nicht länger in der Durchsetzung großer institutioneller Innovationen (Grundrechtskataloge, Gewaltenteilung, allgemeines und gleiches Wahlrecht, Sozialstaat, Öffnung der Berufe und der Politik für Frauen usw.), sondern in der dauerhaften Einmischung in Politik. Inhaltlich gesehen verkörpern die heutigen Bewegungen kaum etwas, was nicht schon vorgedacht worden wäre oder, in aufgeweichter Form, die Agenden der etablierten Parteien erreicht hat.“

Und für die Entwicklung in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts lässt sich ein Satz sogar erweitern: Die typische Funktion liegt nicht nur in der „dauerhaften Einmischung in Politik“, sondern auch in der direkten Einmischung in die Wirtschaft.

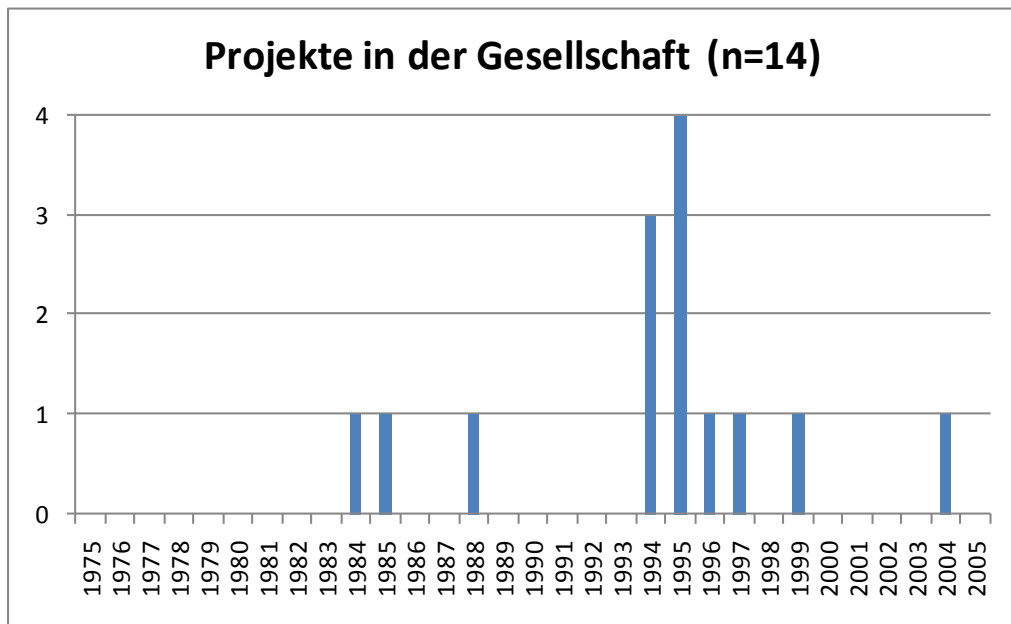


Abbildung 4.5-6: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Projekte in der Gesellschaft* zugeordnet wurden

1995 berichtet *Der Spiegel* sehr ausführlich über individuelle Umweltängste von Deutschen. Ihm zufolge habe eine Studie 1992 ergeben, dass Kinder und Jugendliche vor nichts mehr Angst hätten, als vor Umweltzerstörung. Ein interviewtes Kind sei sicher gewesen, dass im Jahr 2000 keine Luft zum Atmen mehr da sein werde. Das Magazin berichtet davon, dass die Umweltbewegung in Deutschland widersprüchliche Handlungen ausgelöst habe, wenn die Leute vermehrt Flugreisen in ferne Länder unternähmen, aber zu Hause penibel den Müll trennten. „Die deutsche Öko-Bewegung krankt an einem weithin kleinbürgerlichen Weltbild, in dem sich moralisierende Rechthaberei mit der Sehnsucht nach einfachen Lösungen verbindet. (...) Den Politikern ist es recht. Längst sind alle Parteien ein bisschen grün“ (199539040).

Dass die Bewegungen sich mehr und mehr auf klar umgrenzte Themen spezialisiert haben, hat Rucht bereits 1999 (vgl. ebd.) festgestellt. Alles weist darauf hin, dass sich diese Entwicklung in der vergangenen Dekade verstärkt hat. So ist heute mehr denn je zu beobachten, was Rucht die Ablösung der Vorstellung der „Gesellschaft als Projekt“ durch die Präsenz von „Projekten in der Gesellschaft“ nennt. Die Institutionalisierung dieser Projekte geht sogar soweit, dass das freiwillige Engagement in solchen Gruppierungen oder Organisationen (wie Greenpeace, Amnesty International, Eine-Welt-Gruppen etc.) ein fester Bestandteil der Möglichkeitspalette individueller Selbstverwirklichung, Persönlichkeitsarbeit und lebenslangen Lernens geworden ist. Dies bestätigen Untersuchungen zum neuen Ehrenamt (vgl. u.a. Rauschenbach 1991) und die Durchsicht jedes Bewerbungsrates.

Dass sich die in der Stichprobe hierzu aufgefundenen Artikel auf die zweite Hälfte der neunziger Jahre konzentrieren, liegt an der allgemein verstärkten Aufmerksamkeit für die Herstellungsbedingungen von Lebensmitteln und der Kritik an diesen Bedingungen. Hier zeigt sich ebenfalls die Einbindung der Bewegungen in die Öffentlichkeit: Die Themen werden in der Regel nicht von Aktivisten platziert, sondern ihr Engagement verleiht mit mehr oder weniger spektakulären Aktionen bekannten Forderungen Ausdruck oder weist auf Missstände hin, die bereits allgemein anerkannte Experten formulieren. Eine andere Variante ist die direkte Reaktion auf Gesetzesvorhaben oder Praktiken, die als nicht weitgehend genug oder einer Sache gar abträglich beurteilt werden.

Beispiele für anlassbezogene Aktionen finden sich im Bereich Gentechnik und reichen von mehrwöchigen Blockaden von Versuchsfeldern (199407158) über Proteste von Bauern und Umweltschützern gegen die Zulassung eines gentechnisch hergestellten Medikaments zur Milchsteigerung (199409230) über die Aktion „Kein Patent auf Leben“ (199441070) bis hin zur Vereitelung von Freilandversuchen gentechnisch veränderter Pflanzen durch zuvoriges Ausbringen von Biosaat auf dem Gelände oder durch Ausgraben von Testpflanzen, wie *Der Spiegel* von Greenpeace-Aktionen berichtet (200421044). Beispielhaft sind weiterhin Berichte über den vereinsmäßig organisierten Protest gegen Europas größte Legebatterie mit 800.000 Hennen in Mecklenburg (199707064) oder über die Mahnwache von Tierschützern vor der Urteilsverkündung in Karlsruhe zur Batteriehaltung von Legehennen (199927192). Mitte der Neunziger gelangen Tierschützer vermehrt mit Protesten gegen Tiertransporte in die Presse. So in England, wo Scotland Yard gar eine Anti-Terror-Abteilung gegen Tierschützer gegründet habe (199511163). Aber auch in Deutschland erregt eine Pastorin Aufmerksamkeit, die mit Protestteams Tiertransporte begleite (199627060).

Bezogen auf die Berichterstattung des *Spiegel* übernehmen diese Themen meistens eine Art „Würzfunktion“. Das heißt, das Magazin streut Zitate von Organisationsvertretern ein, greift öffentlichkeitswirksame Aktionen auf und verwendet sie beispielsweise als Einleitungs- oder Übergangssequenz in Reportagen. Dies führt zu einem plausiblen Mechanismus: Wer die Aufmerksamkeit der Presse will – und darauf sind Protestgruppen angewiesen –, muss also möglichst spektakuläre Aktionen auf die Beine stellen, was häufig teuer ist und einerseits den professionellen NGOs ein Aufmerksamkeitsplus verschafft und andererseits die Professionalisierung und Institutionalisierung der Bewegungen begünstigt. Aus diesem Grund ist nicht davon auszugehen, dass *Der Spiegel* hinsichtlich des Engagements von Gruppierungen neuer sozialer Bewegungen oder NGOs eine erschöpfende Berichterstattung bietet, während das bei anderen Themen wie Lebensmittelskandalen oder parlamentarischen Bemühungen zur Agrarreform durchaus der Fall sein dürfte. Doch die Schlaglichter, die wir hier finden können, erhellen die Vielfalt der beschriebenen Projekte der Einflussnahme und deren Zusammenhänge mit den parallel behandelten Themen und Teilpfaden der Orientierung.

Bereits mehrfach fand in der Beschreibung der Teilpfade des konsumpolitischen Orientierungsmusters die EKD-Denkschrift von 1984 Erwähnung, die den Titel trägt:

„Landwirtschaft im Spannungsfeld zwischen Wachsen und Weichen, Ökologie und Ökonomie, Hunger und Überfluß. Eine Denkschrift der Kammer der EKD für soziale Ordnung“. EKD steht für den Zusammenschluss der Evangelischen Kirchen in Deutschland. *Der Spiegel* zitiert unkommentiert Ausschnitte aus der Denkschrift über die negativen Folgen von großen Tierbeständen, die Notwendigkeit, Technik an ökologische Erfordernisse anzupassen und die Neubesinnung beim Pflanzenschutz, Wege zu einer umweltschonenden Produktion und artgerechte Tierhaltung. Die Denkschrift streicht den konsumpolitischen Aspekt explizit heraus: „Die Verbraucher werden durch umweltbewußteres Verhalten ihren Beitrag leisten müssen, nicht zuletzt durch Zahlung höherer Preise bei ökologisch unbedenklicheren Produktionsverfahren. Sauberes Wasser, reinere Luft, weniger schadstoffbelasteter Boden, rückstandsfreiere (sic!) Nahrungsmittel und tierfreundlichere Haltungsformen haben ihren Preis“ (198415030).

Mehr als zehn Jahre später taucht in der Artikelstichprobe eine weitere unter anderem kirchlich geprägte Standortdefinition auf. Der BUND und Misereor, die Entwicklungshilfeorganisation der katholischen Kirche, geben, so *Der Spiegel* 1995, eine Studie heraus, die den Titel „Zukunftsfähiges Deutschland“ trägt. Die Quintessenz könnte mit „Schrumpfung statt Nullwachstum“ beschrieben werden. Unter anderem sei es notwendig, dass die Ernährung aus heimischen Produkten bestritten werde (199543214).

Die EKD als Dachorganisation und Volkskirche spricht 1984 immerhin zu 25 bis 26 Millionen formalen Mitgliedern, das sind 49 Prozent der derzeitigen erwachsenen Bevölkerung (vgl. Statistisches Bundesamt 2000:172ff, 530). Während die Kirchen mit ihrer Standortdefinition vor allem der Wertorientierung dienen und eher politische Linien ziehen, ohne konkrete Empfehlungen für den Verbraucher zu formulieren, werden andere Gruppen und Organisationen deutlicher.

1985 fasst *Der Spiegel* mehrere Aktionen und Aufrufe von „westdeutschen Boykott-Propagandisten“ zusammen, die Hersteller und Händler „verschrecken“. Damit widmet *Der Spiegel* den einzigen Metaartikel in der Stichprobe dem politischen Konsum, den er „Politik mit dem Einkaufskorb“ nennt und in dem er über verschiedenste Produktparten schreibt. Boykottaufrufe von Öko- und Friedensgruppen würden unter anderem schweizerische Babynahrung und Kaffee von Tchibo und Eduscho betreffen. Greenpeace würde Kiwis aus Neuseeland empfehlen, aus Südafrika aber ablehnen, weil die einen keine Nuklearsprengköpfe in den Hafen ließen und die anderen die Apartheid aufrechterhielten. Die Ziele sind so vielfältig wie die Produkte und der Zusammenhang oft sehr komplex. Mal geht es um Arbeitsbedingungen und politische Systeme, die werden im Teilpfad politische Bewegungen in den Kapiteln „Ökonomische Bedingungen“ und „Politische Verflechtungen“ aufgegriffen. Und mal geht es um das Ökosystem wie beim Boykottaufruf von Froschschenkeln durch WWF, denn in Bangladesch und Indien fehlten die Insektenvertilger. Obwohl *Der Spiegel* schreibt, dass Boykottaktionen durchaus Wirkung zeigten, wie im Fall der Babynahrung von Nestlé (Einhaltung der WHO-Richtlinien zum Werbe- und Informationsverhalten in Entwicklungsländern) oder der Schildkrötensuppe von Lacroix (Herausnehmen aus der Produktpalette aus Artenschutzgründen), zweifelt er daran,

dass eine Kaffeekampagne beispielsweise eine Verschiebung der Märkte bewirken könne. Seine These lautet: „(...) einiges deutet darauf hin, daß nur solche Aktionen Widerhall finden, deren Sinn sich dem Publikum auf Anhieb erschließt“ (198537114).

Dennoch berichtet das Magazin drei Jahre später wieder von der erfolgreichen Einflussnahme auf die Tengelmannguppe, die Schildkrötensuppe, Froschschenkel, phosphathaltige Waschmittel und FCKW-haltige Spraydosen aus dem Sortiment nimmt. Sie wolle sich einer weiteren Boykottaktion anschließen und künftig keine isländischen Fischereiprodukte mehr anbieten, weil die Nation trotz internationalen Verbots nach wie vor Wale fangen würden. Auch andere Großabnehmer wie Iglo und Nordsee wollten sich teilweise dem Boykott anschließen. Greenpeace informiere direkt die Händler und bewirke so einen Boykott in gewichteterem Ausmaß als durch die Gewinnung von Einzelverbrauchern. Die Kunden sollen aber dennoch ebenfalls durch Greenpeace in den Märkten informiert werden (198845144). Auf einen Boykott läuft auch die Kampagne „Luftverkehr“ des BUND hinaus, über deren Planung *Der Spiegel* 1995 berichtet. Die Organisation wolle damit gegen Obst- und Gemüsetransporte per Flugzeug protestieren (199513047).

Inwiefern die Tengelman-Gruppe die Boykottteilnahme als Marketingmaßnahme verstand und andere Händler aus Furcht vor Imageverlust nachgezogen haben, lässt sich hieraus nicht ablesen, ist aber – bei allen Erkenntnissen der Mikroökonomie – höchst wahrscheinlich. Sollte es so sein, würde dies die Macht des Konsumenten mit dem Einkaufswagen durchaus bestätigen.

### 4.5.3 Ökonomische und politische Bedingungen

Die leitenden Ideen im vorangegangenen Orientierungsmuster *Ökologie/Kultur* kann man so zusammenfassen: Es geht um den Erhalt bzw. die Förderung von Natur und Kultur im Rahmen der Lebensmittelproduktion. Und der dort unterstellte Mechanismus lautete: Wenn die Verbraucher wissen, unter welchen Bedingungen Lebensmittel hergestellt werden und welche Folgen die eingesetzten Techniken<sup>100</sup> haben, *können* und – nun die Unterstellung – *werden* sie in gewissem Maß bestimmte Produkte aus Gründen, die außerhalb des Produkts liegen, eher meiden und andere eher bevorzugen.

Das Orientierungsmuster der ökonomischen Bedingungen, dem ich auf den folgenden Seiten in seiner Entwicklung nachgehen möchte, folgt derselben Logik, aber einer anderen Leitidee. Die Fragen aus der Sicht des Konsumenten, die bereits oben diesen Code umzäunt haben, lauten:

Welche ökonomischen Bedingungen (Subcodes: *Einzelhandel, Fairtrade*) und welche weltwirtschaftlichen Verflechtungen (Subcodes: *Weltmarkt, politische Bewegungen*) sollen Produktion und Handel bestimmen? Möchte der Verbraucher sich und seine Lage in den Kontext der Welternährung einordnen (und wenn ja: wo?), im Bewusstsein, mit seinem Verbraucherverhalten Teil der Unternehmung Welternährung zu sein (Subcode: *Welternährung*)?

Auch hier gilt: Nur, wer über diese Zusammenhänge Bescheid weiß, kann sein Kaufverhalten dazu in Beziehung setzen sowie gezielt wählen und meiden, um in der Summe möglicherweise Einfluss auf ökonomische Strukturen zu nehmen. Das heißt aber noch nicht, dass – und in welchem Maß – diese Bemühungen auch Wirkung zeitigten.

Artikel des *Spiegel*, die durch die *mikroökonomische* Brille auf die Lebensmittelwirtschaft blicken, nehmen einen vergleichsweise geringen Teil derer ein, die in der Stichprobe zu ökonomischen Bedingungen zu finden sind. Sie sind dem Verbraucher aber erst mal am nächsten, daher beginne ich mit ihrer Darstellung und unterteile sie in die Subcodes *Einzelhandel* und *Fairtrade*. Mit dem Subcodes *Weltmarkt* und *politische Bewegungen* und *Welternährung* dominieren allerdings *makroökonomische* Themen diesen Ausschnitt *Der Spiegel*-Artikel.

---

<sup>100</sup> Technik ist hier im weitesten Sinne gemeint und umfasst drei Dimensionen: Technik als Artefakt (das Werkzeug, die Maschine, der Dünger etc.), Technik als Form des Handelns (Anbauverfahren, Ernteabläufe, Planungen, Prozesse im Allgemeinen) und Technik als Form des Wissens (Agrar- und Lebensmitteltechnologie etc.). Dieses Verständnis ist in der Techniksoziologie gängig und folgt der Darstellung von Degele (2002:19f).

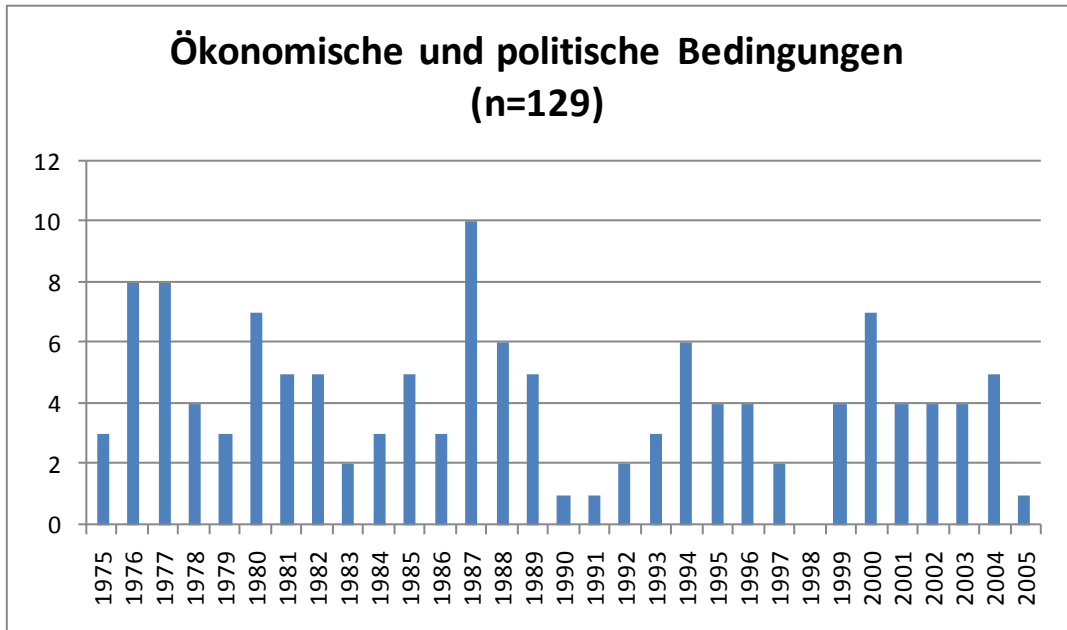


Abbildung 4.5-7: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Code *Ökonomische und politische Bedingungen* zugeordnet wurden

#### 4.5.3.1 Einzelhandel

Die Besonderheit des Kontexts Einzelhandel innerhalb des konsumpolitischen Orientierungsmusters liegt darin, dass das hier übermittelte Wissen nicht (nur) zur besonnenen Wahl des Produkts oder der Marke führen kann, sondern in diesem Fall zur bewussten Wahl des Einkaufsortes.

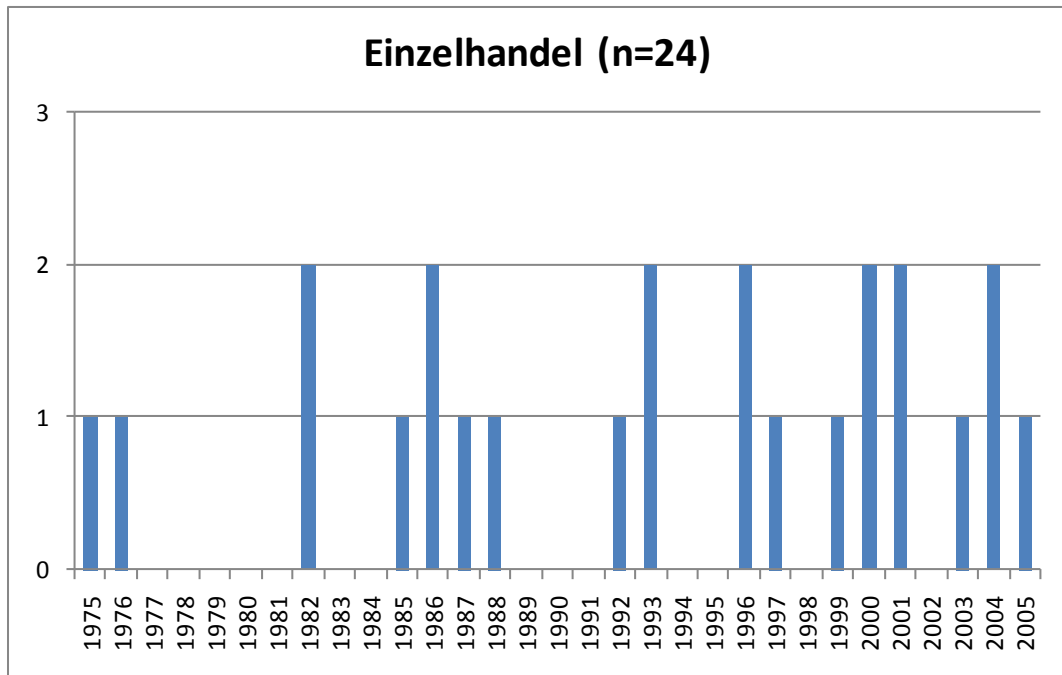


Abbildung 4.5-8: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Einzelhandel* zugeordnet wurden

In der Übersicht fällt auf, dass *Der Spiegel* vor allem ab 1985 über den Lebensmitteleinzelhandel berichtet. Einen Grund dafür kann man in den Artikeln selbst ablesen. Konzentrationsprozesse im Lebensmitteleinzelhandel führen dazu, dass die Akteure für den *Spiegel* als überregionalem Nachrichtenmagazin überhaupt relevant werden, weil sie eine kritische Menge an Kunden und am Umsatz und einen ausreichenden Bekanntheitsgrad erlangt haben.

1976 berichtet *Der Spiegel* davon, dass im Vorjahr 6.000 Lebensmittelgeschäfte hätten schließen müssen. Für das Jahr 1976 erwarte man weitere 7.000 Geschäftsaufgaben. Davon seien nicht nur Tante-Emma-Läden, sondern auch größere Händler betroffen. Profiteure der Entwicklung seien Verbrauchermärkte, Discounter und Filialbetriebe (197601053). Die Verdrängung und Konzentration geht in diesem Sinne weiter. Sechs Jahre später wird berichtet, dass Handelsketten sich in Einkaufsgenossenschaften „einnisten“ würden, einen ruinösen Verdrängungswettbewerb betrieben und eine neue Konzentrationswelle bevorstehe (198245076). Dies war nur eine Art Zwischenmeldung, denn ab der zweiten Hälfte der



achtziger Jahre wird *Der Spiegel* konkret: Aldi übernehme die Führerschaft bei Kaffee mit 18,9 Prozent Marktanteil (198641147,1); Industriebäcker hätten es immer schwerer, weil Discounter straffe Bezugsbedingungen diktieren. Viele Brotfabriken zögen sich zurück; die Marktanteile konzentrierten sich auch hier (198707065).

Um Tante-Emma-Läden wieder in die Wohnviertel zu bringen, hätten sich regierende Stellen einiges einfallen lassen: Bei Darmstadt spendiere der Landkreis und das Land Hessen eine Grundausstattung für einen Gemischtwarenladen; engagierte Bürger könnten Anteilsscheine kaufen. Und das Bundesbauministerium starte die Kampagne „Nachbarschaftsläden 2000“ (199319226). Währenddessen wehrten sich drei Jahre später kleine Wurst- und Pommesbuden entlang der ostdeutschen Autobahnen gegen ihre Abschaffung aus vor allem hygienischen Gründen. Sie sollen, so *Der Spiegel*, „lichtdurchfluteten Freßtempel[n] mit angegliedertem Freizeitpark“ weichen (199649148).

Ein solcher Freßtempel-Name gerät im Jahr 2000 in die Kritik. *McDonald's* werde wegen seiner Knebelverträge verklagt. Das Filialnetz sei mittlerweile so dicht, dass ein Teil der Läden sich nicht mehr trage. Die Abgaben an die *McDonald's*-Zentralen aus Gewinnbeteiligung, Werbepauschalen und Pachtzins seien sehr hoch (199905096).

Die Konzentration im Lebensmitteleinzelhandel habe im Jahr 2000 einen Zustand erreicht, in dem die zehn größten Handelsunternehmen 84 Prozent der Lebensmittel verkauften. 15 Prozent der Lebensmittel würden von den zehn größten Herstellern produziert (200049312). Der US-Discounter *Wal Mart* könne diesem Marktgefüge nicht gefährlich werden, sein Marktanteil bleibe 2001 bei etwa 1 Prozent, während die drei großen Discountketten *Aldi*, *Lidl* und *Plus* zusammen „jede 5. Mark“ erhielten, die für Lebensmittel ausgegeben werden. *Aldi* führe mit 12 Prozent Marktanteil (200141103). 2005 hätten Discounter einen Marktanteil von fast 40 Prozent (200543095).

Ein zweiter Trend, der in der Artikelauswahl deutlich wird, ist die Aufweichung der Grenze zwischen dem Lebensmittelhandel und dem Handel mit Gebrauchsartikeln und Investitionsgütern. Erst die allmähliche Vermischung machte den Begriff der „Nonfood-Artikel“ notwendig. *Der Spiegel* beobachtet diese Entwicklung genau, die oft auch mit Protesten der „Branchenpuristen“ einhergehen. Denn sie sehen es nicht gern, wenn jemand in ihrem Revier wildert.

In der Stichprobe beginnt diese Entwicklung 1975 damit, dass Tchibo und Eduscho ihre Kunden nicht länger nur mit Schnäppchenpreisen bei Kaffee locken wollten, sondern auch mit allen möglichen Billigartikeln. Die Uhr im Porsche-Design dürfe Tchibo aber nach richterlichem Beschluss schon nicht mehr verkaufen. Der Grund: Irreführung des Verbrauchers (197545102). In Bergisch-Gladbach, so *Der Spiegel*, habe man 1982 zum Racheakt angesetzt. Zahlreiche Einzelhändler wie beispielsweise ein Juwelier und ein Fahrradgeschäft würden in ihren Läden Kaffee zu einem Preis verkaufen, der zwei Mark unter dem in Deutschland üblichen liege (198219110). Auch die Tatsache, dass eventuelle gerichtliche Verbote meist erst dann wirksam geworden sind, als die Artikel bereits verkauft waren, mag die Kaffeeröster in ihrer Strategie bestärkt haben. 1986 steige Eduscho ins

Großmöbelgeschäft ein (198613143), und nordrhein-westfälische Tchibofilialen würden zusammen mit der Handelskette Allkauf Pauschalreisen anbieten, so das Magazin zwei Jahre später.

Wofür die Kaffeeröster den Weg bereiteten, beschreibt *Der Spiegel* in den Neunzigern noch für andere Handelsstrukturen. Tankstellen verkauften mehr und mehr frische Brötchen, was die Bäckereifachbetriebe zum Protest anregte (199243171), die Deutsche Post wolle eine Kooperation mit Lekkerland eingehen, die in den Postämtern Brötchen, Süßigkeiten, Spirituosen, Wurst und Käse verkaufen wolle (199317117). 1995 berichtet *Der Spiegel* sogar von Kooperationsbemühungen zwischen der Post und Tchibo, um Kaffee in die Postämter zu bringen. Damit wolle die Post finanzielle Defizite decken. Den umgekehrten Weg gehe die Zeitung *Bild*: Während die Post sich Gewinne verspricht, indem sie sich als neue Bezugsquelle für Lebensmittel gibt, wolle *Bild* die zu der Zeit sinkenden Verkaufszahlen durch einen neuen Verkaufsort retten und verkaufe ab 2004 ihr Blatt auch in *McDonald's*-Filialen (200417203).

Die dritte und letzte Entwicklung, die sich im Kontext Einzelhandel bezüglich des Konsumpolitischen abzeichnet, ist die zunehmende öffentliche Kritik an Handelsketten oder Gastronomieunternehmen für ausbeuterische Geschäftspraktiken im weitesten Sinne. Dazu gehört auch die andere Seite der Medaille, nämlich die Aufmerksamkeit für Unternehmen, die verantwortungsvoll handeln und damit einen Imagegewinn erzielen. Dass diese Kritik in dem Maße möglich ist und der Imagegewinn überhaupt zu Buche schlägt, liegt wiederum an den Konzentrationsprozessen im Markt. Die Händler wie die Marken sind groß genug, um über die Massenmedien eine kritische Masse an potenziellen Kunden zu erreichen und eine kritische Masse an Kunden verlieren zu können.

Als Friedens- und Ökoaktivisten für eine „Politik mit dem Einkaufskorb“ warben, kritisierten sie unter anderem Tchibo und Eduscho dafür, dass an deren Kaffee Blut klebe. Ausgebeutete und unterdrückte Mittelamerikaner würden für den Kaffee sterben, so zitiert *Der Spiegel* die Kritiker (198537114). Die Tengelmanngruppe sympathisierte dagegen mit Ökoaktivisten und unterstützte 1988 einen Boykottaufruf gegen isländische Fischereiprodukte, um diese zum Einstellen des Walfangs zu bewegen. Auch habe die Gruppe bereits aus Artenschutzgründen Schildkrötensuppe und Froschschenkel aus dem Sortiment genommen. *Aldi* ziehe ebenfalls einen Boykott isländischer Produkte in Erwägung, *Nordsee* und *Iglo* teilweise (198845144). Im Jahr 2000 stellt *Coca-Cola*-Chef Douglas N. Daft im *Spiegel*-Gespräch fest, dass das Getränk bei Verbrauchern nicht mehr so stark als Symbol für die USA gesehen wird wie in den Fünfzigern. *Coca Cola* sei nun ein lokales Produkt, das in Abfüllfabriken vor Ort hergestellt werde. Dort wolle der Konzern auch gesellschaftliche Verantwortung tragen, z. B. durch Unterstützung von Impfprogrammen in Indien, Anti-Aidsprogrammen in Afrika, Fluthilfe in Mosambik. Im Widerspruch dazu stehe, so *Der Spiegel*, das arrogante Verhalten in Krisensituationen, etwa nach der Erkrankung belgischer Schulkinder nach dem Konsum von *Coca Cola* (200013114).

2001 berichtet *Der Spiegel* davon, dass Aldi erstmals Bioartikel ins Sortiment aufnehmen wolle und die Ministerin Künast betont habe, wie notwendig es sei, Bioprodukte in die Supermärkte zu bringen, da anders der angestrebte Ausbau des Marktanteils von 2 Prozent auf 20 Prozent nicht erreichbar sei (200123018). Noch einmal erscheint *Aldi* als positives Beispiel, und zwar als der Discounter 2004 die Acrylamidwerte in den dort verkauften Kartoffelchips deutlich gesenkt habe (200427018). Den Buchautor Franz Kotteder („Die Billig-Lüge“) zitiert *Der Spiegel* aber 2005 mit kritischen Worten gegen Discounter. Sie diktierten den Zulieferern die Preise, und diese seien nicht mehr in der Lage, Arbeiter zu tragbaren Bedingungen zu beschäftigen. Am Ende stünden Kinder in Afrika, die von früh bis spät Kakaobohnen pflückten, und könnten die heimischen Bauern nur noch schwer wirtschaften, weil sie bei den ausländischen Produktionspreisen nicht mehr mithalten könnten (200543095).

*McDonald's* steht in der Zusammenschau der Artikel regelrecht als schwarzes Schaf da. Gleich vier Mal berichtet *Der Spiegel* von Vorwürfen gegen das Unternehmen. Bereits genannt wurden die Klagen von 1999 wegen angeblicher Knebelverträge mit Franchisenehmern. Drei Jahre zuvor habe der Konzern gegen britische Aktivisten geklagt, die ihm auf Flugblättern vorgeworfen hätten, ungesunde und krebsfördernde Nahrung zu verkaufen, Kinder mit tückischer Werbung zu verführen, zur Zerstörung der Regenwälder beizutragen und Personal wie Sklaven auszubeuten (199651150). Im nächsten Jahr schreibt *Der Spiegel*, *McDonald's* würde Betriebsräte nicht gerne sehen und gegen Arbeitnehmervertreter mit Geld und rechtlichen Mitteln vorgehen. Gewerkschafter klagten über „Hungerlöhne“ und „skrupellose Arbeitsbedingungen“ (199745138). 2003 habe *McDonald's* eine Werbekampagne zurückgezogen, nachdem die Initiative *Foodwatch e. V.* Druck ausübte. Die Werbung sei so angelegt gewesen, dass Verbraucher über Inhaltsstoffe in die Irre geführt worden seien (200341106). Auch die amerikanische Café-Kette *Starbucks* sehe sich scharfen Vorwürfen von Kritikern ausgesetzt, so *Der Spiegel* im gleichen Jahr. Moniert werde unter anderem ihre aggressive Verdrängungsstrategie bei der Neueröffnung von Filialen, dass der Konzern an der Verarmung von Millionen von Kaffeebauern mitverantwortlich sei und dass er zu geringe Anteile an fair gehandeltem Kaffee einkaufe. Mit all dem widerspreche *Starbucks* seiner eigenen sozialen Geschäftsphilosophie: „Wir versuchen, die Lebensbedingungen von Erzeugern zu verbessern – durch den Kauf von Starbucks-Kaffee helfen Sie dabei“, „Starbucks bereichert die Gemeinden, in denen wir präsent sind“ (200341106).

#### 4.5.3.2 *Fairtrade*

Die unter den Subcode *Fairtrade* gefassten Artikel behandeln im engeren oder weiteren Sinne Herstellungsbedingungen und Handelskontexte, die als (Macht-) Gefälle beschrieben werden. In der Regel sitzen kapitalstarke Akteure am längeren Hebel, kleine Produzenten oder einfache Arbeiter müssen darunter leiden. Nicht umsonst sind Anstrengungen und Bewegungen im Bereich des fairen Handels in der sogenannten linken Szene entstanden und

weiterhin dort beheimatet. Allerdings hat dieses Thema mit dem Phänomen der nachträglich so genannten *LOHAS* andere gesellschaftliche Gruppen, wenn nicht sogar die Mitte der Gesellschaft, erreicht.

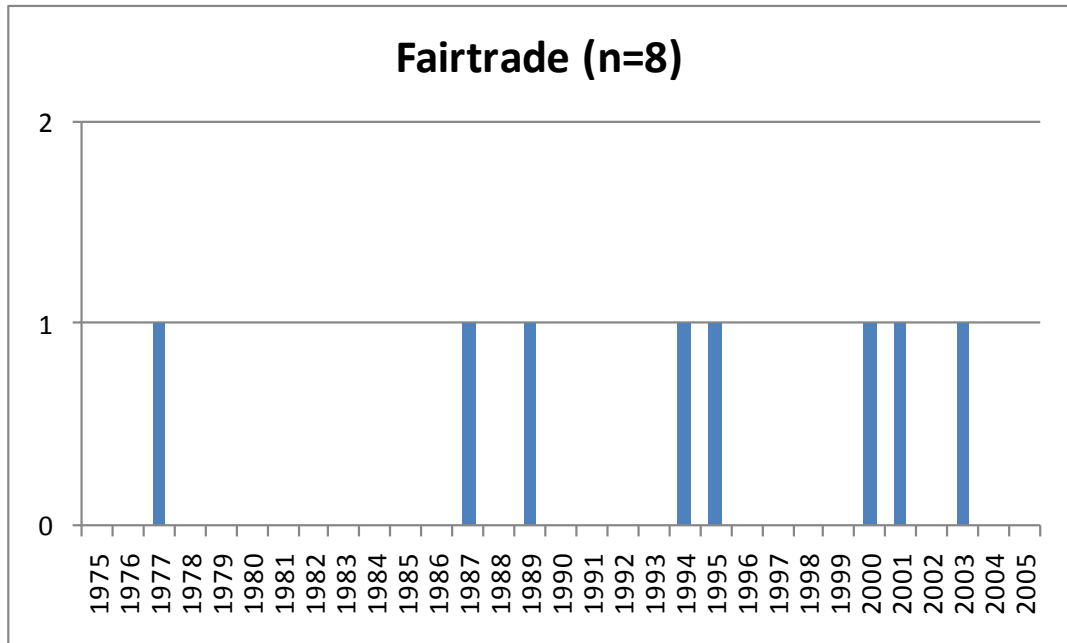


Abbildung 4.5-9: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Fairtrade* zugeordnet wurden

Alleine der Blick auf die mengenmäßige Verteilung der Artikel zum Thema Fairtrade spiegelt nicht wider, dass der Gedanke an diese Art des politischen Engagements, nämlich der Kauf von fair gehandelten und hergestellten Produkten, zwar schon vergleichsweise alt ist, doch erst ab Mitte der neunziger Jahre eine kritische Masse erreicht hat, um regelmäßig thematisiert zu werden. Denn das geschah offenbar in anderen Medien als dem *Spiegel*. Dass in der Stichprobe so gut wie keine Artikel hierzu zu finden sind und ab 2002 gar keine, ist zunächst nicht plausibel. Begann die wahre Karriere der Fairtrade-Produkte doch genau in diesem Zeitraum (vgl. Kapitel 2.2). Dies ist möglicherweise durch eine allgemeine politische Schwerpunktsetzung des *Spiegel* zu erklären.

Die Nennung aus dem Jahr 1977 eröffnet zunächst nur eine Problematik, die aber später auch immer wieder in Deutschland zum Nachdenken über faire Preise führte.<sup>101</sup> An Produkten der Landwirte würden andere, wie Transportunternehmen und Verpackungsindustrie, aber vor allem die weiterverarbeitende Industrie häufig mehr verdienen als die Bauern selbst (197717124). In der großen Reportage „Frankenfood aus dem Labor“ kommt auch das Thema faire Preise zur Sprache. Siebeck, der Koch der Nation,

<sup>101</sup> Vgl. zuletzt den weitreichenden Aufstand der Milchbauern 2008 (vgl. z. B. „Wenn alle die Kanne voll haben“, *Süddeutsche* vom 23.04.2008)

moniere die Fixierung der Verbraucher auf billige Lebensmittelpreise, ein Ökobauer beschreibt den Konkurrenzkampf der konventionell arbeitenden Bauern. Zehn Prozent der Handelsunternehmen verkauften 84 Prozent der Lebensmittel, so *Der Spiegel*, und ein Lebensmittelhändler spricht aus, dass bei Billigstware immer jemand betrogen werde: Der Bauer, der umsonst arbeite, der Händler, der nichts verdiene oder der Kunde, der Dreck bekäme (200049312). 2001 berichtet das Magazin von der Produktlinie des österreichischen Billa-Konzerns, der sich 40 Prozent der Biobauern angeschlossen hätten. Hinter der Marke „Ja! Natürlich“ stünden Fünfjahresverträge, faire Preise und ständige Kontrollen (200131118).

Die fairen Handelsbedingungen im Binnenmarkt sind nicht das Urthema der Fairtrade-Bewegung. Ihr geht es heute in der Regel um importierte Rohstoffe, kurz gefasst solche, die einst „Kolonialwaren“ genannt wurden. Diese Thematik findet sich in nur drei Artikel in der Stichprobe.

Einmal, 1989, berichtet *Der Spiegel* vom Zerfall des Kaffee-Kartells, eines Abkommens, welches das Preisniveau sichern soll, indem Marktkräfte ausgeschaltet werden. Dies habe der Kalkulationssicherheit für Abnehmer und dem Überleben der Erzeuger gedient (198931074). 1995 schreibt *Der Spiegel* am Rande eines Artikels zu Pestizidfunden in Biotee über die Zweifelhaftigkeit der *Teekampagne*, die sich als Organisation angeblich für unterbezahlte indische Lohnpflücker einsetze. Die Projekte, die vor Ort angestoßen würden, seien dort unbekannt (199517077). Die Kaffeehauskette *Starbucks* habe sich der Geschäftsphilosophie verschrieben, „Wir versuchen, die Lebensbedingungen von Erzeugern zu verbessern – durch den Kauf von Starbucks-Kaffee helfen Sie dabei“. Kritiker werfen ihnen aber, so *Der Spiegel*, nach wie vor vor, mitverantwortlich für die Verarmung von Millionen von Kaffeebauern zu sein (200341106).

Erfolgsgeschichten rund um ‚klassisches‘ Fairtrade sind in der Stichprobe also nicht zu finden. Konkrete gesundheitliche Gefahren von unwissenden Feldarbeitern bilden die dritte Gruppe von Artikeln zu diesem Subcode.

1987 berichtet das Magazin davon, dass eine halbe Million brasilianischer Feldarbeiter Vergiftungen durch den Einsatz von Pestiziden davontrugen. Meist wüssten die Betroffenen nicht, womit sie es zu tun hätten und wie man damit umgehen müsse, zitiert *Der Spiegel* den Nationalrat Christlicher Kirchen. Weltweit würden 10.000 bis 40.000 Arbeiter Opfer bei Pestizideinsätzen (198704159). Ein ähnlicher Bericht befasst sich 1994 mit landwirtschaftlichen Bedingungen in Chile. Ohne das Wissen der Landarbeiter setzten Fruchtkonzerne dort lebensbedrohliche Pestizide und chemische Kampfstoffe ein. Zur Konservierung werde das Nervengas Methylbromid eingesetzt, an anderer Stelle Lindan und E605. Studien hätten eine Häufung von Missbildungen bei Neugeborenen dort verzeichnet (199425124).

#### 4.5.3.3 Weltmarkt und politische Verflechtungen

Der weltweite Handel mit Lebensmitteln dient häufig als Referenzbeispiel dafür, dass Globalisierung kein Phänomen der späten neunziger Jahre ist (vgl. Schivelbusch 2005:13ff). Eine Beobachtung aus den letzten beiden Dekaden ist indes unbestritten und gilt für den Handel mit Nahrungsmitteln, wie für andere Märkte: Die Tauschbeziehungen haben sich ausgeweitet, verdichtet und beschleunigt, und die Märkte konzentriert.

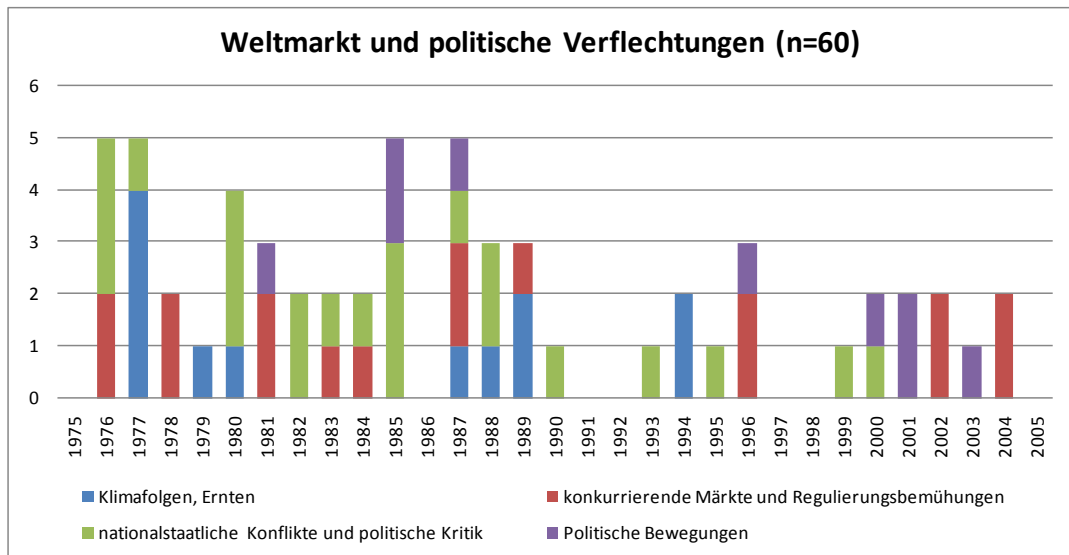


Abbildung 4.5-10: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Weltmarkt und politische Verflechtungen* zugeordnet wurden

Die Artikel, die sich mit dem internationalen Lebensmittelhandel befassen, bilden drei inhaltliche Stränge. Dies sind zum einen Berichte über (1) *nationalstaatliche Konflikte und politische Kritik*, die (teilweise auf Kosten oder auf Betreiben der Bevölkerung) über den Lebensmittelhandel ausgetragen werden. Sie konzentrieren sich vor allem auf die Zeit des kalten Krieges. Davon abzugrenzen sind jene Texte, die (2) *Beziehungen konkurrierender Märkte und staatliche Regulierungsbemühungen* erläutern. Sie lassen sich vor allem in den Achtzigern und den Jahren nach 2000 finden. Die dritte Sektion bringt vor allem Ende der siebziger und achtziger Jahre (3) *Folgen von Klimakatastrophen, Missernten und Erfolgsernten* für die Weltwirtschaft zur Sprache.

Ad (1): Nationalstaatliche Konflikte und politische Kritik

Wichtige Akteure im Einsatz von Lebensmitteln als ‚kalte Waffe‘ sind die USA, China und – bis zum Zerfall des Ostblocks – die UdSSR.

In den späten Siebzigern schlugen den *Spiegel*-Berichten zufolge Missernten in der Sowjetunion und Rekordernten in China politische Wogen. Die Sowjetregierung führe die Ernteausfälle offiziell auf zu trockenem Wetter zurück und öffne für die meuternde

Bevölkerung die Armeemagazine, rationiere das Fleisch (als „Gesundheitsprogramm“) und importiere Lebensmittel. Die schlechte Ernte führe zu Mangel an Fleisch und Milch. China nutze den Umstand für politische Rhetorik und streiche heraus, dass Russland, einst Exportland, nun abhängig von Getreideimporten sei, damit die Bevölkerung überleben könne. Die Missernten gründeten in der Profitgier der bürokratisch-monopolistischen Leitung der Landwirtschaft, den schlechten Lebensbedingungen der Landwirte und der Vernachlässigung der Landwirtschaft zugunsten der Rüstung (197601063, 197607015, 197623128). 1985 seien die Getreiderträge immer noch zu gering, aber man habe weniger importiert (198527014). Der Konflikt zwischen China und der Sowjetunion setze sich, so *Der Spiegel* 1977, auf dem Spirituosenmarkt fort. Mit einer groß angelegten Kampagne würde ein chinesischer Hersteller breit angelegt in den USA für „Great Wall Vodka“, den „teuersten Wodka der Welt“, werben. Russische Konkurrenten seien nicht dagegen angekommen (197753965).

Sanktionen der USA gegen die Afghanistaninvasion der UdSSR ziehen sich drei Jahre lang durch die Berichterstattung des *Spiegel*. Zwar gebe es immer noch Schlupflöcher, das Getreideembargo zu umgehen, doch hätten schon 1980 die US-Konzerne unter dem Ausfuhrverbot in die Sowjetunion gelitten. Nicht mehr als ein Viertel der bestellten Menge solle das Land erreichen. Der *Spiegel* merkt an, dass die Weizenwaaffe schon 1973 nicht gewirkt habe, als man von der Sowjetunion während der Ölkrise einen besseren Preis für den Rohstoff erzwingen wollte (198001079, 198003101). 1982 habe sich die Notlage der amerikanischen Farmer verschärft, so *Der Spiegel*, denn zum Embargo gegen Russland seien eine Dürre im Weizengürtel des Landes und 1982 schnell steigende Zinsraten gekommen (198231098).

Die Sanktionen der USA zeitigten sich auch in einem Boykott russischen Wodkas durch Barbesitzer und Verbraucher. Das Marktvakuum habe sofort das staatliche finnische Alkoholmonopol mit „Finlandia“ gefüllt (198017019). Der politische Boykott von höchster Stelle betrifft in den USA nicht nur Wodka, sondern auch Kaviar aus sowjetischer Produktion. Diese Strafe treffe aber nicht nur den Afghanistaninvasor, sondern auch den Iran wegen der Geiselauffaire in Teheran. In den USA blühe daher der Schwarzmarkt für kalifornischen Kaviar, dessen Gewinnung aus Artenschutzgründen indes verboten sei (198301095).

Zwischen 1982 und 1995 kam es immer wieder vor, dass Lebensmitteln politische Kontexte als sekundäres Merkmal zugeschrieben wurden, die dann zu Boykott- oder Buykott-Aufrufen führten.

1984 pflückten deutsche und holländische Linke in Nicaragua Kaffeebohnen, um gegen eine Drohung der US-Regierung zu protestieren, die militärisch gegen die dortige Revolution vorgehen wollten. Sie müssten dann auch auf Europäer schießen, so die Aktivisten, die unterstützen wollten, dass in Nicaragua neue soziale Strukturen mit revolutionären Kräften geschaffen würden (198405113). Diese Aktion lasse selbst die katholischen Bischöfe streiten. Die Organisation GEPA, deren Gesellschafter deutsche christliche Organisationen der Entwicklungshilfe und Jugendarbeit sind, habe Nicaragua-Kaffee zunächst mit dem

Aufdruck vertrieben, die US-Regierung wolle „das Modell Nicaragua in die Knie zwingen“. Misereor wolle lieber auf die Packung schreiben, das Land drohe „ein Opfer des Ost-West-Konflikts zu werden“, in den sich die USA, UdSSR und Kuba einmischten. Letztlich habe man sich auf einen Kompromiss geeinigt, der einen Hinweis auf die „Beteiligung der USA“ und auf die Gefahr hin, dass Nicaragua in den Ost-West-Konflikt geraten könne, enthalte (198551014).

1982 kaufte die Sowjetunion dem Apartheidstaat Südafrika große Mengen Mais ab, obwohl sie sich vordergründig als Verbündete gegen den Rassismus in der Dritten Welt gebe (198245017). Drei Jahre später empfiehlt Greenpeace dem *Spiegel* zufolge Kiwis aus Neuseeland zu kaufen, da der Premier keine Nuklearsprengköpfe in den Hafen lasse. Kiwis aus Südafrika sollten der dort aufrechterhaltenen Apartheid wegen vermieden werden. In diesem Artikel spricht *Der Spiegel* auch davon, dass noch nie so viele Appelle an den Verbraucher gerichtet würden, Politik mit dem Einkaufswagen zu machen und Ziele der Dritten Welt zu unterstützen. Auch in anderen Branchen gebe es Südafrikaboykotte; die Kirche spiele im so geführten Protest gegen die Rassentrennung eine wichtige Rolle (198537114). Dass die Boykottaufrufe offenbar nicht ungehört verhallten, zeigen die Reaktionen der Händler zwei Jahre später: Sie würden auf ihre Weise versuchen, Schäden durch die Boykottaufrufe abzuwenden, indem sie die Herkunft von südafrikanischen Produkten verschleierten oder gar falsch deklarierten, so *Der Spiegel* (198749089).

Von einem anderen Fall politischer Zuschreibung berichtet das Magazin 1988. Schweden habe ein Milliardenrüstungsgeschäft mit Indien abgeschlossen und einen Teil der Zahlungen (in der Größenordnung von über einer Milliarde Mark) in Sekt der Marke „Marquise de Pompadour“ erhalten, den die Schweden „Kanonen-Wein“ nannten (198893115).

Noch einmal gegen Atomwaffen richtete sich ein Boykott französischer Spezialitäten wie Champagner und Camembert in Deutschland, als das Nachbarland in Sansibar Atomtests durchführte (199529026).

Während in den eben geschilderten Fällen die Rolle der Lebensmittel eine eher instrumentelle ist, stehen in den folgenden die Nahrungsmittel mehr oder weniger selbst im Zentrum des Konflikts.

1988 beschreibt *Der Spiegel* einen Fall, in dem *Coca Cola* als Lackmustest für die arabische Einheit fungiert habe. Denn die arabische Liga belege Firmen mit Verkaufs- und Vertriebsverbot, die des Handels mit Israel verdächtigt würden. Nach einer einschlägigen Werbekampagne in Bahrein könnte dieses Verbot fallen (198829105). In zwei Fällen sind politische bzw. volkswirtschaftliche Aktivitäten Grund für Artenschutzverstöße. 1990 beschreibt *Der Spiegel*, dass in Bangladesch das Exportverbot für geschützte Froschschenkel aufgehoben werden soll, weil durch die Golfkrise Erdölpreise enorme Höhen erreicht hätten und Transferzahlungen von Gastarbeitern ausblieben. Die Exporterlöse sollen das Etatdefizit mindern (199047175). 1993 passiert Ähnliches in Aserbaidschan. Der Zusammenbruch der Sowjetunion habe einen großen sowjetischen Kaviarkonzern



geschwächt. Aserbaidzhan wolle, so *Der Spiegel*, ohne ökologische Rücksichtnahme drei Mal soviel an Kaviar wie bisher herstellen und gegen Devisen in die USA exportieren. Russland stoppe derweil Ersatzteil- und Rohstofflieferungen (Büchsenengpass) (199321172).

1999 berichtet *Der Spiegel* in der Stichprobe zum ersten Mal über nationalstaatliche Auseinandersetzungen um den Rohstoff Wasser. Um das Nilwasser konkurrierten Syrien, Ägypten und Äthiopien. Israel werde von arabischen Staaten beschuldigt, Wasser als Machtpoker einzusetzen (199941234). Statt etwas am „fahrlässigen Umgang mit dem Rohstoff“ zu ändern, kaufe Israel 2000 erstmals Wasser aus der Türkei an. Eine Zwangsrationierung wolle die Regierung vermeiden, um sich nicht den Zorn der Bürger zuzuziehen (200027168).

#### Ad (2): Beziehungen konkurrierender Märkte und staatliche Regulierungsbemühungen

Den Verhältnissen zwischen großen Marktteilnehmern auf dem Weltmarkt zollt *Der Spiegel* immer wieder Aufmerksamkeit. Der Fokus ist merklich auf solche Konzerne gerichtet, deren Produkte gerade kollektiv Thema sind. An anderer Stelle ist bereits aufgefallen, dass *Der Spiegel* in den Siebzigern und Achtzigern verstärkt auf Luxuslebensmittel eingegangen ist.

So berichtet das Magazin 1976 über die Marktherrschaft bei Kaviar in Deutschland, welche mit 90 Prozent Marktanteil in der Hand von zwei Unternehmen liege, die beide dem US-Konzern *Riviana Foods* gehörten. Der wiederum verfüge über 40 Prozent des Weltreisemarktes (197625072). 1983 ist vom Ende der zehn Jahre währenden Expansion des Weinmarktes in Kalifornien die Rede, die zu einer Vordoppelung des Anbaus geführt habe. Sinkende Nachfrage in Verein mit billigen Importen aus Italien und Frankreich ließen nun die Preise zusammenbrechen und kalifornische Winzer eine Stagnation erleben. Den Wein betreffend hätten die USA eine Importquote von 25 Prozent (198315132).

Wie später noch zu sehen sein wird, ist ein großes Thema der achtziger Jahre auch der Hunger in großen Teilen der Welt; im Kontext der These des US-Politologen Barnet, dass der Hunger ein Verteilungsproblem sei, spricht *Der Spiegel* von fünf Handelsriesen, die den Weltgetreidemarkt beherrschten (198109188).

Dass im *Spiegel* immer wieder über den Konkurrenzkampf von *Pepsico* gegen *Coca Cola* zu lesen ist, obwohl es sich dabei weder um ein Luxusgut noch um essenzielle Lebensmittel handelt, wundert indes nicht. Nachdem es hier um das erste nahezu weltweit verbreitete Markenprodukt geht, ist diese Marktbeziehung immer wieder Seismograf für politische Verhältnisse.

So habe 1996 *Pepsico* gegen *Coca Cola* einen aggressiven Werbefeldzug begonnen. Vor allem Osteuropa, Lateinamerika und Asien seien noch von beiden Softdrink-Herstellern umkämpft. Der Ostblock sei lange Zeit *Pepsi*-Gebiet gewesen, nach dem Fall des eisernen Vorhangs habe *Coca Cola* aber aufgeholt und verzeichne 1996 doppelt so viel Absatz wie *Pepsi*. Denn *Coca Cola* sei eben – so *Der Spiegel* – die „Essenz des Kapitalismus“ (199617100).

Nach Ende des kalten Krieges geht die Konkurrenz im Weltraum weiter: *Pepsi* habe bei einem Außenbordmanöver der *Mir* einen Werbespot drehen dürfen, während die NASA zwar mit *Coca Cola* zusammenarbeite, aber keine kommerzielle Veröffentlichung in ihrem Umfeld erlaube (199623194). 2004 würden dem *Coca-Cola*-Imperium nur drei Länder fehlen: Kuba, Myanmar und Syrien. Doch der Umsatz steige kaum, weil das kalorienreiche Getränk in den westlichen Ländern in Verruf geraten sei. *Pepsico* sei davon weniger stark betroffen, denn der Konzern erziele 40 Prozent seines Umsatzes mit Lebensmitteln. *Coca Cola* wolle nun verstärkt auf Wasser setzen (200417106).

Auf die siebziger und achtziger Jahre konzentrieren sich Berichte über nationalstaatliche Regulierungsbemühungen, die vor allem dem Schutz nationaler Märkte dienen. Ab den Neunzigern findet sich in der Artikelstichprobe kein solcher expliziter Fall, was ein Niederschlag der allgemeinen Tendenz zur Deregulierung und Öffnung von Märkten sein könnte.

1976 ging in Europa die Angst vor einer Invasion eines Flüssigzuckers aus den USA um. Die sogenannte Isomerase nehme in den USA bereits 10 Prozent der verarbeiteten Zucker ein. In Europa reagiere man darauf mit dem Aufbau eigener Produktionen, die in den Achtzigern bereits eine Million Tonnen ausstoßen solle. Der Bauernverband spreche von einer subventionierten Bedrohung der Zuckerrübenfabriken und fordere, Isomerase der europäischen Zuckermarktverordnung mit marktregulierenden Absatzquoten zu unterwerfen. Regulierung geschehe hier zum einen durch Maßnahmen nach außen, in dem der Bedarf nicht länger durch Importe gedeckt werden soll. Die Konsequenzen daraus zögen mit dem Ruf nach der Quote wiederum einen Regulierungsbedarf nach innen nach sich (197641061). 1978 habe die EG ihre Fischgründe für Nichtmitglieder gesperrt, was einen regen Hochseehandel ausgelöst habe. Großbritannien habe in wenigen Monaten 40.000 Tonnen Makrelen an die Sowjetunion verkauft, die DDR handle mit Bulgarien (197807105). Offensiv und mit den Mitteln der Marktwirtschaft wolle die USA im selben Jahr in den Kaviarmarkt eingreifen. Um die Vormacht Russlands in dieser Branche zu knacken, solle der eigene Kaviar nur noch die Hälfte oder ein Drittel des russischen Produkts kosten. Die USA hätten hierzu eigens einen emigrierten russischen Fischzuchtexperten in die Forschung eingebunden (197827090).

Damit die Preise für Tee im eigenen Land wieder sinken, habe Indien 1984 die exportierten Teemengen reduziert. Dies ziehe eine Preiserhöhung des Exporttees nach sich, was wiederum andere Tee exportierende Länder wie Sri Lanka und Kenia erfreue (198439125).

Hochgeschlossen geben sich die Märkte in Deutschland gegen Ende der achtziger Jahre. In einem Fall, im Jahr 1987, hätten Bauern gegen große Futtermittelimporte aus der Dritten Welt protestiert. Die Importe würden Getreideberge in Europa und Armut in Brasilien entstehen lassen (198749110). Kurz darauf fahre die Bundesregierung eine Kampagne zur Wurstreinheit, die ein Verbot „fleischfremder Stoffe“ in der Wurst vorsehe. Die Kommission – und *Der Spiegel* – sähen darin allerdings einen Versuch, den heimischen Markt abzuschotten und eine Vereinheitlichung des Lebensmittelrechts in der EG zu verhindern. Die Qualität müsse sich am Markt beweisen, so die Kommission dem Magazin zufolge

(198753059). Auch der Wassermarkt sei in Deutschland gut gegen Importe abgesichert. In einem Artikel beschreibt *Der Spiegel* 1989, dass sich die Einfuhr nach Deutschland nur bei hochwertigem Markenimage und geringen Transportkosten lohne. Doch dem Abfüllen in Plastikflaschen wolle man ein Pfand von 50 Pfennig entgegensetzen, und die genormte Mehrwegflasche sei nur deutschen Brunnenbetrieben vorbehalten (198919139).

Die Regulierungsaktivitäten haben nicht immer nur ökonomische Ziele bzw. Folgen – zumindest nicht auf den ersten Blick.

Eine weit bekannte Maßnahme ist das Werbeverbot, das die UN gegen *Nestlé* in Bezug auf Babynahrung in Entwicklungsländern ausgesprochen hat. Darüber berichtet auch *Der Spiegel* (198123150). Der Ausstieg aus der Batteriehaltung von Hennen, wie ihn Ministerin Künast in Deutschland 2002 auf den Weg gebracht hat, führe indes dazu, dass die deutschen Batteriekäfige nach Russland und Sibirien exportiert würden, so *Der Spiegel*. Dort sei der Tierschutz nicht wichtig, es zähle, dass es endlich hygienische Lebensmittel gebe (200219196).

Im selben Jahr berichtet das Magazin von einem Fall, der zunächst so wertrational anmutet, wie die Abschaffung der Batteriehaltung. Doch sind hier die Folgen durchaus absehbar und gewollt: US-Forscher würden gentechnisch veränderte Kakaobohnen entwickeln, die resistenter gegen Krankheiten seien als herkömmliche. Damit wolle man eine Entwicklung stoppen, die sich beispielsweise in Brasilien zeige. Sei 1991 sei die Kakaoernte um 42 Prozent zurückgegangen, während die Kakaopreise gestiegen seien. Die Bauern seien also auf den Drogenanbau und das lukrativere Produkt umgeschwenkt. Die USA wollten dem Einhalt gebieten und den Bauern wieder eine legale Lebensgrundlage schaffen – die Forschung werde unter anderem von der amerikanischen Schokoladenindustrie finanziert (200237152).

Allen hochgerüsteten Kontrollen zum Trotz hätten Behörden 2004 einen Fund gemacht, der in seiner Konstellation nur in Zeiten der Globalisierung als Auswuchs des Welthandels stattfinden könne, so *Der Spiegel*. 74 Container indischen Büffelfleischs würden in deutschen Häfen festgehalten, 30 weitere im Baltikum. Gemeldet seien sie als Transport von Indien nach Russland, doch im Zuge eines Einfuhrstopps wegen Vorkommnissen der Maul- und Klauen-Seuche in Indien entdeckte man auf dem als Rindfleisch ausgewiesenen Fleisch australische, brasilianische, französische, holländische und belgische Etiketten; manches hätte gar keine Deklaration. Alle Papiere seien gefälscht (200445048).

Ad (3): Folgen von Klimakatastrophen, Missernten und Erfolgsernten

Wenn auch der Einfluss von Klima und Wetter auf Anbau und Ernte in der modernen Landwirtschaft extrem eingegrenzt wurde, so bewegen Naturkatastrophen, Missernten und Erfolgsernten immer wieder den gesamten Welthandel. Sei es über die Preisentwicklung oder Verschiebungen im Import- und Exportverhältnis. Der Verbraucher ist daran eher passiv beteiligt und kann doch mit seinem Konsumverhalten Einfluss auf die Folgen ausüben, die

solche Ereignisse mit sich bringen. Dies zeigt das Beispiel der unverhältnismäßigen Preiserhöhung unter dem Vorwand von Missernten bei Kaffee Ende der siebziger Jahre oder die abwehrenden Reaktionen der japanischen Bevölkerung Mitte der neunziger Jahre, der man ausländischen Reis ‚vorsetzte‘.

Unter anderem seien Frostnächte im Juli 1975 in Brasilien für den immensen Preisanstieg im Jahr 1977 bei Kaffee verantwortlich, der die Industriestaaten schockiert habe, die Erzeugerländer aber wirtschaftlich aufatmen lasse. Weitere Gründe seien der Bürgerkrieg in Angola, Verstaatlichungen in Uganda und die Revolution in Äthiopien. Der Preisanstieg bei Kaffee von hundert Prozent innerhalb weniger Wochen habe den Kaffeeschmuggel kräftig angekurbelt (197709100, 197727124). Der Preis für Orangensaft sei aufgrund von Naturkatastrophen und Missernten in Florida und Brasilien ebenfalls im Steigen begriffen (197723115). Auch hierzulande zeitige der Preisanstieg Folgen. Großröster und Filialisten hätten den Kaffeepreis unter dem Vorwand der Missernten zunächst so drastisch erhöht, dass die Kunden mit Kaufzurückhaltung die Zurücknahme der Preissteigerung erwirkt hätten (197733061). 1986 hätten erneute Preissteigerungen, durch Klimaschwankungen ausgelöst, zur Aufhebung von Exportbeschränkungen geführt. Ohne das Kaffeeabkommen habe aber eine Rekordernte in Brasilien 1987 einen Preissturz herbeigeführt, sodass der Kaffee so billig sei wie seit Jahren nicht mehr (198711066). Noch zwei Jahre später berichtet *Der Spiegel* von den Tiefstpreisen des Kaffees und spricht vom Sparen auf Kosten der ärmsten Länder in Folge des geplatzten Abkommens zur Preissicherung (198931074). Dies veranlasste die Erzeuger offenbar zu eigenen Maßnahmen. 1994 ist im *Spiegel* zu lesen, dass Kaffee zu den „höchsten Preisen seit fünf Jahren“ gehandelt werde. Es ist die Rede von manipulierten Preisen, die daher rührten, dass die Erzeuger einen Teil ihrer Ernte zurückhielten (199421103)

Die allgemeine Verteuerung von Nahrungsmitteln auf dem Weltmarkt verstärkte im Jahr 1980 die Inflation in „Entwicklungsländern“ wie Argentinien, Brasilien und der Türkei, so *Der Spiegel*. Sie sei aber auch der internen Misswirtschaft geschuldet (198047142). Neun Jahre später, 1989, sorge eine Dürre in Mittelmeerländern erneut für Preissteigerungen. Betroffen seien Italien (Obst und Gemüse), Griechenland (Orangen, Getreide) und Spanien (Vieh, Getreide, Frühgemüse, Schafe) (198909191).

Verschiebungen im Import- und Exportverhältnis können eine Nation aus symbolischen Gründen schmerzen. 1979 müsse Portugal zum ersten Mal große Mengen an Wein importieren, bislang habe man ein Fünftel des eigenen Anbaus exportiert. Nach der schlechtesten Ernte seit 40 Jahren habe das Land im Wert von 22 Millionen Dollar Wein aus Griechenland, Bulgarien, Spanien und Argentinien eingeführt, um die Preise zu halten und den Export nicht zu gefährden (197903085). Die USA verbrauchten im Jahr 1988 erstmals mehr Getreide als sie herstellen könnten, Exportabkommen seien aber noch einzuhalten (198841146). Konkret über die Reaktion der Bevölkerung in einem ähnlichen Fall berichtet *Der Spiegel* aus Japan. 1994 leide Japan nach einem kühlen und verregneten Sommer unter so großen Ernteverlusten, dass Reis aus dem Ausland importiert werden müsse. *Der Spiegel* zitiert das Vorurteil der Japaner mit den Worten: „Reis aus dem Ausland ist verschmutzt,

gesundheitsschädlich und stinkt“. Es seien nur noch Mischungen erhältlich und reiner japanischer Reis Gold wert (199413153).

### *Politische Bewegungen*

Auffällig ist in den Artikeln der Stichprobe aus der ersten Hälfte der achtziger Jahre, dass die Kirchen über das Vehikel der Lebensmittel politisch stark aktiv sind und eng mit anderen Gruppierungen zusammenarbeiten. Dies betrifft vor allem die Lebensbedingungen in Entwicklungsländern, die noch bis zum Ende des kalten Krieges unter dem Begriff „Dritte Welt“ zusammengefasst wurden. Beispielhaft finden sich hier das Werbeverbot für Flaschennahrung, der Kampf gegen die Apartheid in Südafrika und die Parteinahme im politischen Gerangel der Hauptakteure im Ost-West-Konflikt um Nicaragua.

Dritte-Welt-Gruppen aus den USA, Deutschland und anderen europäischen Staaten erwirkten ein Werbeverbot für Flaschennahrung für Babys. Die Aktivitäten hätten bereits 1975 begonnen und vor allem *Nestlé* getroffen. In den USA seien auch der Nationale Kirchenrat und die größte Autogewerkschaft beteiligt (198123150). *Der Spiegel* berichtet über zunehmend erfolgreiche Aktionen bundesdeutscher Ökologie- und Friedensgruppen, die für eine „Politik mit dem Einkaufskorb“ werben würden. Sie riefen zu Boykotten auf wie gegen Tchibo und Eduscho, an deren Kaffee Blut klebe, gegen Lebensmittel aus Südafrika, wo das System der Apartheid herrsche. Wenige Jahre zuvor habe man solche Aktionen noch belächelt, doch der Erfolg habe sich bald in Form von Veränderungen der Produktpaletten im Einzelhandel oder in Form des Werbeverbots für Flaschenmilch gezeigt. Auch im Engagement gegen die Apartheid spielten die Kirchen eine große Rolle (198537114, 198749089). Und sie agierten in der „Gesellschaft zur Förderung der Partnerschaft mit der Dritten Welt“ (Gepa), die sich der Verpackungen von Kaffee aus Nicaragua bediene, um auf darauf hinzuweisen, dass das Land gefährdet sei, in den Ost-West-Konflikt zu geraten, weil USA, Kuba und die UdSSR im Revolutionsprozess mitmischten (198551014).

Ab den Neunzigern sind die Kirchen mit politisch motivierten Projekten in den Artikeln des *Spiegel* nicht mehr so präsent. Auch unscharf als „Ökologie- und Friedensgruppen“ benannte subkulturelle Bewegungen tauchen kaum auf. Dafür berichtet *Der Spiegel* von Einzelaktivisten, die sich mit Großkonzernen anlegen, oft unterstützt von einer eher spontanen und anlassbezogenen bunten Anhängerschaft, und es treten im soziologischen Sinn echte Organisationen wie Greenpeace oder Misereor auf, die sich einer Art Mission verschrieben haben. Ihr Hauptthema ab der Mitte der neunziger Jahre ist „die Globalisierung“: globaler Liberalismus, ungehemmter Welthandel, Massenerzeugung von Lebensmitteln, private Machtkonzentration durch Patentierung von Pflanzen. Fast immer steht ein Konzern im Zentrum der Kritik. Nur im Fall der Patente appellieren die Akteure an die Regulierungsbehörden.

1996 wehrte sich *McDonald's* gegen zwei britische Aktivisten mit einer kleinen Greenpeaceortgruppe im Rücken, die 1994 auf Flugblättern dem Konzern unter anderem sklavenartige Ausbeutung des Personals vorgeworfen habe (199651150). In ähnlicher

Konstellation tritt, wie *Der Spiegel* ihn nennt, Frankreichs neuer Nationalheld José Bové auf. Zusammen mit Landwirten der Region protestiert er mit öffentlichkeitswirksamen Aktionen gegen den globalen Liberalismus, ungehemmten Welthandel und die industrielle Massenerzeugung von Lebensmitteln. *McDonald's* dient auch hier als Sündenbock (200027166). Eine Antwort auf diese Anklage gibt *Nestlé*-Chef Peter Brabeck-Letmathe 2001 im Interview, in dem er auf die Notwendigkeit hinweist, Lebensmittel zuzubereiten. Dies geschehe nun auch, nur in etwas anderer Art und Weise. Der Geschmack würde nicht standardisiert werden, sondern sich im Gegenteil ausdifferenzieren, und die kritisierenden Organisationen seien zu weit von den Entwicklungsländern entfernt. Die Regierungen vor Ort würden die Arbeit des Konzerns ganz anders bewerten (200119108).

Vandana Shiva bezeichnet *Der Spiegel* als das indische Pendant zu José Bové. Sie führte in Indien Demonstrationen „gegen Globalisierung“ von Hunderttausenden an. Unter anderem protestierte sie gegen die Patentierung von Reissorten, Pfefferarten, Ingwerarten und traditionellen Heilpflanzen. Patente auf Pflanzen, Gene und Lebewesen dürfe es nicht mehr geben (200147126). Auch das katholische Hilfswerk Misereor, Greenpeace und die Regierung von Mexiko hätten Einspruch beim Europäischen Patentamt gegen ein Mais-Patent des Konzerns *DuPont* erhoben. Bauern in Entwicklungsländern könnten plötzlich mit Lizenzgebühren und Handelseinschränkungen konfrontiert werden, weil das Patent alle Pflanzen mit einem bestimmten Ölgehalt umfasse. Die Organisationen sähen darin einen Präzedenzfall: Wenn sich die Patentierung von stofflicher Zusammensetzung ausbreite, könne bald kaum noch etwas angebaut werden, das nicht unter Patentschutz stehe. Man appelliere an die Bundesregierung, entsprechende EU-Richtlinien nicht in deutsches Recht zu übernehmen und in Brüssel nachzuverhandeln (200341020).

2003 griffen Organisationen wie Einzelaktivisten gleichzeitig die KaffeeKette Starbucks an. *Der Spiegel* nennt Globalisierungsgegner, Öko-Verbände, Lokalpolitiker, Wirtschaftsvereinigungen und Fair-Trade-Aktivisten. Die Mittel gestalteten sich so vielfältig wie die Akteure und reichten von Übergriffen auf Filialen über gefälschte Briefe bis zur Vertreibung aus Stadtvierteln. Ebenso verschieden sind die Vorwürfe: Alteingesessene Kaffeebars würden vertrieben und *Starbucks* sei „nach wie vor für die Verarmung von Millionen von Kaffeebauern mitverantwortlich“, schmücke sich aber mit einer sozialen Geschäftsphilosophie (200341106).

#### **4.5.3.4 Welternährung**

Von den knapp fünfzig Artikeln in der *Spiegel*-Stichprobe, die dem Subcode Welternährung zuzuordnen sind, beschäftigt sich fast die Hälfte mit *nationalen Mangelzuständen*. *Globale Engpässe* thematisiert ein Drittel der Berichte, der Rest fällt auf Meldungen über *agrartechnische Lösungsansätze des Hungerproblems und konkrete Aktionen zur Hungerhilfe*. Auch hier vermischen sich die Themen immer wieder; die vorgenommene Einteilung richtet sich nach dem Hauptgegenstand oder Berichts Anlass.

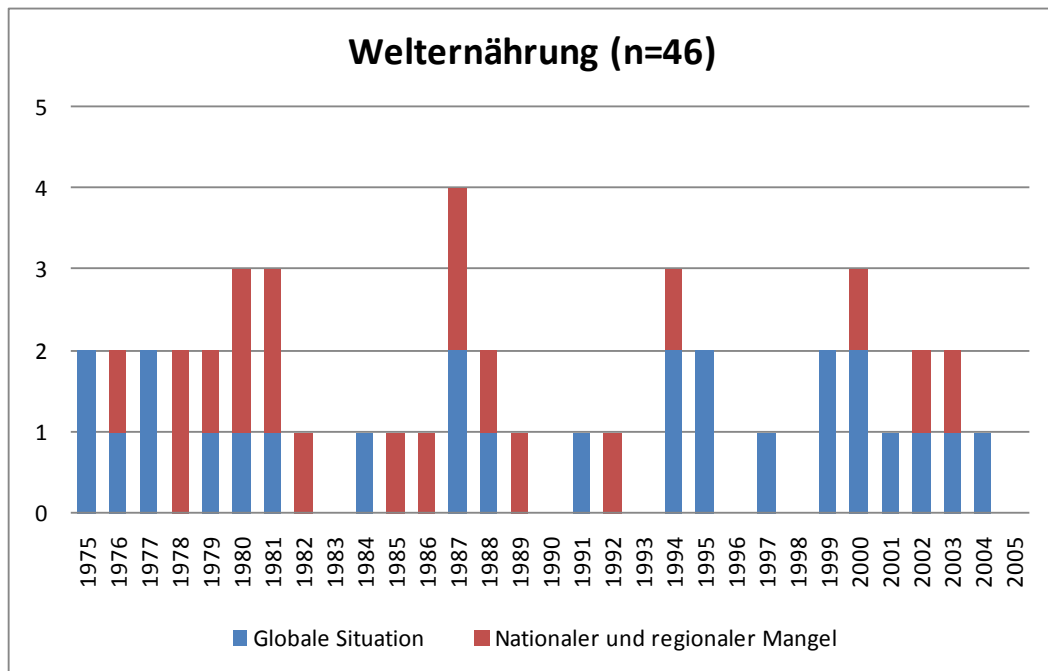


Abbildung 4.5-11: Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode *Welternährung* zugeordnet wurden

Bei der inhaltlichen Betrachtung lassen sich zwei Phasen unterscheiden: Bis zum Ende der achtziger Jahre schreibt *Der Spiegel* gehäuft über nationale Mangelzustände. Danach gewinnen die anderen Themen an Bedeutung.

#### *Nationaler und regionaler Mangel*

Vor allem Staaten des ehemaligen Ostblocks und moskaunahe wie China fällt hier die Aufmerksamkeit zu. Die Versorgung der Bevölkerung in Afrika tritt über den gesamten Zeitraum punktuell hervor und wird oft im Nebensatz erwähnt, wenn es um die globale Situation geht.

Die damalige Sowjetunion macht mehrfach Schlagzeilen wegen, so die Erklärung des *Spiegel*, offensichtlicher Misswirtschaft in der Nahrungsversorgung. 1976 schreibt das Magazin, dass die UdSSR ihr Geld lieber in Raketen investiere statt in Lebensmittel; Kartoffeln kosteten fast einen Tageslohn pro Kilo, man habe bereits die Armeemagazine geöffnet. Die Zeitung „Unser Zeitgenosse“ wolle die offizielle Version von Unwetter und Missernte nicht glauben und erkläre die Misere mit falscher Bewirtschaftung durch fehlerhaften Künstdüngereinsatz, falschen Fruchtwechsel und falsche Melioration (Maßnahmen zur Bodenverbesserung), welche zu Erosion führten (197623128). Auch vier Jahre später sei die Getreideernte wieder um 41 Millionen Tonnen unter das Planziel gefallen (198001079), 1985 erwartete man eine Eigenproduktion von 195 bis 200 Millionen Tonnen, was wieder einen Import nötig machte, der allerdings geringer ausfallen würde als 1984 (198527014).

Auch über die DDR und Polen ist von Versorgungsengpässen zu lesen. 1978 reichten Fleisch und Fleischprodukte in der DDR für die eigene Bevölkerung nicht aus, die Regierung erkläre dies mit einem schnelleren Bedarfsanstieg als geplant (197823018). Wenige Wochen später habe die Regierung die mangelnde Versorgung offiziell eingeräumt und mit einer Förderung der privatwirtschaftlichen Schweinezucht ideologische Zugeständnisse gemacht. Der Erfolg solcher Maßnahmen unter den dortigen Bedingungen sei nicht nur zweifelhaft, die Maßnahmen wären nicht nötig, so *Der Spiegel*, wenn die DDR nicht für Devisen Rindfleisch in den Westen exportieren würde (197831030). In Polen habe die Regierung 1981 Nahrungsmittelkarten zur Versorgung mit Grundnahrungsmitteln eingeführt. Zu erklären seien der Regierung zufolge die Engpässe durch den steigenden Verbrauch. Die Produktion komme nicht hinterher und schon seit 1977 übersteige der Import den Export. Zudem sei das Wetter in den drei Vorjahren außerordentlich schlecht gewesen. *Der Spiegel* berichtet aber auch von großen Fehlern der Landwirtschaftsplanung: Die Bauern erhielten zu wenig Geld für ihre Produkte und seien schlecht ausgestattet. Nun sollten die Betriebe mehr Eigenständigkeit erhalten und die Preise an Produktivität gekoppelt werden (198111150). Etwa einen Monat später, nach Aussetzen eines Generalstreiks, habe man nur noch für zwölf Tage Lebensmittelvorräte und sei auf Hilfe aus dem Westen angewiesen (198115158).

China taucht ebenfalls in der Zeit von 1986 bis 1992 im *Spiegel* mehrfach als Beispiel schlechten Wirtschaftens auf. So sei die Getreideernte bereits 1985 plötzlich drastisch zurückgegangen, man habe nur 354 Millionen Tonnen eingefahren, 35 Millionen Tonnen weniger als im Vorjahr. Die Regierung erkläre dies mit Trockenheit, Überflutungen und dem Erdbeben von 1985. Im Zuge dessen berichtet *Der Spiegel* davon, wie China sich mit den Reformen von 1979 aus der Hungersnot in der Zeit von Mao Tse Tung befreien konnte, die 17 Millionen Chinesen das Leben gekostet hatte. Das Magazin zitiert aber auch die Arbeiterzeitung, die angesichts des Verlusts der Anbaufläche, der Schwächung des Agrarsektors und der wachsenden Industrialisierung an das ökologische Gewissen appellierte (198605139). Im Folgejahr hätten sich die Regierungen in Peking und anderen Großstädten gezwungen gesehen, das Schweinefleisch auf ein Kilo pro Person und Monat zu rationieren. Lediglich Studenten dürften – aus Angst vor Protestkundgebungen unter dem Vorwand der Fehlernährung – in den Universitätskantinen weiterhin zu Festpreisen uneingeschränkt einkaufen (198753095). Schließlich findet sich 1992 der Bericht darüber, dass in der südchinesischen Provinz Hunan mehr als die Hälfte der staatlichen Getreidevorräte verrotteten. Acht Millionen Tonnen habe man 1991 eingelagert, vier davon seien verdorben. Die Regierung habe eine Untersuchungskommission eingesetzt und forderte, die KP-Funktionäre streng zu bestrafen. Auch hier fürchte man sich davor, dass Unruhen ausgelöst werden könnten; diesmal unter Bauern, die dem *Spiegel* zufolge unter Marktpreis einen Großteil der Ernte an staatliche Reservelager abführen müssten (199205121).

An diesen Beispielen der Reaktionen auf existenzielle Nahrungsmittelengpässe zeigte sich bereits, dass totalitäre Staatsregierungen, wenn auch vielleicht nur vordergründig, durchaus zu Zugeständnissen bereit waren, um den Volkszorn nicht zu wecken.



Im Fall Vietnams habe eine Missernte in einer eigentlich sehr fruchtbaren Reisegend acht Millionen Menschen der Hungergefahr sehr nahe gebracht. Dies habe die kommunistische Regierung gar zum Hilfesuch beim Welternährungsprogramm veranlasst, und sie habe Bereitschaft signalisiert, 50.000 Soldaten aus dem zehn Jahre lang besetzten Gebiet Kambodschas abzuziehen und die restlichen unter örtlichen Befehl zu stellen. Auch hier habe man die fehlende Nahrung auf ungünstiges Wetter, Taifune und Dürren zurückgeführt, als lernte man dies im Grundkurs für die Regierung kommunistischer Länder. *Der Spiegel* nennt noch andere Gründe. Zum einen sei Kinderkriegen dem Prestige geschuldet und nivelliere die Erntegewinne wieder. Es fehle aber Fläche, um die Produktion auszuweiten, und schließlich seien dreißig Prozent der Agrarfläche durch Agent Orange verdorben, (dem Pflanzengift, das USA im Vietnamkrieg zur Entlaubung der Wälder eingesetzt hatte, B. W.). Die Agrarbehörden seien zudem inkompetent und die drei Jahre zuvor durchgeführte Wirtschaftsreform verheerend gewesen (198823151).

Die Berichterstattung über Mangellagen in einzelnen Nationen oder Regionen, die nicht den kommunistischen Ländern zuzuordnen sind, hat einen etwas anderen Duktus. Im Fall der Entwicklungsländer Peru, Somalia, Äthiopien, Kenia, Uganda und Tansania ist ebenfalls von Misswirtschaft die Rede, doch tritt hier eine komplexere Gemengelage zutage. Zudem wird nicht so stark der Eindruck erweckt, die Regierungen schämten sich, ihre Bevölkerung nicht versorgen zu können (wenn auch Kenia sein mühsam erworbenes Wohlstandsrenommee nicht verlieren möchte).

Dies ist im Fall von Japan anders, das 1994 nach einer Missernte Reis importieren musste. Ausländischer Reis gelte dem *Spiegel* zufolge dort als schmutzig, stinkend und gesundheitsschädlich; man habe Angst vor der Symbolwirkung, das Land könne sein Volk nicht ernähren (199413151). Der *Spiegel* bleibt hier aber bei der ungünstigen Witterung als Ursache für die Misere. Ebenfalls rein auf das Wetter und nicht auf Misswirtschaft führt das Magazin einen Nahrungsengpass in Südeuropa 1991 zurück. Statt des Winterregens seien Dürreschäden und Erntenotstand in Italien, Griechenland und Spanien über die Region gekommen. Dramatische Ausfälle verzeichne man bei Obst, Gemüse, Getreide und Vieh (198909191). Der Wassermangel im Jahr 2000 in Israel, der die Regierung dazu bewegt, Trinkwasser aus der Türkei zu importieren, resultiert dem *Spiegel* zufolge wieder eher aus einer Misswirtschaft, nämlich der Verschwendung. Unter ihr hätten auch die Palästinenser zu leiden. Wieder liegt es einer Regierung daran, den Volkszorn nicht durch Wasserrationierungen zu wecken. Lieber importiere es fünfzig Millionen Kubikliter jährlich, anstatt im Land nach Lösungen zu suchen, wie Experten es sich wünschten (200027168).

Die Berichterstattung über einzelne Entwicklungsländer beginnt 1979 mit der Situation in Peru.

Misswirtschaft habe die Armen dort an den Rand des Hungertods gebracht, indem die Regierung Investoren aus dem In- und Ausland durch Verstaatlichungen und Selbstverwaltungsgesetze abgeschreckt habe. Auch seien Erdölfunde überschätzt worden (197949201).

Die Hauptregionen, aus denen immer wieder Meldungen über die hungerleidende Bevölkerung im *Spiegel* zu hören sind, sind Ost- und Südafrika. 1980 beschreibt das Magazin, dass neben der Trockenheit die Politiker in Ostafrika daran schuld seien, dass Hunderttausende hungern und Tausende an Entkräftung sterben. Somalia habe ein Lebensmitteldefizit von 50.000 Tonnen in jenem Jahr, was *Der Spiegel* auf den Bürgerkrieg und Massenvertreibungen zurückführt. Auch Äthiopien ist 1980 nicht nur Opfer des Klimas.<sup>102</sup> 1973/74 habe die Regierung bereits den Hunger verschleiert und dann durch Umsiedlungsprogramme einen Bürgerkrieg heraufbeschworen. In Uganda verhinderten marodierende Banden eine stabile Ernährungslage (198025130). Ein offensichtlicher Verwaltungsfehler habe 1982 die Menschen in Tansania in eine Notlage gebracht, weil man die Bestellung von 170.000 Tonnen Getreide in den Exportländern versäumt habe. Der *Spiegel* zitiert Hilfsorganisationen die von „kriminelle[r] Schluderei in Reinkultur“ gesprochen hätten, und IWF und Weltbank hätten damit gedroht, dem meistunterstützten Land die Hilfen abzuziehen. Deutschland dagegen stelle 20 Millionen Mark Soforthilfe zur Verfügung (198203119).

1987 fasst *Der Spiegel* angesichts eines neuen „Hungeralarms“ in Äthiopien die landwirtschaftliche Situation Afrikas zusammen. Während ehemalige asiatische Hungerländer oft schon Getreideüberschüsse produzierten, gehe in Afrika die Erzeugung bei wachsender Bevölkerung zurück. Davon seien fünf Millionen auf der Flucht und während die koloniale Struktur zerfalle, sei kaum ein Zehntel der Bevölkerung demokratisch regiert. Anfang der Sechziger habe Afrika sich noch durch Eigenproduktion selbst versorgen können. Dem *Spiegel* zufolge könnte Afrika ähnlich effizient Landwirtschaft betreiben wie Asien, doch was aufgrund von politischen Verwerfungen und Bürgerkriegen brach liege, würde versteppen. Zudem setze man in den Bürgerkriegsstaaten die leidende Bevölkerung als Druckmittel gegen die Regierungen ein. Nur Kenia und Ghana führt *Der Spiegel* als „Musterländer“ an (198747156).

Erst knapp fünf Jahre später findet man in der Artikelstichprobe wieder afrikanischen Hunger. 2002 berichtet *Der Spiegel* von der schlimmsten Hungersnot seit zehn Jahren im südlichen Afrika. 2,6 Millionen Menschen seien auf Hilfe des Welternährungsprogramms angewiesen, bis Jahresmitte sollten es doppelt so viele sein. Grund sei zum einen eine anhaltende Trockenheit, die sogar das Vieh verhungern lasse, weil selbst die robuste Futterpflanze verdorre. In Simbabwe würden Verluste durch Enteignungen weißer Farmer dazukommen. 69 Millionen Dollar habe das Welternährungsprogramm angefordert, 3 Millionen seien zugesagt (200219151). Kurz danach kommt auch Äthiopien wieder zur Sprache, das 2003 wieder mit Missernten zu kämpfen habe und laut Welternährungsprogramm 14,3 Millionen Menschen von Hungersnot und Seuchen bedroht seien. Die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit kritisiert im *Spiegel* die Hilfslieferungen durch die Vereinten Nationen. Das Welternährungsprogramm kaufe

---

<sup>102</sup> Jenes Land, das der *Generation Golf* (vgl. Illies 2000) im Kindesalter bei Nahrungsverweigerung immer mahndend vor Augen geführt wurde und dessen Kindern man so gern den ungeliebten Spinat geschickt hätte, wenn sie doch angeblich so froh darüber wären.

subventionierte Lebensmittel in westlichen Ländern, verteile sie vor Ort und zerstöre dort die Märkte der einheimischen Bauern. Zudem sammle die Regierung die Lieferungen und warte mit der Verteilung, bis die Not voll ausgebrochen ist (200307112).

Der *Spiegel* fügt hinzu, dass in jenem Jahr 2003 doppelt so viele Menschen in Äthiopien bedroht seien wie in Durchschnittsjahren, was dem Leser zeigt, dass die Nahrungsproblematik ein Dauerzustand ist. Die Dramatikschwelle für den Eingang in die *Spiegel*-Berichterstattung liegt bei den Entwicklungsländern also ungleich höher als in den Industrieregionen.

#### *Globale Ernährungssituation*

Bis in die frühen achtziger Jahre finden sich immer wieder Einschätzungen über die Welternährungslage, die der Frage nachgehen, ob sich eine Krise abzeichne (wie zu Beginn der siebziger Jahre) oder Entspannung angesagt ist (wie gegen Ende der siebziger Jahre). In den achtziger Jahren gibt es lediglich vereinzelt Warnungen, dass die Welternährung aus verschiedenen Gründen in eine Krise geraten könnte. Das Interessante hieran ist, dass es diese Sichtweise überhaupt gibt. Denn später entsteht bei der Lektüre *Der Spiegel*-Artikel nicht mehr der Eindruck, dass *die Welt* sich durch eine gemeinsame Ernährungssituation kennzeichne. Ab den frühen achtziger Jahren fasst – wie als jeweils beschwichtigende Antwort auf verstreute Warnungen – die Perspektive Fuß, dass der Hunger vor allem ein Verteilungsproblem ist, und im Grunde für alle genug da ist. Der Mechanismus wiederholt sich noch einmal zwischen 1999 und 2004, als erstmals vor globaler Wassernot gewarnt wurde.

Dies dürfte, rein analytisch betrachtet, dreierlei Konsequenzen haben: (1) Es entsteht eine neue globale Perspektive, die nicht von einer existenziellen Konkurrenzsituation ausgehen muss. (2) Die Industrieländer können mit der Thematik entspannt umgehen, weil sie im Allokationsgefüge niemals den Kürzeren ziehen werden. Und (3) aus dieser entspannten Situation der Industrienationen heraus, kann Forschung und Entwicklungshilfe betrieben werden. Dies führt wiederum zur Sichtweise, dass nur Teile der Welt ein Problem haben und die anderen sich um Lösungen bemühen (müssen). Die unten stehende Synopse macht diese Perspektivenverschiebung deutlich. Sie zeigt an, in welchen Jahren explizit von einer globalen Krise oder Entspannung die Rede ist, wann Experten mit Warnungen zitiert werden, wann der Hunger mit der These des Verteilungsproblems erklärt wird, und zuletzt, wann Lösungsansätze oder Maßnahmen zur Verbesserung der Situation präsentiert werden.

	1975					1980						1985						1990						1995						2000						2005
Krise	Orange	Orange																																		
Entspannung		Orange	Orange																																	
Warnungen						Orange	Orange					Orange																	Blau	Blau			Blau			
Verteilungsthe- these							Orange																													
Lösungs- ansätze																			Orange																	

Abbildung 4.5-12: Übersicht über verschiedene Sichtweisen auf die Welternährung der Stichprobe im Zeitverlauf (Orange: Nahrungsmittelversorgung, Blau: Wasserversorgung, Gelb: Versorgung mit Fisch)

### Krise

Gleich zu Beginn des Erhebungszeitraums wird eine Anspannung der Welternährungslage deutlich. Es geht um den weltweiten Eiweißbedarf, der vor allem durch Fischfang gedeckt würde, so *Der Spiegel* 1975. Ohne eine permanente Ertragssteigerung in der Fischerei hätte „die (sic!) Welternährungskrise apokalyptische Ausmaße“. Dieses Nahrungsreservoir sei nun aber bedroht, was ehemalige Billigware wie den Hering zur Delikatesse werden lasse (197531036, bedrohte Fischbestände erneut 199401138). Die Welternährungskrise, von der hier die Rede ist, beziffert das Magazin auf Zweidrittel der Weltbevölkerung, die unterernährt seien. Die Verteilungsfrage schwingt aber bereits mit, wenn diese Quantifizierung damit kontrastiert wird, dass in den Überflussregionen „das große Fasten“ beginne (197539126).

### Entspannung

Bereits ein Jahr später kündigt sich Entspannung an. Der Bedarf an Weizen in der Welt wachse erstmals nicht schneller als seine Erzeugung. Die Erträge habe man verdoppelt und die Anbauflächen um dreißig Prozent erweitert (197653049). 1977 druckt das Magazin eine kartografische Übersicht mit Daten der FAO über den Kalorienverbrauch pro Kopf 1972 bis 1974 ab mit dem – logisch nicht ganz nachvollziehbaren – Hinweis, dass sich zwar nicht der Wohlstand daran messen lasse, wohl aber die Armut (197723115). Im gleichen Jahr bestätigt *Der Spiegel* aber die Entschärfung der Welternährungssituation, denn „Rekord-Weizenernten“ in den wichtigsten Anbaugebieten der Erde hätten nach den Missernten von 1972 bis 1974 die Gefahr einer unmittelbaren Welternährungskrise gebannt (197729082).

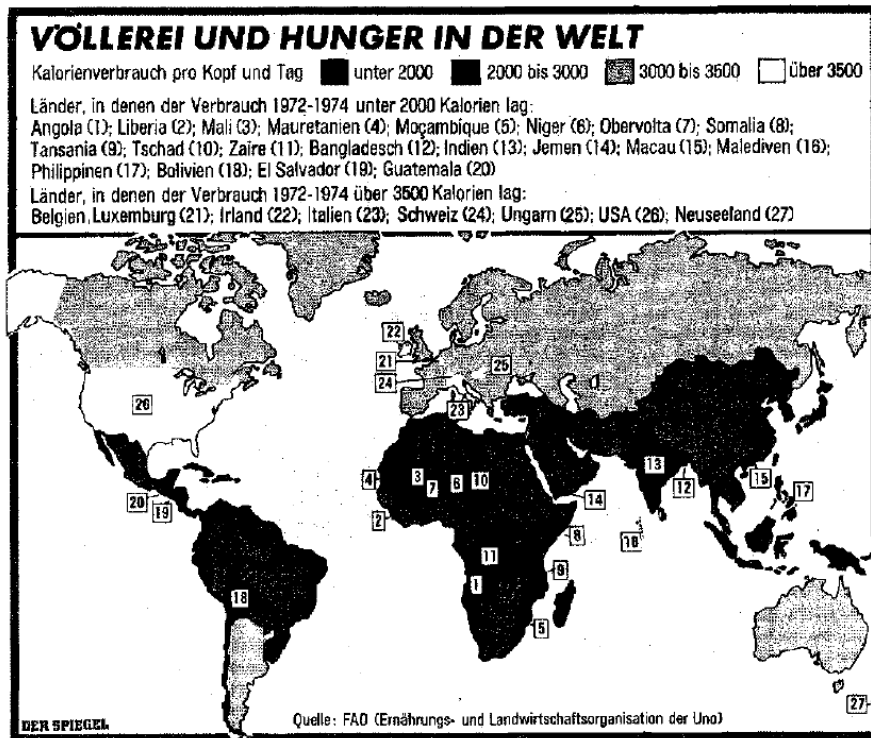


Abbildung 4.5-13: „Völlerei und Hunger in der Welt“ (197723115)

#### Warnungen

Nach der Entspannung 1977 warnte die FAO zwei Jahre später, nach Missernten in der Sowjetunion und vielen anderen Ländern, erneut vor Ernteausfällen und Hungersnöten in zwanzig Entwicklungsländern. Die satten Länder würden nicht genügend Hilfsgüter abgeben. Zwar seien die Vorräte gut gefüllt, aber nach einem Jahr wohl aufgebraucht. Experten erklärten, dass die Ertragssteigerungen nicht ausreichten und Ackerfläche und Fruchtbarkeit durch Erosion und Überdüngung eher abnehmen. Der *Spiegel* stellt in den Raum, dass eine neuerliche weltweite Ernährungskatastrophe drohe (197929106).

Im Folgejahr zitiert das Magazin einen US-Ökologen, der eine wachsende Gefahr globaler Hungerkatastrophen nachweise, wenn, wie geplant, im großen Stil Getreide zu Äthanol verarbeitet werden sollte, um das Problem der Benzinknappheit zu lösen. Das Auto brauchte die sechs- bis dreißigfache Menge von der des Menschen an Getreide, es begänne ein Kampf der Satten gegen die Hungrigen. Das Getreide reiche nicht aus und die Äthanolproduktion lasse die Sicherheitsmargen für Missernten schwinden (198011236). Ebenfalls eher allgemein fällt die Warnung eines Experten des Washingtoner World Watch Institutes aus. Er warnt im *Spiegel* vor einer schleichenden Krise für die Weltwirtschaft, da zunehmend wertvolle Ackerkrume verloren gehe, vor allem in den großen Landwirtschaften der USA, der UdSSR,

Chinas und Indiens. Ein Zentimeter verlorener Boden bedeute einen jährlichen Minderertrag von über zwei Prozent (198443279).

Im Jahr 1988 berichtet das Magazin über die Ernteprognose der USA für 1989. Der zufolge erwartete man erstmals, dass weniger Nahrungsmittel erzeugt als verbraucht würden. Der *Spiegel* führt erneut eine Studie des World Watch Institute an, die mit Blick auf die Klimakatastrophen und den geringen Fortschritten in der Agrartechnologie einen weltweiten Nahrungsmangel in Zukunft wieder für wahrscheinlicher halte (198841146).

Nach den Kassandraruhen der achtziger Jahre ist in der Stichprobe von einer drohenden Versorgungskrise nur noch in grundsätzlicher Weise, nämlich über die Verfügbarkeit des Rohstoffs Wasser die Rede. Wasser spiele eine Schlüsselrolle bei der Versorgung der stets wachsenden Bevölkerung, so *Der Spiegel* 1999. Nach einer Prognose werde 2025 ein Drittel aller Menschen akuten Mangel leiden. Doch während für unverzichtbare Ertragssteigerungen in der Landwirtschaft eine Verdreifachung der Bewässerung nötig wäre, steige zugleich der Wasserverbrauch in den Großstädten der Entwicklungsländer und in Industriebetrieben. Wasser werde bereits politisch relevant (199941234). Im Jahr 2000 erklärt das Magazin, dass sich der Wassermangel durch Bevölkerungswachstum, Verschwendung und Klima-Eskapaden verstärken werde. Die Gefahren lägen in plötzlichen Überflutungen von trockenen Gebieten, Versalzung durch Bewässerung und der Förderung von Infektionskrankheiten durch Wassermangel. Schon jetzt reiche der Monsun in an sich fruchtbaren Gegenden nicht aus. Für 2025 sieht das Magazin Trinkwasserzuteilungen an Haushalte voraus und Brauchwassertransfers an die Landwirtschaft. Auch Wasserbanken seien ein Zukunftsmodell (200021152). Das Thema Wasser ist auch 2002 noch im *Spiegel* brisant, wenn er vom Nachhaltigkeitsgipfel in Johannesburg berichtet. Das Ziel des Gipfels laute: Bis 2015 soll sich die Zahl der Menschen, die keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser und effektiver Abwasserklärung haben, halbiert haben – und dies trotz wachsender Bevölkerung, erschöpfter Böden und zunehmender Unwetter. Im Zuge dessen berichtet das Magazin von der Situation in Südafrika, wo fünfzehn Prozent der Bevölkerung ohne Wasseranschluss lebten. 1,1 Milliarden Menschen hätten keinen Zugang zu Trinkwasser und fünf Millionen würden jährlich durch fehlendes oder verseuchtes Wasser sterben. Die Kluft werde da deutlich, wo Reiche ihre Vorgärten beregneten, während ein Viertel der Bevölkerung teures Wasser in Kanistern kaufen müsse (200235146).

#### Verteilungsthese

1981 ist in den Artikeln der *Spiegel*-Stichprobe zum ersten Mal von der Auffassung zu lesen, dass der Hunger in der Welt lediglich ein Verteilungsproblem sei. Dies schreibt der Politologe Barnet, den *Der Spiegel* zitiert. Die Welt stelle genügend Getreide her, um jeden mit 3.000 Kalorien täglich zu versorgen. Doch es könnten immer weniger selbst Getreide anbauen, hätten aber kein Geld, sich Lebensmittel zu kaufen. Zudem kopierten arme Länder Exportstrategien der Reichen und produzierten so weniger für die eigene Bevölkerung. So komme es, dass 462 Millionen Menschen hungerten. Auch die Industrienationen würden, nachdem die Polster nach den schlechten Ernten der siebziger Jahre aufgebraucht seien, stärker auf den internationalen Markt angewiesen sein. Dieser liege in der Hand von fünf

Handelsriesen. Die USA habe einen Anteil am Welthandel von 40 Prozent, was bedeute, dass fast alle auf die USA angewiesen seien. Nahrungsmittelhilfen machten arme Staaten noch abhängiger (198109188). Anlässlich der Geburt des fünfmilliardsten Menschen 1987 zieht *Der Spiegel* erneut Bilanz. Der Westen verzeichnete in jenem Jahr 400.000 Tonnen Getreideüberschuss. Auch wenn für das Jahr 2000 sechs Milliarden Menschen die Erde bevölkern würden, sei nicht die Produktion das Problem, sondern die Verteilung (198729080). Einen konkreten Eindruck davon, wie diese Verteilungsprobleme zustande kommen, würde der Mechanismus der europäischen Futtermittelimporte aus Entwicklungsländern vermitteln, der den Bauern dort Hunger und Armut, den Bauern hier Hofverlust und Arbeitslosigkeit bringe. Sechzig Prozent der Eiweißnahrung für Rinder stammten aus der Dritten Welt. Dies führe dazu, dass nur wenige Länder ihre eigene Bevölkerung mit Nahrung versorgen könnten. Die Armen, vor allem in Brasilien und Thailand, konkurrierten direkt mit der Kaufkraft westeuropäischer Fleischer, so das Magazin (198749110). Auch zehn Jahre später, als die „Rhetorik der Biotechniker“ weit verbreitet ist, gentechnisch veränderte Pflanzen würden den Welthunger stillen, zitiert *Der Spiegel* den Generaldirektor des Internationalen Forschungsinstituts für Ernährungspolitik in Washington mit der Aussage, dass es genug Nahrungsmittel und lediglich ein Verteilungsproblem gebe (199715218).

Auch in der Diskussion um einen drohenden globalen Wassermangel nennt *Der Spiegel* immer wieder den Ansatz, dass es in der Summe genügend Wasser für alle gebe, es nur richtig verwendet werden müsse. Zum ersten Mal ist im Jahr 2000 davon die Rede. Der *Economist* schreibe, Wassernot sei nur möglich, weil so viele Menschen an falschen Orten lebten (200021152). Im selben Artikel und einem nachfolgenden Interview zitiert das Magazin einen Wasserexperten der Weltbank, der die Auffassung vertritt, dass globale Ungleichheiten durch den Welthandel ausgeglichen werden könnten: Tomaten würden dann als virtuelles Wasser importiert und nicht dort angebaut, wo es zu trocken ist (200021162). Auch im Zuge der Berichterstattung zum Nachhaltigkeitsgipfel in Johannesburg schreibt *Der Spiegel* davon, dass Wasser unproduktiv genutzt werde, die Wasserkrise kein technisches Problem sei, sondern eines des Managements und man eben nur da bewässern dürfe, wo es Wasser gebe (200235146).

#### Lösung und Folgenbekämpfung

Weiter oben kamen die beiden Phasen der Warnung zur Sprache. Den Menetekeln vor allem der achtziger Jahre, die sich auf konkrete Missernten und zu erwartenden Mangel in Folge von Äthanolgewinnung aus Getreide und dem Verlust von Ackerkrume beziehen, folgen zur Jahrtausendwende bis 2002 Einschätzungen zu einem drohenden globalen Wasserproblem, der vermeintlich künftigen Wurzel allen Welternährungsübels. Diesen beiden Phasen folgen leicht zeitversetzt jeweils ebenfalls zwei Gruppen von Berichten: Die eine Gruppe bilden Artikel der neunziger Jahre aus der Stichprobe, die agrartechnische Lösungen zur Sicherung der Welternährung vorstellen. In der zweiten Kategorie lassen sich Berichte über Techniken der Wasseraufbereitung und effizienten Wasserallokation zusammenfassen. Sie liegen zeitlich nach der Jahrtausendwende.



Die Innovationen, über die *Der Spiegel* aus dem Bereich der Agrartechnik berichtet, beziehen sich in der Regel auf Neuzüchtungen von Pflanzen. In der ersten Hälfte der neunziger Jahre geht es noch um konventionelle Kreuzungserfolge. So könnte eine Züchtung aus Ahrensburg bei Hamburg das Hungerproblem in Dürrezonen lösen, so *Der Spiegel* 1991. Der entwickelte Wüstenroggen werde in 200 Anbaugebieten getestet. Er sprieße auf staubtrockenen Böden, wachse selbst bei Gluthitze fünfzig Zentimeter hoch und sei sowohl als Grünfutter als auch zur Mehlherstellung geeignet (199115252). Dem Internationalen Reisforschungsinstitut auf den Philippinen ist dem *Spiegel* zufolge 1994 die Herstellung eines Superreises gelungen, der den stagnierenden Reiserträgen wieder Auftrieb beschern soll. Der Ertrag liege bei 13 statt 10 Tonnen pro Hektar und er weise einen höheren Nährwert auf. Der Anbau solle aber erst fünf Jahre später nach einer zusätzlichen, gentechnischen Immunisierung gegen Krankheiten und Schädlinge beginnen (199445218).

Ab der zweiten Hälfte der neunziger Jahre stehen gentechnische Entwicklungen im Vordergrund. Diese werden aber eher kritisch eingeschätzt und thematisieren vor allem, dass die von Industrienationen gesteuerte Entwicklung und Einführung von gentechnisch verändertem Saatgut an der Realität in den Entwicklungsländern vorbeigeht. 1995 beobachtet das Magazin, wie parallel zur Debatte über eine gentechnische Kolonialisierung der Entwicklungsländer letztere bereits mit Erfolg an eigenen Lösungen arbeiten - und dies nicht so zimperlich wie die Industrienationen. Während in Deutschland eine hundert Quadratmeter große Testfläche die Umweltschützer auf den Plan rufe, erprobe China auf einer Million Hektar Düngemittel und auf 35.000 Hektar Pflanzen, die gentechnisch modifiziert wurden. Der *Spiegel* zitiert einen US-Experten, der feststellt, dass sich die „Armenhäuser der Erde“ penible Sicherheitsvorschriften rund um Gentechnik nicht leisten könnten. Für China beispielsweise sei aber die Grüne Revolution ausgereizt, eine Steigerung sei nur noch durch die Genrevolution denkbar (199501148). Dagegen habe die Grüne Revolution in vielen Entwicklungsländern eher zu rückläufigen Pro-Kopf-Erträgen geführt. Die Pflanzen würden mehr Dünger und mehr Wasser benötigen, der Zwang zur Monokultur gehe einher mit größeren Schäden. Gentechnik sei noch teurer, weil ein bestimmtes Saatgut an die Verwendung bestimmter Pestizidsorten gekoppelt ist. Der Generaldirektor des Internationalen Forschungsinstituts für Ernährungspolitik in Washington sei daher der Meinung, dass die Gentechnik den Welthunger nicht stillen könne, wie Biotechniker und biotechnikfreundliche Politiker versprochen. Es handele sich ohnehin um ein Verteilungsproblem (199715218). Zwei Jahre später berichtet *Der Spiegel* von einheimischen Protesten in Indien. Die als Segen für Entwicklungsländer gepriesene Gentechnik stoße in Indien auf Protest und Ablehnung. Das Magazin erzählt von der Zerstörung von Monsanto-Feldern, Protest gegen den Kauf von patentiertem und nichtkeimfähigem Saatgut. Zu Misstrauen habe auch geführt, dass Monsanto kostenloses Saatgut angeboten habe, obwohl es in Indien gar nicht zugelassen sei (199905174).

Die Gruppe jener Artikel, die ab dem Jahr 2000 technische Lösungen für einen drohenden globalen Wassermangel betrachten, konzentrieren sich auf Methoden, die Meerwasserentsalzung um bis zu zwei Drittel verbilligen könnten (200021162, 200329114), was das Verfahren sogar für China und London attraktiv mache. Der Metropole sei 2003

beinahe das Wasser ausgegangen (200429132). Auch seien Staudammprojekte besser als ihr Ruf, so der Wasserexperte der Weltbank Michael Schiffler im *Spiegel* (200021162). Eine wichtige Rolle spielen auch agrartechnische Überlegungen im Sinne „more crop per drop“. Dies erreiche man etwa dadurch, dass nur dort bewässert werde, wo es auch Wasser gibt (200021162, 200235146); aber auch durch den Anbau von Pflanzen, die dank gentechnischer Veränderung weniger Wasser benötigen und durch die Weiterentwicklung der Tropfbewässerung (200235146). Die Basis dieser Lösungsansätze ist in jedem Fall die Annahme, dass genügend Wasser vorhanden ist, es nur richtig genutzt werden müsse.

Neben systematischen Ansätzen zur Bekämpfung oder Vermeidung von Hunger in der Welt, finden sich in der Stichprobe auch Artikel, die über reine Symptombehandlung berichten. So habe Mitte der neunziger Jahre ein Forscher der University of Aberdeen eine Spezialdiät entwickelt, mit der man am Rande des Verhungerns dahinvegetierende Menschen retten könne. Während man früher versucht habe, dem Organismus schnell Eiweiß zuzuführen und damit Leberversagen provoziert habe, verabreiche man nun Flüssigkeit mit viel Kalium-, Magnesium- und Zinkionen, Öl und wenig Eiweiß. In einer Testgruppe habe man über achtzig Prozent derer retten können, die sonst hätten sterben müssen (199533161). 2001 berichtet das Magazin, die Bundesregierung habe sich dem öffentlichen Druck gebeugt und plane Fleischlieferungen nach Nordkorea. Als Vorsichtsmaßnahme im Kampf gegen BSE, hätten 400.000 deutsche Rinder verbrannt werden sollen. Gegen die Lieferungen sei einzuwenden gewesen, dass das Eindosen und der Transport teurer seien, als das Fleisch zu vernichten. *Der Spiegel* zitiert Kritiker damit, dass einmalige Hilfen ohnehin nichts bringen würden. Solche Hilfen ließen lokale Ernährungsgewohnheiten außer Acht und würden zudem ein BSE-Restrisiko bergen (200109023).

#### **4.5.4 Der Entwicklungspfad des Fußabdruckdenkens**

Betrachtet man die Entwicklungen im Teilpfad des Fußabdruckdenkens in der Gesamtschau, fügen sich die zahlreichen und für sich schon aufschlussreichen Einzelbeobachtungen zu einem schlüssigen Gesamtbild. Dieses Bild prägen zwei Entwicklungen, die durch ein Gelenkstück miteinander verbunden sind.

Die eine Entwicklung beschreibt, wie sich der globale ökonomische Wandel im Lebensmittelbereich niederschlägt und welchen Einfluss auf die Orientierungsmuster dies hat. Bezüglich der Orientierungsmuster zeigen sich hier zwei Trends: Die Politisierung der Mikroökonomie und die Mikroökonomisierung politischer Konflikte.

Die zweite große Entwicklung ist im weitesten Sinne ökologischer Natur. Sie bildet ab, wie sich Orientierungsmuster ökologischen Begebenheiten anpassen und wie sie in der Lage sind, Aktionismus und Optimismus einerseits und Beruhigung und Zurücklehnen andererseits hervorzurufen.

Im Kern beider Entwicklungen steht als Gelenkstück die wachsende Bedeutung des einzelnen Konsumenten, der mit seinesgleichen eine zwar träge, aber (in quantitativer Sicht) kritische Masse bildet. Im ersten Fall ist die neue Konsumentenrolle das *Produkt* der Entwicklung, im zweiten Fall die *Bedingung* für den Wandel. Wie dies alles zusammenhängt und wie sich diese Beobachtungen aus den analytischen Daten speisen, möchte ich in diesem Abschnitt ausführen. Doch zuvor werde ich kurz die Entwicklung auf dem Weltmarkt zusammenfassen, wie sie *Der Spiegel* über die Jahre darstellt.

Der Teilpfad des Einzelhandels thematisiert eine der wichtigsten Entwicklungen im gesamten Weltmarkt, die unabhängig von der Branche stattfindet: Konzentrationsprozesse. *Der Spiegel* berichtet ab 1976 in regelmäßigen Abständen darüber; zum Beispiel über die Verdrängung kleinerer Läden durch große Märkte und über die Abschaffung kleiner Imbissbuden durch große Raststätten. Zuletzt beschreibt er im Jahr 2000, dass die zehn größten Handelsunternehmen 84 Prozent der Lebensmittel verkauften. Parallel dazu weichen die Grenzen zwischen Lebensmittel- und Gebrauchsgüterhandel auf. Auch von dieser Entwicklung ist im *Spiegel* bereits 1975 zu lesen, wenn es um den Verkauf von Nonfood-Artikeln in Kaffeeröster-Filialen geht.

Die Artikel, die sich in der *Spiegel*-Stichprobe zu Beziehungen konkurrierender Märkte und staatlichen Regulierungsbemühungen finden lassen, beschreiben auch zunächst in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre vor allem Marktanteile von Luxusgütern in verschiedenen Ländern und die Auswirkungen von Verschiebungen auf nationale Ökonomien. Am Ende der siebziger und in den achtziger Jahren erfährt der Leser dagegen von zahlreichen Bemühungen, nationale Märkte gegen die Deregulierung zu schützen. Zu denken ist dabei an die „Invasion“ von Flüssigzucker (1976), das Sperren von Fischgründen für Nicht-EG-Mitglieder (1978), die Förderung eigenen Kaviars durch die USA (1978), die Reduzierung der Teeexportmengen in Indien zur Preisstabilisierung im Inland (1984), der Protest deutscher Bauern gegen Futtermittel aus der Dritten Welt (1987) oder die Kampagne zur Wurstreinheit, die offenbar auch oder in erster Linie der Abschottung des deutschen Marktes diene (1987). Von Auswüchsen der hochintegrierten Weltwirtschaft ist die Rede, wenn in Deutschland verbotene Legebatterien eine zweite Karriere in Russland antreten (2002) oder die USA brasilianische Bauern beim Umstieg von Koka auf Kakao behilflich sind, um die Deckung des eigenen Kakaobedarf zu günstigen Preisen zu sichern (2002). Auch der Fall sei zu nennen, als in deutschen Häfen 74 Container indischen Büffelfleischs beschlagnahmt wurden, das in vielfältigster Weise mit falschen Etiketten aus den unterschiedlichsten Nationen versehen worden sei. Sämtliche Papiere seien gefälscht gewesen (2004).

#### *Politisierung der Mikroökonomie*

Im Einzelhandel führt die Tatsache, dass immer mehr Produkte aus einer Hand kommen und in der gleichen Ausführung regional und sozial immer weiter verbreitet sind, zu der bereits

angesprochenen kritischen Masse an Konsumenten, der damit im gesamten Gefüge mehr Bedeutung und Macht zukommt. Dies zeigt sich daran, dass die Zahl der Artikel mit der Zeit zunimmt (wie schon beim Fingerabdruckdenken festgestellt), und zum anderen, dass die Geschäftspraktiken bei Handelsketten und in der Systemgastronomie zunehmend öffentliche Beachtung finden. Diese Art der Hintergrundberichterstattung beginnt in der Mitte der achtziger Jahre und nimmt bis in die erste Hälfte der Zweitausender zu. So stellte *Der Spiegel* 1985 in einem Artikel fest, dass an *Tchibo*-Kaffee Blut klebe. Weitere Beispiele sind Berichte darüber, dass *Tengelmann* Schildkrötensuppe aus dem Sortiment nehme (1988), *McDonald's* Franchisenehmer kneble (1999) und sich Vorwürfen stellen müsse, Mitarbeiter auszubeuten und Regenwälder zu zerstören (1996). Der Leser erfährt außerdem Sachverhalte wie die, dass *Coca Cola* nach eigenen Angaben regionale Verantwortung übernehme (2000), *Starbucks* an der Verarmung von Millionen von Kaffeebauern mitwirke (2003) und Discounter einheimische und ausländische Zulieferer knebelten (2005). Teil dieses Trends ist auch die Berichterstattung über faire beziehungsweise eben gerade nicht gerechte Preise für Produzenten im gesamten Weltmarkt (ab Ende der achtziger Jahre) und für Hersteller im Inland (vermehrt ab 2000). Auch gesundheitsschädliche Arbeitsbedingungen bei landwirtschaftlichen Erzeugern im Ausland, die in Deutschland nicht denkbar wären, finden zwischen den Achtzigern und Neunzigern Beachtung.

Dass der Blick hinter die Kulissen der Lebensmittelproduktion und des Lebensmittelhandels den Weg in die Öffentlichkeit gefunden hat und damit die kollektiven Orientierungsmuster prägen konnte und kann, ist nicht nur das Verdienst von Konzentrationsprozessen und Marktverschiebungen. Denn im Vorfeld, das heißt in den achtziger Jahren, wird in *Der Spiegel*-Berichterstattung deutlich, dass soziale Bewegungen im Verein mit christlichen Kirchen einen wichtigen Beitrag zur Politisierung von Lebensmitteln geleistet haben. Als Beispiel sind die Aktionen gegen *Nestlé's* Flaschennahrung in Entwicklungsländern zu nennen oder die Boykott- und Buykottaufufe als Protest gegen das Apartheidsystem in Südafrika und für die Politik der Sandisten in Nicaragua. Die Bedeutung der Bewegungen und Kirchen für die Politisierung der Mikroökonomie reicht bis ans Ende der achtziger Jahre. Ihren Part in der Öffentlichkeit übernehmen etwa fünf Jahre später Einzelaktivisten und professionelle NGOs mit spontaner und anlassbezogener Anhängerschaft. Dies gilt ebenso für die „Projekte in der Gesellschaft“, die sich für ökologische und kulturellerhaltende Ziele einsetzen.

Auch dieses Phänomen erinnert an die Beobachtungen im Fingerabdruckdenken. Die plausible Erklärung ist hier dieselbe: Die Organisationen haben erkannt, dass sich die Wirkungsmechanismen in der veränderten ökonomischen Situation verschoben haben. Die Verschiebung vom Opfer zum Täter ist hier allerdings etwas anders zu fassen: Die Verschiebung vom Ahnungslosen zum Täter. *Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß*, konnte noch gelten, als die Informationsbasis zu klein war, um den Einkauf politisch aufzuladen. Doch nun gilt eher: *Unwissenheit schützt vor Schuld nicht*, weil jeder zumindest theoretisch den

Zugang zu den Hintergrundinformationen über Produktionsbedingungen und Handelspraktiken hat. Die neuen Aktivisten greifen die zaghafte Politisierung der Mikroökonomie auf und fördern sie nach Kräften, in dem sie ihre Entstehungsbedingungen gezielt aufgreifen: Zum einen die Tatsache, dass wenige Anbieter einen Nachfragermarkt dominieren und damit auf die Konsumentenschaft angewiesen sind, und zum anderen den schwindenden Einfluss der Staatenpolitik auf die Weltwirtschaft.

#### *Mikroökonomisierung politischer Konflikte*

Neben der Politisierung mikroökonomischer Interaktionen ist aber auch umgekehrt eine Mikroökonomisierung politischer Konflikte zu beobachten. Bis zum Fall des eisernen Vorhangs war der internationale Lebensmittelhandel immer wieder Schauplatz des kalten Krieges. Die Waffen hießen: *Embargo* (z. B. USA vs. Sowjetunion in Folge der Afghanistaninvasion), *Wirtschaftsbeziehungen* (UdSSR kauft 1982 dem Apartheidstaat Südafrika Mais ab) und *Propaganda* (z. B. Engpässe in Sowjetunion und Rekorderten in China in den Siebzigern). Mit der Zeit verlagerte sich die Verbindung von Lebensmittelmarkt und politischen Konflikten immer mehr auf den Endverbraucher, initiiert von der neuen Protestkultur, die eben beschrieben wurde. Beispielhaft zu nennen ist hier der Aufruf von Greenpeace 1985, neuseeländische Kiwis zu kaufen, da die Regierung keine Atomwaffen in die heimischen Häfen lässt, und südafrikanische Früchte zu meiden als Protest gegen die Apartheid. Schließlich häufen sich Fälle, in denen politischen Konflikte direkt über Lebensmittel ausgetragen werden. Zankapfel ist zum Beispiel *Coca Cola*, die von der arabischen Liga 1988 verboten war, da der Herstellerkonzern Geschäfte mit Israel machte. Dass Bahrein eine Werbeerlaubnis erteilte, bezeichnete *Der Spiegel* als Lackmустest für das gesamte Bündnis. Ähnlich einzuordnen sind die Wirkung der Golfkrise auf den Handel mit Froschschenkeln in Bangladesch (1990), der Konkurrenzkampf beim Kaviar zwischen Russland und Aserbaidschan in Folge des Zusammenbruchs der Sowjetunion (1993) oder die Austragung politischer Konflikte über Wasser im nahen Osten (1999/2000).

#### *Problem erkannt – Gefahr gebannt. Zurück zur Natur dank neuer Technologie*

Das Orientierungsmuster des Konsumpolitischen erfährt – im Modus der Moral nach außen – eine weitere erstaunlich übergreifende Entwicklung. Für die Teilpfade *Hintergrund der landwirtschaftlichen Produktion* mit *Tier- und Artenschutz*, *Gentechnik* und *Welternährung* lassen sich vier Phasen ausmachen, die etwa in dieselben Zeiträume fallen.

Die erste Phase kennzeichnet sich dadurch, dass bestimmtes zugängliches Wissen in der Öffentlichkeit ignoriert oder tatenlos zur Kenntnis genommen wird, etwa weil man ein Risikopotenzial unterschätzt oder verdrängt (Phase 1). Darauf folgt eine fast plötzliche Panik, zumindest eine Aufgeregtheit in Verein mit Aktionismus (Phase 2). In der dritten Phase geht die Verteilung gesellschaftlicher Rollen von Interessensvertretern vorstatten. Die

Aufgeregtheit legt sich, man systematisiert Vor- und Nachteile und kümmert sich um die Eindämmung der Nachteile (Phase 3). Diese Rollen verfestigen sich und in der vierten Phase ist wieder Routine eingeleitet: Im kollektiven Bewusstsein hat der Gegenstand einen festen Platz eingenommen, und es herrscht der Eindruck vor, dass die Sache nun einigermaßen beherrscht werden kann. Das Ganze ist begleitet von einer Art Urvertrauen in die Moderne, die es zu einer solch technischen Entwicklung gebracht hat, dass sie die Folgen ihres Tuns schon auch noch in den Griff bekommt (Phase 4).

Diese etwas abstrakte Beschreibung möchte ich anhand der Beispiele Ökolandwirtschaft, Gentechnik und Welternährung konkretisieren.

Die Ökologisierung der Landwirtschaft beginnt Ende der achtziger Jahre mit der eher sachlichen Beschreibung der Praktiken und Folgen mehr und mehr technisierter und industrialisierter Landwirtschaft. Auch beim Tier- und Artenschutz gab es bereits in den Siebziger und frühen Achtzigern ein Bewusstsein für die Bedrohung von Arten und das Leidempfinden von Tieren, doch die Agrarlobby war zu stark und Normen schwer durchzusetzen (Phase 1). Zunächst auf die Entfremdung der Landwirtschaft von der Lebensmittelproduktion zielend, dringen mit einem Mal mit dem Übergang zu den neunziger Jahren immer kritischere Töne in die Berichterstattung. Dies bezieht sich auf den Raubbau im Sinne der Ausbeutung von Böden und Heranzüchten von Monokulturen zulasten der Sortenvielfalt ebenso wie auf die Überfischung der Meere und die nicht artgerechte Haltung von Nutztieren (Phase 2). In diese Zeit fallen die Rede von den Grenzen des Wachstums und die Sensibilisierung für Natur und Tiere. Sie verdichten sich symbolisch in der kollektiven Orientierung zu etwas, das ich den Nimbus des Natürlichen nenne und das von nun an allem Unberührten, Naturbelassenen, Alten, Alteingesessenen einen höheren Wert zuschreibt als dem Industrialisierten, Kultivierten und Neuen. Es etabliert sich in den Neunzigern neben der konventionellen Landwirtschaft mit starker Lobby ein ökologischer Zweig der Landwirtschaft und neben der „konventionellen“ Käuferschaft eine Gruppe von Verbrauchern, die Bioprodukte bevorzugen (Phase 3). Die Routinephase zeigt sich darin, dass die Biowirtschaft und die Biokäufer voll in die Normalwirtschaft integriert sind (Phase 4). Seit der Mitte der Neunziger ist *öko* salonfähig und muss zuweilen als Feigenblatt herhalten, um weniger akzeptierte Motivationen zu verdecken (beispielsweise das Anführen kurzer Transportwege statt dem Betonen patriotischer Gefühle oder Versuchen der Marktschließung). Grüne Ziele sind seit der Mitte der neunziger Jahre in allen Parteiprogrammen zu finden und das Jahr 2001 bildete den Gipfel politischen Engagements für die Agrarwende. Damit kehrt allgemeine Beruhigung ein: Es kümmert sich jemand darum, dass die Landwirtschaft sauber wird bzw. bleibt und der Einzelne ist insoweit vermeintlich entlastet, als er sich auf Siegel verlassen kann, wenn er selbst etwas beitragen möchte. Nicht nur politische Ressourcen werden in möglichst naturnahes Wirtschaften investiert. Ohne die

Entwicklung von neuen Technologien wären die Herstellung von Bioprodukten für den Massenmarkt und eine umfassende Agrarwende erst recht undenkbar.

Die Behandlung des Themas Gentechnik in der Öffentlichkeit zeigt ein ganz ähnliches Muster, das bereits so verdichtet beschrieben wurde. In den Siebzigern gibt es erste – eher pflichtschuldige und hilflose – politische Aktivitäten in Form von Gesetzesinitiativen, die erst über zehn Jahre später umgesetzt wurden. Dann wird es zunächst ruhig um das Thema, während die Forschung auf Hochtouren lief (Phase 1). Auch hier erklingen am Ende der achtziger Jahre überall Kassandrarufer und die Kritiker werfen der Politik Verschleierung und Beschönigung vor, warnen vor unvorhersehbaren Gefahren der Gentechnik und malen *Schreckensszenarien* (Phase 2). Die *Spiegel*-Berichterstattung spiegelt das wider. In der ersten Hälfte der Neunziger findet die – wie ich sie oben genannt habe – Generalprobe mit verteilten Rollen statt. Über die ersten Novelfood-Produkte hat der Verbraucher erstmals Kontakt mit der Gentechnik. Die Chancen und Risiken sind weithin bekannt und stehen nebeneinander, Gegner und Verheißer werden gehört und beide weisen Erfolge auf (Phase 3). Um die Jahrtausendwende ist schließlich Routine eingeleitet. Es geht nun weniger darum, ob es gentechnisch veränderte Lebensmittel geben soll. Vielmehr lautet nun die Frage: Wie soll man damit umgehen, dass in Lebensmitteln vermehrt gentechnisch veränderte Organismen verarbeitet werden? Damit geht das Gefühl einher, durch Technik, Kontrolle und freiwillige oder verordnete Transparenz die Dinge im Griff zu haben. Auch hier zeigt sich also ein neuer technischer Optimismus in Bezug auf die Technikfolgen (Phase 4).

Das letzte Beispiel, in dem die vier vorgestellten Phasen zu finden sind, ist der Teilpfad der Welternährung. Bis Ende der achtziger Jahre ist im *Spiegel* die Rede von nationalen Mangellagen (Phase 1). Danach entsteht eine neue globale Perspektive, die in den achtziger Jahren immer wieder Warnungen beinhaltet, dass es zu einem weltweiten Nahrungsmangel kommen könne (Phase 2). Die in derselben Zeit dagegenhaltende These, dass es sich beim Ernährungsproblem der Dritten Welt lediglich um ein *Verteilungsproblem* handele, etabliert sich daraufhin und führt zu einer entspannten Haltung der Industrienationen. Denn die Verteilungsthese besagt, dass selbst wenn es global gesehen zu wenig Nahrung für alle Menschen geben sollte, werden die Industrienationen zuletzt hungern. Denn eine existenzielle Konkurrenz bestehe nicht (Phase 3). Aus dieser Position heraus lässt sich gut Forschung und Entwicklung für die Sicherung der Welternährung betreiben. Und auch hier ist die Technisierung wieder das Ass im Ärmel, das Beruhigung und Orientierung liefert (Phase 4).

Bis auf das letztgenannte Beispiel verbindet diese Entwicklungspfade, dass sie von der kulturellen und symbolischen Durchdringung des Nimbus des Natürlichen betroffen sind. Dass der ökologische Gedanke Mitte der neunziger Jahre allgemein salonfähig werden konnte, hängt damit zusammen, dass er sowohl produkt- als auch konsumfähig wurde und damit auch politikfähig geworden ist. Soweit konnte es aber nur kommen, weil der ökonomische Wandel mit seinen oben dargestellten Konzentrationsprozessen die Rolle des

Konsumenten neu geschrieben hat. Der weltwirtschaftliche Wandel, der mit dem Dimensionsbegriff Globalisierung belegt wurde und eine Menge von Einzelprozessen umfasst, befähigt letztlich über den Umweg des Konsums die Gesellschaft dazu, kulturell auf die unerwünschten Folgen der Modernisierung zu reagieren. Dass sie für die Reaktionen wieder in die Werkzeugkiste der Modernisierung greift und Mittel der Steigerung einsetzt, ist Gegenstand des fünften Kapitels.



## 4.6 iBuy und MyEconomy – Die Macht der Konsumenten

Fingerabdruckdenken und Fußabdruckdenken sind, wie eingangs definiert, zwei Facetten des konsumpolitischen Orientierungsmusters. Sie beschreiben beide eine Herangehensweise an Lebensmittel, die in direkter oder indirekter Weise zum Ziel hat, Merkmale von Lebensmitteln mitzugestalten. Das Fingerabdruckdenken visiert materiell-funktionale Merkmale an; beim Fußabdruckdenken stehen kontextuell-symbolische Merkmale im Fokus. Die empirische Untersuchung des einschlägig definierten Themenspektrums sollte aufzeigen, wie sich das kollektive Bewusstsein auf der normativen Ebene verändert hat und wie sich die Verfügbarkeit von Wissen über das Produkt und seine Biografie inklusive der Bedingungen von Herstellung und Distribution über die Zeit gestaltet. Die Entwicklungslogiken, die aus der Moral nach innen und aus der Moral nach außen zu erkennen waren, habe ich bereits ausführlich in den abstrahierenden Abschnitten am Ende der Beschreibungen der beiden Denkweisen erläutert. Nur kurz möchte ich an dieser Stelle noch auf die Parallelen der beiden Entwicklungsstränge hinweisen. Die Integration der Ergebnisse der empirischen Untersuchung von konsumpolitischer und physisch-instrumenteller Dimension geschieht im fünften Kapitel.

Sowohl in der Ausbildung des Fingerabdruckdenkens als auch in der des Fußabdruckdenkens spielt – wie eingangs vermutet – die neue Macht des Verbrauchers offensichtlich eine zentrale Rolle. In beiden Fällen führen wirtschaftliche Prozesse dazu, dass die *Foodawareness* steigt. Die Zahl der Artikel wächst, die Aufmerksamkeit für Themen der Lebensqualität weitet sich nicht nur auf eine breitere Produktpalette aus, sondern erreicht ebenso ein breiteres Publikum. Was beim Fingerabdruckdenken als Demokratisierung beschrieben wurde, ist im Fußabdruckdenken die Politisierung der Mikroökonomie. In beiden Fällen ist davon auszugehen, dass diese Entwicklung eng mit der Massenproduktion, der Marktkonzentration, Globalisierungsprozessen und der Mediatisierung zusammenhängt. Als Trigger lassen sich ebenfalls in beiden Herangehensweisen enttäuschtes Vertrauen, neu gewonnenes Hintergrundwissen oder das Aufbrechen bislang verschwiegener beziehungsweise verdrängter Zusammenhänge ausmachen. Dies zeitigte jedoch unterschiedliche Folgen für das Orientierungsmuster.

Im Rahmen des Fingerabdruckdenkens führte das Hin und Her von Regulierung und Deregulierung bei der Lebensmittelkontrolle zu einer Art Agnostizismus. Dies könnte bedeuten, dass der neue Konsument damit die ihm aufgebürdete Selbstverantwortung bei der Lebensmittelwahl (die Täterrolle!) zurückweist und sich infolge dessen auf subjektive und auch irrationale Maßstäbe zurückzieht, weil er den Rest ohnehin nicht beurteilen kann.

Was das Fußabdruckdenken betrifft, legten die Ergebnisse der empirischen Untersuchung nahe, dass erst die Entstehung des neuen Konsumenten mit der ihm zugefallenen

Marktmacht die Freisetzung von politischen und technologischen (also wirtschaftlichen und staatlichen) Ressourcen anstieß. Diese Ressourcen sind nötig, um zwischenzeitlich mehrheitlich geteilte Werte auch strategisch anzugehen und sie in gesellschaftliche Ziele umzuwandeln. Ob damit die kognitive Dissonanz tatsächlich verringert werden kann oder lediglich durch Aktionismus niedriggehalten wird, ist mit der Datenbasis nicht zu beantworten. In jedem Fall führt sie zu einem neuen Technikoptimismus, der noch Ende der Achtziger offenbar undenkbar war.

Eine weitere wichtige Gemeinsamkeit weisen die Entwicklungsstränge des Fingerabdruckdenkens und des Fußabdruckdenkens in Bezug auf die sie begleitenden sozialen Bewegungen auf. Zwar begannen sie jeweils unterschiedlich stark institutionalisiert: Der Verbraucherschutz in hohem Grad und mit enger staatlicher Anbindung, die Ökologiebewegung eher in geringem Maße und als Graswurzelengagement. Beide veränderten sich durch die Demokratisierung und Politisierung beziehungsweise Moralisierung der Lebensmittelqualität und kümmerten sich fortan weniger darum, den Konsumenten mit Normativem zu versorgen und sich an seiner Statt institutionell einzusetzen. Stattdessen bedienen sich nun beide in hochprofessioneller Weise der Mittel der Massenkommunikation, sprechen den neuen Konsumenten direkt an, versorgen ihn mit relevantem Wissen und mobilisieren anlassbezogen eine heterogene Verbraucherschaft. Sie können dabei auf mehrheitlich geteilte Werte aufbauen. Das heißt, wer hier noch missionieren will, erstürmt offene Türen.

Die Entwicklung von kollektiv geteilten Orientierungsmustern ist eine Sache. Ihre Übereinstimmung mit den realen Begebenheiten eine andere. Im Anschluss an diese Beobachtungen muss die Frage erlaubt sein: Ist das nicht alles Illusion? Können wir als Konsumenten wirklich bestimmen, welche Folgen, sei es ökologischer, sozialer oder physiologischer Natur die Art und Weise Lebensmittel herzustellen und zu vertreiben tragbar sind und welche nicht? Ändert es irgendetwas, wenn soundso viele Verbraucher fair gehandelten Kaffee kaufen oder erzeugen sie damit nicht nur eine weitere Marktnische, die der gesättigte Lebensmittelmarkt dringend nötig hat, um weiter seiner einzigen Bestimmung folgen zu können: dem Wachstum?

Für letztere Variante spricht die Entwicklung im Biosegment und im Fairtrade-Bereich. Im Zuge dieser Arbeit fand im Mai 2007 ein Experteninterview mit dem Zuständigen für Öffentlichkeitsarbeit der *dnf GmbH* statt. Das Unternehmen ist selbst Indikator für die wachsende Bedeutung des Fußabdruckdenkens. Es ist aus einer Aktionsgruppe entstanden und wurde 1988 in eine GmbH überführt. Mittlerweile ist sie eine Genossenschaft, an der auch Produzenten der vertriebenen Waren Anteile halten. Begonnen habe man den Handel mit Kaffee, dann auch mit Handwerksprodukten und weiteren Lebensmitteln. Der Lebensmittelbereich sei zwar der kleinste in der Firma, aber der am stärksten wachsende. Die Genossenschaft sei nicht basisdemokratisch, doch werde in dieser Rechtsform dem Geld

etwas die Macht genommen und es sei leichter, sich auf gemeinsame nichtfinanzielle Ziele zu verständigen. Im Interview kam die aktuelle Entwicklung der Landschaft der Fairtrade-Siegel zur Sprache.

Zunächst präsentierten idealistische, *orthodoxe* Vorreiter Alternativen zur verbreiteten Form des Handels mit Produzenten beispielsweise von Kaffee. Sie arbeiteten nach strengen Maßstäben und zeigten damit: Es geht auch anders und zwar nachhaltig. Nach und nach verabschiedeten sich die Aktionsgruppen von einzelnen fundamentalistischen Prinzipien und traten aus ihrer Subkultur heraus. Dies führte zwar zu einer gewissen Entzauberung und Entsymbolisierung, doch indem man zugleich auf Qualität setzte, eroberten die Produkte mit der Zeit ernst zu nehmende Marktanteile.

Damit nahm man nicht nur die Produzenten ernst. Die Produkte wurden qualitativ konkurrenzfähig und sogar hochwertiger als der handelsübliche Durchschnitt. Fairtrade-Produkte waren nicht mehr teurer, als andere Produkte gleicher Qualität und der Preis damit schon aus primärer Sicht gerechtfertigt. Dies führte dazu, dass in einer Wohlstandsgesellschaft, in der das Qualitätsbewusstsein aus unterschiedlichen Gründen zunimmt, ein Wachsen dieses Marktsegments möglich war und noch ist.

Nun greifen allerdings im Fairtrade-Segment genauso wie in der Biobranche naheliegende Marktmechanismen: Was der Kunde nachfragt, will auch die Konkurrenz anbieten, also der konventionelle Lebensmittelhersteller und Einzelhandel. Weiter oben wurde die Situation der Anbieter im gesättigten Markt bereits angesprochen. Konventionelle Hersteller und Händler eröffnen also Teilstücke oder kaufen sich Marken.

Doch sobald die Produkte aus einem finanziellen Kalkül angeboten werden, besteht das Interesse, so wenige Restriktionen wie möglich einhalten zu müssen, um die Produktionskosten bei aller Fairness und Ökologie niedrig zu halten. Labels werden mit dem Ziel ihrer Verbreitung geschaffen, denn Vertrauen wird nur Bekanntem entgegengebracht. Damit unterliegen diese Labels und ihre Maßstäbe einem Anpassungsdruck und einem Anpassungssog nach unten. In der Folge besteht die Gefahr, dass die Standards der Label sukzessive sinken, bis sich die Herstellungs- und Handelsbedingungen nur noch wenig von denen einst konventionell bezeichneter Produkte unterscheiden. Eine solche Verwässerung werfen beispielsweise Vertreter von Ökoverbänden wie *demeter* dem EU-Biosiegel bereits vor. Der Experte von *dnp* sprach ähnlich kritisch von einem Fairtrade-Produkt, das „ausgerechnet“ *Nestlé* in England auf den Markt gebracht habe.

Im Gespräch entwickelten wir, dass dieser Prozess vermutlich zwei Konsequenzen hat: Zum einen besteht damit eine echte, da marktfähige Chance, dass sich die Welthandelsstrukturen im Allgemeinen auf ein leicht erhöhtes *Fairniveau* hin verändern und dass Minimalforderungen verbindliche Standards werden könnten. Das wäre ein Erfolg für die Fairtradebewegung, wenn auch ein geringer. In zweiter Konsequenz würde es neue

Offensiven geben, die die schwere Aufgabe hätten, deutlich zu machen: *Das, was ihr für fairen Handel (oder biologische Landwirtschaft) haltet, ist keiner (oder keine). So war das nicht gemeint, das reicht nicht.* Es würden wieder Vorreiter entstehen, die offensiv zehn Schritte voraus gehen, in der Hoffnung, dass die restliche Wirtschaft wieder einen halben Schritt mitgeht.

Mindestens drei alternative Ausgänge sind denkbar, während die zweite am wahrscheinlichsten ist, vielleicht in Kombination mit der dritten:

(1) Diese Entwicklung beginnt immer wieder von vorne, in etwa 10-Jahreszyklen. Die Grenze liegt in der Bereitschaft der Verbraucher, sich immer wieder auf neue Labels einzulassen: Jetzt noch fairer!

(2) Labels erweisen sich als das falsche Mittel für die konsumpolitische Arbeit. Stattdessen entwickeln sich Marken, die samt und sonders mit transparenten Kriterien in Verbindung gebracht werden.

(3) Es entsteht eine unabhängige Testagentur, ähnlich der Ökotest-Organisation.

Aus dieser Beobachtung heraus die Macht des Konsumenten als Illusion abzutun, lässt zusätzlich eine bedeutende Entwicklung außer Acht: Die Digitalisierung.

Die Autoren Friebe und Ramge (2008) beschreiben in ihrem Buch „Marke Eigenbau“ den Trend zur sogenannten *Customization*. Gemeint ist damit der wachsende Erfolg von auf den einzelnen Kunden zugeschnittenen Produkten. Immer häufiger kann der Käufer ihm angebotene Einzelkomponenten selbst nach Belieben zusammenstellen. Sei es beim Computer, dem Müsli oder dem Fahrrad. Die Autoren nennen das Internet als den großen Motor dieser Entwicklung, da die Kosten für Abstimmungsprozesse dadurch enorm gesunken sind, ja gar gegen Null gehen. Nur so können die bei Customizing verlorenen Skaleneffekte der industriellen Massenproduktion kompensiert werden und die Unternehmung lukrativ werden. Die Süddeutsche Zeitung ([Hg.] o.J.) nennt das Buch „eine Aufforderung zur Wiederaneignung der Ökonomie durch die Menschen, ein Aufruf zur ‚Selbstermächtigung des Individuums als kleinste wirtschaftliche Einheit‘. Denn jeder kann ein Unternehmen gründen, jeder kann den Weltmarkt erreichen.“ Die neue Ermächtigung des Konsumenten könnte also noch weiter gehen.

Während hier die Entwicklung zu etwas nachgezeichnet wurde, das man *iBuy* nennen könnte, wäre die nächste Stufe *MyEconomy*.

## 5 Die Gesellschaft setzt sich zu Tisch

Erinnern wir uns an den Herren aus der Einleitung. Ein Werbeplakat zeigte ihn, wie er in Anzug und Krawatte seinen Kopf bis zu den Schultern in einen Müllkübel steckte; die Bildunterschrift lautete: „Bitte hören Sie auf, jeden Müll zu essen“. Es war die Rede davon, dass dieses Werbeplakat darüber spricht und danach fragt, welche Ziele wir als Gesellschaft mit unseren Lebensmitteln verfolgen – jenseits der allgemeinen Sättigung. Und es hieß, dass die Kampagne thematisiert, welche technische Entwicklung wir im Lebensmittelbereich vollzogen haben und weiter vollziehen.

In dieser Fragestellung ist bereits der theoretische Rahmen angelegt, in den ich im Folgenden die Ergebnisse meiner Untersuchungen stellen werde. Bei der Betrachtung der rekonstruierten Entwicklungspfade scheint etwas Neues auf, das den Umgang mit Lebensmitteln in der jüngsten Geschichte verändert hat. Ein gegenwärtiges soziologisches Deutungsangebot erscheint hier besonders erhellend: Die Annahme, dass die Steigerungslogik, die von Beginn an das Wesen der Moderne bestimmt hat, allmählich ihre Alleinherrschaft mit einem anderen Paradigma zu teilen beginnt, das von nun an zum ständigen Begleiter der Steigerung wird: das Paradigma der Begegnung<sup>106</sup>. Gerhard Schulze (2003) beschreibt diese Interpretation des gegenwärtigen gesellschaftlichen Wandels in seinem Buch „Die beste aller Welten“<sup>107</sup>.

Es versteht sich von selbst, dass nicht die gesamte Theorie anhand der Lebensmittelsphäre vorgestellt und auf den Prüfstand gestellt werden kann. Denn wir haben es hier mit einem Blick auf die sozialen Zusammenhänge im Allgemeinen und den Wandel ihres Wandels zu tun. Die Sphäre der Lebensmittel ist darunter nur eine – wenn auch nicht unbedeutende – Facette. Sie ist allerdings in besonderer Weise geeignet, die angesprochene Theorie auf ihre Eignung als Deutung der gesellschaftlichen Prozesse hin zu testen. Es gibt mehrere Gründe, anzunehmen, dass dieses Vorgehen die Entwicklung im Umgang mit Lebensmitteln erhellen wird:

---

<sup>106</sup> Schulze verwendet hierfür eher den Begriff der Ankunft. Dies führte aber in der Rezeption immer wieder zu dem Missverständnis, dass die Zeit der Steigerung *zuende* sei und von der Ankunft *abgelöst* werde. Aus diesem Grund vermeide ich im Folgenden, vom Paradigma der Ankunft zu sprechen und verwende den aus meiner Sicht treffenderen Gegenbegriff zu Steigerung: *Begegnung*.

<sup>107</sup> Diesen Ansatz bereitet er bereits in „Gehen ohne Grund. Eine Skizze zur Kulturgeschichte des Denkens“ (Schulze 1994) vor.

Zum einen bindet die Sphäre der Lebensmittel unausweichlich die *gesamte Gesellschaft* ein. Sie integriert *Mikro-, Meso- und Makro-Ebene* und damit sowohl individuelle als auch systemische Planungssequenzen. Der Umgang mit Lebensmitteln hat eine *Geschichte*, die so lang ist wie die der Menschheit, also so lang wie die des Sozialen. Und er hat eine *Zukunft*, die kaum enger mit der künftigen Entwicklung des Sozialen verstrickt sein könnte. Auf der Mikroebene besticht die *Unmittelbarkeit* der Produkterfahrung, die das objektiv Gegebene mit dem subjektiv Erlebten verbindet. Außerdem begegnen wir hier der häufigen *Wiederholung kurzer Handlungssequenzen*, die den Charakter von Zyklen haben, aber gerade deshalb schnellem, kleinteiligem Wandel unterliegen und damit geeignet sind, übergreifenden Wandel synchron abzubilden.

Es wird sich später zeigen, dass die Sphäre der Lebensmittel eine Art kulturelle Avantgarde darstellt, da sie schon immer die beiden wesentlichen Paradigmen vereint hat, die in der aktuellen Ausformung der Moderne für immer mehr Bereiche wichtig wird, die bislang von einem Paradigma dominiert wurden, dem Paradigma der Sachbezogenheit.

Im folgenden letzten Kapitel werde ich zunächst den Ansatz von Gerhard Schulze etwas ausführlicher vorstellen (Abschnitt 5.1). Dies ist wichtig, um das im Weiteren benötigte Begriffsinventar zur Verfügung zu haben. Im zweiten Abschnitt dieses Kapitels (5.2) zeige ich auf, wo sich Spuren des Steigerungsspiels, sein Hang zum Absurden und seine schwindende Hegemonie in der Sphäre der Lebensmittel manifestieren.

### **5.1 „Die beste aller Welten“ *in a nutshell***

Es gibt Texte, die so dicht und klar fließend sind, dass man sie im Grunde nur *lesen* kann. Denn ihre Lektüre gleicht einem Spaziergang durch einen sorgfältig gepflegten Garten nach erfrischendem Regen, der die Luft klar und den Geist wach gemacht hat und alle Konturen scharf hervortreten lässt. Der Kiesweg ist frisch geharkt, alle Bereiche des Gartens so geschickt angeordnet, dass man später den Weg ohne Probleme vor dem geistigen Auge wieder entstehen lassen und sich gedanklich erneut auf Entdeckungsreise machen kann.

Der Versuch, solche Texte aufzubrechen und neu zu gliedern, sei es, um sie zusammenfassend darzustellen oder mit anderen Inhalten in Beziehung zu setzen, kann nur Verluste einbringen. „Die beste aller Welten“ ist ein solcher Text. Wer ihn kennt, wird im Folgenden merken, dass ich mich sehr eng an seine Struktur und Argumentation anlehne und lediglich einige Seitenpfade auslasse. Eine gute Theorie lebt von ihrer argumentativen Stringenz, die man in vielen Fällen (gerade in der Soziologie) erst durch Jäten von Unkraut, Suchen von Begrenzungssteinen im Dickicht und Zurückschneiden von wildwucherndem Geäst mühevoll freilegen muss. In solchen Fällen lohnt sich die intellektuelle Anstrengung

des Aufbrechens und der Neugliederung des Textes. Bei „Die beste aller Welten“ würde man unweigerlich einen Bock zum Gärtner machen.

„Die beste aller Welten“ *in a nutshell* darzustellen bedeutet, um im Bild der Gartenanlage zu bleiben, sich zunächst auf den Hauptweg zu beschränken. Ich beginne daher in diesem Abschnitt mit dem Kern der Theorie. Dazu gehört erstens Schulzes Verständnis der Moderne als Steigerungsspiel, das sich durch seinen eigenen Erfolg ein Gegengewicht geschaffen hat, mit dem es eine symbiotische Beziehung eingeht. Zweitens gehe ich näher auf die beiden zentralen Paradigmen ein. Da geht es einerseits um die Fragen, was das Steigerungsspiel charakterisiert, was es so stabil macht und warum die Vermutung, dass es immer so weitergehen könnte, zwar naheliegend, aber nicht sehr wahrscheinlich ist. Zum anderen beschreibe ich das eben genannte Gegengewicht: ein Paradigma, das zunächst wie ein Spielverderber anmutet, weil es sich hierbei um eine gänzlich andere Logik handelt, die nach und nach Raum greift. Es wird sich aber zeigen, dass dieses Paradigma das Steigerungsspiel gerade nicht verdirbt, sondern in gewisser Weise sogar seinen Abbruch verhindert. Im letzten Teil der Vorstellung von Schulzes Ansatz erläutere ich, was dem Autor zufolge die Herausforderungen für die Gesellschaft in einer Moderne sind, die sich am Beginn eines Wandels des Wandels befindet.

*Die Modernisierung der Moderne* oder „*Der Wandel des Wandels*“

*Die Moderne* existiert für Schulze auf verschiedenen Abstraktionsniveaus (vgl. im Folgenden Schulze 2003:27f). Sie gibt sich zum einen als ein allgemeines Prinzip, das in verschiedenen Phasen übergreifend wirkt. Und zum anderen kennt jede dieser Phasen unterschiedliche Ausformungen dieses Prinzips. Das Prinzip selbst nennt er schlicht *Rationalität*. Dahinter steht der „immer weiter gehende ‚Gebrauch des eigenen Verstands‘“ (ebd.:28). Die Moderne selbst ist nicht abschließbar, doch in ihr reihen sich Episoden aneinander, in denen sich die Rationalität auf unterschiedliche Themen richtet. Das Phänomen der „historisch wechselnden Horizonte“ im modernen Denken ist in der Modernität selbst begründet, denn in ihr darf nichts als *sakrosankt* gelten – „am wenigsten, was eine Zeitlang fortschrittlich war“ (ebd.:27). Modernes Denken begann mit der *Aneignung der Natur* und setzte im Folgenden alles daran, sie voranzutreiben. Wir erleben nun eine Modernisierung der Moderne, in der sich die Notwendigkeit der *Kulturaneignung* aufdrängt. Dieser Wandel fordert die Gesellschaft heraus und ist mindestens genauso tiefgreifend wie jener zum Beginn der Naturaneignung.

Denn während die gesellschaftlichen Kräfte weiterhin an der Steigerung – also am Ausbau ihrer Existenzbedingungen und ihrer Möglichkeiten – arbeiten, gibt es immer mehr Bereiche, deren Steigerungspfade an ein Ende kommen. Gleichzeitig gewinnen Sphären an Bedeutung,

denen mit dem Steigerungsdenken nicht angemessen zu begegnen ist. Ein Zeichen dafür ist, dass sich das Thema Kultur in den Vordergrund vieler Diskurse drängt (vgl. ebd.:30). Schulze spricht hier vom *Ende der Eingleisigkeit*. Es geht ihm also ganz entschieden nicht darum, das Ende der Steigerung zu beschwören. Doch tritt neben der Orientierung am Können, am Objektiven, an der methodischen Verbesserung von Sachen eine zweite Dimension hervor. Ihr Paradigma ist das der Begegnung. Hier geht es ums *Sein*, nicht ums *Können*; nicht um Funktionserweiterung und Perfektionieren. In diesem neuen Paradigma gibt es auch keine Eindeutigkeit, kein Denken in Skalen, keine horizontale Steigerung, keine nach oben offene Werteskala. Wenn das Steigerungsdenken mit dem perfektionistisch betriebenen Bau eines Hauses verglichen werden kann, dann geht es bei der Idee der Begegnung um die Frage, wie man denn das Wohnen darin gestalten möchte.

Bevor ich die beiden Paradigmen und ihre Erscheinungsformen systematisch gegenüberstelle, möchte ich erläutern, wie Schulze den bisher *normalen Wandel* der Moderne mit dem Begriff des Steigerungsspiels erfasst, was es so erfolgreich und beständig macht und warum es unweigerlich an Grenzen stößt.

#### *Das Steigerungsspiel*

Von Anfang an hat sich die Moderne als etwas formiert, das Schulze das *Steigerungsspiel* nennt (vgl. im Folgenden u. a. ebd.:81ff). Das Wesen dieses Spiels ist es, in organisierter Weise „die Grenzen des Möglichkeitsraums durch Perfektionierung der Mittel ständig weiter hinauszuschieben“ (ebd.:81). Diese Orientierung ist der Gesellschaft gewissermaßen in die Keimbahn geschrieben, denn sie reproduziert sich nahezu von selbst durch soziale Akteure und Institutionen wie Unternehmen, Wissenschaft, Technik, Erwerbstätige, Konsumenten und Politik. Dies geschieht in der Weise, dass sich eine Vielzahl „sozialer Episoden“ am gleichen Prinzip ausrichten und damit immer und überall aneinander anschlussfähig sind. Das daraus resultierende Spiel ist in seiner Gestalt und Eigendynamik mehr als die Summe seiner Episoden und ein historisch singuläres kollektives Phänomen. Das integrierende Prinzip ist das der *Steigerungslogik*, welches sich durch folgende Merkmale auszeichnet: Denken in Skalen, nach oben hin offener Wertebereich, lineares Zeitverständnis und eine ganz bestimmte Weise, die Welt zu sehen. Diese Weise verdichtet Schulze zum *Paradigma der Sachbezogenheit*.

Warum ist die Wahl des Begriffs *Spiel* aus theoretischer Sicht hier besonders einträglich? Schulze verwendet ihn mit der Konnotation der geregelten Zielorientierung, die *game* im Englischen im Gegensatz zu *play* besitzt (vgl. ebd.: 82ff). Damit verbindet der Begriff des Spiels Abläufe auf Mikro- und Makroebene miteinander. Außerdem bündelt er viele unabhängig erscheinende Ereignisse und stellt sie in ein- und denselben Sinnzusammenhang.



Und ein letzter Aspekt ist besonders wichtig: Der Begriff des Spiels „hat eine besondere Nähe zum Begriff der Zeit“ (ebd.: 88f).

Betrachten wir das Phänomen des Steigerungsspiels etwas näher. Es nährt sich aus der Grundannahme, dass der Fortschritt nie aufhört und dass er immer in der gleichen Form weitergeht: der permanenten Erweiterung der Möglichkeiten. Diese unablässige Fortbewegung und die Ablösung des Alten durch Neues bringt aber nicht etwa Desorientierung mit sich, sondern ihr Gegenteil: Ordnung und Orientierung (vgl. ebd.:18). Denn die Steigerungslogik bildet den kleinsten gemeinsamen Nenner, ist schier universal anwendbar und erlaubt „eindeutige Definitionen von Erfolg und Misserfolg“ (ebd.). In jeder Situation und auf jeder sozialen Ebene ist es möglich, Missstände zu identifizieren und diese durch methodisches Handeln zu verringern. Schulze bringt das Wesen des Spiels immer wieder sehr treffend auf den Punkt, so auch hier:

„Das Spiel bezieht seine Kraft aus der Spannung kollektiven Wünschens; es lebt vom gemeinsam definierten Mangel. Je mehr fehlt, desto mehr Ansatzpunkte findet das Spiel. Als die Menschen dies erst einmal kollektiv begriffen hatten, war die Konstruktion eines Autos nur noch eine Frage der Zeit.“ (ebd.:84)

Die schnelle Abfolge von neuen Produktentwicklungen wirkt – befindet man sich mittendrin – zunächst dynamisch. Tritt man aber einen Schritt zurück, erkennt man, dass man es im Grunde mit immer dem Gleichen zu tun hat: Steigerung ohne Ziel. Mit *objektiver Steigerung* durch Erweiterung der Funktionen, Perfektionierung der Entwicklung und Vermehrung der perfekten Produkte, mit *symbolischer Steigerung* durch Weiterentwicklung der Distinktionsmittel und mit *subjektiver Steigerung* bezogen auf die Dichte und Intensität von Erlebnissen (vgl. ebd.:52ff). So betrachtet, stellt sich die augenscheinliche Dynamik als Stillstand dar (vgl. ebd.:23).

Schulze geht noch weiter und vergleicht die Akteure des Steigerungsspiels mit der Figur des Sisyphos aus dem Essay über das Absurde von Camus (vgl. im Folgenden ebd.:41ff).

„Vieles von dem, was wir tun und was geschieht, scheint auf den ersten Blick vernünftig, auf den zweiten Blick absurd und auf den dritten doch wieder sinnvoll, wenn auch auf zweifelhafte Weise.“ (ebd.:41)

Der *erste Blick* zeigt uns Handlungsmuster, die seit Jahrhunderten die Steigerung des Möglichkeitsraums vorantreiben, in dem sie erfolgreich der Logik naturbezogener Rationalität folgen. Auf den *zweiten Blick* werden ganz andere Dinge sichtbar: „überflüssige Ergebnisse, verschwendete Ressourcen, vergeudete Zeit“ (ebd.); ein Konsumgütermarkt, „der ohne die professionelle Erfindung und Einübung neuer Wünsche sofort zusammenbrechen würde; eine Informations- und Bilderflut jenseits aller Vernunft; einen von Selbstbezüglichkeit

bedrohten Wissenschaftsbetrieb; einen Erlebnismarkt, der seine Dynamik nicht aus Erfüllung bezieht, sondern aus Unzufriedenheit“ (ebd.). Das Steigerungsdenken führt sich selbst ad absurdum. Doch der *dritte Blick* enthüllt seinen verborgenen Sinn: Das Steigerungsdenken hilft Leere zu vermeiden und schafft Orientierung.

Dass dies gelingt, hängt eng mit den Erfolgsfaktoren des Steigerungsspiels zusammen, die zu seiner bislang ungebrochenen Hegemonie geführt haben: Sie verschleiern die Sinnlosigkeit ewiger Steigerung und machen sie zum Wert an sich. Sie verringern das Gefühl des Absurden, das sich einstellt, wenn sich anfangs sinnvolle Handlungen nach „langen Entwicklungspfaden“ (ebd.:46) von ihrem ursprünglichen Zweck abkoppeln und verselbständigen. Der erste Erfolgsfaktor besteht darin, dass das Steigerungsdenken *Einheitlichkeit* unter der Vielzahl der auseinanderdriftenden Einzelzwecke herstellt. Die Logik ist immer gleich, und sie ermöglicht, sich in den unterschiedlichsten Situationen und Steigerungszusammenhängen zurechtzufinden. Der zweite Grund, warum dieses Denken so erfolgreich ist, ist die *psychologische Attraktivität des Hamsterrades*, wie ich es nennen möchte.

Es „spiegelt das im Mythos des Sisyphos karikierte Grundbedürfnis wider, sich in geordneter Weise zu beschäftigen. (...) Im Weitermachen lässt sich die Sehnsucht nach tieferen Sinnerlebnissen vergessen. Man verschafft sich philosophische Befriedigung durch das Gefühl, Aufgaben zu lösen.“ (ebd.)

Da stellt sich unweigerlich die Frage, ob das immer so weitergehen wird beziehungsweise ob es immer so weiter gehen *kann*. Im Kern geht die Theorie von Steigerung und Ankunft davon aus, dass sich bereits jetzt schon etwas verändert. Die Logik der Steigerung bekommt ernst zu nehmende Gesellschaft; es bilden sich Enklaven, in denen nicht das Paradigma der Sachbezogenheit herrscht, sondern das Paradigma des Seins. Um diesen Prozess zu verstehen, ist es wichtig, einerseits die stabilisierenden Faktoren des Steigerungsspiels zu kennen und andererseits seine selbsterzeugten Grenzen auszuloten. Was also spricht für eine Fortsetzungsvermutung und was macht ein Ende der Hegemonie des Steigerungsdenkens wahrscheinlich?

#### *Die Stabilität des Steigerungsspiels*

Das Steigerungsspiel ist als etwas zu sehen, das die Menschen schaffen und das auf sie zurückwirkt (vgl. im Folgenden ebd.: 124ff). Es ist also dem Menschen zugleich eigen und fremd. Dabei besitzt es eine „bezwingende handlungslogische Macht“, die im Folgenden deutlich hervortritt. Außerdem ist dem Steigerungsspiel „eine Art Unsterblichkeitsmechanismus einprogrammiert“, denn jedes Problem, auch ein selbstverursachtes, befeuert das Spiel nur immer weiter. Die Gesellschaft ist in den Zustand

des *Flows*<sup>108</sup> geraten. Für die Fortsetzungsvermutung sprechen also einige Argumente. Schulze beschreibt acht, die ich in aller Kürze benennen möchte.

(1) „*Steigerungsdenken ist universell*“ – Steigerung ist anthropologisch verankert, nur ihre soziale Organisation als Spiel ist historisch singulär. Sie basiert auf der Zielgerichtetheit menschlichen Handelns, die „jede[n] Handgriff zum Mittel zum Zweck“ macht (ebd.:124).

(2) „*Eindeutigkeit durch Objektivierung*“ – Die Eindeutigkeit, die das Steigerungsdenken mit sich bringt, erzeugt handlungslogische Macht für jene Bereiche, die besonders anschlussfähig an diese eindeutigen, objektiven Erfolgskriterien sind. Dies erklärt die Vormachtstellung des Technischen im Vergleich zum Subjektiven.

(3) „*Abstraktion. Die Überlegenheit schwebenden Denkens*“ – Steigerung braucht eine Handlungslogik, die abstrahierbar ist. Sie darf also nicht am Konkreten hängen, sondern muss von einem Entwicklungsniveau zum nächsthöheren übertragbar sein. Statt konkreter Wiederholungen entstanden abstrakte Wiederholungen, die zugleich die Komplexität erhöhten und dem Umgang damit ermöglichten. Die kollektive Einübung des schwebenden Denkens sichert den Spiellauf automatisch ab.

(4) „*Permanenter Wertvorsprung*“ – Produkte aus der Logik der Steigerung haben einen Wertvorsprung gegenüber den Produkten der Logik der Ankunft. Denn der Reiz des Neuen lässt sich gut verkaufen und die Produkte erzeugen auch objektiv Mehrwert durch Rationalisierungseffekte. Außerdem gibt es einen zusätzlichen Markt für Steigerungsergebnisse, weil diese für den Fortgang anderer Steigerungspfade benötigt werden.

(5) „*Der Spezialisierungsbonus*“ – Das Steigerungsdenken geht in der Regel mit Spezialisierung einher, weil diese zu effektiveren und effizienteren Problemlösungen führt. Das große Ganze hat dann zwar keiner mehr im Blick, aber der Erfolg des Steigerungsspiels gibt dem offenbar Recht.

(6) „*Positive Rückkoppelungen*“ – Das Steigerungsspiel bringt zum einen immer mehr und bessere Bedingungen für seine Fortsetzung hervor. Zum anderen macht sich das reflexive Denken der Steigerung selbst zum Gegenstand: „Wie kann man besser darüber nachdenken,

---

<sup>108</sup> Den Begriff prägte Mihaly Csikszentmihalyi und er meint damit „optimale Erfahrungen“: „Es handelt sich um Situationen, in denen die Aufmerksamkeit frei gelenkt werden kann, um ein persönliches Ziel zu erreichen, weil es keine Unordnung gibt, die beseitigt werden müsste, keine Bedrohung für das Selbst, gegen das es sich verteidigen müsste.“ (2008:62 [1990])

Schulze (vgl. 2003:200) nimmt an einer anderen Stelle seiner Theorie Bezug darauf, um wie Csikszentmihalyi einen individuellen Zustand zu beschreiben. Meines Erachtens charakterisiert *Flow* den Zustand des Kollektivs im Steigerungsspiel hier ebenso treffend.

wie man etwas besser macht?“ Es entsteht eine doppelte Reflexivität. Aber nicht nur der Input wird positiv rückgekoppelt, auch der Output: Denn je weiter der Möglichkeitsraum wird, desto mehr ganz besondere Wünsche tauchen auf.

(7) „Unwiderstehlichkeit. Die Kraft des Eingespieltseins“ – Dieser Faktor ist uns bereits begegnet. „Je weiter das Steigerungsspiel voranschreitet, desto unwichtiger wird die Fortschrittskomponente und desto wichtiger die Orientierungsleistung als solche.“ (ebd.:138)

(8) „Defizite sind Ressourcen“ – Was das Steigerungsspiel vorantreibt, ist das Problemlösen. Sein ursprünglicher Sinn besteht im Beheben von Missständen. Je mehr Schwierigkeiten (auch selbsterzeugte) auftreten, desto besser für das Spiel.

Das Bestehende hat immer einen Heimvorteil gegenüber dem Neuen. Dass dies auf ein Denken zutrifft, in dem wesensmäßig das Neue das Alte aussticht, erscheint nur auf den ersten Blick paradox. „Weil wir seit langem an das Steigerungsspiel gewöhnt sind, überrascht uns das Neue weniger als sein Ausbleiben.“ (ebd.:86) Von außen ist dem Steigerungsspiel wenig entgegenzusetzen, weshalb ideologisierende Kulturkritik auch sichtbar an ihm abprallt oder ihr den Wind aus den Segeln nimmt, indem es sie zu einem Teil von sich macht. Schulze spricht von *wirkungsloser Opposition*:

„Die Forderung, aufzuhören, auszusteiern, umzudenken begleitet das Steigerungsspiel schon immer wie ein Hintergrundgeräusch. Wogegen sich die Kritik auch immer wenden mag, gegen Enttraditionalisierung, Entwurzelung, Entfremdung, Entzauberung, gegen Beschleunigung, Überforderung, Kommerzialisierung, Funktionalisierung, gegen die Sinnentleerung des Lebens, gegen Umweltzerstörung und Risiken – immer beruht sie auf derselben Unterstellung: dass den Menschen die Option offenstehe, aus freiem Entschluss alles zu beenden, was sie selbst angefangen haben.“ (ebd.:119)

Die Antwort darauf fällt eindeutig aus: Die Kritik muss wirkungslos bleiben, da das Steigerungsspiel zum einen eine zu große Macht hat und solange ihm die oben dargestellte Nahrung nicht ausgeht, ist das Gesetz des Handelns auf seiner Seite. Und dagegen ist nicht anzukommen. Wichtiger für das Gesamtverständnis ist jedoch der zweite Grund des Scheiterns der Kritik, den Schulze anführt: Die Kritiker waren selbst im Muster der Kritik der Missstände gefangen. Die Visionen, die sie zu bieten hatten, waren „zu wenig verlockend“, „zu spartanisch“ oder „zu sehr im Jenseits angesiedelt“ (ebd.: 120).

Es kommen nun zwei Phänomene zusammen, denen es gemeinsam gelingt, die Hegemonie des Steigerungsdenkens zu bedrohen. Das ist das subtile und wirkungsvolle Hinzutreten eines nicht auf Opposition ausgelegten alternativen Paradigmas zum einen und das Schwächerwerden der dominanten Handlungslogik durch ihren eigenen Erfolg zum anderen.

*Die Selbstgefährdung des Steigerungsspiels*

Das Steigerungsspiel ist dem *Risiko langer Wege* ausgesetzt (vgl. im Folgenden ebd.:77f). Es besagt, dass am Beginn eines langen Weges – wie die Moderne einer ist – die Menschen bemüht sind, sinnvoll zu handeln. Wenn aber erst mal alles „in gewohnten Bahnen“ verläuft, fallen Fehler und absurde Auswüchse nicht so leicht auf wie am Anfang. Denn methodisches Handeln erzeugt entlastende Routinen, die die Akteure davon befreien, ihr Tun ständig zu hinterfragen.

„Dann schleicht sich das Absurde ein durch abnehmende Selbstkritik und abnehmende Wichtigkeit des ursprünglichen Ziels, das erst zum Aufbau von Routinen geführt hat. (...) Das Risiko des langen Weges besteht darin, dass einem schließlich nichts anderes mehr einfällt, als ihn fortzusetzen, auch wenn man gar nicht mehr weiß, warum.“ (ebd.:77f)

Das Absurde wird demnach umso selbstverständlicher, je länger der Steigerungspfad und je größer das Handlungsfeld und die Zahl der Akteure darin sind. Nun führt die Rationalität der Steigerung in immer mehr Bereichen zur Ankunft (vgl. ebd.:42) und Steigerung ist aus der Sicht des entgangenen Glücks dort nur „notwendig, nicht aber hinreichend“ (ebd.:24). Schulze stellt infolge dessen die berechtigte Frage: „[Wozu] das Können rationalisieren, wenn man mit dem Sein nichts anzufangen weiß“ (ebd.)?

Sich dieser Frage überhaupt zuwenden zu können, setzt eine Distanz zum Absurden voraus. Mit anderen Worten: Wer hier Antworten finden will, muss sich auf die kognitive Metaebene der Kulturbetrachtung begeben. Dafür benötigen wir Fähigkeiten, die im Steigerungsspiel kollektiv verkümmert sind und erst neu erlernt werden müssen. Der Drang, das Absurde zu reduzieren, begünstigt also das Hervortreten des neuen Paradigmas. Was aber sind die begrenzenden Faktoren des Steigerungsdenkens, die es sich gewissermaßen selbst eingebrockt hat?

„Steigerung heißt immer öfter, Organisierbarkeit über Brauchbarkeit zu stellen. (...) Organisierbarkeit wird zu einem Magnet für menschliche Energie. (...) Je mehr es darum geht, in einer sinnvollen Weise beschäftigt zu sein, desto mehr nimmt das Erreichen eines idealen Zustands am Ende eines erfolgreich durchgespielten Steigerungspfads den Charakter einer Tätigkeitskrise an.“ (ebd.:47f)

Die Tatsache, dass Missstände und Defizite für das Steigerungsspiel wichtige Ressourcen sind, weil sie zur Problemlösung auffordern und damit sinnvolle Beschäftigung erzeugen, ist gleichermaßen die Falle des Spiels. Es ist zwar insofern selbstreferenziell, als es seine Ressourcen als Kuppelprodukt seiner normalen Tätigkeit mit erzeugt. Doch werden langfristig immer mehr Probleme effektiv und effizient gelöst. Dieses Phänomen kann

Schulze auf Basis der Unterscheidung von Universalwissen und Steigerungswissen systematisch analysieren (vgl. im Folgenden ebd.:154ff).

*Universalwissen* sind Denkmöglichkeiten, die universal einsetzbar sind. Das heißt, sie ändern sich nicht mehr und sind Teil des „geistigen Instrumentariums des Steigerungsspiels“ (vgl. ebd.:154). Die Statistik ist beispielsweise ein solches Instrumentarium, welches auf jeder Stufe eines Steigerungspfades anwendbar ist. Schulze nennt diese Eigenschaft *niveauflexibel*. Universalwissen verbraucht sich zudem nicht durch seine Anwendung.

Das ist beim *Steigerungswissen* anders. Steigerungswissen ist eine „flüchtige Ressource“ (ebd.:155), die sich verbraucht; ihr Einsatz ist *niveaubegrenzt*. Dieses Wissen ist notwendig, um steigerungstypische Handlungsmuster umzusetzen: Entdeckung, Objektivierung, Perfektionierung und Erweiterung. Aber nur wenn man davon ausgeht, dass *Perfektionierbarkeit*, *Erweiterbarkeit*, *Entdeckbarkeit* und *Objektivierbarkeit* auch tatsächlich der Fall sind, kann Steigerungshandeln erfolgen. Es braucht eine konkrete Vorstellung, wie es weitergeht. Steigerungswissen besteht also aus diesen vier genannten Spielraumsvermutungen.

Wenn oben davon die Rede war, dass die Hegemonie des Steigerungsdenkens am ehesten durch das Versiegen seiner Quellen bedroht ist, dann sind wir hier genau an jenen Quellen angekommen: Schulze beschreibt eine *Verknappung des Steigerungswissens*, die zeigt, „[warum] ein Wandel des Wandels wahrscheinlich ist“ (ebd.:152).

(1) „*Perfektionierbarkeit. Endliche Spielräume auf gegebenen Pfaden*“ – Perfektionierbarkeit benötigt einen Unterschied zwischen Ausgangspunkt und Ideal, einen Möglichkeitsunterschied. Sie braucht unerfüllte Wünsche, doch die werden immer knapper, da viele Steigerungspfade zu Ende sind. Das ist der Fall, wenn die Endstufe erreicht wurde oder ein Niveau, auf dem Aufwand und Ertrag nicht mehr in einem vernünftigen Verhältnis stehen. Ein zu Ende entwickelter Gegenstand kann nur noch benutzt, mit anderen Dingen kombiniert und im Design verändert werden. „Die Ankunft im Reich der fertigen Dinge hat bereits begonnen.“ (ebd.:160)

(2) „*Erweiterbarkeit. Die Umwandlung potentieller in aktuelle Wünsche*“ – Wenn bestehende Pfade auf ihr Ende zusteuern, müssen neue Pfade beginnen, um das Steigerungsspiel weiterhin zu betreiben. Es bedarf also „neuer, bisher nie gedachter Ziele“ (ebd.:161), mit anderen Worten: potenzieller Wünsche, die in aktuelle Wünsche umgewandelt werden können. Schulze beobachtet hier drei Schübe (vgl. ebd.:163f): Basiserfindung (potenzialeröffnender Schub der Erweiterung), Zielerfindung (möglichkeitserschließender Schub der Erweiterung) und Erweiterung um instrumentelle Ziele (sekundäre Bedingungen für die Zielerreichung).

Schulze zufolge werden Wünsche immer weniger dringlich und neue Produkte immer weniger sozial anschlussfähig.

(3) *„Entdeckbarkeit. Die Ausbeutung des Vorrats an Invarianzen“* – Das Steigerungsdenken basiert unter anderem auf der Möglichkeit, neue Gesetzmäßigkeiten zu entdecken. Dies bezeichnet Schulze als Vorrat an Invarianzen (vgl. ebd.:166). In Bereichen, wo die Invarianzen allmählich knapper werden, wird Steigerungswissen zu Universalwissen. Schulze hält für möglich, dass dies immer häufiger passiert. Tendenziell rechnet er also mit einer Abnahme des Grenznutzens neuer Entdeckungen.

(4) *„Objektivierbarkeit. Das knappe Gut der Eindeutigkeit“* – Das Steigerungsdenken richtet sich immer häufiger auf innere Wirkungen, deren Erfolg nur anhand von subjektiven Kriterien bewertet werden können. Da diese aber nicht standardisierbar sind, sinkt die Objektivierbarkeit. Schulze zeigt dies am Beispiel von Produktqualität:

„Damit verlässt die Produktentwicklung den Bereich objektiv messbarer Steigerungserfolge und mündet in einen Abschnitt der Wirtschaftsgeschichte, in dem die Qualität eines Produktes nicht mehr unabhängig vom Konsumenten definierbar ist. Die Eindeutigkeit unternehmerischen Handelns verfällt dramatisch. Objektiv ist am Ende nur noch die Bilanz, der monetäre Ausweis von Erfolg und Misserfolg. Dagegen wird die Vorgeschichte des Erfolgs mehr und mehr vom Nebel der Subjektivität eingehüllt. Das objektive Endergebnis lässt sich immer weniger auf objektiv nachweisbare Ursachen zurückzuführen.“ (ebd.:177).

Das Steigerungsspiel bringt sich also selbst an seine Grenzen und seine Fortsetzung ist auf Input angewiesen, um das Steigerungswissen immer wieder erneuern zu können. Denn der „Knappeheit an Steigerungswissen“ steht ein „Überfluss an Möglichkeiten gegenüber“ (ebd.:178). Das führt dazu, dass sich die Aufmerksamkeit von den Sachen zum Subjekt verlagert, das die Sachen verwendet. Das Paradigma der Sachbezogenheit (Können) greift hier aber nicht und es entsteht Raum für eine andere Weltsicht: Das Paradigma der Begegnung (Sein).

Beide Paradigmen sind aufeinander angewiesen. Das Können braucht das Sein, um im Steigerungswissen die Erweiterbarkeit durch potenzielle Wünsche zu erhalten und Qualitätssteigerungen zu ermöglichen. Seine Ergebnisse und Tauschgeschäfte sind außerdem immer häufiger „ihrem gemeinten Sinn nach unmittelbar auf die Welt des Seins bezogen“ (ebd.:200). Und schließlich hat auch das Können selbst seine Berechtigung im seinsbezogenen Denken, wenn könnensorientiertes Handeln zum subjektiven Erlebnis wird, Spaß macht oder Erfüllung bringt (vgl. ebd.). Das Sein braucht das Können, weil es erst die Bedingungen für das Sein schafft und Möglichkeitsräume erhält. „Sein ohne Können ist

unmöglich. Können ohne Sein ist zwar möglich, aber sinnlos“ (ebd.:199), zumindest bis zum Ende der Erweiterbarkeit.

*Das Hervortreten des Paradigmas des Seins*

Oben wurde bereits deutlich, dass es bei dem Hervortreten des Paradigmas des Seins im Steigerungsspiel nicht um eine Art Landnahme geht. Denn das würde bedeuten, dass das Paradigma der Sachbezogenheit und des Könnens im selben Maße zurückweichen müsste, in dem sich das Paradigma der Begegnung und des Seins ausbreitet. Dem ist aber nicht so. Schulze spricht davon, dass das Paradigma des Seins Enklaven erzeugt, allerdings auf einer anderen Ebene. So wie ein Hochhaus auch nicht mehr Boden verschlingt wie ein Bungalow der gleichen Grundfläche.

Es war bereits mehrfach die Rede davon, dass es dringlich ist, dem Paradigma des Seins einen Lebensraum zu bereiten. Das bedeutet aber nicht, dass dies so einfach wäre. Denn dafür ist es notwendig, den Blick von der Kritik der Missstände für einen Moment auf die Kritik des entgangenen Glücks zu schwenken. Schulze nennt drei Hindernisse, die sich der Lobbyarbeit für die Gestaltung des Glücks entgegenstellen:

„Erstens: Es ist mühsamer, andere von der Dringlichkeit des Anliegens zu überzeugen, Spielräume gut zu nutzen, als davon, sich Spielräume zu verschaffen. (...)

Zweitens: Die Kritiktradition des Kampfes gegen Missstände hat in der Intellektuellenszene imperiale Züge angenommen.(...) Es bleibt nichts, als die Verteidigungslagen der Normalkritik [die Kritik der Missstände, B.W.] immer wieder mit zwei Argumenten anzugreifen: Zum einen läuft es nicht auf das Übersehen von Missständen hinaus, wenn man den Akzent der Kritik einmal anders setzt. Zum anderen bleibt die Kritik von Missständen auf halbem Wege stehen, wenn sie die Frage, was eigentlich nach der Beseitigung von Missständen geschehen soll, als Luxusthema ohne Bedeutung abtut. (...)

Drittens: Eine Kritik, die nicht primär an Missständen ansetzt, sondern die Gestaltung des guten Lebens zum Thema hat, kann immer nur mit besonderem, argumentativem Aufwand klarmachen, dass die Zeit dafür reif sei. Missstände bedrücken und alarmieren; Gestaltungschancen dagegen sind so wenig spürbar, dass man sie in einem eigenen Lernprozess erst entdecken, aufgreifen und umsetzen muss.“ (ebd.:21ff)

Aus diesen Gründen tragen die Lebensräume für das Paradigma des Seins Merkmale von Enklaven (vgl. im Folgenden ebd.:276ff). Sie wären keine Enklaven, wenn sie nicht von einem Gebiet umgeben wären, in denen eine andere Ordnung herrscht. Dieses Bild zeigt, dass beides zusammenwirken muss: Das Können und das Sein. Denn (1) Enklaven können als Möglichkeitsräume nur existieren, wenn man sie einrichtet und erhält. (2) Dabei ist es wichtig, die Grenzen zu kennen und anzuerkennen, also zu wissen, wann welches Paradigma situationsadäquat ist. (3) Es muss außerdem klar sein, wie die Enklaven zueinander stehen.



Hier lässt sich nur sozial und am könnensgerichteten Denken orientiert vermitteln. (4) Und schließlich werden in der Enklave, deren Zweck das Innenleben ist, viele Dinge benötigt, die nur von außen kommen können.

Es soll nicht der Eindruck entstehen, die Enklave wäre einseitig abhängig von dem sie umgebenden Funktionszusammenhang, dem Steigerungsspiel. Davon, dass es sich um eine symbiotische Beziehung handelt, war bereits die Rede. Schulze sieht eine besondere Leistung der Enklave für die Ordnung:

„Die Enklaven ermöglichen den Funktionszusammenhang, weil sie ihn vor Überkomplexität schützen. Sie grenzen das Ordnungsproblem des Seins auf einen überschaubaren Zusammenhang ein, wo es lösbar werden kann. Wenigstens hier, im Inneren der Enklave, lässt sich in bezug auf das Sein Verständigung und Vorhersehbarkeit herstellen.“ (ebd.:286)

#### *Die beiden Paradigmen*

In der bisherigen Darstellung sind die beiden Paradigmen in ihrer Ausgestaltung deutlich zu kurz gekommen. Schulze beschreibt sie in „Die beste aller Welten“ sehr plastisch und beispielreich, das ist in dieser Weise hier leider nicht annähernd wiederzugeben. Er arbeitet dabei mit dem Prinzip der Differenz und richtet sein Augenmerk auf die bipolaren Aspekte aus diversen Perspektiven. Eine Tabelle sagt oft mehr als tausend Worte, weshalb im Folgenden eine systematische Übersicht der beiden Paradigmen nach ihren Unterschieden als effizienteste Darstellungsform erscheint.

	<b>Können</b>	<b>Sein</b>
	<p><i>Können</i>                      „fokussiert das Erarbeiten von Handlungsmöglichkeiten“                      Charakteristisch für sachbezogenes Denken (ebd.:181f)</p> <p>Ziel: „Erhalten des Möglichkeitsraumes“, „Verteilen von Möglichkeiten zwischen Anspruchsstellen“, „Mehrkönnen (Verschieben von Grenzen)“ (ebd.)</p>	<p><i>Sein</i>                      „fokussiert das Auskosten eines gegebenen Handlungsspielraums“                      Charakteristisch für subjektbezogenes Denken (ebd.:181f)</p> <p>Ziel: Dem Handeln Sinn geben, „Projekte des Aufenthalts in einem zumindest vorübergehend als gegeben betrachteten Möglichkeitsraum.“ (ebd.:187)</p>
Kritikmuster	<p><i>Kritik gegen Missstände</i>                      Fokus: Vermeiden von Unglück; Kraft fließt in Beseitigung von als schlecht betrachteten Umständen, „objektive Gegebenheiten, die zu subjektivem Glück führen“ (ebd.:20)</p> <p>„Was passt wem nicht und muss deshalb geändert werden?“ (ebd.:20)</p>	<p><i>Kritik der Versäumnisse</i>                      Fokus: Entgangenes Glück; Was fängt man mit dem Erreichten an?</p> <p>„Wie könnte man sich das gemeinsame Leben schön machen?“ (ebd.:20)</p>
Symbiose der Paradigmen	<p><i>Funktionszusammenhang</i>                      als Existenzbedingung für Enklaven des Seins                      (vgl. ebd.:276)</p>	<p><i>Enklaven</i>                      des Seins schaffen Orientierung und reduzieren Komplexität im Funktionszusammenhang                      (vgl. ebd.:276)</p>
Möglichkeitsraum	<p><i>Steigerung und Erhalt des Möglichkeitsraumes</i>                      (vgl. ebd.:52ff)</p> <p>Objektive Steigerung:</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>- Erweiterung</li> <li>- Perfektionierung</li> <li>- Vermehrung</li> </ul> <p>Symbolische Steigerung                      Subjektive Steigerung (Intensivierung und Verdichtung von Erlebnissen)</p>	<p><i>Gestalten des Möglichkeitsraumes</i>                      (vgl. ebd.:22f)</p>
Diskurs	<p><i>Objektives</i>                      Diskurs über objektiv überprüfbaren Nutzen (vgl. ebd.:58)</p> <p>Faktum der objektiven Gegebenheiten (vgl. ebd.:157)</p>	<p><i>Subjektives</i>                      Diskurs über subjektiv spürbare Erlebnisse (vgl. ebd.:58)</p> <p>Wünsche, wie objektive Gegebenheiten sein könnten (vgl. ebd.:157)</p>

	<b>Können</b>	<b>Sein</b>
Modernisierung	<i>Naturaneignung</i> Beginn der Moderne: Eintritt ins Zeitalter der Naturaneignung (vgl. ebd.:16)	<i>Kulturaneignung</i> Modernisierung der Moderne: Eintritt ins Zeitalter der Kulturaneignung (vgl. ebd.:16)
Weltsicht	Denken in Skalen Nach oben hin offener Wertebereich Übertragbarkeit Lineares Zeitverständnis (vgl. ebd.:81)	Keine Objektivierung möglich Annäherung an Wert Singularität Zirkuläres Zeitverständnis (vgl. ebd.:263ff)
Paradigmen	<i>Paradigma der Sachbezogenheit</i> Sache ist etwas Objektives. Betrachtung unter Primat der Nützlichkeit Annahme des Herrschens geschichtsloser Gesetzmäßigkeiten Anspruch, Sachen ohne Einschränkung zu bearbeiten (vgl. ebd.:95ff)	<i>Paradigma der Begegnung</i> Begegnung ist „der Wunsch von Menschen, mit der Welt in Kontakt zu treten“ (ebd.:209). Immer wieder von vorne beginnen Auf Überraschungen eingestellt (vgl. ebd.:272)
Umgang Sachen	Bearbeiten Anfertigen (vgl. ebd.:179)	Wählen Verwenden (vgl. ebd.:179)
Arbeit	<i>Tausch, Ergebnis</i> Tausch: Handelnder ist bestrebt, eine Gegenleistung zu bekommen. Ergebnis: Ein Produkt entsteht. (vgl.: ebd.:194ff)	<i>Tätigkeit (Flow)</i> Der „bloße Vollzug der Handlung“ ist ihr Ziel. (vgl.: ebd.:194ff)
Orientierung	<i>Eindeutigkeit</i> Es gibt objektive Erfolgsdefinitionen, sie sind „unschätzbare Orientierungsressource, aber auch eine flüchtige“ (ebd.:173).	<i>Vagheit</i> Subjektive Erfolgsdefinitionen sind nicht standardisierbar. Sie sind „untrennbar mit der Singularität dessen verbunden, der die Erfolgsurteile abgibt.“ (ebd.:175)
Definitions- macht	<i>Willensmacht</i> „Eindeutigkeit bewirkt Willensmacht“ (ebd.:127)	<i>Willensgefolgschaft</i> „Vagheit bewirkt Willensgefolgschaft“ (ebd.:127)

Semantik		
	Können	Sein
Ich als	<i>Fähigkeit</i> „Was kann ich?“ (ebd.:213)	<i>Selbst</i> „Wer bin ich?“ (ebd.:213)
Du als	<i>Kunde</i> Du als Kunde hat bestimmte Eigenschaften, besteht aus Merkmalskombinationen (ebd.221f). Hat Nachfrage.	<i>Gegenüber</i> Du als Gegenüber ist einzigartig, unvergleichlich, zeigt spontane, reflexive Selbstveränderung (ebd.:222). Hat Bedürfnisse.
Beziehung als	<i>Gesellschaft</i> Im Vordergrund stehen „Zweckmäßigkeit, Objektivität, Unpersönlichkeit, methodisches Vorgehen, Abstraktion, Sachbezogenheit (...). Beziehung dient einer Sache und umgekehrt (...). Was solche Beziehungen zusammenhält, sind Regelungen“ (ebd.:228).	<i>Gemeinschaft</i> Im Vordergrund steht, „was man in der Beziehung erlebt“ (ebd.:229). Die Beziehung wird „nicht einem Zweck untergeordnet; sie selbst ist der Zweck“ (ebd.). Adäquate Formen sind: <i>Symbolisierung</i> (Beteiligte „machen sich klar, dass es etwas zwischen ihnen gibt“), <i>Ästhetisierung</i> (Entwicklung eigener Kultur) und <i>Kontakt</i> (Befinden in gemeinsamem geistigen Raum).
Artefakt als	<i>Konstruktion</i> Artefakt ist objektiv gegeben. Nutzen Bearbeitung Interesse an Regelmäßigkeiten (vgl. ebd.:233ff)	<i>Werk</i> Artefakt ist subjektiv bedeutsam. Zweckdistanz Respekt Interesse an Eigenart (vgl. ebd.:233ff)
Natur/ Gegebenes als	<i>Materie</i> Natur als „Rohstoff kognitiver Aneignung und lebenspraktischer Indienstnahme“ (ebd.:246) Motive für Erforschung der Materie: Neugier und Nutzenerwartung (vgl. ebd.:247)	<i>Erscheinung</i> „Verbunden mit Absichtslosigkeit und Vollendetheit (...) In der Begegnung mit Naturerscheinungen fühlt sich das Selbst von der Anstrengung der Rationalität entlastet. (...) Erfahrung des Voranschreitens von Zeit ohne Handlung“ (ebd.:248)

Handlungsmuster		
Vergleichen	<p><i>Mehr</i> Vergleiche sind strikt vertikal organisiert, arbeiten mit Rangfolgen. Nach oben offene Wertidee Auf Vorankommen ausgerichtet (vgl. ebd.:260f)</p>	<p><i>Anders</i> Vergleiche sind im wesentlichen horizontal. Abgeschlossene Wertidee Auf Ankunft ausgerichtet (vgl. ebd.:260f)</p>
Planen	<p><i>Steigerung</i> Jedes erreichte Ergebnis ist nur Zwischenergebnis für etwas noch Besseres (vgl. ebd.:264). Steigerungsprojekte und aufgewendete Zeit sind unbegrenzt.</p>	<p><i>Annäherung</i> „Es gibt einen erstrebten oberen Punkt, an dem man sich noch nicht befindet“ (ebd.:265), Annäherungsprojekte und aufgewendete Zeit sind begrenzt. <i>Expedition</i> Weder Aufwärtspfad, noch Gipfel, eher Fläche; Hoffnung auf Überraschungen</p>
Wahrnehmen	<p><i>Abstraktion</i> Steigerungslogik braucht Gesetze, Gesetze brauchen Abstraktion „Einen gemeinsamen Nenner suchen, allgemeine Kategorien bilden, das Singuläre zuordnen“ (ebd.:269)</p>	<p><i>Konkretisierung</i> Seinslogik braucht Konkretes Einer Sache möglichst nahe kommen, sich Zeit nehmen, sie unter möglichst vielen Aspekten zu erfassen (ebd.:269)</p>
Reflektieren	<p><i>Methode der Erfahrung</i> Ständige Verbesserung der Methode Loslösung vom Einzelfall Nicht auf Überraschungen eingestellt (vgl. ebd.:271ff)</p>	<p><i>Erfahrung und Improvisation</i> Kein Zwang, ständig besser zu werden Größeres Situationspezifisches Wissensrepertoire Qualität zeigt sich erst im Umgang mit dem Unterwarteten (vgl. ebd.:271ff)</p>
Soziologie des Könnens und des Seins		
Ordnung	<p><i>Funktionszusammenhang</i> Könnensgerichteter Typus der Ordnung, umgibt die Enklave „(...) der globale Funktionszusammenhang, der einem sich ständig weiterverzweigenden Baum gleicht.“ Fundament der Ordnung des Könnens: Die integrierende Idee der Steigerung und die daraus ableitbaren eindeutigen Definitionen von Erfolg und Misserfolg. „Zu dieser Ordnung gehören das (...) Paradigma der Sachbezogenheit und alle könnensgerichteten Handlungsmuster.“ (ebd.:277)</p>	<p><i>Enklave</i> Seinsgerichteter Typus der Ordnung, vom Funktionszusammenhang abgegrenzt „Die Enklave ist die soziale Form der Wiedergewinnung seinsgerichteten Handelns im ständig feinmaschigeren und zugleich globaleren Funktionszusammenhang.“ (ebd.:284) Objektive Bedingungen des Funktionszusammenhangs werden ins Gegenteil gekehrt: in Überschaubarkeit, Ruhe, Ungestörtsein, Zeitüberfluss</p>

---

Macht	<i>Möglichkeitskontrolle</i> Macht über das Können: Geben oder Nehmen von Möglichkeiten, Versprechen oder Entzugsdrohung (vgl. ebd.:286ff)	<i>Beeinflussung</i> Macht über das Sein eines anderen: Verändern seiner Weltsicht, Wünsche, Hoffnungen und Ängste = Verändern seines Innenlebens, seines Selbst (vgl. ebd.:286ff)
Wandel	<i>Vertikal</i> Wandel hat meist Treppenform mit Plateauphasen und Steigerungssprüngen (vgl. ebd.:296) Siehe oben: <i>Perfektionierung, Erweiterung, Vermehrung, Intensivierung</i>	<i>Horizontal</i> Wandel in Form von Gestaltfolgen (vgl. ebd.:300)  Gemeinsamkeiten der Gestaltfolgen: <i>Rekurs</i> (neue Gestalt enthält fast immer Elemente der alten), <i>Überschreitung</i> (Regelverstoß, Stilbruch, Tabubruch, nie Dagewesenes), <i>kollektive Prägung</i> (Bestrebung, sich das Neue vertraut zu machen)  Integration des Neuen in die Gegenstandsbereiche der Begegnung: Selbst, Gegenüber, Gemeinschaft, Werk, Natur (vgl. ebd.:299)

---

*Was die Gesellschaft lernen muss*

Ein Ziel kollektiver Anstrengungen ist es, wie wir anfangs gesehen haben, das Gefühl und die Tatsache des Absurden zu verringern. Dies setzt – auch das fand schon Erwähnung – Distanz zum Absurden voraus, damit man es überhaupt betrachten kann. Den nötigen Abstand zu den Dingen, die einen selbst mit Haut und Haar gefangen halten, gewinnt man nur, wenn man Kultur klar sehen kann, so Schulze (vgl. ebd.:41). Dazu gehört auch zu erkennen, welche Semantik und welche Handlungsmuster für jenes soziale Geschehen angemessen ist, das gerade vorliegt. Greift man in die falsche Schublade, erzeugt man das Absurde erst recht.

Schulze erkennt in diesem Zusammenhang drei Geschwindigkeiten kollektiven Lernens (vgl. ebd.:37): (1) Den „vorwärts stürmenden Wandel der objektiven Lebensverhältnisse“. Er zeigt sich vor allem in der Erweiterung der Wahlmöglichkeiten. (2) „Die allmähliche Thematisierung von Kultur als Folge dieses Wandels“ und (3) „die Ausbildung von kognitiven Fähigkeiten, die es erlauben, einen kollektiven Diskurs darüber zu führen“. Der letztgenannte Prozess ist ihm zufolge erst in Ansätzen erkennbar, Schulze spricht vom „Nachhinken kollektiven Lernens“, was sich vor allem auf die soziale Orientierung auswirkt:

„Orientierungssicherheit und Orientierungsbedarf passen nicht zusammen. Orientierungssicherheit herrscht dort, wo die Dringlichkeit des Orientierungsbedarfs langsam abnimmt, in der sachbezogenen Denkwelt des Könnens. In der kulturbezogenen Denkwelt dominieren dagegen Ratlosigkeit und Verlegenheitslösungen.“ (ebd.:38)

Diese Diskrepanz kann nur durch einen kollektiven Lernprozess verringert werden. Schulze benennt fünf Wege, die zu beschreiten sind (vgl. ebd.:325). Zum einen geht es um die *Aneignung des Seins*, um das Seinwollen und damit um die Suche nach Begegnungen. Der zweite Weg ist die *Fortsetzung des Steigerungsspiels*, denn dieses ist konstitutiv für die Sphäre des Seins. Drittens braucht es eine *Kultivierung des Könnens der Ankunft*. Im Sein sind auch Fähigkeiten notwendig, aber ganz andere als im sachbezogenen Denken der Steigerung. Während das Ziel des Seins ist, die gegebenen Möglichkeiten zu nutzen, geht es in der Sphäre des Könnens darum, den Möglichkeitsraum zu erhalten und seinen Gebrauch zu beherrschen. Der vierte Lernweg besteht darin, *die Gleichzeitigkeit zu erlernen*. Es ist eben nicht so, dass das eine das andere ablöst. Nicht in Dichotomie zu denken, sondern in unabhängigen Dimensionen, ist ein noch vor uns liegender Lernprozess. Und schließlich geht es fünftens um die *Erschließung des Normalen*. Wir müssen einen Blick für Wiederholungen und Muster im Handeln der Menschen entwickeln. Dazu gehört zeitextensives Denken, episodenzugewandenes Abstraktionsvermögen und doppelte Reflexivität (Nachdenken über das Denken).

## 5.2 Genuss und Reue

Nach den hier vorgestellten Überlegungen zur kulturellen Lage kreist das gegenwärtige Denken um einen bedeutenden Kern: die beginnende Zweigleisigkeit im Denken und Handeln. Dieser Kern ist meines Erachtens vor allem aus zwei Gründen von großem Gewicht. Zum einen bringt die Vorstellung des Zusammenspiels von *Können* und *Sein* empirisch feststellbare Phänomene auf den Punkt, die zum Umgang mit ihnen auffordern. Zum zweiten enthält sich der Ansatz einer Kulturkritik und ist so in der Lage, nichtideologische und moderne Lernangebote zu machen.

Unter dem Motto *Genuss und Reue* möchte ich die Ergebnisse meiner Untersuchung im Licht der neuen Zweigleisigkeit betrachten. Dazu stelle ich eine kurze Tour d'Horizon der in den letzten beiden Kapiteln herausgearbeiteten Entwicklungen im Umgang mit Lebensmitteln voran. Im Weiteren werde ich an einigen Beispielen zeigen, wie sich die Beobachtungen aus „die beste aller Welten“ in der Sphäre der Lebensmittel im Untersuchungszeitraum manifestieren. Zum einen untersuche ich, wie sich das Steigerungsspiel mit seinem Hang zum Absurden und die fortschreitende Seinsbezogenheit des Denkens in der Dynamik von Genuss und Reue in der Lebensmittelsphäre widerspiegeln. Zum anderen zeige ich, wie sich die einstigen Erfolgsfaktoren des Steigerungsspiel hinsichtlich der auf Lebensmittel bezogenen Orientierungsmuster verändern und an Kraft verlieren.

### *Die bisherigen Ergebnisse in aller Kürze*

Für die *physisch-instrumentelle Dimension* konnte ich zeigen, dass zu Beginn des Untersuchungszeitraums eine *Entzauberung von Lebensmitteln* (1) stattgefunden hat, was in der Öffentlichkeit zu einer agnostischen Haltung führte: Man wisse ja gar nicht mehr, was man noch essen könne, ohne krank zu werden. Die allmähliche Verbreitung von Annahmen über Ursache-Wirkungsbeziehungen (Kausalwissen 2) erzeugte dann eine Steigerung der individuellen *Verantwortung* und zugleich des *Vertrauens in die Selbstwirksamkeit* (2). Dies ist der Emanzipationsprozess, von dem anfangs die Rede war. Das Physisch-Instrumentelle beinhaltet ein Erziehungsziel: Die Befreiung des Einzelnen aus seiner Lebensmittelunmündigkeit. Dies geschieht über den medial vermittelten Prozess der *Transformation von Kausalwissen 1 in Kausalwissen 2* (3). Die Untersuchung zeigte, dass dieser Übergang kein linearer ist, sondern ein iterativer Prozess. Ergebnisse aus wissenschaftlicher Forschung werden publik und ins kollektive Wissen integriert, wo sie sich verfestigen. Wenn neue Forschungen zu anderen Ergebnissen kommen, führt das zwangsläufig zu Verunsicherung, während das für den Wissenschaftsbetrieb essenziell ist. Die alltägliche Erfahrung zeigt allerdings, dass es wiederum zu einer Kulturtechnik geworden ist, (wenn



überhaupt) nur möglichst aktuellen wissenschaftlichen Ergebnissen zu vertrauen. Mit anderen Worten: die Verunsicherung stellt sich da ein, wo Naturwissenschaft als Annäherungsarbeit missverstanden wird, während sie Steigerungsdenken praktiziert. Die Zyklen der Transformation von Kausalwissen 1 in Kausalwissen 2 haben in einem kollektiven Lernprozess das Steigerungsdenken weiter verbreitet. Nun zeigte es sich indes als solch wissenschaftliches (Zwischen-)Ergebnis, dass eine gesunde Ernährung genauso wie das damit zusammenhängende ideale Körpergewicht nicht so ohne weiteres für alle Menschen bestimmbar ist. Vielmehr geht man davon aus, dass viele individuelle genetische wie psychische Faktoren in die Prozesse des Stoffwechsels hineinspielen, sodass man von einem Trend zur *Ganzheitlichkeit und Individualisierung der Medizin* in diesem Bereich sprechen kann (4). Gleichzeitig wird immer stärker betont, dass der Einzelne nicht nur für seine Gesundheit verantwortlich ist, sondern damit zugleich einen positiven oder negativen Beitrag zur Volkswirtschaft leistet. Die letzte Beobachtung aus dem Physisch-Instrumentellen zeigt, wie der kollektive Umgang mit Risiken abläuft. Nach Bekanntwerden eines tatsächlichen oder vermeintlichen Gesundheitsrisikos durch Lebensmittel entsteht – unabhängig vom Grad des Risikos – das Bedürfnis nach Aufklärung und Aktivismus, welches bedient wird. Dann fällt die Aufmerksamkeit ab, da Teile des Risikos durch technische Entwicklung und gesetzlichen Regelungen gebannt wurden und ein anderer Teil durch Aufklärung individualisiert. Das Restrisiko wird gleichermaßen schicksalhaft akzeptiert und fällt von nun an unter das *Leben mit Zivilisationsrisiken* (5).

Die Untersuchungsergebnisse für die *konsumpolitische Dimension* zerfallen in die des Fingerabdruckdenkens und die des Fußabdruckdenkens.

Zuerst wurde eine *Demokratisierung des Fingerabdruckdenkens* sichtbar (1), die darin bestand, dass ein immer breiteres Publikum an Unverfälschtheit und hoher Qualität einer immer breiteren Produktpalette Interesse zeigte. Die Gründe dafür sind erstens in der Massenproduktion und in den Konzentrationsprozessen des Marktes zu suchen, zweitens im wachsenden Wohlstand und Bildungsstand der Bevölkerung und drittens in der Häufung von Lebensmittelskandalen und dem darauf folgenden *stufenweisen Vertrauensverlust in Hersteller und Kontrollinstanzen* (2). Bei der Reaktion auf solche Skandale zeigte sich das Muster der *regulierenden Deregulierung* (3). Statt die Herstellungsbedingungen selbst zu regeln, ging man zu einer strengeren Kennzeichnungspflicht über, um dem Konsumenten die Wahl zu ermöglichen. Die Unterwanderung der Deklarationspflicht führte zu Regulierungen, was wie ausgezeichnet werden dürfe. Schließlich folgt die Einführung von Kennzeichnungen zweiter Ordnung: Qualitätssiegel, die eine bestimmte Menge von Eigenschaften bündelt und für mehr Orientierung beim Verbraucher sorgen sollen, der bei aller Deklarationspflicht immer weniger

über seine Mahlzeit weiß. Die drei skizzierten Entwicklungen ließen eine *Verbraucherverantwortung und eine neue Verbrauchermacht* entstehen (4). Zunehmende Transparenz nimmt den Konsumenten in die Verantwortung, Qualität verstärkt selbst beurteilen zu können und zu müssen. Gleichzeitig ist die Verbraucherschaft auch mit mehr Macht ausgestattet, da sich im Nachfragermarkt die Anbieter nur noch gegenseitig Marktanteile streitig machen können. Der Kuchen ist verteilt und nur mit enormem Aufwand zu vergrößern. Dazu kommt, dass wenige Konzerne ihre Produkte immer weiter verbreiten und damit sensibel auf Imagekampagnen und Konsumentenverhalten reagieren. Dass der Konsument von der Opfer- zur Täterrolle gewechselt ist, zeigt sich auch im Verbraucherschutz. Die neuen Organisationen arbeiten hochprofessionell und setzen – dem veränderten Kräfteverhältnis Rechnung tragend – statt auf Lobbyarbeit bei der Regierung auf Aufklärung und Aktivierung der Konsumenten.

Die empirischen Hinweise zur Entwicklung des *Fußabdruckdenkens* innerhalb des Konsumpolitischen sprechen zum einen für eine *Politisierung der Mikroökonomie* (1). Soziale Bewegungen gaben der bereits angesprochenen neuen Konsumentenmacht zunächst eine politische Richtung, zum Engagement mit dem Einkaufswagen für oder gegen konkrete Herstellungs- und Handelsbedingungen. Die Kriterien individualisierten sich im Laufe der Zeit aber ebenso wie bei der Frage nach dem idealen Körpergewicht oder dem Geschmackserlebnis. Daneben konnte eine *Mikroökonomisierung politischer Konflikte* beobachtet werden (2). Augen auf beim Kiwikauf: Als Beispiel sei der Aufruf von Greenpeace 1985 zu nennen, Früchte aus Neuseeland, nicht aber aus Südafrika zu kaufen. Denn während Neuseelands Politik, keine Atomwaffen in den heimischen Hafen zu lassen, unterstützenswert erschien, konnte man das über die Apartheidsregierung Südafrikas nicht sagen. Die vierte Entwicklungslinie ist eine typisch moderne. Ich hatte sie unter die Überschrift *Problem erkannt – Gefahr gebannt* gestellt (3). Sie weist viele Parallelen zum *Leben mit Zivilisationsrisiken* aus dem Physisch-Instrumentellen auf. Auch hier geht es um Risiken, die teils neu entdeckt, teils unterschätzt, teils überschätzt oder verdrängt wurden. Es folgt eine Phase der Aufgeregtheit und des Aktivismus, bis die gesellschaftlichen Rollen der Interessensvertreter, Schönredner, Kritiker, Pragmatiker, Forscher etc. verteilt wurden und die Orientierung wieder hergestellt ist. Schließlich verfestigen sich die Rollen und es stellt sich Routine im Umgang mit dem Problem ein. Das Phänomen verliert seine Bedrohlichkeit und wird Teil der normalen gesellschaftlichen Ziele und Handlungen (Problemlösung).

In abstrahierender Absicht bin ich im vorangegangenen Kapitel auf *Gemeinsamkeiten in den Entwicklungen* des Fingerabdruckdenkens und des Fußabdruckdenkens gestoßen. Diese

Gemeinsamkeiten lassen sich vom Konsumpolitischen auch auf das Orientierungsmuster des Physisch-Instrumentellen erweitern, was ich hier kurz tun möchte.

Die eben noch einmal angesprochenen Entwicklungen der beiden Orientierungsmuster führen erstens zu einem allgemein beobachtbaren Anstieg der *food awareness*. Zweitens zeigt sich in beiden Dimensionen eine Entwicklung, die beide die gleiche Ursache haben könnten: Den *Verlust von Eindeutigkeit und Objektivität*. Dieser konkretisiert sich auf der physisch-instrumentellen Ebene im Agnostizismus der Verbraucher bezüglich der Wahl ihrer Lebensmittel und in der geringen Halbwertszeit von naturwissenschaftlichen Ergebnissen in der Ernährungsforschung. Auf der konsumpolitischen Ebene beobachten wir eine wachsende Komplexität globaler Produktions- und Allokationszusammenhänge.

Die scheinbar zunehmende Transparenz durch den einfachen Zugang zu immer detaillierteren Informationen wird zum Störgeräusch, das die Zusammenhänge für den erst recht zur Blackbox machen, der nicht bereit ist, immer mehr Informationen eigenständig zusammenzutragen und zu integrieren. In beiden Dimensionen verlieren objektive Maßstäbe an Bedeutung und werden von subjektiven Kriterien abgelöst. Was gut für den eigenen Körper ist, kann nur der eigene Körper sagen. Welche Produktionsbedingungen man unterstützen will, muss man schon selbst wissen – oder sich raushalten. Diese Vermutung bestätigt der dargestellte Wandel in der Ernährungsaufklärung und des Verbraucherschutzes, die sich auf Aufklärung und Aktivierung beschränken. Die Zeit der Erziehungsprojekte scheint genauso vorbei zu sein wie die Zeit der Mission.

Der Verlust von Eindeutigkeit und Objektivität führt aber nicht nur zum Bedeutungsgewinn des Subjektiven, sondern befördert – zumindest in der Berichterstattung des *Spiegel* – zugleich jenen *neuen Technikoptimismus*, der bereits in beiden Dimensionen zur Sprache kam. Ein Teil des Risikos, der durch Orientierungsverlust entsteht, wird durch Selbstverantwortung handhabbar und gewissermaßen internalisiert. Der Rest wird offenbar der Technik überantwortet, die in der Vergangenheit doch so viele Probleme gelöst hat. Wenn keiner mehr den Gesamtzusammenhang überblicken kann, es aber doch im Grunde alles gut funktioniert, was wäre menschlicher, als dem zunächst zu vertrauen und die Entscheidung für oder gegen die entwickelten Produkte auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben?

#### *Das Absurde im Steigerungsspiel der Lebensmittel*

Das Wesen des Steigerungsspiels liegt darin, die Grenzen des Möglichkeitsraums durch Perfektionierung der Mittel in organisierter Weise ständig weiter hinauszuschieben (vgl. Schulze 2003:81). Hinweise darauf, dass die Sphäre der Lebensmittel als Steigerungsspiel organisiert ist, sind leicht zu finden. Dafür braucht man zunächst keine empirische Studie.

Lebensmittel wurden mit der Zeit immer billiger, für eine immer breitere Konsumentenschaft erschwinglich, immer sicherer, immer länger haltbar, immer leichter und schneller zu verarbeiten, immer praktischer verpackt, immer effizienter zu transportieren, immer ressourcenschonender und umweltfreundlicher herzustellen, immer nachhaltiger, immer funktionaler (Zusatznutzen), immer leichter und bekömmlicher, immer gesünder, mit immer neuen Aromen, immer intensiver im Geschmack, immer „natürlicher“. Selbst saisonale Grenzen der Verfügbarkeit von Obst- und Gemüsesorten sind nahezu aufgehoben. Die Liste könnte noch länger sein, aber das Wesentliche ist deutlich geworden.

Wie schmal der Grat ist, auf dem sich die Lebensmittelsphäre zwischen Sinnvollem und Absurdem bewegt, zeigt sich bei der Betrachtung jener Entwicklungspfade, die allmählich an ein Ende gekommen sind, ohne dass die Steigerungsbemühungen aufhörten. Milch kann beispielsweise so verarbeitet werden, dass sie auch ungekühlt viele Monate haltbar ist. Doch geschmacklich hat sie mit frischer Milch so gut wie nichts mehr gemein. Auch die Nährstoffbilanz fällt deutlich schlechter aus. Nicht aber für das Steigerungsspiel: Es nährt sich aus genau diesem Missstand und konzentriert sich darauf, möglichst viel von Geschmack und Vitaminen bei möglichst langer Haltbarkeit zu bewahren. Es gibt noch viele Beispiele, in denen Steigerungspfade über ihr Ziel hinauschießen und das Kind mit dem Bade ausschütten. Man denke an die immer effizientere Milchproduktion, die zu einem ruinösen Milchpreis und Überproduktion führte oder die so preisgünstigen Schöpfungen von *Analogkäse* und *Gel-Schinken*, welche jüngst durch die Presse gingen (vgl. u. a. „Alles Käse?“, Süddeutsche Zeitung vom 07. Juli 2009): Billig in der Herstellung, billig im Einkauf, aber von der Produktidee weit entfernt. Auch die Tatsache, dass Lebensmittel mit den Jahrhunderten immer sicherer wurden, führt nicht etwa dazu, dass wir uns entspannt zurücklehnten. Es fehlt das Gefühl dafür, auf welchem hohem Niveau und in welchen geringen Margen sich die meisten Unsicherheiten und Skandale bewegen.

Schulze erklärt, dass der Sinn des Absurden auf den zweiten und dritten Blick sichtbar wird. Auf den ersten Blick erscheinen die Dinge vernünftig, auf den zweiten absurd und auf den dritten Blick auf eine zweifelhafte Weise zwar, aber doch sinnvoll (vgl. Schulze 2003:41). In den Entwicklungspfaden der beiden untersuchten Orientierungsmuster lässt sich dieser Sinn des Absurden an einigen Stellen erkennen. Die *drei Blicke* folgen hier chronologisch aufeinander, auch wenn es immer wieder Überlagerungen gibt. Der erste Blick ist eher implizit enthalten: Zu Beginn des Untersuchungszeitraums war die Aufmerksamkeit, wie sie sich im Magazin *Der Spiegel* niederschlägt, viel geringer als gegen Ende des Zeitraums. Dies ist ein Zeichen dafür, dass es nichts zu berichten gab, über Lebensmittel also nicht geredet zu werden brauchte, weil man sie und ihren Kontext als ein selbstverständliches System

hinnahm, das im Grunde immer besser funktionierte und seine Zwecke erfüllte. Auf den zweiten Blick ist das allerdings nicht so, und das Absurde mit seinen überflüssigen Ergebnissen und verschwendeten Ressourcen wird sichtbar. Vor allem die achtziger Jahre waren eine Zeit des zweiten Blicks. Im Pfad des Physisch-Instrumentellen bestimmen in diesem Zeitraum Umweltverschmutzung, Schwermetall, Dioxin und Pestizidrückstände in Lebensmitteln die Berichterstattung. Auch die Einführung von Light-Produkten fällt in die Achtziger. In Bezug auf das Konsumpolitische entsteht in dieser Zeit das Bewusstsein für die Arbeitsbedingungen in der Lebensmittelproduktion in den Entwicklungsländern. Soziale Bewegungen entstehen, die sich dieser Problematik und dem Erhalt der Umwelt widmen. Der zweite Blick ist ein Blick hinter die Kulissen der Landwirtschaft und der EG-Agrarpolitik und lässt in dieser Zeit die Biolandwirtschaft entstehen. Letzteres ist bereits ein Aspekt des dritten Blicks. Auf den dritten Blick wird nach Schulze ein verborgener Sinn des Steigerungsspiels deutlich, nämlich Leere zu vermeiden und Orientierung zu schaffen. Die Entstehung der Biolandwirtschaft und der ganzen daran angeschlossenen Biobranche kann man als Zeichen für die Sinnproduktion durch Steigerung interpretieren. Durch Technik zurück zur Natur. Fast wäre der Stein von Sisyphos oben angelangt und dort geblieben. Aber *zum Glück* muss man fast sagen, ist dank der Biolandwirtschaft ein wirtschaftlich bedeutender Felsbrocken wieder ganz unten angelangt und das ganze Branchenentwicklungsprogramm kann von vorne beginnen. Marken und Märkte entstehen, Zielgruppen werden erforscht – Erweiterung, Perfektionierung, Vermehrung. Das alles erzeugt Orientierung, denn innerhalb des neu zu erschließenden Möglichkeitsraums gelten im Grunde dieselben Prinzipien wie im konventionellen Markt. Hier bestätigt sich Schulzes These, dass das Gefühl des Absurden gerade dazu führt, so weiter zu machen wie bisher – genauso wie im nächsten Beispiel.

#### *Das Gefühl des Absurden überwinden*

Absurd ist nach Schulze, etwas zu tun, was ich nicht will, oder etwas zu tun, ohne zu wissen, was das soll. Eine Form davon ist die kognitive Dissonanz, die uns im Orientierungsmuster des Physisch-Instrumentellen begegnet ist. Gelöst wird die Diskrepanz, die hier zwischen dem Wissen um gesunde Ernährung einerseits und dem eigenen Verhalten andererseits besteht, auf verschiedene Weise. Im Abschnitt 3.3.2 habe ich die Strategien der *Gewissensdealer* oder *Renetätigen* beschrieben, die Dissonanz mit dem Griff zu Nahrungsergänzungsmitteln aufzulösen. Und schon haben wir einen Ansatzpunkt für neue Steigerungspfade. Die anderen beiden Typen, die das Gefühl des Absurden verspüren, weil sie die Ernährungsforschung für partikular, unzureichend oder nicht vertrauenswürdig halten, sind die *Aussteiger* und die *Ernährungsagnostiker*. Sie überwinden es für sich dadurch, auf andere Ernährungssysteme auszuweichen, oder sich der Erkenntnis zu ergeben, dass man nichts wissen kann.

Das Gefühl des Absurden macht die *Reue* zum Wegbegleiter des *Genusses*. Denn mag der erste Bissen noch so munden, der zweite erzeugt oft einen bitteren Beigeschmack. Im Physisch-Instrumentellen überwiegt dann der genussfeindliche Gedanke: zu viele Kalorien, zu ungesund, wahrscheinlich krebserregend, zu cholesterinhaltig, vielleicht BSE-verseucht, wahrscheinlich hormonhaltig, möglicherweise pestizidbelastet etc. Das Orientierungsmuster des Konsumpolitischen erweckt andere Reuegedanken: zu teuer oder zu billig für diese Qualität, vielleicht gefälscht, nicht mal Bioqualität, wahrscheinlich unter tierquälerischen Bedingungen hergestellt, unter Ausbeutung von Bauern im Inland oder im Ausland, auf Kosten der Natur und so weiter. Die Kritik der Missstände kennt kein Ende und die gestiegene Aufmerksamkeit für Lebensmittel wirkt zunächst wie eine Geschichte dieser Kritikform. In jedem Fall begründet sie eine moderne Form der Sünde (vgl. auch Schulze 2006a). Doch die Kritik des entgangenen Glücks ist wesentlich an der Gestaltung der Lebensmittellandschaft beteiligt, die wir vorfinden.

Denn nicht nur der Wunsch mit der Welt in Kontakt zu treten, das Bedürfnis nach „unverfälschten“ Lebensmitteln, nach Wiederaneignung der Esskultur und Zurückdrängen der Entfremdung erwachsen aus dem Paradigma der Begegnung und wirken befeuernd zurück auf das Steigerungsspiel, damit es die notwendigen Bedingungen schafft. Auch die Entwicklung von Gütesiegeln hat ihren Zweck im Sein. Sie sind Mittel zur Orientierung und zur Vertrauensbildung. Ihr Sinn liegt – aus der Perspektive des Seins betrachtet – darin, den *Genuss zu maximieren und die Reue so gering wie möglich zu halten*. Das betrifft zumindest jene, die sich von Reuegedanken den Appetit verderben lassen. Während die Aktivisten der achtziger Jahre aus einer Kritik der Missstände heraus Tiertransporte blockierten und Brandbriefe verfassten, wählt der neue und informierte Konsument nach der Kritik des entgangenen Glücks. Das bedeutet nicht, dass er sich nicht zeitgleich aktiv an der Beseitigung von Unbill in der Welt beteiligt. Am neuen und informierten Konsumenten wird deutlich, dass die Kritik des entgangenen Glücks die Oberhand gewonnen hat. Das Besondere an der Zweigleisigkeit ist gerade, dass dies der Beseitigung von Missständen durchaus zuträglich sein kann. Der *neue Verbraucherschutz* und die *neuen Projekte in der Gesellschaft* (vgl. Kapitel 4.4.5 und 4.5.4) verwandeln die Kritik des entgangenen Glücks, den Wunsch nach Begegnung, Kontakt, Genuss in Energie zur Beseitigung von Missständen. Gerade dieses Beispiel zeigt, wie sehr die Enklaven des Seins auf den Funktionszusammenhang angewiesen sind und wie das Steigerungsspiel die Impulse aus dem Sein für das Können aufgreift. Die Moralisierung der Märkte, die Nico Stehr (2007) beschreibt, ist ebenfalls in diesen Sinnzusammenhang zu stellen.

Sucht man nach einem sozialen Gebilde, das die eben beschriebene Zweigleisigkeit verkörpert, ist man bei der Gruppe der LOHAS (Lifestyle of Health and Sustainability) wohl an der richtigen Adresse. Ich habe sie bereits in Abschnitt 4.1 vorgestellt. So bezeichnet sich eine Gruppe, die den hedonistischen Konsum unter Nachhaltigkeitsgesichtspunkten umarmt, anstatt ihn wie die Konsumkritiker zu verdammen. Die Benennung LOHAS wird mittlerweile für eine immer größer werdende Konsumentenschar verwendet, deren Zugehörige sich selbst so nicht bezeichnen würden. Aber sie erfüllen die Kriterien, hochwertige und nachhaltig produzierte Nahrungsmittel zu präferieren und durchaus einen hohen Preis dafür zu zahlen. Die Gegengruppe, die hier auch als theoretischer Kontrast dient, ist die Gruppe der LOVOS. *Lifestyle of Voluntary Simplicity* soll ihr Prinzip sein. Sie geistern aber eher als Gegenbegriff zu LOHAS durch die Internetöffentlichkeit, als dass sie als Gruppe in Erscheinung treten oder angesprochen werden würden. Auf diesen Lebensstil lässt sich kein Steigerungsspiel aufbauen, er behindert es aber auch nicht. Deshalb muss die so gerichtete Kulturkritik – wie oben bereits ausführlicher dargestellt – eine *wirkungslose Opposition* bleiben. Denn die Stabilisierungsfaktoren des Steigerungsspiels finden sich damit auch in der Sphäre der Lebensmittel wieder. Genauso wie ihre subtile Unterwanderung des Steigerungsspiels durch das Paradigma der Begegnung und Annäherung.

#### *Das Lebensmittelsteigerungsspiel im Umbruch*

Das Steigerungsspiels schließt die Sphäre der Lebensmittel mit ein. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn man von Schulzes Annahme ausgeht, dass das Steigerungsdenken *anthropologisch verankert und universell* ist. Betrachten wir die Faktoren, die die soziale Organisation der Steigerung als Spiel so erfolgreich machen. Wie konkretisieren sie sich in der Lebensmittelsphäre und wie verändert sich die Wirksamkeit dieser Faktoren? Die Faktoren *Spezialisierungsbonus* und *positive Rückkoppelung* erscheinen mir hier wenig kommentierungsbedürftig, sie sind auch dem geringsten Wandel unterworfen. Auch die *Kraft des Eingespieltseins* zeigt sich ungebrochen beispielsweise an der Entstehung der zweiten reich gedeckten Tafel der Biobranche, die sich vom konventionellen Angebot auf den ersten Blick nur durch ein Label und eine etwas andere, markante Ästhetik unterscheidet. Die Codes bleiben die gleichen und die Orientierungsleistung ist gesichert.

Ein weiterer Erfolgsfaktor des Steigerungsspiels ist die *Eindeutigkeit durch Objektivierung*. Die Orientierungsmuster der Lebensmittelsphäre haben in der jüngeren Vergangenheit an Eindeutigkeit verloren, weil die Geltung objektiver Maßstäbe in Frage gestellt wurde. Der Verbraucherschutz konzentriert sich zunächst auf die subjektiven Maßstäbe der Verbraucher, weil Testnoten immer schwerer objektiv zu vergeben sind. Die Konsumenten wählen, was sie für das Beste halten. Über die Kriterien dafür sind sie sich gruppenweise einig, und was die

einen wollen, verabscheuen die anderen. So macht sich beispielsweise bereits eine Art Öko-Ekel breit. Schulze verwendet das Mittel des Kontrastes, um das Machtgefälle zwischen dem Objektiven und dem Subjektiven zu verdeutlichen.

„Wenn etwa im Hinblick auf das Steigerungsspiel von Verführern die Rede ist, kommt niemand auf die Idee, dass damit die Nachfrager gemeint sein könnten und dass die Anbieter die Verführten wären. Es würde als Satire aufgefasst, einen Autokonzern samt Topmanagement, Werbeabteilung, Vertrieb, Rationalisierungsexperten und Unternehmensberatern als Opfer hinzustellen.“ (Schulze 2003:126)

Die Ergebnisse der hier vorgelegten Untersuchung zeigen allerdings, dass in der Lebensmittelbranche in Teilen diese Situation durchaus eingetreten ist. Das wirkt zunächst ungewohnt, aber keineswegs satirisch.

*Die Überlegenheit schwebenden Denkens* nennt Schulze einen weiteren Grund für die langfristige Hegemonie des Steigerungsspiels. In der Lebensmittelsphäre zeigt sich das schwebende Denken unter anderem in der Markenmacht, der Marktkonzentration und Standardisierung. Wenn es nicht Produktmarken sind, dann Discountermarken, die dem Verbraucher eine Art immer gültiges Konzept anbieten, damit er sich mit dem Konkreten nicht aufhalten muss. Doch genau hier kommt der Vertrauensverlust in Hersteller und Kontrollinstanzen zum Tragen, den ich weiter oben ausführlich beschrieben habe und der als Folge der erfolgreichen Steigerung zu sehen ist. Im Steigerungsspiel führt dies zu neuem schwebenden Denken: zur Einführung von Qualitätssiegeln wie *bio* und *fair gehandelt*. Auf Seiten der Begegnung gibt es eine Gegenbewegung, deren Vertreter das *Handgemachte* schätzen, regionale Produkte suchen und wissen wollen, woher ihre Lebensmittel kommen. Das Steigerungsspiel schlachtet dies im Sinne der Erlebnisrationalität aus und führt den Wunsch nach Begegnung damit wieder ad absurdum. Dies spricht aber nur einen Teil der Verbraucher an – die anderen betrachten das Spiel mit dem zweiten Blick, der das Absurde erkennt. Hier verläuft die Linie, die die selbsternannten *LOHAS* von denen unterscheidet, die die Marketingabteilungen zu ihrer neuen potenten Zielgruppe ernannt hat (vgl. Abschnitt 4.1).

Der dritte Faktor, den ich hier ansprechen möchte, ist der *permanente Wertvorsprung*, den Schulze als eine Erklärung für die Überlegenheit des Steigerungsdenkens heranzieht. Nun ist es im Lebensmittelsektor kaum noch vorstellbar, welche alltagsverändernden Innovationen noch möglich sein könnten. Sei es die Verpackung, die Vereinfachung der Zubereitung, die Haltbarkeit oder die Überraschung mit neuen Aromen: Es sind allenfalls noch Kombinationen denkbar, Veränderungen des Aggregatzustands (wie derzeit der Erfolg von flüssigem Obst zeigt) und des Designs. Die Lebensmittelsphäre in einer Plateauphase zu sehen, erscheint plausibel, zumindest so lange, wie der Gentechnik keine höhere Akzeptanz zuteil wird. Im Paradigma der Begegnung kann Wertvorsprung allerdings nur in Singularität



bestehen. Der Erfolg der Personalisierung von Produkten wie *MyMuesli* etc. liegt in ihrem Wesen, Begegnung zu erzeugen. Annäherung wird aus Not zum Wirtschaftsprinzip, was als Zeichen dafür interpretiert werden kann, dass die Wertsteigerung durch Skaleneffekte und Erweiterung, Perfektionierung und Vermehrung an eine Grenze gestoßen ist. Die Personalisierung der Produkte könnte sich allerdings wiederum als eine weitere Zusatzfunktion herausstellen, mit der die Lebensmittel anzureichern sind und die einen neuen Steigerungspfad begründet. Dann hätte das Paradigma der Sachbezogenheit tatsächlich etwas inkorporiert, was dem Paradigma der Begegnung und der Annäherung entsprungen ist. Das würde wieder für seine Handlungsmacht sprechen.

Bleibt noch ein Erfolgsfaktor des Steigerungsspiels: *Defizite sind Ressourcen*. Hier fällt der Scheinwerfer auf Welthunger, vermeintliche und echte Ausbeutung der Bevölkerung in den Entwicklungsländern durch die Industrienationen, Pestizideinsatz durch Unwissende, Mangel an sauberem Wasser. Auch die Gentechnik kommt hier ins Spiel. Schulze spricht sie konkret an:

„Das jüngste Beispiel ist die Gentechnologie. Mit leichtem Kopfschütteln sieht die Menschheit sich selbst beim Sturm auf diesen Möglichkeitsraum zu. Nichts von dem, was sich als machbar herausstellt, unterbleibt etwa aus Risikoscheu.“ (ebd.:142)

Die Argumentation des Steigerungsspiels lautet, man könne die schmerzhaften Folgen der Steigerung nur durch neuen Fortschritt in den Griff bekommen. Diese Diagnose konnte ich anhand des empirischen Materials ebenfalls stellen, und zwar bezüglich der Gentechnik, der Welternährung und der Zivilisationskrankheiten. Allerdings zeigten die Ergebnisse der Untersuchung gerade beim Beispiel der Gentechnik, dass der Sturm auf den Möglichkeitsraum keineswegs so ungebremst ist, wie Schulze anklingen lässt – ganz im Gegenteil.

## Schluss. Das Sein ruft zum Diktat

Das Kategoriensystem aus „Die beste aller Welten“, ließ sich im vorangegangenen Kapitel in weiten Teilen an den empirischen Ergebnissen nachvollziehen. Es wurde deutlich, dass die Theorie der Zweigleisigkeit und das Ende der Hegemonie des Steigerungsspiels für die Sphäre der Lebensmittel mit ihren Orientierungsdimensionen ein hohes Erklärungs- und Deutungspotenzial hat.

In seinem Buch folgert Schulze unter anderem, dass die Gesellschaft mehr über Kultur wissen müsse, um das Absurde im Steigerungsspiel zu erkennen. Dabei übersieht er meines Erachtens, dass das Sein – zumindest in der Lebensmittelsphäre – in so manchem Aspekt das Können längst zum Diktat gerufen hat. Das mag daran liegen, dass nicht nur die Steigerung anthropologisch verankert ist, sondern auch das Spiel. Das Spiel ist auch in der Enklave des Seins zu finden und es wirkt fast so, als seien nicht nur *game* und *play* auf ihre Plätze verwiesen (das eine im Können, das andere im Sein), sondern als stünde darüber ein *Mastergame*, dessen Ziel darin besteht, zwischen den Enklaven und dem Funktionszusammenhang zu vermitteln. Schulze schreibt diese Aufgabe dem Steigerungsspiel zu. Ich aber meine, wir haben es mit einer neuen Art von Steuerung zu tun, die weder im Steigerungsspiel noch in der Sphäre der Begegnung zu verorten ist und deren Wesen erst noch untersucht werden muss. Denn interpretiert man die hier untersuchten Entwicklungen und setzt sie in den Bedeutungsrahmen des Könnens und des Seins, so wird deutlich, dass hier komplexes soziales Handeln geschieht, für dessen Erklärung die Steigerungslogik zu kurz greift, das Paradigma der Begegnung aber auch nicht ausreicht.

Mit der Einführung der Begriffe *Genuss* und *Reue* habe ich die Lebensmittelsphäre bereits von der Warte des Seins aus analysiert. Denn das Sein ist auf das Erreichen eines Ideals aus, auf eine Annäherung und im Hinblick auf die Defizite seiner Enklave vor allem auf Reinheit. Als störend empfunden werden mahnende Zeigefinger, die auf die dunkle Seite hinweisen, die Missstände. Die Ermahnungen kommen aus einer anderen Welt, sprechen eine andere Sprache und sind nicht anschlussfähig. Ein Fall von Inkommensurabilität. Die Enklave ist Hoheitsgebiet, und die Steigerungslogik steht machtlos am Rand und kann hier nichts ausrichten – also auch nicht vermitteln.

Die Akteure des Steigerungsspiels, und zwar in erster Linie die Verbraucher selbst, haben den subjektiven Qualitätsmaßstäben eine Definitionsmacht verschafft, die am Anfang des Steigerungsspiels noch fehlte. Die konsequente Anwendung der Steigerungsmechanismen auf die Lebensmittelsphäre erzeugte Marktkonzentration, maximale Distanz von Herstellungsprozess und Verzehrprozess, Vertrauensbruch und Vertrauensverlust,

Wohlstandsmehrung, Mediatisierung und Demokratisierung des Zugangs zu Wissen und Information. Dies führte zu Phänomenen, die sich in den *Spiegel*-Daten zeigten: Entzauberung der Lebensmittel, regulierende Deregulierung, Verganzheitlichung und Individualisierung in der Ernährungswissenschaft, Orientierungsbrüche durch den hinkenden Wechsel von Kausalwissen 1 und Kausalwissen 2.

Aus diesen Entwicklungen erwuchs die neue Konsumentenschaft, die vor allem durch Konzentration, schwebendes Wissen, Nachfragermarkt und regulierende Deregulierung eine neue Definitionsmacht erlangt hat. Diese Macht orientiert sich aber nicht ausschließlich an objektiven, vertikalen Werten. Denn Eindeutigkeit und Objektivität haben in Sachen Lebensmittel keine ausreichende Glaubwürdigkeit bewiesen, das schwebende Wissen hat sich nicht als der Weisheit letzter Schluss ausgezeichnet, und sowohl *Erziehung* als auch *Mission*, die anfänglichen Laternen der Orientierungsmuster, haben an Leuchtkraft eingebüßt.

Vielleicht ist die Sphäre der Lebensmittel deshalb so gut geeignet, zu erkunden, was passiert, wenn in einem Bereich das Sein an Macht gewinnt, weil sie schon immer mehr oder weniger auf den zwei Beinen<sup>109</sup> *Essen* und *Ernährung* stand und wesensmäßig eine genuin subjektive und einsame Seite mit einer genuin objektiven und materiellen Seite verbindet. So gesehen ist die Lebensmittelsphäre der Igel in der Geschichte – und ist jedesmal *bereits da*.

Doch die subjektiven Qualitätsmaßstäbe haben Zuwachs erhalten. Durch den Verlust an Eindeutigkeit und Objektivität lässt sich nicht mehr nur über Geschmack (nicht) streiten, sondern auch darüber, was für den einzelnen Körper gesund ist und was schädlich, welches Lebensmittel dem Rest der Welt gut tut oder schadet, und ob es darauf überhaupt ankommt.

Die Subjektivierung hat drei beobachtete Konsequenzen:

Zum *einen* versorgt sie – wie dies Schulze für die Wunschmaschine des Seins offenlegt – das Steigerungsspiel mit neuer Nahrung. Sein ohne Können geht nicht, genauso wenig wie Wohnen ohne Haus. Es werden also neue Steigerungspfade angestoßen (wie der der Biobranche) und es entstehen Anregungen für Erweiterung, Perfektionierung und Vermehrung, ohne die das Steigerungsspiel verhungern müsste. Sie sind natürlich derselben Gefahr des Absurden ausgesetzt wie alle Steigerungspfade – was auch immer ihre Wurzel sein mag.

Zum *zweiten* lagert die Logik des Seins tendenziell das Genussfeindliche aus der Enklave aus: ins Steigerungsspiel. Hier geschieht eine durchaus stimmige Arbeitsteilung. Die Gedanken um

---

<sup>109</sup> Diese Metapher ist dem Text von Schulze (1994) entlehnt „Gehen ohne Grund. Der hinkende Gang der Moderne“.

die Missstände soll sich der Funktionszusammenhang machen und die Enklave nicht mit Kleinklein belasten. Nur die Ergebnisse sind interessant – wichtig ist, was hinten rauskommt. Gentechnikfrei, biologisch erzeugt, fair gehandelt, ohne Konservierungsstoffe etc. Hier zeigt sich, welche selbstbewusste Rolle das Paradigma der Begegnung in der Sphäre der Lebensmittel eingenommen hat. Es hat das Paradigma der Sachbezogenheit buchstäblich zum Diktat gerufen und stößt die schmutzige Bedingungsarbeit an, die woanders mit ungebrochener Begeisterung erledigt wird. Hechelnd kommen die Akteure des Steigerungsspiels mit dem Ergebnis an und erwarten mit gesenktem Blick bangend das Urteil des Genießers, Nutzers und Lebensgestalters.

In *dritter* Konsequenz entwickelt sich eine neue Form von Projekten in der Gesellschaft. Womöglich findet man konkrete Hinweise darauf erst bei der Suche nach dem Mastergame. Denn wie schon weiter oben erläutert, ist es den Organisationen, die sich dem Verbraucherschutz und – global gesprochen – der Nachhaltigkeit verschrieben haben, gelungen, die Subjektivität der Qualitätsurteile zu nutzen, um objektive Gegebenheiten zu verändern. Während im Fall des Diktats die Definitionsmacht vom Sein ausgeht und das Können nachfolgt, haben wir es hier entweder mit einer ausgewogenen Selbstregulierung zu tun oder mit einem subtilen Einfluss der Kritik der Missstände auf die Kritik des entgangenen Glücks. Vermutlich ist beides der Fall. Sicher ist aber, dass sich diese Form der Interaktion zwischen Sein und Können bereits durch ein *hohes Maß an Kulturverständnis* und *Denken über das Denken* ausweist.

Hierin steckt ein Entwicklungspotenzial für neue kollektiv notwendige Steuerungs- und Vermittlungsinstitutionen, die dem modernen Individuum und dem sozialen wie technologischen Entwicklungsstand der Gesellschaft Rechnung tragen.

## Ein Dank

Mehr als eine bescheidene Geste kann dieser Dank am Ende meiner Arbeit nicht sein. Es ist unmöglich, alle gebührend zu würdigen, die mich in den vergangenen turbulenten vier Jahren begleitet haben. Ein paar wenige möchte ich aber doch nennen.

So danke ich meinen Eltern Helmut und Christa Wagner, die mein Projekt nie in Frage gestellt haben und mir durch ihr uneingeschränktes Vertrauen die größtmögliche Unterstützung geboten haben, die eine stets auf Eigenständigkeit bedachte Tochter von ihren Eltern wohl annehmen kann. Meine Schwester Andrea hat mich mit ihrer Unbeschwertheit und den fast täglichen kürzeren und längeren Skype-Unterhaltungen mehr motiviert, als sie vermutlich selbst ahnt. Ich danke ihr außerdem für die Gestaltung des Titelblatts.

Mit Jannika Mattes verbindet mich weit mehr als ein wechselseitiges „emotionales Doktorandenkolloquium“. Aber auch in dieser Hinsicht hat sie mal wieder wahre Wunder bewirkt. Roger Schmidt hat mich vor allem in der Anfangsphase stets ermutigt und unterstützt, auch ihm möchte ich dafür danken.

Ohne die Flexibilität meiner Vorgesetzten und Kollegen der xit GmbH wäre die Arbeit heute nicht fertig. Sie haben mir nicht nur eine längere Auszeit für die Arbeit an der Dissertation gewährt und mich so über den Berg gerettet. Auch wenn mein eigenes Vorhaben hin und wieder dem Handlungsdruck der Firmenprojekte nachgeben musste, so bot mir die freundschaftliche und vertrauensvolle Arbeitsatmosphäre den nötigen stabilen und zugleich flexiblen Rahmen, um die wenige Zeit, die neben xit und Unibetrieb blieb, für meine wissenschaftliche Arbeit zu nutzen.

Drei Personen haben mich mehr als alle anderen immer wieder bestärkt, diese Arbeit zu schreiben und bei allen tiefgreifenden Zweifeln meinem Stil und meinen eigenen kognitiven Wegen zu vertrauen. Das ist allen voran mein Doktorvater Gerhard Schulze, von dem ich zudem über einige Jahre hinweg Unschätzbares lernen durfte; in seinen Veranstaltungen, aber vor allem, indem wir gemeinsam gedacht, gelacht und an Texten gearbeitet haben. Er war das Beste, was mir in Sachen persönlicher Bildung und Entwicklung passieren konnte. Ihm gilt daher mein ganz besonderer Dank. An dieser Stelle möchte ich außerdem Horst Pöhlmann und Gina Schulze nicht unerwähnt lassen. Während der eine kurz nach dem Abitur bedauern musste, dass mich sein Wirken, welches ich immer aufs Äußerste geschätzt habe, nicht zu einem Germanistikstudium führte, bestärkte mich die andere in meinem Bestreben, die Freude an der Sprache und die Faszination an der Soziologie miteinander zu verbinden.

Mein größter Dank gebührt Michael Löwe, der mich mit griechischer Lebenslust gerade dann an die Bedeutung der nächsten Dinge erinnert hat, wenn die Textarbeit besonders mühsam war

oder die Anforderungen meiner drei bis vier unterschiedlichen Arbeitswelten gerade in der Schlussphase gar sehr an mir gezerrt haben. Jene zahlreichen Arbeitsnächte, die wir gemeinsam – konzentriert und schweigend, jeder in seine Aufgaben vertieft – durchwacht haben, waren die kreativsten, produktivsten und leichtfüßigsten.

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1.1-1:	Übersicht über die vier Orientierungsmuster und ihre Modi	19
Abbildung 1.6-1:	Zusammenschau der vier Dimensionen	35
Abbildung 1.6-2:	Grafische Darstellung zweier hypothetischer Orientierungsprofile	37
Abbildung 2.1-1:	Methodologischer Individualismus und zeitlich ausgedehnte Kollektivbetrachtung im methodischen Vergleich	47
Abbildung 2.2-1:	„Umsatzentwicklung der Bio-Lebensmittel in Deutschland (ohne Genussmittel und Außer-Haus-Verzehr)“; Grafik entnommen aus Bund ökologische Lebensmittelwirtschaft e.V. (2009:17); Abdruck mit freundlicher Genehmigung	55
Abbildung 2.2-2:	„Umsätze mit Bio-Lebensmitteln in ausgewählten Ländern der EU und der USA 2007“; Grafik entnommen aus Bund ökologische Lebensmittelwirtschaft e.V. (2009:21); Abdruck mit freundlicher Genehmigung	56
Abbildung 2.2-3:	Entwicklung der Fairtrade-Produkte zwischen 1992 und 2009 in Deutschland. Transfair e.V. (2010); Abdruck mit freundlicher Genehmigung	61
Abbildung 2.3-1:	Die Ausbreitung des Fernsehens von 1956 bis 1975 (Schneller 2008); Abdruck mit freundlicher Genehmigung	67
Abbildung 2.4-1:	Leserschaftsanteile des <i>Spiegel</i> auf Basis Deutschland West nach Geschlecht (Quelle: Der <i>Spiegel</i> in der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse aus dem Jahren 1980-2005, Grafik zur Verfügung gestellt vom <i>Spiegel</i> -Verlag Abteilung Marktforschung)	73
Abbildung 2.4-2:	Leserschaftsanteile des <i>Spiegel</i> auf Basis Deutschland West nach Altersgruppen (Quelle: Der <i>Spiegel</i> in der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse aus dem Jahren 1980-2005, Grafik zur Verfügung gestellt vom <i>Spiegel</i> -Verlag Abteilung Marktforschung)	74
Abbildung 2.4-3:	Leserschaftsanteile des <i>Spiegel</i> auf Basis Deutschland West nach „sympathischste Partei“ Teil 1 (Quelle: Der <i>Spiegel</i> in der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse aus dem Jahren 1980-2005, Grafik zur Verfügung gestellt vom <i>Spiegel</i> -Verlag Abteilung Marktforschung)	75
Abbildung 2.4-4:	Leserschaftsanteile des <i>Spiegel</i> auf Basis Deutschland West nach „sympathischste Partei“ Teil 2 (Quelle: Der <i>Spiegel</i> in der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse aus dem Jahren 1980-2005, Grafik zur Verfügung gestellt vom <i>Spiegel</i> -Verlag Abteilung Marktforschung)	75
Abbildung 2.4-5:	Leserschaftsanteile des <i>Spiegel</i> auf Basis Deutschland West nach Schulbildung (Quelle: Der <i>Spiegel</i> in der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse aus dem Jahren 1980-2005, Grafik zur	76

	Verfügung gestellt vom <i>Spiegel</i> -Verlag Abteilung Marktforschung)	
Abbildung 2.4-6:	Die Entwicklung der Druckauflage und der verkauften Auflage des <i>Spiegel</i> seit seinem ersten Erscheinen 1947	77
Abbildung 2.4-7:	Zahl der Artikel die jeweils innerhalb eines Codes bzw. Subcodes analysiert wurden. Insgesamt: 561	83
Abbildung 2.4-8:	Relative Verteilung der Subcodierungen von <i>Spiegel</i> -Artikeln zum Thema „Verunreinigung von Lebensmitteln“ in der Stichprobe (Summe der Codierungen: 252, Summe der Texte: 148)	84
Abbildung 3.2.1-1:	Analytische Darstellung der Kategorienzusammenhänge innerhalb des Physisch-Instrumentellen nach dem praktischen Syllogismus	107
Abbildung 3.2.2-1:	<i>Krankheit * Verunreinigung Umwelt</i> oder <i>Verursacher/Vermeider</i> Kreuztabelle	111
Abbildung 3.3-1:	Übersicht über die Anzahl der Codierungen <i>Krankheit</i>	114
Abbildung 3.3-2:	Übersicht über die Anzahl der Codierungen <i>Krankheit</i> im Zeitverlauf	115
Abbildung 3.3-3:	Übersicht über die in der <i>Spiegel</i> -Stichprobe angeführten krebsauslösenden Stoffe in Nahrungsmitteln im Zeitverlauf (Zahl der Artikel, die mindestens einen Minimal-Zusammenhang herstellten)	116
Abbildung 3.3-4:	Übersicht über die Anzahl der Codierungen <i>Herz-Kreislauf-Erkrankungen</i> im Zeitverlauf	122
Abbildung 3.3-5:	Übersicht über die Anzahl der Codierungen <i>Functional Food</i> und <i>Fitness/Wellness</i> im Zeitverlauf	132
Abbildung 3.3-6:	Übersicht über die Anzahl der Codierungen <i>Fettleibigkeit</i> im Zeitverlauf	138
Abbildung 3.4-1:	Verteilung der <i>Spiegel</i> -Artikel im Code <i>Verunreinigung</i> von Lebensmitteln in der Stichprobe im Zeitverlauf (n=159 bezieht sich auf die Zahl der Artikel, die mit den Subcodes in der Legende codiert wurden)	146
Abbildung 3.4-2:	Verteilung der <i>Spiegel</i> -Artikel im Code <i>Verunreinigung</i> von Lebensmitteln in der Stichprobe im Zeitverlauf ohne die Kategorie <i>BSE</i> im Vergleich	147
Abbildung 3.4-3:	Anzahl der codierten <i>Spiegel</i> -Artikel im Subcode <i>Verursacher/Vermeider</i> und <i>BSE</i> von Lebensmittelverunreinigungen in der Stichprobe im Zeitverlauf	152
Abbildung 3.4-4:	Anzahl der codierten <i>Spiegel</i> -Artikel im Subcode <i>Umweltverschmutzung</i> von Lebensmittelverunreinigungen in der Stichprobe im Zeitverlauf	155
Abbildung 3.4-5:	Anzahl der codierten <i>Spiegel</i> -Artikel im Subcode <i>neue Zusammenhänge</i> von Lebensmittelverunreinigungen in der Stichprobe im Zeitverlauf	157
Abbildung 3.4-6:	Anzahl der codierten <i>Spiegel</i> -Artikel im Subcode <i>BSE</i> von Lebensmittelverunreinigungen in der Stichprobe im Zeitverlauf	165
Abbildung 4.4-1:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die den Subcodes des Fingerabdruckdenkens zugeordnet wurden	191



## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 4.4-2:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die den Subcodes der Thematik Hintergrund zugeordnet wurden	192
Abbildung 4.4-3:	Kartoffelknappheit (197605084)	196
Abbildung 4.4-4:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode <i>Preis-Leistungs-Verhältnis</i> zugeordnet wurden	211
Abbildung 4.4-5:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode <i>Institutionalisierter Verbraucherschutz</i> zugeordnet wurden	214
Abbildung 4.4-6:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode Innovationen zugeordnet wurden	219
Abbildung 4.4-7:	Zahl neuer Getränkeprodukte 1999 bis 2006; Quelle: „Zahl neuer Artikel im Lebensmitteleinzelhandel 1999-2006“ (EHI Retail Institute GmbH 2006:300)	221
Abbildung 4.5-1:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Code <i>Ökologische und kulturelle Aspekte</i> zugeordnet wurden	235
Abbildung 4.5-2:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode <i>Landwirtschaft und ihre Formen</i> zugeordnet wurden	236
Abbildung 4.5-3:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode <i>Tier- und Artenschutz</i> zugeordnet wurden	248
Abbildung 4.5-4:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode <i>Gentechnik</i> zugeordnet wurden	263
Abbildung 4.5-5:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode <i>Regionalität</i> zugeordnet wurden	277
Abbildung 4.5-6:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode <i>Projekte in der Gesellschaft</i> zugeordnet wurden	280
Abbildung 4.5-7:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Code <i>Ökonomische und politische Bedingungen</i> zugeordnet wurden	285
Abbildung 4.5-8:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode <i>Einzelhandel</i> zugeordnet wurden	286
Abbildung 4.5-9:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode <i>Fairtrade</i> zugeordnet wurden	290
Abbildung 4.5-10:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode <i>Weltmarkt und politische Verflechtungen</i> zugeordnet wurden	292
Abbildung 4.5-11:	Übersicht über die Anzahl der Artikel, die dem Subcode <i>Welternährung</i> zugeordnet wurden	301
Abbildung 4.5-12:	Übersicht über verschiedene Sichtweisen auf die Welternährung der Stichprobe im Zeitverlauf (Orange: Nahrungsmittelversorgung, Blau: Wasserversorgung, Gelb: Versorgung mit Fisch)	306
Abbildung 4.5-13:	„Völlerei und Hunger in der Welt“ (197723115)	308

## Literatur

- 3sat.online (Hg.) (2001): Agropolis. Die Vision der Präzisionslandwirtschaft. Online verfügbar unter <http://www.3sat.de/dynamic/sitegen/bin/sitegen.php?tab=2&source=/nano/bstuecke/15696/index.html>, zuletzt aktualisiert am 15.02.2001, zuletzt geprüft am 30.07.2009.
- 3sat.online (Hg.) (2004): Sprengstoff für zarteres Fleisch. Versuche in den USA. Online verfügbar unter <http://www.3sat.de/dynamic/sitegen/bin/sitegen.php?tab=2&source=/nano/bstuecke/62947/index.html>, zuletzt aktualisiert am 25.02.2004, zuletzt geprüft am 21.05.2009.
- Allan, Tony (1998): Watersheds and Problemsheds: Explaining the Absence of Armed Conflict over Water in the Middle East. In: Middle East Review of International Affairs, Jg. 2, H. 1.
- Allpharm Vertriebs GmbH (Hg.) (2006): Slim Fast-Produkte. Das Geheimnis liegt in der Rezeptur. Online verfügbar unter <http://www.slimfast.de/products/products.asp>, zuletzt aktualisiert am 05.06.2006, zuletzt geprüft am 05.06.2006.
- Alvensleben, Reimar von (1998): Risikowahrnehmung des Verbrauchers: Woraus resultiert die Verunsicherung. In: BLL-Schriftenreihe, H. 127, S. 28–43.
- Andersen, Arne (1997): Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute. Frankfurt am Main, New York: Campus-Verlag.
- Angres, Volker; Hutter, Claus-Peter; Ribbe, Lutz (2001): Futter fürs Volk. Was die Lebensmittelindustrie uns auftischt. München: Droemer.
- Arbeitsgemeinschaft Media-Analyse e. V. (ag.ma) (Hg.) (Verschiedene Jahre): Pressemedien.
- Atkins, Peter; Bowler, Ian (2001): Food in Society. Economy, Culture, Geography. London, New York: Arnold.
- Atkinson, Paul (1983): Eating Virtue. In: Murcott, Anne (Hg.): The Sociology of Food and Eating. Essays on the Sociological Significance of Food. Aldershot: Ashgate Publishing Group, S. 9–17.
- Aubry, Lutz (1987): Von der tiefgefrorenen Erbse zum kompletten Feinschmeckermenü. In: Protzner, Wolfgang (Hg.): Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland.

- Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 35), S. 137–144.
- Barlösius, Eva (1987): Riechen und Schmecken - Riechendes und Schmeckendes. Ernährungssoziologische Anmerkungen zum Wandel der sinnlichen Wahrnehmung beim Essen, dargestellt an den Beispielen der 'grande cuisine' Frankreichs und der modernen Aromenherstellung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 39, S. 347–366.
- Barlösius, Eva (1997): Naturgemäße Lebensführung. Zur Geschichte der Lebensreform um die Jahrhundertwende. Frankfurt/Main: Campus-Verlag.
- Barlösius, Eva (1999): Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung. Weinheim: Juventa-Verlag (Grundlagentexte Soziologie).
- Barlösius, Eva; Bruse, Maike (Juni 2005): Der BSE-Diskurs als Beispiel politischer Ernährungskommunikation. Unter Mitarbeit von Renate Rehaag und Frank Waskow. (Diskussionspapiere Ernährungswende, 9).
- Bartens, Werner (2008): Das neue Lexikon der Medizin-Irrtümer. noch mehr Halbwahrheiten, Vorurteile, fragwürdige Behandlungen. Ungekürzte Taschenbuchausg. München u.a.: Piper (Serie Piper, 4926).
- Baumgartner, Judith (1998): Vegetarismus. In: Kerbs, Diethart (Hg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen. 1880-1933. Wuppertal: Hammer, S. 127–139.
- Baumgartner, Judith (1998): Ernährungsreform. In: Kerbs, Diethart (Hg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen. 1880-1933. Wuppertal: Hammer, S. 115–126.
- Baur, Nina (2008): Das Ordinalskalensproblem. In: Baur, Nina; Fromm, Sabine (Hg.): Datenanalyse mit SPSS für Fortgeschrittene. Ein Arbeitsbuch. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 279–290.
- Baur, Nina; Fromm, Sabine (Hg.) (2008): Datenanalyse mit SPSS für Fortgeschrittene. Ein Arbeitsbuch. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Bayer, Otto; Kutsch, Thomas; Ohly, H. Peter (1999): Ernährung und Gesellschaft. Forschungsstand und Problembereiche. Opladen: Leske und Budrich.
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und

- Identitäten. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt. Göttingen, Sonderband 2, S. 35–74.
- Beck, Ulrich (1997): Was ist Globalisierung. Irrtümer des Globalismus - Antworten auf Globalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (2007): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Erstausg., [Nachdr.][Original 1986]. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Best, Henning; Hagenah, Jörg (2006): Vom persönlichen um telefonischen Interview: Probleme der Stichproben-Zusammensetzung und des Antwortverhaltens. In: Hagenah, Jörg; Meulemann, Heiner (Hg.): Sozialer Wandel und Mediennutzung in der Bundesrepublik Deutschland. München: LIT Verlag, S. 35–56.
- Binder, Ina (2001): Ernährungsverhalten außer Haus in der Bundesrepublik Deutschland. München: Utz.
- Binner, Susanne (2007): Ökolabeling im Lebensmittelhandel. Sinn und Unsinn von Biomarken im Lebensmittelsektor. Saarbrücken: VDM Verl. Müller.
- Birnbaum, Günter (1996): Markttrends = Geschmackstrends. In: Südzucker AG (Hg.): De gustibus (non?) est disputandum. Geschmack als Erfolgsgarant im Markt für Lebensmittel. 23. Südzucker Symposium, 21. März 1996, Bad Dürkheim. Mannheim, Ochsensfurt, S. 114–139.
- Blaxter, Mildred; Paterson, Elizabeth (1983): The Goodness ist Out of It. the Meaning of Food in Two Generations. In: Murcott, Anne (Hg.): The Sociology of Food and Eating. Essays on the Sociological Significance of Food. Aldershot: Ashgate Publishing Group, S. 95–105.
- Blimlinger, Eva (1998): Wie die Konserven in die Büchsen kamen. In: Wächter, Christine (Hg.): Technik Gestalten. Interdisziplinäre Beiträge zu Technikforschung und Technologiepolitik. München/Wien, S. 216–272.
- Böcher, Hans-Georg (1999): Kulturgut Verpackung. ein Beitrag zur Kulturgeschichte eines künstlerischen Mediums. Kaiserslautern: CP Schmidt Verpackungs-Werk [u.a.].
- Bode, Kirsten (2006): Omega-3-Fettsäuren. Medizinische Wunderwaffe. zdf. Online verfügbar unter <http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/7/0,1872,1015591,00.html>, zuletzt geprüft am 05.06.2006.
- Bohnsack, Ralf (1992): Dokumentarische Interpretation von Orientierungsmustern. Verstehen - Interpretieren - Typenbildung in wissenssoziologischer Analyse. In: Meuser, Michael; Sackmann, Reinhold (Hg.): Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft (Bremer soziologische Texte, 5), S. 139–160.

- Bosch, Gabi; Großmann, Rolf (1992): Instantpulver und Videoclips. Parallelen einer ökonomischen Entwicklung. In: Schneider, Irmela (Hg.): Amerikanische Einstellung. Deutsches Fernsehen und US-amerikanische Produktionen; 112. Heidelberg: Winter, Carl.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt. Göttingen, S. 183–198.
- Bourdieu, Pierre (2006): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. [17. Dr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brähler, Elmar; Merbach, Martin (2006): Geschlechtsspezifisches Gesundheitsverhalten als Ursache für Mortalitätsunterschiede gleichstellungspolitischer Folgerungen. In: Geppert, Jochen; Kühl, Jutta (Hg.): Gender und Lebenserwartung. Bielefeld: Kleine, S. 92–112.
- Braig, Marianne (1993): Von der Hausfrau zur doppeltbelasteten Halbverdienerin - Familienformen, Frauenarbeit und Sozialstaat. In: Voy, Klaus; Polster, Werner; Thomasberger, Claus (Hg.): Gesellschaftliche Transformationsprozesse und materielle Lebensweise. Marburg: Metropolis-Verlag (Beiträge zur Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (1949 - 1989), 2).
- Braig, Marianne; Lohauß, Peter; Polster, Werner; Voy, Klaus (1993): Projekte der Moderne und Modernisierungen. Das späte Wirklichwerden der modernen Lebensweise. In: Voy, Klaus; Polster, Werner; Thomasberger, Claus (Hg.): Gesellschaftliche Transformationsprozesse und materielle Lebensweise. Marburg: Metropolis-Verlag (Beiträge zur Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (1949 - 1989), 2), S. 23–80.
- Brand, Karl-Werner (1999): Transformationen der Ökologiebewegung. In: Klein, Ansgar; Hasse, Michael (Hg.): Neue soziale Bewegungen. Impulse, Bilanzen und Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 237–256.
- Breuss, Susanne (2005): Eiskaltes Schlaraffenland. Kühltechnik, Ernährung und Konsum in der "Wirtschaftswunder"-Zeit. In: Breuss, Susanne (Hg.): Die Sinalco-Epoche. Essen, Trinken, Konsumieren nach 1945. Wien: Czernin, S. 96–108.
- Brewer, John (1997): Was können wir aus der Geschichte der frühen Neuzeit für die moderne Konsumgeschichte lernen. In: Siegrist, Hannes; Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen (Hg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert). Frankfurt am Main, S. 51–74.
- Bruch, Hilde (1997): Body Image and Self-Awareness. In: Counihan, Carole; Esterik, Penny Van (Hg.): Food and Culture. A Reader. New York, London: Routledge, S. 211–225.

- Brug, Johannes; Assema, Patricia van (2001): Beliefs About Fat. Why Do We Hold Beliefs About Fat and Why and How Do We Study these Beliefs. In: Frewer, Lynn J.; Risvik, Einar; Schifferstein, Hendrik (Hg.): Food, People and Society. A European Perspective of Consumers Food Choices. Berlin, Heidelberg, New York: Springer, S. 39–54.
- Brundtland, Gro Harlem; Hauff, Volker (Hg.) (1987): Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Greven.
- Brunner, Karl-Michael; Schönberger, Gesa U. (Hg.) (2005): Nachhaltigkeit und Ernährung. Produktion - Handel - Konsum. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Bühl, Walter L. (2003): Historische Soziologie. Theoreme und Methoden. Münster: LIT.
- Bund ökologische Lebensmittelwirtschaft e.V. (Hg.) (2009): Zahlen, Daten, Fakten: Die Biobranche 2009. Online verfügbar unter [http://www.boelw.de/uploads/media/pdf/Dokumentation/Zahlen\\_\\_Daten\\_\\_Fakten/ZDF\\_gesamt2009.pdf](http://www.boelw.de/uploads/media/pdf/Dokumentation/Zahlen__Daten__Fakten/ZDF_gesamt2009.pdf), zuletzt geprüft am 08.05.2009.
- Bundesamt für Verbraucherschutz und Lebensmittelsicherheit (Hg.) (2006): Novel Food. Online verfügbar unter [http://www.bvl.bund.de/nn\\_491406/DE/01\\_\\_Lebensmittel/07\\_\\_FuerAntragsteller/03\\_\\_NovelFood/novelFood\\_\\_node.html\\_\\_nnn=true](http://www.bvl.bund.de/nn_491406/DE/01__Lebensmittel/07__FuerAntragsteller/03__NovelFood/novelFood__node.html__nnn=true), zuletzt aktualisiert am 05.01.2006, zuletzt geprüft am 21.05.2009.
- Bundesinstitut für Risikobewertung (BfR) (Hg.) (2004): Nitrat in Rucola. Stellungnahme Nr. 004/2005 des BfR vom 8. Dezember 2004. Bundesinstitut für Risikobewertung (BfR).
- Bundesregierung (1998): Gesundheitsbericht für Deutschland. Gesundheitsberichterstattung des Bundes; Ergebnis eines Forschungsvorhabens gefördert durch das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie. Deutschland. Stuttgart.
- Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.) (2001): BSE und die Folgen. Krisen als Chance. In: Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, April 2001. Berlin.
- Bunke, Dirk (1998): Von der Ökobilanz zur Produktlinienanalyse. Status und Perspektiven. In: Wächter, Christine (Hg.): Technik Gestalten. Interdisziplinäre Beiträge zu Technikforschung und Technologiepolitik. München/Wien, S. 307–315.
- Busse, Tanja (2006): Die Einkaufsrevolution. Konsumenten entdecken ihre Macht. München: Karl Blessing Verlag.
- Chapagain, Ashok K.; Hoekstra, Arjen Y. (2003): The Water Needed to Have the Dutch Drink Coffee. Unesco Institute for Water Education. (Value of Water Research Report Series, No. 14). Online verfügbar unter

- <http://www.waterfootprint.org/Reports/Report14.pdf>, zuletzt aktualisiert am 13.07.2007, zuletzt geprüft am 13.07.2007.
- Chapagain, Ashok K.; Hoekstra, Arjen Y. (2007): The Water Footprint of Coffee and Tea Consumption in the Netherlands. In: Ecological Economics. Online verfügbar unter doi:10.1016/j.ecolecon.2007.02.022, zuletzt geprüft am 13.07.2007.
- Conze, Susanne (Hg.) (1999): Körper macht Geschichte - Geschichte macht Körper. Körpergeschichte als Sozialgeschichte. Bielefeld: Verl. für Regionalgeschichte.
- Csikszentmihályi, Mihály (2008 [1990]): Flow. Das Geheimnis des Glücks. 14. Aufl. Stuttgart: J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
- Dackweiler, Regina; Schäfer, Reinhild (1999): Lokal - national - international. Frauenbewegungspolitik im Rück- und Ausblick. In: Klein, Ansgar; Hasse, Michael (Hg.): Neue soziale Bewegungen. Impulse, Bilanzen und Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 199–224.
- Daiber, Karl-Fritz (1995): Religion unter den Bedingungen der Moderne. Die Situation in der Bundesrepublik Deutschland. Marburg: Diagonal-Verlag.
- DasErste (Hg.) (2007): W wie Wissen - Wahr oder falsch? Zartes Fleisch durch Sprengen. Online verfügbar unter [http://www.daserste.de/wwiewissen/beitrag\\_dyn~uid,05nurffsbo09hy9j~cm.asp](http://www.daserste.de/wwiewissen/beitrag_dyn~uid,05nurffsbo09hy9j~cm.asp), zuletzt aktualisiert am 01.04.2007, zuletzt geprüft am 21.05.2009.
- DasErste.de (Hg.) (o.J.): Expeditionen ins Tierreich. Heinz Sielmann - Biografie. NDR. Online verfügbar unter <http://daserste.ndr.de/expeditioneninstierreich/erste2166.html>, zuletzt geprüft am 30.07.2009.
- Degele, Nina (2002): Einführung in die Techniksoziologie. München: Fink (UTB für Wissenschaft Soziologie, 2288).
- Deneke, Christiane; Bruns, Hilke (2006): "Essen kochen" in der Jugendarbeit. Modellprojekt "Selbst is(s)t der Mann". In: Kolip, Petra; Altgeld, Thomas (Hg.): Geschlechtergerechte Gesundheitsförderung und Prävention. Theoretische Grundlagen und Modelle guter Praxis. Weinheim: Juventa-Verlag, S. 103–110.
- Deutsche Bundesbank (Hg.) (2007): Der private Konsum seit der deutschen Wiedervereinigung. (Monatsbericht, September 2007).
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. (Hg.) (1980): Ernährungsbericht 1980. Frankfurt am Main.

- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. (Hg.) (1984): Ernährungsbericht 1984. Frankfurt am Main.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. (Hg.) (1992): Ernährungsbericht 1992. Frankfurt am Main.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. (Hg.) (1996): Ernährungsbericht 1996. Frankfurt am Main.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. (Hg.) (1999): Ernährungsbericht 1988. Frankfurt am Main.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. (Hg.) (2000): Ernährungsbericht 2000. Frankfurt am Main.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. (Hg.) (2004): Ernährungsbericht 2004. Frankfurt am Main.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e. V. (Hg.) (2008): Ernährungsbericht 2008. Frankfurt am Main.
- Deutsches Institut für Erwachsenenbildung (Hg.) (2007). Online verfügbar unter [http://www.die-bonn.de/service/bibliothek\\_archive/programmarchiv.asp](http://www.die-bonn.de/service/bibliothek_archive/programmarchiv.asp), zuletzt geprüft am 19.09.2007.
- Die Verbraucherinitiative e.V. (Bundesverband) (Hg.) (2006): Label Datenbank. Online verfügbar unter <http://www.label-online.de/>, zuletzt geprüft am 22.07.2009.
- Die Verbraucherinitiative e.V. (Bundesverband) (Hg.) (2009): Wir über uns. Online verfügbar unter <http://www.verbraucher.org/verbraucher.php/cat/77/title/%DCber+uns>, zuletzt geprüft am 30.07.2009.
- Dippelhofer-Stiem, Barbara (2008): Gesundheitssozialisation. Theoretische und empirische Analysen zur Genese des subjektiven Gesundheitsbildes. Weinheim: Juventa-Verlag.
- Dunk, Herrmann W. von der (2004): Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts. 2 Bände. München: Deutsche Verlags-Anstalt (1).
- Durant, John; Bauer, Martin W.; Gaskell, George (1998): Biotechnology in the public sphere. A European sourcebook. London: Science Museum.
- Durkheim, Emile (1999): Der Selbstmord. 7. Auflage [Original 1897]. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eberle, Ulrike; Fritsche, Uwe R.; Hayn, Doris; Rehaag, Renate; Simshäuser, Ulla; Stieß, Immanuel; Waskow, Frank (Juni 2005): Nachhaltige Ernährung. Ziele, Problemlagen und Handlungsbedarf im gesellschaftlichen Handlungsfeld Umwelt-Ernährung-Gesundheit. (Diskussionspapiere Ernährungswende, 4).



- Eberle, Ulrike; Hayn, Doris; Rehaag, Renate, et al. (Hg.) (2006): Ernährungswende. Eine Herausforderung für Politik, Unternehmen und Gesellschaft. München: ökom.
- Eco, Umberto (2004): Die Geschichte der Schönheit. München, Wien: Carl Hanser Verlag.
- Eco, Umberto (2007): Die Geschichte der Häßlichkeit. München: Carl Hanser Verlag.
- Eder, Franz X. (2005): Vom Mangel zum Wohlstand. Konsumieren in Wien 1945-1980. In: Breuss, Susanne (Hg.): Die Sinalco-Epoche. Essen, Trinken, Konsumieren nach 1945. Wien: Czernin, S. 24–33.
- Eder, Klaus (1987): Die Vergesellschaftung der Natur. Studien zur sozialen Evolution der Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- EHI Retail Institute GmbH (Hg.) (2006): Handel aktuell. Struktur, Kennzahlen und Profile des deutschen und internationalen Handels. Ausgabe 2006/2007. Köln.
- Ellerbrock, Karl-Peter (1987): Lebensmittelqualität vor dem Ersten Weltkrieg. Industrielle Produktion und staatliche Gesundheitspolitik. In: Teuteberg, Hans Jürgen (Hg.): Durchbruch zum modernen Massenkonsum. Lebensmittelmärkte und Lebensmittelqualität im Städtewachstum des Industriezeitalters. Münster: Copenrath, S. 127–188.
- Elmadfa, Ibrahim; Weichselbaum, Elisabeth (2005): On the Nutrition and Health Situation in the European Union (Ernährung und Gesundheit in der EU. In: Journal of public health: Zeitschrift für Gesundheitswissenschaften, Jg. 13, H. 2, S. 62–68.
- Empacher, Claudia (2000): Zielgruppen ökologischen Konsumverhaltens. In: Ökologisches Wirtschaften, H. 2, S. 10–12.
- Empacher, Claudia (2003): Was kommt auf den Teller. Lebensstile und nachhaltige Ernährung. Beitrag auf dem 6. aid-Forum am 27.5.2003 in Bonn: "Nachhaltig ackern und essen - Praxisfähige Modelle für Ernährung und Landwirtschaft". Online verfügbar unter <http://orgprints.org/000001701/>, zuletzt geprüft am 22.07.2009.
- Enzensberger, Hans Magnus (1965): Einzelheiten I. Die Bewußtseins-Industrie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Escher, Felix (2003): Lebensmittelverarbeitung. Von der Empirie zur Wissenschaft. In: Escher, Felix; Buddeberg, Claus (Hg.): Essen und Trinken zwischen Ernährung, Kult und Kultur. Zürich, S. 85–109.
- European Communities (Hg.) (2001): Consumers in Europe. Facts and Figures. Data 1996-2000. Luxemburg. Online verfügbar unter [http://ec.europa.eu/consumers/topics/catalogue\\_eurostat\\_en.pdf](http://ec.europa.eu/consumers/topics/catalogue_eurostat_en.pdf), zuletzt geprüft am 30.07.2009.

- Farkas, Reinhard (2008): Alternative Landwirtschaft/Biologischer Landbau. In: Bauer, Ulrich; Bittlingmayer, Uwe H.; Richter, Matthias (Hg.): Health Inequalities: Determinanten und Mechanismen gesundheitlicher Ungleichheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 301–313.
- Festinger, Leon; Irle, Martin; Möntmann, Volker (1978): Theorie der kognitiven Dissonanz. Bern: Huber.
- Feuerbach, Ludwig (1982): Das Geheimnis des Menschen oder Der Mensch ist, was er ißt. In: Feuerbach, Ludwig: Gesammelte Werke. Band 10. Kleinere Schriften IV (1851-1866). Berlin .
- Fischer, Ludger (2009): Kleines Lexikon der Küchenirrtümer. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Foodwatch e.V. (Hg.) (2009): foodwatch kämpft für die Rechte der Verbraucher. Online verfügbar unter [http://foodwatch.de/ueber\\_uns/index\\_ger.html](http://foodwatch.de/ueber_uns/index_ger.html), zuletzt aktualisiert am 07.01.2009, zuletzt geprüft am 28.07.2009.
- Foodwatch e.V. (Hg.) (2010): foodwatch als Förderer unterstützen. Online verfügbar unter [http://foodwatch.de/spender\\_\\_unterstuetzer/mitglied\\_werden/index\\_ger.html](http://foodwatch.de/spender__unterstuetzer/mitglied_werden/index_ger.html), zuletzt geprüft am 03.06.2010.
- franchise-net GmbH (Hg.) (1996-2008): Franchise Systeme im Fokus. Online verfügbar unter [http://www.franchise-net.de/applications/fn\\_app/app/showsystem.asp?sysid=4572](http://www.franchise-net.de/applications/fn_app/app/showsystem.asp?sysid=4572), zuletzt geprüft am 21.05.2009.
- Frei, Norbert (1991): Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit. München: Oldenbourg (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer).
- Freimuth, Torsten (1999): Körper und Selbstthematisierung in der mittelalterlichen Beichtpraxis. In: Conze, Susanne (Hg.): Körper macht Geschichte - Geschichte macht Körper. Körpergeschichte als Sozialgeschichte. Bielefeld: Verl. für Regionalgeschichte, S. 166–190.
- Frewer, Lynn J.; Risvik, Einar; Schifferstein, Hendrik (Hg.) (2001): Food, People and Society. A European Perspective of Consumers Food Choices. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Friebe, Holm; Ramge, Thomas (2008): Marke Eigenbau. Der Aufstand der Massen gegen die Massenproduktion. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Friessl, Christian; Polak, Regina (2002): Teil I: Theoretische Weichenstellungen. In: Polak, Regina (Hg.): Megatrend Religion. Neue Religiositäten in Europa. Ostfildern: Schwabenverlag, S. 25–106.

- Fritzen, Florentine (2006): *Gesünder leben. Die Lebensreformbewegung im 20. Jahrhundert.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag (Frankfurter Historische Abhandlungen, 45).
- Garnier, L'ORÉAL Deutschland GmbH (Hg.) (2009): *Unsere Produkte/Gesichtspflege/Nahrologie.* Online verfügbar unter [http://www.garnier.de/\\_de/\\_de/our\\_products/products\\_trade.aspx?tpcode=OUR\\_PRODUCTS^PRD\\_SKINCARE^DULL\\_SKIN^DULL\\_SKIN\\_BENEFITS](http://www.garnier.de/_de/_de/our_products/products_trade.aspx?tpcode=OUR_PRODUCTS^PRD_SKINCARE^DULL_SKIN^DULL_SKIN_BENEFITS), zuletzt geprüft am 18.08.2009.
- Geiselberger, Heinrich (Hg.) (2007): *Und jetzt. Politik, Protest und Propaganda.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geißler, Rainer (1990): *Schichten in der postindustriellen Gesellschaft. Die Bedeutung des Schichtbegriffs für die Analyse unserer Gesellschaft.* In: Berger, Peter A.; Hradil, Stefan (Hg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt.* Göttingen, Sonderband 7, S. 81–101.
- Geißler, Rainer (1994): *Die pluralistische Schichtstruktur der modernen Gesellschaft: Zur aktuellen Bedeutung des Schichtbegriffs.* In: Geißler, R. (Hg.): *Soziale Schichtung und Lebenschancen in Deutschland.* 2. Auflage. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 6–36.
- Gelbert, Julia (2001): *Die Risikobewältigung im Lebensmittelrecht auf internationaler, europäischer und nationaler Ebene. Unter besonderer Berücksichtigung des Hormonfalls, der BSE-Krise und gentechnischer Verfahren bei der Lebensmittelherstellung und unter Beachtung des Vorsorgeprinzips.* Bayreuth.
- Georg, Werner (1998): *Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie.* Opladen: Leske und Budrich.
- Glaser, Hermann (2002): *Kleine Kulturgeschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert.* München: Verlag C.H. Beck.
- Görke, Alexander; Kohring, Matthias; Ruhrmann, Georg (2000): *Gentechnologie in der Presse. Eine internationale Langzeitanalyse von 1973 bis 1996.* In: *Publizistik*, Jg. 45, H. 1, S. 20–37.
- Grefe, Christiane (2006): *Wer's glaubt, isst selig. Lebensmittel sollen gesund machen: Mit Functional Food wollen Konzerne wie Nestlé ihre Gewinne steigern.* In: *Die Zeit*, Ausgabe 46, 09.11.2006, S. 48.
- Grimm, Fred (2006): *Shopping hilft die Welt verbessern. Der andere Einkaufsführer.* München: Goldmann.
- Grunwald, Armin; Kopfmüller, Jürgen (2006): *Nachhaltigkeit.* Frankfurt am Main: Campus-Verlag.

- Habermann-Horstmeier, Lotte (2007): Restriktives Essverhalten bei Frauen in Führungspositionen. Ein gesundheitlicher Risikofaktor. In: Zeitschrift für Praxis, Klinik, Forschung und Begutachtung in den Bereichen Arbeitshygiene, Betriebsmedizin ..., Jg. 42, H. 6, S. 326–337.
- Hafemann, Burkhard (1998): Aristoteles transzendentaler Realismus. Inhalt und Umfang erster Prinzipien in der „Metaphysik“. Berlin: de Gruyter.
- Hähne, Cornelia; Dümmler, Kerstin (2008): Einflüsse von Geschlecht und sozialer Ungleichheit auf die Wahrnehmung und den Umgang mit dem Körper im Jugendalter. In: Richter, Matthias; Hurrelmann, Klaus; Klocke, Andreas; Melzer, Wolfgang; Ravens-Sieberer, Ulrike (Hg.): Gesundheit, Ungleichheit und jugendliche Lebenswelten. Ergebnisse der zweiten internationalen Vergleichsstudie im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation WHO. Weinheim: Juventa-Verlag, S. 93–115.
- Harris, Marvin (1988): Wohlgeschmack und Widerwillen. Die Rätsel der Nahrungstabus. Stuttgart.
- Hartmann, Peter H. (1999): Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung. Opladen: Leske und Budrich.
- Haustein-Tessmer, Oliver (2007): Lidl steigt bei Biomarktkette Basic wieder aus. Herausgegeben von Welt-Online. Online verfügbar unter [http://www.welt.de/wirtschaft/article1348753/Lidl\\_steigt\\_bei\\_Biomarktkette\\_Basic\\_wieder\\_aus.html](http://www.welt.de/wirtschaft/article1348753/Lidl_steigt_bei_Biomarktkette_Basic_wieder_aus.html), zuletzt geprüft am 08.05.2009.
- Hayn, Doris; Eberle, Ulrike; Rehaag, Regine; Simshäuser, Ulla; Scholl, Gerd (2005): KonsumentInnenperspektive. Ein integrativer Forschungsansatz für sozial-ökologische Ernährungsforschung. Freiburg im Breisgau. (Diskussionspapiere Ernährungswende, Nr. 8).
- Hayn, Doris; Nölting, Benjamin; Voß, Jan Peter (2003): Methodenfragen der Nachhaltigkeitsforschung. Normativ, integrativ, partizipativ - aber wie. In: Volkens, Annette et al. (Hg.): Orte nachhaltiger Entwicklung: Transdisziplinäre Perspektiven. Tagungsband zum Kongress 20. bis 22. Juni 2003 in Hamburg. Berlin, S. 4–9.
- Heindl, Ines (2007): Ernährung, Gesundheit und soziale Ungleichheit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, H. 42, S. 32–38.
- Henkell & Co. Sektkellerei (Hg.) (o.J.). Online verfügbar unter [www.henkell-soehlein.de](http://www.henkell-soehlein.de), zuletzt geprüft am 03.04.2008.
- Hentschel, Christine (2006): Der Schlanke Staat und der dicke Konsument. Zur Regierung der Fettleibigkeit. In: Lamla, Jörn; Neckel, Sighard (Hg.): Politisierter Konsum -

- konsumierte Politik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Springer-11776 /Dig. Serial]), S. 113–131.
- Hickman, Leo (2006): *A Life Stripped Bare. My Year Trying to Live Ethically*. London: Random House.
- Hilton, Michael (2005): Die Globalisierung der Verbraucher. Zur Geschichte des Konsumerismus als sozio-politische Bewegung. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, Jg. 18, H. 4, S. 18–29.
- Hirschfelder, Gunther (2001): *Europäische Esskultur. Eine Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Hoekstra, Arjen Y.; Hung, P.Q. (2005): Globalisation of Water Resources: International Virtual Water Flows in Relation to Crop Trade. In: *Global Environmental Change*, H. 15, S. 45–56. Online verfügbar unter [www.waterfootprint.org/Reports/Hoekstra\\_Hung\\_\(2005\).pdf](http://www.waterfootprint.org/Reports/Hoekstra_Hung_(2005).pdf), zuletzt geprüft am 22.07.2009.
- Hoffmann, Peter (Hg.) (1994): *BSE Rinderseuche. Gefahr für den Menschen*. Unter Mitarbeit von Klaus-Georg Maiwald. Frankfurt am Main: pmi Verlagsgruppe.
- Hoffmann, Stefan (2008): *Boykottpartizipation. Entwicklung und Validierung eines Erklärungsmodells durch ein vollständig integriertes Forschungsdesign*. Wiesbaden: Gabler.
- Holzer, Boris (2007): Einführung. Politik im Supermarkt. In: Geiselberger, Heinrich (Hg.): *Und jetzt. Politik, Protest und Propaganda*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 251–267.
- Hubert Burda Media (Hg.) (2005): *Food-Trends 2005. Basisdaten für Kommunikationsstrategien*. Online verfügbar unter <http://www.burda.de/hps/upload/hxmedia/hbmi/HBRXmp0r.pdf>, zuletzt geprüft am 21.07.2009.
- Illies, Florian (2000): *Generation Golf. Eine Inspektion*. Berlin: Argon.
- Institut für Demoskopie Allensbach (Hg.) (Verschiedene Jahre): *Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse*.
- Interplay UK Limited (Hg.) (2008): *Grow Big Strange and Nasty Plants*. Online verfügbar unter [http://www.interplayuk.com/products/grow\\_big\\_strange\\_and\\_nasty\\_plants.html](http://www.interplayuk.com/products/grow_big_strange_and_nasty_plants.html), zuletzt aktualisiert am 2008, zuletzt geprüft am 21.05.2009.

- Janning, Frank (2005): Konjunkturen der Konsumentenmacht. Politische Gelegenheitsstrukturen in der deutschen Verbraucherschutzpolitik. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, Jg. 18, H. 4.
- Jung, Carl Gustav (2006): *Typologie*. 8. Aufl. Unter Mitarbeit von Lorenz Jung. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag (C.-G.-Jung-Taschenbuchausgabe, 9).
- Jung, Hermann (1978): Wein ohne Schwefel. Ein neues Patent wirbelte viel Staub auf - Skepsis bei den Experten. In: *Der Tagesspiegel*, Jg. 34, Ausgabe Nr. 10007, 24.08.1978, S. 15.
- Jungbauer-Gans, Monika (2006): Soziale und kulturelle Einflüsse auf Krankheit und Gesundheit. Theoretische Überlegungen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, H. 46, S. 86–108.
- Kaelble, Hartmut (1997): Europäische Besonderheiten des Massenkonsums 1950-1990. In: Siegrist, Hannes; Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen (Hg.): *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*. Frankfurt am Main, S. 169-104.
- Kaelble, Hartmut (2007): *Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart*. Lizenzausg. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Kämmer, Frank (2006): *Kleines Lexikon der Wein-Irrtümer*. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Kapalschinski, Christoph (16. März 2006): Die Salat-Taktik. Edeka, Rewe & Co. haben Inventur gemacht: Mit Frische-Theken und Imbiss-Ständen wollen sie verlorene Marktanteile zurückerobern. In: *Die Zeit*, Ausgabe Nr. 12, 16. März 2006.
- Kaufmann, Jean-Claude (2006): *Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen*. Konstanz: UVK Verlags-Gesellschaft.
- Keim, Helmut; Steffens, Heiko (2000): *Wirtschaft Deutschland. Daten-Analysen-Fakten*. Köln: Wirtschaftsverlag Bachem.
- Keller, Reiner; Hirsland, Andreas; Schneider, Werner, et al. (Hg.) (2006): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Klein, Naomi (2000): *No Logo: Taking Aim at the Brand Bullies*. New York.
- Kleinspehn, Thomas (1995): "Er fühle sich nicht satt, nur voll". In: Kleber, Jutta (Hg.): *Die Äpfel der Erkenntnis. Zur historischen Soziologie des Essens*. Pfaffenweiler, S. 14–27.
- Koch, Claus (1989): *Meinungsführer. Die Intelligenzblätter der Deutschen*. Berlin: Rotbuch.

- Köhler, Barbara Maria; Oltersdorf, Ulrich; Papastefanou, Georg (2000): Ernährungsberichterstattung in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Edition Sigma.
- Köhler, Michael (1995): Sein und Mahlzeit. Über Opfer und Essen. In: Kleber, Jutta (Hg.): Die Äpfel der Erkenntnis. Zur historischen Soziologie des Essens. Pfaffenweiler, S. 28–40.
- Kolip, Petra; Altgeld, Thomas (Hg.) (2006): Geschlechtergerechte Gesundheitsförderung und Prävention. Theoretische Grundlagen und Modelle guter Praxis. Weinheim: Juventa-Verlag.
- Kopetsch, Thomas (2005): Grundsätzliche Überlegungen zur Gestaltung des deutschen Gesundheitssystems. In: Sozialer Fortschritt: unabhängige Zeitschrift für Sozialpolitik, Jg. 54, H. 3, S. 62–69.
- Kothe, Lutz (1998): Verpackung vorgestern - gestern - heute - morgen - übermorgen. In: Stabernack, Wilhelm (Hg.): Verpackung. Medium im Trend der Wünsche. München: Bruckmann, S. 41–50.
- Krabbe, Wolfgang R. (1998): II. Lebensreform/Selbstreform. In: Kerbs, Diethart (Hg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen. 1880-1933. Wuppertal: Hammer, S. 73–75.
- Krämer, Walter; Trenkler, Götz; Krämer, Denis (2006): Das neue Lexikon der populären Irrtümer. Weitere Vorurteile, Mißverständnisse und Denkfehler von Advent bis Zyniker. München: Piper.
- Kreuel, Karin (2003): Nutritional Status of Very Old Elderly Living in Private Households in Germany. A Cross-Sectional Study. (Ernährungssituation hochbetagter, in Privathaushalten lebender Menschen in Deutschland: Eine Querschnittsstudie). Bonn.
- Kropp, Cordula (2006): Ernährungsarrangements im Alter - Spielräume und Grenzen der Gestaltung von Ernährungsmustern im vierten Lebensabschnitt. In: Rehberg, Karl-Siegbert; Giesecke, Dana (Hg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt am Main: Campus-Verlag, S. 1417–1426.
- Kropp, Cordula (2008): Ernährungsarrangements im Alter Spielräume und Grenzen der Gestaltung von Ernährungsmustern im dritten Lebensabschnitt. In: Künemund, Harald; Schroeter, Klaus R. (Hg.): Soziale Ungleichheiten und kulturelle Unterschiede in Lebenslauf und Alter. Fakten, Prognosen und Visionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 127–139.

- Kruse, Volker (1994): Historisch-soziologische Zeitdiagnosen im Westdeutschland nach 1945. Eduard Heimann, Alfred von Martin, Hans Freyer. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kruse, Volker (1998): Analysen zur deutschen historischen Soziologie. Münster.
- Kuckartz, Udo (1999): Computergestützte Analyse qualitativer Daten. Eine Einführung in Methoden und Arbeitstechniken. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kuckartz, Udo; Grunenberg, Heiko; Lauterbach, Andreas (Hg.) (2004): Qualitative Datenanalyse: computergestützt. Methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kuhn, Konrad J. (2005): Fairer Handel und Kalter Krieg. Selbstwahrnehmung und Positionierung der Fair-Trade-Bewegung in der Schweiz 1973-1990. Bern: Edition Soziothek.
- Kürschner-Pelkmann, Frank (22. August 2006): 140 Liter für eine Tasse Kaffee. Vom Steak bis zum Computerchip: Forscher haben berechnet, wie viel Wasser für die Produktion verschiedener Waren verbraucht wird. In: Süddeutsche Zeitung, Ausgabe Nr. 192, 22. August 2006.
- Lamla, Jörn (2005): Unterschätzte Verbrauchermacht. Editorial. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, Jg. 18, H. 4.
- Lamla, Jörn; Neckel, Sighard (Hg.) (2006): Politisierter Konsum - konsumierte Politik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Springer-11776 /Dig. Serial).
- Lang, Tim; Gabriel, Yiannis (2005): A Brief History of Consumer Activism. In: Harrison, Rob; Newholm, Terry; Shaw, Deirdre (Hg.): The ethical consumer. London: SAGE, S. 39–53.
- Lange, Cornelia; Ziese, Thomas (2007): Gesundheit in Deutschland. 2. Aufl. Berlin.
- Lasn, Kalle (2000): Culture jam. How to Reverse American's Suicidal Consumer Binge - and Why We Must. New York: Quill.
- Lauter, Benedikt (1987): Vom Nachkriegsbrot zu Spezialbrotsorten und Brotspezialitäten. In: Protzner, Wolfgang (Hg.): Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 35), S. 123–136.
- Le Goff, Jacques; Truong, Nicolas (2007): Die Geschichte des Körpers im Mittelalter. Stuttgart: Klett-Cotta.



- Lebensmittel Praxis (Hg.) (2009): Fairtrade: Wachstumssprung. Online verfügbar unter [http://www.lebensmittelpraxis.de/index.php?option=com\\_content&task=view&id=4126&Itemid=135](http://www.lebensmittelpraxis.de/index.php?option=com_content&task=view&id=4126&Itemid=135), zuletzt aktualisiert am 23.04.2009, zuletzt geprüft am 30.07.2009.
- Leitzmann, Claus; Keller, Markus; Hahn, Andreas (2005): Alternative Ernährungsformen. 55 Tabellen. 2., überarb. Aufl. Stuttgart: Hippokrates Verlag.
- Liessmann, Konrad Paul (2009): Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft. 2. Aufl., ungekürzte Taschenbuchausg. München: Piper.
- Litzenroth, Heinrich A.; Rivinius, Claudia (1998): Qualitative und quantitative Konsumtrends - dem Verbraucher auf der Spur. In: Stabernack, Wilhelm (Hg.): Verpackung. Medium im Trend der Wünsche. München: Bruckmann, S. 129–153.
- Lohauß, Peter (1993): Marktgesellschaft und Individualisierungen. Über den Wandel von Sozialstrukturen, Lebensstilen und Bewußtsein. In: Voy, Klaus; Polster, Werner; Thomasberger, Claus (Hg.): Gesellschaftliche Transformationsprozesse und materielle Lebensweise. Marburg: Metropolis-Verlag (Beiträge zur Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (1949 - 1989), 2), S. 81–126.
- Lorenz, Stefan (2006): Biolebensmittel und die 'Politik mit dem Einkaufswagen'. In: Lamla, Jörn; Neckel, Sighard (Hg.): Politisierter Konsum - konsumierte Politik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Springer-11776 /Dig. Serial)), S. 91–112.
- Lüders, Christian (1991): Deutungsmusteranalyse. Annäherungen an ein risikoreiches Konzept. In: Garz, Detlef (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 377–408.
- Lüders, Christian; Meuser, Michael (1997): Deutungsmusteranalyse. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: Leske und Budrich (Uni-Taschenbücher. Sozialwissenschaften, Bd. 1885), S. 57–79.
- Lütz, Manfred (2004): Die neue Religion heißt Gesundheit. In: Süddeutsche Zeitung, 27.08.2004.
- Mann, Thomas (1989): Buddenbrooks. Verfall einer Familie; Roman. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag.
- Mars, Inc (Hg.) (2008): Ihre personalisierte (sic!) M&M's. Online verfügbar unter <http://www.mymms.de/>, zuletzt aktualisiert am 22.05.2009, zuletzt geprüft am 22.05.2009.
- Maxeiner, Dirk; Miersch, Michael (2002): Lexikon der Öko-Irrtümer. Überraschende Fakten zu Energie, Gentechnik, Gesundheit, Klima, Ozon, Wald und vielen anderen Umweltthemen. Frankfurt am Main: Eichborn.

- Mayer, Dominik (2004): Gesundheitsschutz in der Europäischen Gemeinschaft am Beispiel von BSE. Eine Untersuchung der Kompetenzen, Durchführung und Entwicklung anhand der Maßnahmen der Gemeinschaft zur Eindämmung des BSE-Erregers. Frankfurt am Main: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Mayer, Dominik (2004): Gesundheitsschutz in der Europäischen Gemeinschaft am Beispiel von BSE. Eine Untersuchung der Kompetenzen, Durchführung und Entwicklung anhand der Maßnahmen der Gemeinschaft zur Eindämmung des BSE-Erregers. Univ., Diss.--Würzburg, 2003. Frankfurt am Main: Lang (Europäische Hochschulschriften Reihe 2, Rechtswissenschaft, 3935).
- Mayer, Karl-Ulrich; Blossfeld, Hans-Peter (1990): Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebenslauf. In: Berger, Peter A.; Hradil, Stefan (Hg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt. Göttingen, S. 297–318.
- Mead, George Herbert (2000): Geist, Identität und Gesellschaft. Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. [Nachdr.][Original 1934]. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Meadows, Dennis; Heck, Hans D. (1982): Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Mennell, Stephen (1996): All Manners of Food. Eating and Taste in England and France from the Middle Ages to the Present. Secon Edition. Urbana, Chicago: University of Illinois Press.
- Merki, Christoph Maria (2003): Zwischen Luxus und Notwendigkeit. Genußmittel. In: Reith, Reinhold; Meyer, Torsten (Hg.): Luxus und Konsum. Eine historische Annäherung. Münster: Waxmann, S. 83–95.
- Micheletti, Michele (2003): Political Virtue and Shopping. Individuals, Consumerism, and Collective Action. New York: Palgrave Macmillan.
- Micheletti, Michele; Føllesdal, Andreas; Stolle, Dietlind (Hg.) (2004 [2003]): Politics, Products and Markets. Exploring Consumerism Past and Present. New Brunswick/London: Transaction Publishers.
- Möckl, Karl (1987): Die große deutsche Küche. Formen des Eßverhaltens seit den siebziger Jahren. In: Protzner, Wolfgang (Hg.): Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 35), S. 49–64.
- Mollenhauer, Hans-P. (1988): Von Omas Küche zur Fertigpackung. Aus der Kinderstube der Lebensmittelindustrie. Gernsbach.

- Moorstedt, Tobias (2007): Ethisches Verbraucherverhalten. In: Geiselberger, Heinrich (Hg.): Und jetzt. Politik, Protest und Propaganda. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 281–291.
- Münch, Richard (1991): Dialektik der Kommunikationsgesellschaft. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Münch, Richard (1995): Dynamik der Kommunikationsgesellschaft. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Münstermann, Hans (1988): Bäckerei- und Technikgeschichte, ein Widerspruch. Die Entwicklung der Bäckereitechnik in den letzten 100 Jahren als historisches Phänomen - zum Problem der Technikgeschichte. Frankfurt am Main ; Bern ; New York ; Paris: Lang.
- Myers, Isabel Briggs; McCaulley, Mary H.; Most, Robert (1985): Manual, a guide to the development and use of the Myers-Briggs type indicator. Palo Alto Ca.: Consulting Psychologists Press.
- mymuesli GmbH (Hg.) (2009): Müsli individuell online mixen! Bio-Müsli. Online verfügbar unter [http://www.mymuesli.com/?lang=de&utm\\_source=DRTV\\_mymuesli.de&utm\\_medium=DRTV&utm\\_content=tv-spot&utm\\_campaign=spot1](http://www.mymuesli.com/?lang=de&utm_source=DRTV_mymuesli.de&utm_medium=DRTV&utm_content=tv-spot&utm_campaign=spot1), zuletzt aktualisiert am 22.05.2009, zuletzt geprüft am 22.05.2009.
- Naegele, Gerhard (2004): Gesundheitsförderung und Prävention für das höhere Alter. Ein neues Handlungsfeld für die Sozialpolitik. In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit, Jg. 55, H. 4, S. 20–27.
- NDR (Hg.): Der Fluch der Krabben. Online verfügbar unter [http://www3.ndr.de/ndrtv\\_pages\\_std/0,3147,OID2804944,00.html](http://www3.ndr.de/ndrtv_pages_std/0,3147,OID2804944,00.html), zuletzt geprüft am 03.04.2008.
- Neumann, Gerhard (2001): Essen und Lebensqualität. In: Neumann, Gerhard (Hg.): Essen und Lebensqualität. Natur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Frankfurt am Main: Campus-Verlag, S. 15–36.
- Oekolandbau.de (2006): Bio-Markt kompakt. Kennzahlen zum Markt für Bio-Lebensmittel (Stand: 01.03.2006). Online verfügbar unter [http://www.oekolandbau.de/fileadmin/redaktion/dokumente/haendler/marktinformationen/biomarkt\\_kompakt\\_maerz\\_2006.pdf](http://www.oekolandbau.de/fileadmin/redaktion/dokumente/haendler/marktinformationen/biomarkt_kompakt_maerz_2006.pdf), zuletzt aktualisiert am 01.03.2006, zuletzt geprüft am 08.05.2009.
- Oevermann, Ulrich (2001): Die Struktur sozialer Deutungsmuster. Versuch einer Aktualisierung. In: Sozialer Sinn, H. 1, S. 35–82.

- Paczensky, Gert von; Dünnebier, Anna (1994): Kulturgeschichte des Essens und Trinkens. München: Orbis.
- Papastefanou, Georgios; Grund, Thomas (2005): Social class differences in food and drinking expenditures. Change and stability in West-Germany 1969 to 2003. Online verfügbar unter <http://www.sifo.no/files/papastefanou.pdf>, zuletzt aktualisiert am N.N., zuletzt geprüft am 10.04.2006.
- Pape, Helmut (2002): Der dramatische Reichtum der konkreten Welt. Der Ursprung des Pragmatismus im Denken von Charles S. Peirce und William James. Weilerswist: Velbrück Wiss.
- Paulus, Jochen (2006): Abwechslung macht Appetit. Warum wir nach einem ausgiebigen Mehrgängemenü immer noch Appetit auf ein Dessert haben. In: Psychologie heute - compact, H. 14, S. 34–35.
- Pelzer, Birgit; Reith, Reinhold (2001): Margarine. Die Karriere der Kunstbutter. Berlin: Wagenbach.
- Penz, Otto (2001): Metamorphosen der Schönheit. Eine Kulturgeschichte moderner Körperlichkeit. Wien: Turia & Kant.
- Philipps, Axel (2005): Verbaucher-Macht-Nichts?! In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, Jg. 18, H. 4, S. 110–115.
- Pieper, Claas (2006): Das Hühnchen-Gericht. Bauern wehren sich juristisch gegen die Zwangsvermarktung ihrer Produkte durch die Werbeorganisation CMA. Die steckt jetzt in der Krise. In: Die Zeit, Ausgabe 47, 16.11.2006, S. 30.
- Platz, Christine; Schetsche, Michael (2001): Grundzüge einer wissenssoziologischen Theorie sozialer Orientierungsmuster. In: Sozialer Sinn, H. 3, S. 511–536.
- Polak, Regina (2002): Megatrend Religion. Neue Religiositäten in Europa. Ostfildern: Schwabenverlag.
- Pollmer, Udo; Frank, Gunter; Warmuth, Susanne (2006): Lexikon der Fitneß-Irrtümer. Mißverständnisse, Fehlinterpretationen und Halbwahrheiten von Aerobic bis Zerrung. Ungekürzte Taschenbuchausg, 2. Aufl. München: Piper.
- Pollmer, Udo; Warmuth, Susanne (2000): Lexikon der populären Ernährungsirrtümer. Mißverständnisse, Fehlinterpretationen und Halbwahrheiten von Alkohol bis Zucker. München: Piper.
- Polster, Werner (1993): Wandlungen der Lebensweise im Spiegel der Konsumententwicklung - Von Dienstleistungskonsum zum demokratischen Warenkonsum. In: Voy, Klaus; Polster, Werner; Thomasberger, Claus (Hg.): Gesellschaftliche

- Transformationsprozesse und materielle Lebensweise. Marburg: Metropolis-Verlag (Beiträge zur Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (1949 - 1989), 2), S. 193–262.
- Polterauer, Judith (2008): Corporate-Citizenship-Forschung in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, H. 31, S. 32–38.
- Popitz, Heinrich (1989): Epochen der Technikgeschichte. Tübingen: Mohr.
- Popper, Karl R (1994): Logik der Forschung. 10., verb. und verm. Aufl.[Original 1934]. Tübingen: Mohr (Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften, 4).
- Postmix AG (Hg.) (2008): EGI - POST-MIX Gastro-Systeme. Online verfügbar unter <http://postmix.com>, zuletzt aktualisiert am 28.11.2008, zuletzt geprüft am 21.05.2009.
- Prahl, Hans-Werner; Setzwein, Monika (1999): Soziologie der Ernährung. Opladen: Leske und Budrich (Fragen der Gesellschaft).
- Protzner, Wolfgang (1987): Vom Hungerwinter bis zum Beginn der "Freißwelle". In: Protzner, Wolfgang (Hg.): Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 35), S. 11–30.
- Pudel, Volker (1996): Vom Genußwert des ungesunden Geschmacks. In: Südzucker AG (Hg.): De gustibus (non?) est disputandum. Geschmack als Erfolgsgarant im Markt für Lebensmittel. 23. Südzucker Symposium, 21. März 1996, Bad Dürkheim. Mannheim, Ochsensfurt, S. 52–72.
- Pudel, Volker (2003): Psychologie des Essens. In: Escher, Felix; Buddeberg, Claus (Hg.): Essen und Trinken zwischen Ernährung, Kult und Kultur. Zürich, S. 121–138.
- Ram, Uri (2005): "Don't drink stupid, drink committed". Die Verwässerung des Engagements. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, Jg. 18, H. 4, S. 53–64.
- Raschke, Joachim (1988): Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß. Frankfurt am Main, New York: Campus-Verlag.
- Rauschenbach, Thomas (1991): Gibt es ein „neues Ehrenamt“?: zum Stellenwert des Ehrenamtes in einem modernen System sozialer Dienste. In: Sozialpädagogik, Jg. 33, H. 1, S. 2–10.
- Ray, Paul H.; Anderson, Sherry Ruth (2000): The cultural creatives. How 50 Million People are Changing the World. New York: Harmony Books.
- Reckendrees, Alfred (2007): Konsummuster im Wandel. Haushaltsbudgets und privater Verbrauch in der Bundesrepublik Deutschland 1952-98. In: Reckendrees, Alfred (Hg.):

- Die bundesdeutsche Massenkonsumgesellschaft 1950 - 2000. The West German Mass Consumption Society 1950 - 2000. Berlin: Akademie-Verlag, S. 29–62.
- Rehaag, Regine; Waskow, Frank (2006): Ernährungskommunikation. In: Eberle, Ulrike; Hayn, Doris; Rehaag, Renate; Simshäuser, Ulla; Rehaag, Regine (Hg.): Ernährungswende. Eine Herausforderung für Politik, Unternehmen und Gesellschaft. München: ökom, S. 63–66.
- Rehaag, Renate; Waskow, Frank (Juni 2005): Der BSE-Diskurs als Beispiel öffentlicher Ernährungskommunikation. Unter Mitarbeit von Eva Barlösius. (Diskussionspapiere Ernährungswende, 10).
- Reinhardt, Dirk; Spiekermann, Uwe; Thoms, Ulrike (Hg.) (1993): Neue Wege zur Ernährungsgeschichte. Kochbücher, Haushaltsrechnungen, Konsumvereinsberichte und Autobiographien in der Diskussion. Frankfurt am Main: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Richter, Antje; Altgeld, Thomas (2004): Handlungskonzept zur Gesundheitsförderung sozial benachteiligter Kinder im Elementarbereich. 1. Aufl. Bremerhaven: Wirtschaftsverlag NW - Verlag für Neue Wissenschaften (Gesund in allen Lebenslagen, Bd. 1).
- Richter, Matthias (2005): Gesundheit und Gesundheitsverhalten im Jugendalter. Der Einfluss sozialer Ungleichheit. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Richter, Matthias; Hurrelmann, Klaus (2006): Gesundheitliche Ungleichheit. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ridder, Paul (1996): Schön und gesund. Das Bild des Körpers in der Geschichte. Kassel: Gesamthochschul-Bibliothek.
- Risel, Maren (2006): Westdeutsche Lebensstile Ende des 20. Jahrhunderts. Eine empirische Untersuchung zum Zusammenhang von Sozialstruktur und Lebensstil. In: Hagenah, Jörg; Meulemann, Heiner (Hg.): Sozialer Wandel und Mediennutzung in der Bundesrepublik Deutschland. München: LIT Verlag, S. 205–229.
- Robert-Koch-Institut (Hg.) (2006): Gesundheit in Deutschland. Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Robert-Koch-Institut. Berlin.
- Rose, Lotte (2005): "Überfressene" Kinder. Nachdenklichkeiten zur Ernährungs- und Gesundheitserziehung. In: Neue Praxis: Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, Jg. 35, H. 1, S. 19–34.
- Rössler, Patrick; Lücke, Stephanie; Linzmaier, Vera; Steinhilper, Leila; Willhöft, Corinna (2006): Ernährung im Fernsehen. Darstellung und Wirkung: Eine empirische Studie. München: Fischer.

- Rothschuh, Karl E. (1983): Naturheilbewegung - Reformbewegung - Alternativbewegung. Stuttgart: Hippokrates Verlag.
- Rucht, Dieter (1986). In: Brand, Karl-Werner; Büsser, Detlef; Rucht, Dieter (Hg.): Aufbruch in eine andere Gesellschaft. Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik. Frankfurt am Main, New York: Campus-Verlag .
- Rucht, Dieter (1999): The Transnationalization of Social Movements: Trends, Causes, Problems. In: Della Porta, Donatella; Kriesi, Hanspeter; Rucht, Dieter (Hg.): Social Movements in a Globalizing World. Basingstoke, Hampshire: Macmillan [u.a.], S. 206–222.
- Rückert-John, Jana (2005): Zukunftsfähigkeit der Ernährung außer Haus. In: Brunner, Karl-Michael; Schönberger, Gesa U. (Hg.): Nachhaltigkeit und Ernährung. Produktion - Handel - Konsum. Frankfurt am Main: Campus-Verlag, S. 240–262.
- Rückert-John, Jana (2008): Organisation des Ernährungsverhaltens. Der Einsatz ökologischer Lebensmittel in der außerhäuslichen Verpflegung und dessen nachhaltige Folgen. In: Rehberg, Karl-Siebert; Giesecke, Dana (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt am Main: Campus-Verlag, S. 2790–2800.
- Rutschky, Michael (2005): Die gute Natur. Ein zeitgenössischer Kult. In: Merkur, Jg. 49, H. 673, S. 411–423.
- Schassberger, Ernst-Ulrich (2006): Geschlechtergrenzen auch im Geschmack. In: Kolip, Petra; Altgeld, Thomas (Hg.): Geschlechtergerechte Gesundheitsförderung und Prävention. Theoretische Grundlagen und Modelle guter Praxis. Weinheim: Juventa-Verlag, S. 111–116.
- Schilling, René (1999): Der Körper des „Helden“. Deutschland 1813-1945. In: Conze, Susanne (Hg.): Körper macht Geschichte - Geschichte macht Körper. Körpergeschichte als Sozialgeschichte. Bielefeld: Verl. für Regionalgeschichte, S. 119–140.
- Schivelbusch, Wolfgang (2005): Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genussmittel. 6. Aufl., ungek. Ausg., Original 1980. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag (Fischer-Taschenbücher, 4413).
- Schlegel-Matthies, Kirsten (1987): Anfänge der modernen Lebens- und Genussmittelwerbung. Produkte und Konsumgruppen im Spiegel von Zeitschriftenannoncen. In: Teuteberg, Hans Jürgen (Hg.): Durchbruch zum modernen Massenkonsum. Lebensmittelmärkte und Lebensmittelqualität im Städtewachstum des Industriezeitalters. Münster: Coppenrath, S. 277–308.

- Schlumberger, Andreas (2006): 50 einfache Dinge, die Sie tun können, um die Welt zu retten, und wie Sie dabei Geld sparen. München: Heyne.
- Schmidt, Christopher (14./15. Januar 2006): Der italienische Hausfreund. Indoor-Bolide mit neun Bar Druck: Die Espresso-Maschine ist das Kultspielzeug des deutschen Aufschäum-Aficionados. In: Süddeutsche Zeitung, Ausgabe Nr. 11, 14./15. Januar 2006.
- Schneller, Johannes (2008): AWA 2008. Mediennutzung. gestern - heute - morgen. Herausgegeben von Institut für Demoskopie Allensbach. Online verfügbar unter [http://www.awa-online.de/praesentationen/awa08\\_Mediennutzung.pdf](http://www.awa-online.de/praesentationen/awa08_Mediennutzung.pdf), zuletzt geprüft am 30. April 2010.
- Schön, Irmgard (1987): Wandlungen in den Verzehrsgewohnheiten beim Fleisch von 1945 bis zur Gegenwart. In: Protzner, Wolfgang (Hg.): Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 35), S. 93–122.
- Schröter, Harm G. (1997): Marketing als angewandte Sozialtechnik und Veränderungen im Konsumverhalten. Nivea als internationale Dachmarke 1960-1994. In: Siegrist, Hannes; Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen (Hg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert). Frankfurt am Main, S. 615–648.
- Schulze, Gerhard (1994): Gehen ohne Grund. Eine Skizze zur Kulturgeschichte des Denkens. In: Kuhlmann, Andreas (Hg.): Philosophische Ansichten der Kultur der Moderne. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag, S. 79–130.
- Schulze, Gerhard (2000a): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. 8. Aufl., Original 1992. Frankfurt am Main, New York: Campus-Verlag.
- Schulze, Gerhard (2000b): Was wird aus der Erlebnisgesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, H. B12.
- Schulze, Gerhard (2003): Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert. München, Wien: Carl Hanser Verlag.
- Schulze, Gerhard (20.10.2004): Dieses obscure Objekt der Begierde. Luxuskonsum im 21. Jahrhundert. Vortrag auf Tagung "Luxus und Krise". Veranstaltung vom 20.10.2004. Berlin. Veranstalter: Roland Berger Market Research und CB.e,
- Schulze, Gerhard (2006a): Die Sünde. Das schöne Leben und seine Feinde. München: Carl Hanser Verlag.



- Schulze, Gerhard (2006b): Einführung in die Methoden der empirischen Sozialforschung. In: Schulze, Gerhard; Baur, Nina (Hg.): Bamberger Beiträge zur empirischen Sozialforschung, Bd. 1.
- Schulze, Gerhard (07.06.2007): Zwischen Gefühl und Kalkül. Lebensentwürfe der Gegenwart. Veranstaltung vom 07.06.2007. Zürich. Veranstalter: Neue Züricher Zeitung.
- Schulze, Gerhard (2008): Die Interpretation von Ordinalskalen. Paper 2 zum Hauptseminar Daten und Theorie II im Sommersemester 2008 an der Universität Bamberg. Bamberg.
- Schützeichel, Rainer (2004): Historische Soziologie. Bielefeld.
- Setzwein, Monika (2006): Frauenessen - Männeressen? Doing Gender und Essverhalten. In: Kolip, Petra; Altgeld, Thomas (Hg.): Geschlechtergerechte Gesundheitsförderung und Prävention. Theoretische Grundlagen und Modelle guter Praxis. Weinheim: Juventa-Verlag, S. 41–60.
- Siegrist, Hannes (1997): Konsum, Kultur und Gesellschaft im modernen Europa. In: Siegrist, Hannes; Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen (Hg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert). Frankfurt am Main, S. 13–50.
- Siegrist, Hannes; Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen (Hg.) (1997): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert). Frankfurt am Main.
- Simmel, Georg (1989): Einleitung in die Moralwissenschaft. Eine Kritik der ethischen Grundbegriffe ; Bd. 1. [Original 1892]. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Gesamtausgabe / Georg Simmel. Hrsg. von Otthein Rammstedt, Bd. 3).
- Smith, Adam (1999): Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. 8. Aufl., vollst. Ausg. nach der 5. Aufl. (letzter Hand), London 1789, für die Taschenbuch-Ausg. rev. Fassung [Original 1776]. Herausgegeben von Horst Claus Recktenwald. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Sombre, Steffen de (2008): Der gesellschaftliche Wandel generiert neue Zielgruppen. AWA 2008. Institut für Demoskopie Allensbach. Online verfügbar unter [http://www.awa-online.de/praesentationen/awa08\\_Zielgruppen.pdf](http://www.awa-online.de/praesentationen/awa08_Zielgruppen.pdf), zuletzt geprüft am 08.05.2009.
- Spellerberg, Annette (1996): Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland. Berlin: Sigma.
- Spiekermann, Uwe (1993): Haushaltsrechnungen als Quellen der Ernährungsgeschichte. Überblick und methodischer Problemaufriß. In: Reinhardt, Dirk; Spiekermann, Uwe;

- Thoms, Ulrike (Hg.): Neue Wege zur Ernährungsgeschichte. Kochbücher, Haushaltsrechnungen, Konsumvereinsberichte und Autobiographien in der Diskussion. Frankfurt am Main: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften, S. 51–85.
- Spiekermann, Uwe (2001): Der Naturwissenschaftler als Kulturwissenschaftler: das Beispiel Werner Kollaths. In: Neumann, Gerhard (Hg.): Essen und Lebensqualität. Natur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Frankfurt am Main: Campus-Verlag, S. 247–274.
- Spiekermann, Uwe; Stockhaus, Dörthe (1993): Konsumvereinsberichte - Eine neue Quelle der Ernährungsgeschichte. In: Reinhardt, Dirk; Spiekermann, Uwe; Thoms, Ulrike (Hg.): Neue Wege zur Ernährungsgeschichte. Kochbücher, Haushaltsrechnungen, Konsumvereinsberichte und Autobiographien in der Diskussion. Frankfurt am Main: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften, S. 86–112.
- Statistisches Bundesamt (2000): Datenreport 1999. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Unter Mitarbeit von WZB und ZUMA. Bonn.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) (2009): Laufende Wirtschaftsrechnungen (LWR). Konsumausgaben privater Haushalte 2006 in den Gebietsständen. Statistisches Bundesamt Deutschland. Online verfügbar unter <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/WirtschaftsrechnungenZeitbudgets/LaufendeWirtschaftsrechnungen/Tabellen/Content75/KonsumausgabenGebietsstaende,templateId=renderPrint.psml>, zuletzt geprüft am 30.07.2009.
- Stehr, Nico (2007): Die Moralisierung der Märkte. Eine Gesellschaftstheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Steinberger, Karin (2004): Der weite Weg der Krabben. Am Anfang ist das Meer. In: Süddeutsche Zeitung, 21.03.2004. Online verfügbar unter <http://www.sueddeutsche.de/panorama/90/371902/text/>, zuletzt geprüft am 21.05.2009.
- Stiehler, Matthias (2001): Gesundheit als Sehnsucht - Religiöse Aspekte des Gesundheitsbegriffs. In: Zeitschrift für Gesundheitswissenschaft, Jg. 9, H. 1, S. 24–37.
- Stieß, Immanuel; Hayn, Doris; Götz, Andreas; Schubert, Steffi; Seltmann, Gudrun; Birzle-Hader, Barbara (2005): Ernährungsstile im Alltag. Ergebnisse einer repräsentativen Untersuchung. Frankfurt am Main. (Diskussionspapiere Ernährungswende, Nr. 5).
- Stolle, Dietlind; Hooghe, Marc; Micheletti, Michele (2005): Politics in the Supermarket: Political Consumerism as a Form of Political Participation. In: International Political Science Review, Jg. 26, H. 3, S. 245–269.

- Stolle, Dietlind; Micheletti, Michele (2005): Warum werden Käufer zu 'politischen Verbrauchern'. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, H. 4, S. 41–52.
- Stroebe, Wolfgang (2005): Wenn der Bauch mit dem Kopf durchgeht. In: *Gehirn und Geist. Dossier: Abenteuer Alltag*, S. 92–98.
- Süddeutsche Zeitung (Hg.) (o.J.): Vom Hobbykeller zum Welterfolg. Online verfügbar unter [http://sz-shop.sueddeutsche.de/mediathek/shop/Produktdetails/Buch+Marke\\_Eigenbau+Holm\\_Friebe\\_und\\_Thomas\\_Ramge/4595729.do;jsessionid=D1394B842A900D66812680DB62F44693.kafka:9009?extraInformationShortModus=false](http://sz-shop.sueddeutsche.de/mediathek/shop/Produktdetails/Buch+Marke_Eigenbau+Holm_Friebe_und_Thomas_Ramge/4595729.do;jsessionid=D1394B842A900D66812680DB62F44693.kafka:9009?extraInformationShortModus=false), zuletzt geprüft am 30.07.2009.
- Swoboda, Bernhard; Morschett, Dirk (2001): Convenience-Oriented Shopping: A Model from the Perspective of Consumer Research. In: Frewer, Lynn J.; Risvik, Einar; Schifferstein, Hendrik (Hg.): *Food, People and Society. A European Perspective of Consumers Food Choices*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer, S. 176–196.
- Tacke, Veronika (2000): Das Risiko der Unsicherheitsabsorption. Ein Vergleich konstruktivistischer Beobachtungsweisen des BSE-Risikos. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 29, H. 2, S. 83–102.
- Tanner, Jakob (2003): Modern Times: Industrialisierung und Ernährung in Europa und den USA im 19. und 20. Jahrhundert. In: Escher, Felix; Buddeberg, Claus (Hg.): *Essen und Trinken zwischen Ernährung, Kult und Kultur*. Zürich, S. 27–52.
- Tchibo GmbH (Hg.) (2009): maxingvest Konzern gut gerüstet für die Zukunft. Tchibo GmbH - Corporate Communications. Online verfügbar unter <http://company.tchibo.de/corweb/servlet/content/280008/LnderstartseiteDeutsch/Presse/Pressemitteilungen/Wirtschaft/Bilanzpressegesprch2009.html;jsessionid=7A5D096B036A4999612517533FF159EB>, zuletzt aktualisiert am 23.04.2009, zuletzt geprüft am 18.08.2009.
- Terizakis, Georgios (2005): Die Konsumentenorganisation in der EU - am Beispiel von Novel Food. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, Jg. 18, H. 4, S. 106–110.
- Tetens, Holm (2004): *Philosophisches Argumentieren. Eine Einführung*. München: Verlag C.H. Beck.
- Teuteberg, Hans Jürgen (1986): Der Verzehr von Nahrungsmitteln in Deutschland pro Kopf und Jahr seit Beginn der Industrialisierung (1850-1975). Versuch einer Langzeitanalyse. In: Teuteberg, Hans Jürgen; Wiegelmann, Günter (Hg.): *Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung*. Münster, S. 225–279.

- Teuteberg, Hans Jürgen (1986): Die Begründung der Ernährungsindustrie. In: Teuteberg, Hans Jürgen; Wiegelmann, Günter (Hg.): Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung. Münster, S. 291–302.
- Teuteberg, Hans Jürgen (1986): Der Kampf gegen die Lebensmittelverfälschungen. In: Teuteberg, Hans Jürgen; Wiegelmann, Günter (Hg.): Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung. Münster, S. 371–377.
- Teuteberg, Hans Jürgen (1995): Die Verfälschung von Nahrungs- und Genußmitteln und die Anfänge eines einheitlichen staatlichen Lebensmittelschutzes in Deutschland. In: Zeitschrift für Ernährungswissenschaften, Jg. 34, H. 2, S. 95–112.
- Teuteberg, Hans Jürgen (1998): Der Fleisch- und Wurstverzehr der Deutschen in historischer Betrachtung. In: Ernährungsforschung, Jg. 43, H. 1, S. 1–28.
- Thomas, Berthold (1987): Von der Überfluß- zur Vollwerternährung. In: Protzner, Wolfgang (Hg.): Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 35), S. 65–80.
- TIME Inc. (Hg.): Toward the Square Tomato. In: TIME, Jg. 1967. Online verfügbar unter <http://www.time.com/time/magazine/article/0,9171,841005-3,00.html>, zuletzt geprüft am 21.05.2009.
- Transfair e.V. (Hg.) (2009): Das wurde erreicht. Bei uns. Online verfügbar unter <http://www.transfair.org/ueber-transfair/das-wurde-erreicht/bei-uns.html>, zuletzt geprüft am 30.08.2009.
- Transfair e.V. (Hg.) (2010): Absatz Fairtrade-Produkte im Einzelnen. Online verfügbar unter [http://www.transfair.org/produkte/absatz-fairtrade-produkte/?tx\\_jppageteaser\\_pi1\[backId\]=22](http://www.transfair.org/produkte/absatz-fairtrade-produkte/?tx_jppageteaser_pi1[backId]=22), zuletzt geprüft am 05.06.2010.
- Unfried, Peter (2007): Die wunderbare Welt der Lohas. In: die tageszeitung, 22.09.2007. Online verfügbar unter <http://www.taz.de/index.php?id=start&art=5024&id=alltag-artikel&src=AR&cHash=f537e6797f>, zuletzt geprüft am 08.05.2009.
- VDM - Verband Deutscher Mineralbrunnen e.V. (Hg.) (2006): Presse-Information. Deutsche Brunnen haben 2005 weniger Mineralwasser abgesetzt. Online verfügbar unter <http://www.mineralwasser.com/cms/files/Branchendaten2005.pdf>, zuletzt aktualisiert am Mai 2006, zuletzt geprüft am 03.06.2006.
- VDM - Verband Deutscher Mineralbrunnen e.V. (Hg.) (2009): Vorläufige Branchendaten 2008. Online verfügbar unter [http://p4800.typo3server.info/fileadmin/Redaktion/PDF/Daten\\_und\\_Fakten/Branchendaten\\_2008.pdf](http://p4800.typo3server.info/fileadmin/Redaktion/PDF/Daten_und_Fakten/Branchendaten_2008.pdf), zuletzt geprüft am 28.07.2009.

- Verbraucherzentrale Bundesverband e. V. (Hg.) (2009): Wir über uns. Online verfügbar unter [http://www.vzbv.de/go/wir/wir\\_ueber\\_uns/index.html](http://www.vzbv.de/go/wir/wir_ueber_uns/index.html), zuletzt geprüft am 30.07.2009.
- Volkert, Dorothee (2002): Ernährung älterer Menschen in Deutschland. Epidemiologie und Intervention. Berlin: Köster.
- Wagner, Britta (2005): Arbeiten mit MAXqda. Kurze Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. 2., korrigierte Auflage. In: Schulze, Gerhard; Baur, Nina (Hg.): Bamberger Beiträge zur empirischen Sozialforschung, Nr. 22.
- Wagner, Eberhard; Rascher, Reinhard (1987): Das fränkische Dialektbuch. München: Verlag C.H. Beck.
- Wahl, A. (2003): Die Veränderung von Lebensstilen. Generationenfolge, Lebenslauf und sozialer Wandel. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Wallau, Alexandra (2003): Deskriptive und komparative Analyse der reproduktiven Daten der Frauen innerhalb der beiden deutschen EPIC-Kohorten Potsdam und Heidelberg. Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades doctor medicinae. Vorgelegt der Medizinischen Fakultät Charité. Online verfügbar unter <http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/wallau-alexandra-2003-09-09/HTML/front.html>, zuletzt aktualisiert am 16.03.2007, zuletzt geprüft am 16.03.2007.
- Walter, Ulrich (2004): Werte und Qualität: Mit Visionen zum Erfolg. Herbsttagung am 25.11.2004 in Berlin. Zukunft, die schmeckt. Marktpotenziale und Marketing für Bio-Lebensmittel. Bund ökologische Lebensmittelwirtschaft. Online verfügbar unter <http://www.boelw.de/uploads/media/tagung2004-walter.pdf#search=%22naturkost%20definition%22>, zuletzt aktualisiert am 16.03.2007, zuletzt geprüft am 16.03.2007.
- Weber, Max (2002): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5., rev. Aufl., Studienausg., [Nachdr.] / [Original 1922]. Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Wellner, Karoline (2008): Der „Turnvater“ in Bewegung. Die Rezeption Friedrich Ludwig Jahns zwischen 1933 und 1990. Inaugural-Dissertation. München.
- Welsch, Wolfgang (2002): Unsere postmoderne Moderne. 6. Aufl. Berlin: Akademie-Verlag.
- Wenijan, Jia (1990): Werbegeschichte als Kommunikationsgeschichte. Analyse der Anzeigenwerbung im SPIEGEL von 1947 bis 1990. Göttingen: Cuvillier.
- Westenhöfer, J.; Pudiel, Volker (1990): Einstellungen der deutschen Bevölkerung zum Essen. In: Ernährungs-Umschau, Jg. 37, S. 311–316.

- Weyers, Simone (2008): Soziale Ungleichheit, soziale Beziehungen und Gesundheitsverhalten. In: Bauer, Ulrich; Bittlingmayer, Uwe H.; Richter, Matthias (Hg.): Health Inequalities: Determinanten und Mechanismen gesundheitlicher Ungleichheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 257–270.
- Wildt, Michael (1993): Abschied von der ‚Fresswelle‘ oder: die Pluralisierung des Geschmacks. Essen in der Bundesrepublik Deutschland der fünfziger Jahre. In: Wierlacher, Alois; Neumann, Gerhard; Teuteberg, Hans Jürgen (Hg.): Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder. Berlin: Akademie-Verlag, S. 211–225.
- Willems, Herbert (1997): Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans: Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Winkel, Harald (1987): Vom Gourmand zum Gourmet. In: Protzner, Wolfgang (Hg.): Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 35), S. 31–48.
- Wirtz, Mica (2008): Bauch: nicht einfach Bauch. Der Staat im Kampf gegen Übergewicht. In: Forum Wissenschaft, Jg. 25, H. 4, S. 14–17.
- Wolf, Norbert Richard; Krämer-Neubert, Sabine (Hg.) (2003): Newsletter Nr. 1. Unterfränkisches Dialektinstitut. Würzburg.
- Wollschläger, Hans (2001): Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh: Wie dies stirbt, so stirbt er auch. Fastnachtspredigt zum Skandal. Bad Nauheim: Asku-Press.
- World Health Organization (Hg.) (1946): Constitution of the World Health Organization.
- Zentrale Markt- und Preisberichtsstelle (2006): Umfassende ZMP-Marktberichtserstattung ist gefährdet. Herausgegeben von ZMP Online. Online verfügbar unter [http://www.zmp.de/agrarmarkt/branchen/presse/meldung\\_08W3DnavlinkW26X2FagrarmarktX2FbranchenX2FpresseX2Fmeldung\\_08X2Easp.asp](http://www.zmp.de/agrarmarkt/branchen/presse/meldung_08W3DnavlinkW26X2FagrarmarktX2FbranchenX2FpresseX2Fmeldung_08X2Easp.asp), zuletzt aktualisiert am 13.11.2006, zuletzt geprüft am 25.11.2006.
- Zentrale Markt- und Preisberichtsstelle GmbH (Hg.) (verschiedene Jahre). Online verfügbar unter <http://www.zmp.de>, zuletzt geprüft am 19.02.2008.
- Ziesel, Kurt (1988): Die Meinungsmacher. Spiegel, Zeit, Stern & Co. München: Universitas.
- Zygmunt, Joanne (2007): Hidden Waters. A Waterwise Briefing. waterwise. Online verfügbar unter <http://www.waterwise.org.uk/images/site/EmbeddedWater/hidden%20waters%2C%20waterwise%2C%20february%202007.pdf>, zuletzt geprüft am 21.07.2009.